This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

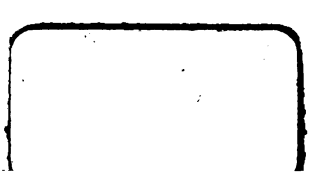
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07025205 5



U. Ettinger,
391 Atlantic Ave.

Ko[illegible]
YED

U. Ettinger,
391 Atlantic Av

U. Ettinger,
391 Atlantic Ave.

Koerner
YED

U. E
391 A

A. Ettinger,
391 Atlantic Ave.

Der Menschengeist

in seiner

persönlichen und weltgeschichtlichen Entwickelung.

Eine naturwissenschaftliche Seelenkunde und darauf begründete Weltanschauung.

Von

Professor Friedrich Körner,

Director der Handelsakademie und kaufmännischen Sonntagsschule zu Pest.

Die Seele hat so gut ihre Physik wie jede andere Kraft.

Spieß, Nervenphysiologie.

Wie der Naturforscher die Gesetze der Wirkung einer angenommenen Kraft aus den Erscheinungen der Wirkungen erkennt und sich dadurch zuletzt ein Verständniß über die Natur jener gesetzten Thätigkeitsursache bildet, so hat der naturforschende Psychologe die Erscheinungen der Seele zu analysiren und die Gesetze in dem Wechsel derselben zu ergründen.

Domrich, psychische Zustände.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1870.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
165482A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Vorrede.

Das Wissenswertheste und Wunderbarste, was es in der Welt giebt, bleibt unstreitig der Menschengeist, über welchen man trotzdem ganz unzureichend belehrt wird. Denn die sogenannten Psychologien, Seelenkunden u. s. w. enthalten nur unerwiesene Behauptungen und unklare Redensarten, welche nichts erklären aus der Natur des Geistes. Belehrung findet man nur bei Physiologen und Irrenärzten (Leidesdorf, Wachsmuth, Jessen, Mayer, Domrich, Meynert, Spieß, Helmholz, Czermak und Andern). Leider werden die Forschungen dieser Männer zu wenig bekannt und benutzt, weil sie eben nur in Fachschriften mitgetheilt sind, dennoch gewinnt man durch sie erst für eine naturgemäße Auffassung des Geisteslebens die sichere wissenschaftliche Grundlage, welche der philosophischen Systematik fehlt.

Ich habe es versucht, auf Grundlage erwiesener Thatsachen oder nahe liegender Folgerungen, eine Naturlehre des Geistes aufzustellen zwar nicht als geschlossenes System, denn dazu ist unser Wissen noch zu lückenhaft, wohl aber als Grundanschauung, daß dasjenige, was wir Geisteskräfte nennen, nur verschiedene Arten der Bewegung sein können, in welche die Nervenmoleküle durch Reize und Erregungen gebracht werden. Wenn der Telegraphist durch chemische Prozesse Elektricität erzeugt, so kann aus ähnlichen Prozessen in den Nerven eine Bewegung entstehen, die wir Geisteskraft nennen. Diese Bewegungen durchkreisen unser

Yale

Nervensystem. Der erregte Sinnesnerv setzt sich am Nervenende (im verlängerten Mark) in Empfindung um, im Vorderhirn wird die Bewegung als Vorstellung wahrgenommen, die nun im Kleinhirn als Gefühl zum Bewußtsein kommt, auf Bewegungsnerven übergeht, dann aber Wille heißt, und als solcher aus dem Nervensystem weggeleitet wird.

Je mehr wir die Natur kennen lernen, um so einfachere Grundgesetze finden wir, welche in der Bewegung der Gestirne ebenso zur Anwendung kommen, wie im Wasseratom. Warum sollen sie nicht auch beim Menschen gelten? Was wir bei der Pflanze Leben und Wachsen, beim Mineral Krystallisiren nennen, dürfte doch nur die Wirkung eines uns noch unbekannten Organisationsdranges sein. Dieselbe Organisationskraft erzeugt mit Hilfe der Nerven und des Gehirns geistige Erscheinungen. Wir müssen uns eben von der alten Weltanschauung lossagen, dazu zwingen Mikroskop und Spectralanalyse. Die Welt ist anders, als wir sie uns vorzustellen gewohnt sind; unsre sprachlichen Ausdrücke beruhen auf Irrthümern, führen zu Irrthümern, aber wir haben uns so an diese Täuschungen gewöhnt, daß wir lieber die Richtigdenkenden des Irrthums und Irrglaubens anklagen und das Gespenst des Materialismus erfunden haben, um die besseren Ansichten zu verbannen.

Da ferner Alles, was der Menschengeist schafft, Erzeugniß seines Wesens, er selbst und die Veränderung seines Zustandes sein muß, so habe ich die Seelenkunde von weltgeschichtlichem Standpunkte aus aufgefaßt, indem ich versuchte, religiöse, politische, wissenschaftliche Erscheinungen als nothwendige Zustände der Bildung, als Bewegungsarten des allgemeinen Denkens und Fühlens zu begreifen. Zwar überschreite ich damit die Grenze der gewöhnlichen Seelenlehre, aber gerade dadurch beweisen sich die Geistesthätigkeiten als Wirkungen allgemeiner Weltgesetze und wird Vieles in der

Cultur- und Staatengeschichte begreiflich, weil es als natürliche unvermeidliche Folge vorhergegangener Thätigkeit erscheint.

Die Physiologie kann zwar auf viele Fragen noch keine bestimmte Antwort geben, wohl aber kennt sie bereits die Wege, wohinaus sie suchen muß. Die Bedeutung der Hirnzellen und Hirnfasern für das Nerven- und Seelenleben steht außer Zweifel, denn Experimente und Mikroskop haben dieselbe nachgewiesen. Auf diese Thatsache, daß Hirnzellen sich durch Hirnfasern gegenseitig erregen, die Erregungen weiter leiten, also auf chemische und physikalische Urgesetze muß man die Naturlehre der Geistesthätigkeiten gründen, dann werden alle Vorgänge faßlich und als nothwendig begriffen.

Indem ich mich auf den Boden des Materialismus stellte, weil er Thatsachen als Beweise vorlegt, bin ich nothwendig zum Idealismus gekommen. Denn das, was wir Materialismus nennen, sind ja nur unsre eigenen Vorstellungen über die uns unbekannte Materie. Der Materialist hat es daher nur mit Begriffen und Auffassungsweisen zu thun, bewegt sich also immer im Gebiet der Logik. Während der Denkforscher aber das Denken ohne Weiteres annimmt, sucht der Naturforscher dessen Entstehen zu erforschen, um dessen Wesen und Gesetze zu erkennen. Der Materialist faßt seine Auffassungen in Begriffsbestimmungen zusammen und verfährt bei seinen Folgerungen logischer als mancher Logiker von Profession.

Der Streit des Materialismus und Idealismus würde sich leichter schlichten lassen, wenn man Seele und Geist streng unterschiede. Unter Seele ist Alles zu verstehen, was der Organismus an geistigen Erscheinungen hervorbringt, gewissermaßen als Naturerzeugniß, wogegen Geist das umfaßt, was der Mensch aus sich selbst und aus seiner Cultur an Gedanken, Ideen u. s. w. erzeugt. Das Thier hat Seele, der Mensch bildet seine Seele zu Geist aus.

Gar viele Erscheinungen unsres wissenschaftlichen Lebens deuten

darauf hin, daß man die Geisteslehre als Naturwissenschaft behandeln, Philosophie und Theologie demgemäß umgestalten muß. Vielleicht dürfte mein Versuch zur rechten Zeit kommen und den Durchbruch einer neuen Weltanschauung befördern helfen. Scharfe Urtheile nehme man als das, was sie sein sollen: offenes Aussprechen der Ueberzeugung. Die Wahrheit bleibt das göttliche Ziel der Menschheit. Man treibe keinen Götzendienst mit dem Erfolg, sondern urtheile nur nach den Grundsätzen der Sittlichkeit; eine Kirchenlehre, welche mit erwiesenen Thatsachen der Wissenschaft in Widerspruch steht, bedarf einer gründlichen Reform, wenn sie nicht zu Aber- und Unglauben führen soll.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede V

Einleitender Theil. Die stoffliche Grundlage des Geistes und die äußeren Einflüsse auf dessen Entwickelung. 1

1. Einleitung. Natur und Geist, Materialismus und Idealismus, Stoff und Kraft. 3
2. Die körperliche Grundlage des Geistes im Allgemeinen. . . . 16
3. Die Organe der seelischen und geistigen Thätigkeiten. (Anatomie des Gehirns.) 24
4. Die Bedeutung der Nerven und Ganglien für geistige Thätigkeit im Besonderen. 30
5. Der Organismus des Geistes im Besonderen. (Nach Leidesdorf u. A.) 36
6. Talent und Genie. 49
7. Gesichtsausdruck und Geberden. (Physiognomik.) 54
8. Temperamente und Constitution. 59
9. Einflüsse der Außenwelt auf menschliche Cultur. 64
10. Einfluß kosmischer und tellurischer Kräfte auf menschliche Bildung. 69

Erste Abtheilung. Die Denkthätigkeiten im Allgemeinen. 75

1. Muskelgefühl als Ursprung geistiger Entwickelung. 77
2. Nerventhätigkeit und Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke. . . 83
3. Sinneswahrnehmungen, Sinnesgedächtniß und Sinnesurtheile. 88
4. Sinneseindrücke als Ursprung des Erkennens. 93
5. Die Geisteskräfte als Bewegungserscheinungen. 105
6. Die Entwickelungsgesetze des Denkens im Allgemeinen. 121
7. Empfindungen und Wahrnehmungen. 126
8. Wahrnehmungen, Anschauungen und Vorstellungen. 131
9. Vorstellungen und Sprache. 137
10. Sprach- und Denkformen, Formalismus und Realismus. . . . 149
11. Sprache und Schrift. 154
12. Wie entstehen Urtheile und Schlüsse? 160
13. Raum, Zeit und Zahl als Urformen der Auffassung. 166
14. Erregungsgebiete der Hirnzellen als Association der Vorstellungen. 171
15. Begriffe, Ideen und Ideale. 184

Seite

16. Entwickelung der Urtheilsreihen zu Ansichten, Grundsätzen und wissenschaftlicher Erkenntniß 190
17. Verstand und Vernunft 196
18. Träume, Hallucination, Illusion und Delirium 200
19. Gedächtniß und Erinnerung 211
20. Bewußtwerden und Bewußtsein 229
21. Phantasie 234
22. Nachdenken und Ueberlegen 239
23. Merken, Bemerken, Aufmerken, Beobachten, Kennen und Erkennen. 245
24. Erfahrung, Wissen, Begreifen und Verstehen. Theorie und Praxis. 251
25. Wie lernen wir? 259
26. Was ist Bildung? 265
27. Ideale Bildung 268

Zweite Abtheilung. Die Denkthätigkeiten als Gemüthsstimmungen und Gemüthszustände, das heißt: Einwirkung der Vorstellungsorgane auf die Gefühlsorgane 273

1. Das Entstehen der Gefühle 275
2. Gefühle und Gemüthszustände im Allgemeinen. (Nach Domrich.) 279
3. Gemeingefühl und Stimmungen 285
4. Stimmung und Umstimmung als Streben 290
5. Interesse, Neigung. Aufmerksamkeit, Spannung 295
6. Neigung und Abneigung, Begehren, Trieb, Leidenschaft 301
7. Haß und Liebe, Neid und Wohlwollen 306
8. Die sinnlichen Gefühle 308
9. Die verschiedenen Gemüthsbewegungen und ihre Geberdensprache. (Nach Domrich.) 311
10. Der Mensch ist für höhere Gefühle geboren, von Natur Idealist. 323
11. Die religiösen Gefühle 328
12. Die patriotischen Gefühle 334
13. Die ästhetischen Gefühle 340
14. Ehrgefühl, Ehrtrieb, Ehrgeiz, Ruhmsucht 345
15. Der Wahrheitstrieb als Entwickelungsdrang 351
16. Rechtsgefühl und Fortschritt 356
17. Das Wahre, Gute und Schöne als angeborne Triebe der Selbsterhaltung 359
18. Nachahmungstrieb, Entwickelung und Fortschritt 364

Dritte Abtheilung. Die Denkthätigkeiten und Gemüthserregungen als Reize für die Bewegungsorgane (Willen) 369

1. Der Wille als Reflexbewegung des Gemeingefühls 371
2. Der Wille als Instinct (Reflex des Erhaltungstriebes) 376
3. Der Wille als Temperamentswirkung 383
4. Der Wille als Nachahmung aus Gewohnheit und Erziehung. 390
5. Die Macht der Gewohnheit über Einzelne und Völker 394
6. Gewohnheit, Sitte und Recht als Nationalcharakter und Volkswille. 407

Seite

7. Der persönliche Wille als sinnlicher Trieb und Leidenschaft. . . 411
8. Der sittliche Wille als Tugend, Grundsatz und Gewissen. . . 414
9. Der allgemeine Wille als Gesetz und Pflicht. 419
10. Der vernünftige Wille als Freiheit. 423
11. Die Erziehung zum freien Willen durch die Schule. 426
12. Der freie Wille als Boden der Sittlichkeit. 430
13. Zufall, Schicksal und freier Wille. 435
14. Zurechnungsfähigkeit und freier Wille. 439
15. Der allgemeine Wille in seiner weltgeschichtlichen Entwickelung. 444
16. Der allgemeine und persönliche Wille als Bewegungsanstoß der Geschichte. 447

Vierte Abtheilung. Der menschliche Geist in seiner weltgeschichtlichen Thätigkeit, oder die Grundkräfte der Weltgeschichte und ihre Formen. 453

1. Der geistige Stoffwechsel in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. 455
2. Entwickelung des Menschen und der Menschheit als psychologische Vorgänge. 457
3. Die Entwickelung der Weltgeschichte als Folge psychologischer Gesetzmäßigkeit. 464
4. Staatsformen als Bildungszustände. 473
5. Der Irrthum als Trieb zum Fortschritt in der Entwickelung. . 481
6. Geistige Epidemien und Märtyrer. 484
7. Wie wirken Unterricht, Erziehung und Familie auf die Jugendbildung? 489
8. Einfluß der Literatur auf Volksbildung und Culturleben. . . 496
9. Aufklärung, Staat und Sittlichkeit. 501
10. Der sittliche Werth weltgeschichtlicher Personen. 507
11. Große Männer, große Zeiten. 512
12. Volkscharakter und Nationalität. 518
13. Oeffentliche Meinung und Weltgeschichte. 523
14. Die weltgeschichtliche Entwickelung als Cultur und Civilisation. 528
15. Genossenschaften, Stände, Volk und Staat. 533
16. Handwerk, Industrie, Handel und Cultur. 538
17. Bildung, Wissenschaft und Religion. 540
18. Religion und Staatenbildung. 545
19. Glauben und Wissen, Gewissen und Pflicht. 551
20. Welt und Gemüth, Weltgeschichte und Kunst. 559
21. Das Kunstschöne. 563
22. Kunstsinn und Kunstlehre. 568
23. Das Wahre der Poesie als psychologischer Schöpfung. 574
24. Ideal und Wirklichkeit. 577

Einleitender Theil.

Die ſtoffliche Grundlage des Geiſtes und die äußeren Einflüſſe auf deſſen Entwickelung.

Einleitung.

1. Natur und Geiſt, Materialismus und Idealismus, Stoff und Kraft.

Jede Zeit hat ihre Streitfragen und Stichwörter, nach denen man Menſchen, Dinge und Zuſtände ſortirt wie Waaren, um ſie in die Schubladen eines Syſtems unterzubringen. Was früher Hexen, Ketzer, Freigeiſter hieß, das nennt man jetzt Materialiſt, Socialiſt, Atheiſt, Demokrat, um es zur Verfolgung zu empfehlen.

Gegenwärtig drehen ſich die Streitfragen um die in der Ueberſchrift genannten Begriffe, welche man für unvereinbare Gegenſätze zu halten gewohnt iſt, obſchon ſie nur verſchiedene Perſpectiven derſelben Erſcheinung ſind. Das Chriſtenthum hat den Gegenſatz zwiſchen Natur und Geiſt geſchaffen, weshalb ihm das Irdiſche und Vergängliche zugleich als das Sündhafte und Verwerfliche galt. Man ſpricht vom irdiſchen Jammerthal, verachtet aber eine gute Küche, einen reichen Weinkeller, Paläſte, Equipagen mit Leibhuſaren, Leibärzte u. ſ. w. nicht, um recht lange in dieſem Jammerthal zu eſſen und zu trinken.

Wir leben aber in der Natur und durch deren Geſetze, müſſen dieſelbe alſo zu erkennen ſuchen, wenn wir uns ſelbſt wollen kennen lernen. Die Natur iſt aber kein todter, ſondern ein lebendiger, ein organiſirter Stoff, der unendlich viel Daſeins- und Lebensformen annimmt, welche wir mit beſonderen Ausdrücken je nach einzelnen hervortretenden Eigenſchaften bezeichnen, um die Naturdinge

zu classificiren im System. Es hat sich aber herausgestellt, daß wir dieselbe Erscheinung vielfach benannten, weil sie in verschiedenen Formen auftrat, und so sind viel irrige Vorstellungen entstanden und hat man die alte Systematik bereits abgethan. Nur einige Seminardirectoren peinigen die Jugend mit solchem Unsinn, der zu einer ganz falschen Naturauffassung führt.

Kein vernünftiger Mensch wird mehr leugnen, daß unser Körper unter der Herrschaft der Naturgesetze steht, entsteht, sich verändert und vergeht. Mehr behaupten die verketzerten Materialisten auch nicht. Aber sie folgern weiter: da wir den Geist nicht kennen, wohl aber aus Körperthätigkeiten auf sein Dasein schließen müssen, und da wir ihn nur in der Hülle des Körpers kennen lernen, von dessen Befinden auch das seinige abhängt, wie man an Trunkenen und Ohnmächtigen sieht: so muß der Geist doch auch Gesetzen unterthan sein, nach denen auch Physiologen und Irrenärzte forschen. Der Irrenarzt heilt Seelenkranke durch materielle Droguenwaaren; mithin steht der menschliche Geist doch in gewisser — noch nicht ermessener — Beziehung unter der Macht materieller Dinge wie Morphin, Nicotin, Chinin, Alkohol, Fleischbrühe, Klystier u. s. w. Was hilft da alles Zetergeschrei!

Wir kennen nur die Lebensäußerungen des Geistes, ihn selbst aber nicht. Was Elektricität ist, wissen wir nicht, verwenden sie aber vielfach und zweifeln nicht an ihrem Dasein. Da wir nun Gottes und des Geistes Wirken tagtäglich sehen, wollen wir sie deshalb leugnen, weil wir nicht wissen, was und wo sie sind? Wir erkennen überall unabänderliche Gesetze; auch im Leben des Geistes, in der Literatur, Sprache, Kunst u. s. w., also lebt doch etwas, was die Gesetze zur Geltung bringt. Wer will dieses Etwas leugnen? Gegen Naturgesetze vermögen wir nichts, also verlangt die Klugheit, daß wir uns ihnen unterordnen, wenn wir von ihnen nicht wollen zermalmt werden. Der sogenannte Materialismus ist also eine wohlberechtigte, wenn auch einseitige Denkweise, da er

ſich auf Naturgeſetze und deren Wirkungen beruft. Was wir Geiſt und Stoff nennen als Gegenſätze, das ſind ja nur Urtheile unſrer Gehirnzellen, Erzeugniſſe unſrer Denkthätigkeit, Worte für unbekannte Dinge. Man hielt Wärme, Licht u. ſ. w. lange Zeit für beſondere Stoffe, obſchon ſie doch nur Wahrnehmungen von Gehirnzuſtänden ſind, die in Folge von Aetherbewegungen entſtehen. Wärme und Kälte bezeichnen nur verſchiedene Bewegungsgeſchwindigkeiten der Atome des — unbekannten — Aethers. Wie unendlich wenig wiſſen wir vom Dieſſeits, und doch machen wir aus den Dingen des unbekannten Jenſeits ſogar Dogmen, Katechismusartikel und Kernlieder.

Sehn wir uns die Sache an, wie ſie iſt! Der Stoff iſt da. Was er iſt, wiſſen wir nicht, denn wir bilden uns nur Urtheile über den Stoff. Was wir über ihn denken, ſind ja nur unſre Gedanken. Vom Stoff gelangt nichts in's Gehirn, wir ſchließen aus ſeinen Wirkungen auf uns auf ſeine Eigenſchaften, die uns alſo nur perſönlich betreffen, nur unſer perſönliches Verhalten gegen den Stoff bezeichnen. Wir erkennen den Stoff nur als geſetzliche Ordnung, als Naturgeſetz, alſo als Begriff oder Idee, wie man es nennen will. Aber der Stoff verändert ſich fortwährend, ſein Leben iſt ein ſtetes Anderswerden, ein Entwickeln, eine Kette von Urſache und Folge. Wir ſind alſo, wenn wir den Stoff unterſuchen, mitten in der Logik, weil wir vom Stoff nur Urſache und Folge wahrnehmen. Der Stoff lebt, indem er ſich fortwährend verändert. Dieſe Umwandelung geht in den kleinſten Theilen vor ſich, aber unſre Sinne bemerken nur die Wirkungen im Großen, wie ja die Geologie gegenwärtig zu der Einſicht gekommen iſt, daß die großen Veränderungen der Erdrinde nur die Summe kleiner Einwirkungen und Folgen ſind, welche wir theoretiſch erkennen. Veränderungen entſtehen nur durch Bewegungen; Welt und Leben ſind alſo nur bewegter und ſich bewegender Stoff. Jeder Stoff bewegt ſich nach gewiſſen Geſetzen, die alſo in ſeiner Natur liegen

müſſen. Der Stoff beſteht nur durch dieſe Geſetze. Geſetz aber iſt etwas Unſichtbares, welches der Phyſiker Kraft nennt, ſoweit er es als Wirkung eines Zuſtandes oder der Beziehung erkennt, in welche Stoffe zu einander treten. Alſo liegt in jedem Stoffe Kraft oder Geſetz, und ſetzt jede Kraft einen Stoff voraus; mithin ſind beide ganz daſſelbe, nur von verſchiedenem Standpunkte aus betrachtet. Denn da der Stoff ſich ſtets verändert, weil ſeine Moleküle nie ruhen, ſo nehmen wir ihn nur als Kraft wahr, das heißt die daſeiende Kraft (Stoff) fällt nur als bewegter Stoff (Kraft) in den Horizont unſrer Sinneswahrnehmung. Stoff ſchrumpft alſo zur Abſtraction zuſammen, er iſt ein Vorurtheil, weil er ja nur als Kraft erſcheinen kann, wie denn ein ſtoffloſer Geiſt ein leeres Nichts ſein würde. So etwas glauben nur Gottesgelahrte und privilegirte Weltweiſe.

Da nun Stoffe in Betreff der Beſtandtheile und deren Miſchungen ſehr verſchieden ſein können, ſo entſtehen nicht nur eine Menge von Dingen, ſondern entwickelt ſich auch eine große Mannichfaltigkeit der Wirkungen, weil jeder Stoff zugleich als Kraft ſich bemerklich macht. Es entſtehen Einzelweſen verſchiedener Art und Form — Pflanzen, Steine, Thiere, Engländer, Neger, Genies u. ſ. w., die man alleſammt, wenn wir die Naturgeſetze kännten, nach mathematiſchen Formeln aus der Zahl der verſchiedenen Atome berechnen könnten, weil in der Welt nicht der Zufall, ſondern das Geſetz herrſcht. Nur conſtitutionelle Miniſter brauchen Ausnahmsgeſetze, wenn ſie mit ihren eigenen Geſetzen nicht durchkommen können; Gott aber bedarf keiner beſonderen Wunder, nur für uns bleibt jedes ſeiner Naturgeſetze ein unenträthſelbares Wunder.

Natur und Geiſt, Stoff und Kraft, Materialismus und Idealismus ſind untrennbar, nur Profeſſorenweisheit ſucht nach Unterſchieden, welche Naturforſcher und Materialiſten leugnen. Wir kennen von der Natur nur den Geiſt, vom Stoff nur die Kraft, vom Materialismus nur den Idealismus, weil wir alle ſinnlichen Dinge

nothwendig als Urtheile in uns aufnehmen, ſinnliche Erregungen ſtets in Denkformen umwandeln, und der roheſte Materialiſt nur mit Begriffen zu thun hat, wo er Materie vor ſich zu haben meint. Jeder Stoff als Erſcheinung und Erzeugniß wirkender allgemeiner Geſetze iſt demnach ſichtbar gewordene Idee, ein verſinnlichter Gedanke, den man nicht vernichten kann. Die Form des Stoffes vermag man zu ändern, aber das Geſetz wirkt unabänderlich in alle Ewigkeit. Die ganze materielle Welt iſt alſo eine Verſinnlichung unſichtbarer Geſetze, das heißt wir nehmen in Folge unſerer Organiſation die Geſetze nur in der ſinnlichen Form wahr. Das Thier ahnt von den Geſetzen nichts, es empfindet nur die Materie; es könnte aber auch Weſen geben, welche nur die Geſetze wahrnehmen und nicht deren Erſcheinungsform, wie der Aſtronom nur Anziehungskraft u. ſ. w. als mathematiſche Formel des Weltalls erkennt, um die Materie der Weltkörper ſich nicht weiter kümmert, ſobald ſein Exempel richtig iſt. Erforſchen und erkennen wir alſo die Natur, ſo begreifen wir nur unſichtbare Geſetze, finden alſo in der rohſinnlichen Welt eine geiſtige als den Urgrund der Dinge, haben alſo ſtatt der Dinge nur Ideen vor und um uns. In der trockenſten chemiſchen Formel liegt ein Geſetz als urewiger Gedanke, weshalb der Chemiker in den Atomen nur Geſetze und Weltgedanken vor ſich hat. Zieht der Chemiker und Phyſiker falſche Folgerungen aus ſeinen Beobachtungen, ja bildet er aus dieſen falſche Urtheile, ſo kommt er zu unwahren Ergebniſſen. Jede Beobachtung, jede Forſchung theilt er als Urtheil mit, er nimmt ſie nur als Urtheil wahr, weil er ja die Erſcheinungen am Stoff ſich nur als Urtheile aneignen kann. Vom Stoff kommt nichts in ſein Auge, ſondern er urtheilt über den Stoff, mithin iſt der Materialismus, gegen den man ſo gewaltig loszieht, nur ein Aberglaube, wie der an Hexen, weil alle Materialiſten nur für Ideen, Urtheile und Weltanſchauungen kämpfen.

Alles, was da iſt, hat ſeinen Grund, warum es ſo und nicht

anders ist. Wissen wir davon nichts, so dürfen wir deshalb das allgemein giltige Gesetz nicht bezweifeln. Auch der Geist hat sein Gesetz und bedarf der Organe, um da zu sein. Ohne Hirn und Nerven kennen wir keinen Geist. Ob Geister in anderer Form dasein können, darüber fehlt uns alle Erfahrung. Dies ist Sache des Glaubens. Gehirn und Nerven sind Organe des Geistes, aber nicht der Geist selbst; sie erzeugen Gedanken in Folge sinnlicher Reize und Erregungen, aber diese Gedanken werden Eigenthum des Geistes, nicht des Gehirns, und gewinnen die Leitung über das leibliche Leben bis zu einem gewissen Grade. Gedanken entwickeln sich nach ihren eigenen Gesetzen und bedienen sich dazu leiblicher Organe, von deren Beschaffenheit dann die Leistungsfähigkeit abhängt. Das Blut z. B. muß alle Organe ernähren, indem es brauchbare (verwandelbare) Stoffe zuführt und verbrauchte fortschafft mit Hilfe chemischer Prozesse. Also muß die Beschaffenheit des Blutes sowie dessen Umlauf Einfluß auf die Thätigkeit der Organe und zuletzt auf die Wirksamkeit des Geistes haben, was Schulgesetzgeber bis heute kaum glauben wollen. Jede Thierart verdaut auf besondere Art, bildet also besondere Blutkörperchen, die aus verschiedenen Atomen bestehen, also chemisch verschieden wirken, woraus sich der Charakter der Thierarten erklären ließe, wenn wir ausreichende Kenntnisse besäßen. Wie aber der Fleischgeschmack der Thierarten auf Verschiedenheit der Fleischatome schließen läßt, so muß auch die Wirkung auf die Nerven und deren Beschaffenheit in jeder Thierart eine besondere sein. Vom Menschen gilt dasselbe. Der fleischessende Engländer herrscht über den pflanzenessenden Hindu, Familien entarten in Folge mangelhafter Blutmischung, wenn nur Verwandte sich heirathen, um das Vermögen zusammen zu halten. Thiere und Pflanzen veredelt man durch Kreuzung. Nun erzeugt das Blut zwar keine Gedanken, wirkt aber auf die elektrischen Prozesse der Nerven und Muskeln ein, wie die Telegraphie ja auch in ihrer Leistungsfähigkeit von der Beschaffenheit der

Apparate abhängt. Wie viele Gelehrtengrillen ließen ſich aus geſtörtem Blutumlaufe oder unverdautem Blute ableiten; Schneider treten gern als Grübler, Socialiſten, Propheten u. ſ. w. auf, weil in Folge des eingeklemmten Unterleibes das Blut in den Unterleibsorganen ſich anſammelt, deren Nerven überreizt, welche nun übereilte Depeſchen in's Hirn ſenden, wo ſie in Viſionen, Phantaſterei u. ſ. w. überſetzt werden. Sogar Kleidung, Luft und Waſſer wirken nach Ausſage der Aerzte auf Gemüthsſtimmung, Denken und Wollen ein. Sumpfige Thalluft erzeugt Cretins, faulendes Grundwaſſer die Cholera, bei ſchlechter Beleuchtung, Ventilation und engen Schulbänken müſſen Augen, Lunge und Eingeweide Schaden leiden. Leider brauchen unſere civiliſirten Staaten ſo viel Geld für Kaſernen und Hinterlader, daß ſie nichts übrig haben für die Geſundheitspflege der Jugend. Wenn ſie einſt nicht genug Recruten auftreiben können, dann werden die Soldatenkönige auch den höhern, wahren menſchlichen Bedürfniſſen einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken geruhen.

Die Furcht vor dem Materialismus iſt daher nur ein moderner Hexenglaube.

Im Nachfolgenden werde ich verſuchen, die geiſtigen Thätigkeiten als Wirkungen allgemeiner Naturgeſetze aufzufaſſen, ſie auf ſtreng materialiſtiſche (phyſiologiſche) Weiſe zu erklären und zu behandeln, und doch wird dieſe Methode zum Idealismus führen, weil die Natur verſinnlichter, verkörperter Geiſt iſt, den wir nicht wahrnehmen könnten mit unſren Sinnesorganen, wenn er uns nicht in ſinnlicher Form entgegen träte. Natur und Geiſt ſind ebenſo untrennbar wie Stoff und Kraft, nur unſer theoretiſches Erkennen will Unterſchiede finden, wo keine ſind. Der eitle Menſch ſchämt ſich, ein Naturgegenſtand zu ſein, er möchte den Ariſtokraten im Weltall ſpielen, deſſentwegen Sonne, Mond und Sterne, Rehe, Schnepfen und Roſinen da ſind, und für den im Himmel bereits Jahrtauſende im Voraus ein Platz belegt wird, wenn er ſich für

Geld vom Seelenhirten bei der Geburt und beim Sterben eine Eintrittskarte löst.

Sind solche Auffassungen materialistisch? Nein! Warum nicht? Alle Organe haben gewisse Thätigkeiten zu verrichten, erzeugen also gewisse Kräfte oder Wirkungen. Je einfacher und unvollkommener die Organe sind, um so beengter bleiben die Einwirkungen. Daher lassen sich in der Thierwelt viel Abstufungen des seelischen Lebens nachweisen, die wir Instincte zu nennen gewohnt sind, weil wir sie uns nicht zu erklären wissen. In Wahrheit bestehen sie eben nur aus organischen Verrichtungen, sind also Naturnothwendigkeiten, wenn wir auch nur hier und da die zwingende Ursache aufzufinden vermögen.

Alle jene rein physischen (physikalischen und chemischen) Vorgänge des Thierkörpers erzeugen Vorstellungen, Erinnerungen, Gefühle, Willensbestrebungen, sei es auch in den unvollkommensten und beschränktesten Formen, die also in ihrem Wesen und Entstehen von der Beschaffenheit der empfangenden und fortleitenden Organe abhängig sind. Je entwickelter diese Organe sind, um so reicher müssen jene Vorstellungen u. s. w. werden, und da der Mensch die entwickeltsten Organe (Gehirnwindungen) besitzt, so vermag er es, empfangene Sinneseindrücke am besten in Vorstellungen umzusetzen, so daß er sich eine eigene Gedanken- und Ideenwelt erschafft, worin eben sein Geschichts- und Culturleben besteht.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Thatsache! Jeder Naturkörper vom Krystall bis zum Menschen gestaltet und organisirt sich seiner Natur gemäß. Wie und warum dies geschieht, vermögen wir nicht zu beantworten, weil wir den Ursprung der Dinge nie erforschen werden. Wir erkennen nur, daß ein unabänderliches Gesetz obwaltet. Wo sich Mißbildungen zeigen, sind diese nicht etwa Ausnahmen, sondern Nebeneinflüsse wandeln das Urgesetz *scheinbar* um, im Grunde aber gilt nur das einfache Gesetz. Nur Minister brauchen Ausnahmsgesetze, wenn sie mit den

beſtehenden Geſetzen in Folge von Mißgriffen nicht mehr auskommen können, und nur Theologen verlangen Wunder, weil ſie ohne dieſelben mit ihren wahrheits- und erfahrungswidrigen Behauptungen wehrlos bleiben. Jedes Ding organiſirt ſich ſeinem Lebenszweck gemäß, wozu es der Beihilfe von mancherlei Kräften bedarf, deren Daſein wir kaum ahnen. In der Natur giebt es keine Wunder, nur der erkenntnißarme Menſch ſchiebt ſie da ein, wo er nichts verſteht.

Schon dieſe Erkenntniß, welche uns die tägliche Erfahrung aufdrängt, zwingt uns, das Daſein eines ſchaffenden und ordnenden Weſens anzunehmen, weshalb man ſich vor dem ſogenannten Materialismus nicht fürchten ſoll. Wie weit Chemismus, Magnetismus, Licht, Wärme u. ſ. w. auf die Geſtaltung der Kryſtalle, Gebirge, Pflanzen u. ſ. w. einwirken, darüber können wir nur Vermuthungen aufſtellen. Nennen wir dieſe unbekannte Macht die Kraft der Beſonderheit (Individualität) und des Einzelweſens. Jedes Atom will etwas für ſich ſein, und verſucht auf verſchiedenen Wegen zu dieſem Zwecke zu gelangen. Alles in der Welt iſt individuell in ſeiner Daſeinsform, gehorcht dabei aber den allgemeinen Lebens- und Weſensgeſetzen des Kosmos. Jede Eiche trägt zwar die Charaktermerkmale dieſer Baumart, bleibt aber trotzdem ein Weſen für ſich, hat in Betreff der Blätterzahl, Wurzeln, Rinde u. ſ. w. etwas Beſonderes. Wie die Menſchengeſichter ſich unterſcheiden, ſo auch jedes Naturweſen. Daher kann man es nur für eine Thorheit halten, wenn Schulmänner in den Kindern einen allgemeinen Menſchen heranbilden wollen. Von Millionen Kindern iſt jedes individuell organiſirt, und dies kann kein Schulmeiſter abändern, aber trotzdem behält jede Altersklaſſe der Kinder ihre gemeinſamen Merkmale, wenn auch Dorfjungen, Stadtkinder, Junker u. ſ. w. ihre Beſonderheiten haben. Wer von allgemein menſchlicher Bildung redet, treibt leeres Geſchwätz, auch wenn er Seminardirector oder Schulrath ſein ſollte, denn jede Bildung iſt ihrem Weſen nach allgemein

menſchlich, da Thiere wohl Dreſſur (Abrichtung), aber nie Cultur (Entwickelung der Bildung aus innerlichem Erkenntnißtriebe) annehmen, aber jedes Ding iſt und bleibt ein beſondres Einzelweſen.

Wenden wir unſer Augenmerk nach einer andern Seite. Jedes Weſen muß die Fähigkeit beſitzen, ſich als Einzelweſen zu erhalten. Dazu bedürfen die ſogenannten organiſchen Geſchöpfe gewiſſer Körperwerkzeuge, um Nahrung aufzunehmen und in Körperſtoff umzuwandeln, ja die Thiere bedürfen der Sinne, um die geſuchte und geeignete Nahrung wahrzunehmen. Jeder Sinn empfindet zwar nur einen äußeren Reiz, aber indem er denſelben zu einem Centralorgan leitet, verwandelt ſich der Reiz in eine Wahrnehmung und ein Urtheil in eine Schlußfolgerung u. ſ. w. und dieſes Urtheil bleibt in den Organen als Gedächtniß zurück. Je nach der Art und Ausbildung der Sinne werden ſolche Urtheile ſehr verſchieden ſein, aber ſie werden durch Uebung an Sicherheit gewinnen, ſich zugleich bis zu einem gewiſſen Grade vervollkommnen laſſen, wie jedes andre Organ. Anatomie und Geſchichte beſtätigen dieſe Vermuthungen und erheben ſie zu einer Grundwahrheit, in welcher wir ein allgemeines Natur- und Entwickelungsgeſetz erkennen.

Wenn das mikroſkopiſche Gallertthierchen durch ſeine Taſter und Fangarme wahrnimmt, daß es etwas vor ſich hat, ſo muß es doch urtheilen, ob dieſer Stoff genießbar iſt. Es unterſcheidet Waſſerdruck und Stoff, den Stoß eines Sandkorns und den eines andern Zellenthieres. Um aber zu unterſcheiden, muß es Gedächtniß beſitzen. Solche Fähigkeiten müſſen alſo in den wahrnehmenden Organen liegen, welche daher auch von ſelbſt ihre Thätigkeiten verrichten. Je mehr Sinnesorgane ein Thier hat, um ſo mehr kann es ſeine ſinnlichen Wahrnehmungen berichtigen, erweitern, es kann vielſeitiger urtheilen und um ſo mehr muß es im Gedächtniß behalten. Da es täglich wahrnimmt, ſo gewinnt es Schnelligkeit und Sicherheit im ſinnlichen Urtheilen. Faßt man alle dieſe Thätigkeiten des Organismus zuſammen, ſo weit ſie Urtheile er-

zeugen, welche ſinnlichen Urſprungs und von der Körperbeſchaffenheit bedingt ſind, ſo erhält man das, was man Seele nennt, und welche das Thier ebenſo beſitzt wie der Menſch. Alle geiſtigen Vorgänge, die ſich aus chemiſchen und phyſikaliſchen Prozeſſen ergeben, darf man alſo nur für ſeeliſche Thätigkeiten, nicht für geiſtige halten.

So weit gegenwärtig die Phyſiologie die Natur des Körpers erforſcht hat, kann ſie behaupten, daß jeder Sinn nur für Einen Reiz empfänglich iſt, das Auge für Aetherwellen, das Ohr für Schallwellen, das Gefühl für Druck, Temperatur u. ſ. w., d. h. alſo für Bewegungsverſchiedenheiten. Daraus muß man Doppeltes folgern: je weniger Sinnesorgane, um ſo geringer die Arten der Wahrnehmungen, um ſo enger der Kreis der Erkenntniſſe; je entwickelter dagegen Nerven und Gehirn ſind, um ſo vielfacher und umfaſſender werden die Wahrnehmungen und die aus ihnen erwachſenden Gefühle und Vorſtellungen.

Die vergleichende Pſychologie, wie ſie Carus, Perty, Wundt und Scheitlin aufgeſtellt haben, liefert hierzu eine reiche Auswahl von Beiſpielen. Es iſt ein theologiſches Vorurtheil zu meinen, es fehle den Thieren an Verſtand, Urtheil, Gefühl und Gemüth. Die Beobachtung des Thierlebens weiſt es unbezweifelbar nach, daß ſich in den Thieren alle ſeeliſchen Eigenſchaften finden — natürlich je nach der Organiſation in verſchiedenem Grade —, welche der Menſch in reicherem Maße beſitzt. Wenn z. B. der Sperling bemerkt, daß man ſich bückt, ſo urtheilt er ſofort, daß man einen Stein aufgehoben hat um ihn zu werfen. Auch berechnet er weiter, ob man nahe genug iſt, um ihn treffen zu können. Wirft man nach dem Sperling auf dem Baume, ohne den Baum mit dem Steine zu erreichen, ſo bleibt der pfiffige Vogel ruhig ſitzen; aber ſobald der Stein durch die Blätter ſauſt und dieſe ſtreift, erkennt der Spatz, daß er ſich in Gefahr befindet. Von der Elſter weiß man, daß ſie Drei zählen kann; denn wenn ſich vier Jäger verſtecken,

derart daß ſie es bemerkt, ſo hält ſie ſich verborgen. Gehn die Jäger nach einander fort, ſo wartet ſie im Verſteck ſo lange, bis auch der Dritte ſich entfernte. Nun erſt kommt ſie hervor, weil ſie eben den Vierten nicht zählen kann. Es ſoll Volksſtämme auf den Feuerlandsinſeln und in Südafrika geben, welche nur bis Drei zählen können. Von den Indianern iſt es bekannt, daß ſie nie wiſſen, wie alt ſie ſind, weil ſie eben nicht zählen können.

Beobachtet man das Leben in den Thierſtaaten der Ameiſen, Bienen u. ſ. w., ſo findet man gar Vieles, welches in der Menſchenwelt nicht ſo zweckmäßig ausgeführt wird. Kurz gefaßt, muß man zugeben, daß die ganze Thierwelt das beſitzt, was wir Seele nennen, indem die Sinnesorgane Urtheile und Schlüſſe als Ergebniſſe ihrer beſonderen Thätigkeit hervorbringen. Das Thier denkt ebenſo logiſch richtig, — oft noch richtiger — als der Menſch; das Kind denkt logiſch; ſelbſt im wirrſten Traume, in dem wildeſten Delirium waltet ein Gedankengang, ein Gedankenfortſchritt, wenn auch ein unregelmäßiger; daher müſſen Urtheilen, Schließen, Folgern, das Wahrnehmen von Raum und Zeit uns angeboren, organiſche Thätigkeiten unſres Gehirns ſein, weil wir ſonſt dieſe Begriffe nie faſſen könnten. Man hat durch phyſikaliſche Experimente nachzuweiſen verſucht, wie in uns die Raumvorſtellungen entſtehen. Dies iſt ſehr lehrreich, indem gezeigt wird, wie Vorſtellungen entſtehen, welche wir ſtündlich brauchen; aber man erkennt zugleich, daß wir ſolche Vorſtellungen nie gewinnen könnten, wenn unſre Gehirnorgane nicht die Fähigkeit beſäßen, ſie ohne Weiteres zu erzeugen, ſobald man ſie in geeigneter Weiſe reizt und in Thätigkeit ſetzt.

Wie jedes Organ zu beſtimmten Leiſtungen befähigt iſt, ſo beſitzen die Sinnesorgane, überhaupt das geſammte Nervenſyſtem, die Fähigkeit, äußere Reize wahrzunehmen und in Vorſtellungen, Urtheile u. ſ. w. umzuwandeln. Unſer Nervenorganismus iſt ſo geſtaltet, daß wir Raum ſehen und Zeit unterſcheiden.

Es sind das eben angeborne Eigenschaften, wie der Magen verdaut, die Darmzotten und Lymphgefäße den Speisesaft in Milch und Blut umwandeln. Wir hängen aber deshalb auch bei allen seelischen Verrichtungen von der Beschaffenheit der erforderlichen Organe ab, weshalb denn die Leistungsfähigkeit der einzelnen Menschen, Völker und Rassen eine sehr verschiedene sein kann.

Der menschliche Organismus ist aber so eingerichtet, daß er nicht nur Sprachwerkzeuge besitzt, welche von den einzelnen Sinnesorganen zur Thätigkeit können angeregt werden, sondern daß dem Menschen auch der Trieb angeboren ist, seelische Vorgänge in Worten, Lauten und Lautzeichen auszudrücken, um sich andern Menschen verständlich zu machen und gewonnene sinnliche Erkenntnisse zum unverlierbaren Eigenthume des Geistes zu machen. Mit der Sprache tritt der Mensch aus der Thierwelt heraus, er betritt das Gebiet eigener freier Entwickelung, er erhebt nach und nach alle seelischen Erkenntnisse zu geistigem Wissen. Indem er Gehirn- und Nervenvorgänge, welche ihm von der Außenwelt Kunde geben, in Worten ausdrückt, baut er sich eine eigene Welt. Denn nun werden diese in Worten festgestellten Begriffe und Anschauungen zu einem Stoff, welchen der Mensch mehr oder minder unabhängig von der Außenwelt weiter ausbildet, ihn zu Wissenschaften erweitert und sich in diesem selbst geschaffenen Reiche der Ideen heimisch fühlt. Damit beginnt seine Geschichte, seine Cultur, seine Civilisation, und wie man diese Entwickelungsstufen nennt. Die Seele wird zum Geist, sie erweitert ihre vereinzelten Urtheile zu Ideen, forscht nach dem Urgrunde und dem Zusammenhange der Dinge, stellt Religion u. s. w. auf, hat ihre Freude an Kunst und Wissenschaft.

Man sollte alles das, was der Mensch aus eigner Kraft und aus Liebe zur Forschung nach dem Wahren, Guten und Schönen schafft, Geist nennen, welchen eben nur der Mensch besitzt, da ihn sein Gehirnorganismus dazu treibt, Geist zu sein. Darin

hat die Menſchheit erſt ihre wahre Beſtimmung, ihr Ziel und den Zweck ihres Daſeins gefunden, ſeit Jahrtauſenden an der Ausbildung der Ideen und Ideale zu arbeiten. Weil aber der Menſch dem Thiere ſo nahe ſteht, ſo vermochten ſich nicht alle Völker bis zu dieſer Entwickelungsſtufe emporzuarbeiten, weshalb denn das Thieriſche ſo oft tief in das menſchliche Leben eingreift. Der gründliche Materialismus führt alſo zum Glauben an den Geiſt, an die Macht der Ideen und an die idealen Aufgaben der Menſchheit. Je mehr Materialismus, um ſo mehr Ideen erwachſen aus ihm, weil er Vorurtheile und gelehrten Aberglauben wegfegt.

2. Die körperliche Grundlage des Geiſtes im Allgemeinen.

Niemand wird leugnen, daß wir ohne Gehirn und Nerven nicht empfinden und denken können. Niemand wird leugnen, daß das, was da und gerade ſo iſt, ſeinen Grund in Verhältniſſen und vorhergegangenen Zuſtänden haben muß, warum es da und gerade ſo und nicht anders iſt. Jeder Gebildete weiß, daß in der Natur Geſetze unabänderlich und rückſichtslos wirken, und dieſe Geſetze nennen wir den Willen Gottes. Da nun alle Naturgeſetze, ſo weit wir ſie kennen, einfach und zweckmäßig ſind, da wir nirgends Ausnahmsgeſetze finden, ſo kann es keine Wunder geben. Dieſe würden ja nur beweiſen, daß der „allweiſe Gott" mit ſeinen Geſetzen nicht durchkommt.

Wenn der thieriſch-menſchliche Körper alſo ein mehr oder minder entwickeltes Nerven- und Gehirnſyſtem beſitzt, ſo muß dieſe abweichende Organiſation einen beſtimmten Zweck haben. Bemerkt man nun je nach dieſer Nervenorganiſation verſchiedene ſeeliſche Eigenſchaften, ſo muß dies ſeinen Grund im Organismus haben. Jene Thiere, welche ihre Beute ſehen oder riechen müſſen, entwickeln die betreffenden Sinnesorgane, weil ihre Exiſtenz davon

abhängt und die Existenzfrage ist für jeden Organismus die erste. Der Hund als Wolfsthier muß die Beute in der Entfernung riechen. Dieses Organ schärft sich daher ungemein, wie ja der Indianer einen Feind auch am Geruch der Fußtapfen desselben erkennen soll. Da nun der Hund stets um seinen Herrn ist, so nimmt er die Eigenthümlichkeit von dessen Geruch scharf wahr. Sein Geruchsorgan gewöhnt sich endlich an den Geruch des Herrn als an seinen Normalgeruch. Will er also den Herrn, dessen Mütze, Schuhe u. s. w. suchen, so kann er sie leicht finden, so wunderbar uns dies vorkommt. Der Geruch des Herrn ist in seinen Riechorganen der vorherrschende, weil er ja oft beim Herrn ist und sich denselben mit Hilfe des Geruchs merkt. Verfolgt er also dessen Spur, so empfindet er, ob die Geruchseindrücke gewohnte oder ungewohnte sind. Erhält er die gewohnten Eindrücke, so weiß er, daß der Herr die Fußspuren getreten hat. Noch mehr merkt der Hund durch Auge und Ohr. Er kennt den Herrn oder Freund an der Kleidung, an der Gestalt, am Gange, an der Stimme. Davon habe ich mich selbst überzeugt. Ich wohnte auf einer Villa, wo man vier große wilde Hunde hielt. Bei meiner Ankunft waren sie über den Fremdling erzürnt. Ich fütterte sie und ward ihr Freund. Nur Sonntags kam ich hinaus. Wüthend liefen sie mir da entgegen, bis sie mich erkannten, dann so zärtlich thaten, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Da kam ich einst in andern Kleidern. Jetzt stürzten sie wüthend auf mich los und hätten mich niedergeworfen, hätte ich sie nicht angerufen, da erkannten sie mich an der Stimme, winselten vor Freuden, baten schwanzwedelnd um Entschuldigung und begleiteten mich ehrfurchtsvoll bis zu meiner Wohnung. Also aus Sinneswahrnehmungen bildeten sich die Hunde Urtheile, unterschieden mich von andern Menschen. Jede Mutter weiß, daß der Säugling sie zunächst an der Stimme erkennt; erst später unterscheidet er durch das Gesichtsorgan, ob ihm Personen und Dinge bekannt oder unbekannt sind. In der Schule macht

man den Anſchauungsunterricht zur Grundlage, aus welcher ſich vielgeſtaltige Vorſtellungen entwickeln, ſelbſt der abſtracte Philoſoph wendet von Zeit zu Zeit ein Bild (Verſinnlichung) an, damit man ihn verſtehen ſoll.

Alſo auf dem Nerven- und Gehirnſyſtem beruht unſer ſeeliſches und geiſtiges Leben. Die vergleichende Pſychologie weiſt nach, wie ſich in den verſchiedenen Thierarten die Sinnesnerven, Rückenmark und Gehirn entwickeln, wie dann aber auch das Empfindungs-, Wahrnehmungs- und Vorſtellungsvermögen wieder verſchieden werden. Denn jede Thätigkeit verlangt beſondere Organe; je verſchiedenartiger in einer Fabrik, an einem Apparat die einzelnen Maſchinentheile ſind, um ſo verſchiedenartiger und vollkommener (in der Geſammtheit fallen die Wirkungen (Erfolge) aus. Selbſt ein Philoſoph kann dies nicht beſtreiten, weil er es täglich ſieht. Wenden wir dies auf den Mechanismus und Organismus des Menſchen an, ſo müſſen hier auch dieſelben Folgerungen gelten, die man gern als „Materialismus" ableugnet. Aber auch hier gilt das ewig wahre Wort: „Und ſie dreht ſich doch." Hat der Materialismus die Naturgeſetze erkannt und geſteht deren Wirkungen ein, ſo hat er Recht, denn die Naturgeſetze wirken in alle Ewigkeit, gleichviel ob Theologen nnd Staatsphiloſophen ihr Daſein beſtreiten und als Ketzerei in Verruf bringen wollen. Haben denn nicht genug Theologen das Daſein von Hexen, des Teufels und der Engel bewieſen und ſogar ausgerechnet, wie viel tauſend Engel auf einer Nadelſpitze Platz haben?

Wir wiſſen, daß Alles, was in der Natur vorhanden iſt, einen Zweck hat, den wir bei wachſender Erkenntniß als einen ſehr weiſen verehren. Wenn alſo das Gehirn aus verſchiedenen Theilen, Beſtandtheilen, Organen, Windungen, Lappen, Zipfeln, Nervenfäden, verſchiedenartigen Ganglien oder Nervenzellen, Stoffen verſchiedener Art beſteht, ſo muß dies einen Zweck haben. Aus Zufall oder zum Scherz iſt dies nicht ſo. Wiſſen wir nicht, was dieſe

Verſchiedenheit zu bedeuten hat, ſo ſollen wir ehrlich unſre Unwiſſenheit eingeſtehen, aber nicht behaupten, die Vielartigkeit des Gehirns ſei ohne alle Bedeutung. Noch wiſſen wir unendlich wenig von dem, was dieſe einzelnen Organe und Beſtandtheile für eine Beſtimmung haben, aber ſoweit kennen wir die Natur, daß ſie nichts zwecklos erſchafft. Vielmehr müſſen wir von vornherein annehmen, daß das menſchliche Gehirn deshalb ſo verſchiedenartig thätig ſein kann, weil es aus einer organiſchen Geſammtheit verſchiedenartiger Theile beſteht. Noch bleibt es unentſchieden, ob die Hauptſache in den Windungen, oder in der grauen Rinde und den verſchieden geſtalteten Nervenzellen in deren Schichten beruht, aber das ſteht feſt, daß das, was geſchieht, ſeinen Grund haben muß. Der Geiſt, Ideen, Gedanken und derlei nur vorgeſtellte Dinge können, ſobald ſie immaterielle Dinge ſind, weder von materiellen Dingen beeinflußt werden noch dieſelben beeinfluſſen. Wir wiſſen nicht, was Licht, Wärme, Elektricität u. ſ. w. iſt, berechnen aber deren Wirkungen bereits mathematiſch, meſſen aus, wie viel Fuß eine Empfindung in der Secunde durchläuft, wie viel Secunden zur Bildung einer Vorſtellung gebraucht werden. Wir haben alſo materielle Vorgänge vor uns, obſchon die Art dieſer Materien außerhalb unſrer Sinneswahrnehmung liegt, wie wir denn viele Farben nicht ſehen, viele Töne nicht hören, weil unſre Sinnesorgane dazu nicht ausreichen.

Betrachten wir nun einmal unbefangen Nerven und Gehirn! Es beſteht aus zahlreichen Nervenfäden, Millionen von Ganglienkugeln verſchiedener Form und Stellung. Zwecklos kann dies unmöglich ſo angeordnet ſein, vielmehr muß eine große Verſchiedenartigkeit der Wirkungen, Reizempfänglichkeit u. ſ. w. ſtattfinden, woraus wir uns erklären können, daß jeder Menſch eine beſondere geiſtige Individualität bildet. Weil aber die Menſchen im Großen gleichmäßig organiſirt ſind, ſo bewahren ſie den Gattungscharakter, verſtändigen ſich durch die Sprache, wenn auch die Auffaſſung der

einzelnen Begriffe und Ausdrücke individuell bleibt. Werden einzelne Gangliengruppen in Folge der Lebensweise und Sitte sehr geübt, so entwickeln sie sich stärker und bilden sich einzelne Sinne zu besondrer Schärfe aus. Der Jagdnomade hört und sieht scharf und lernt dem Wild dessen Listen ab, wird ein feiner Beobachter von Wind und Wetter, Tages- und Jahreszeiten, aber auch hartherzig und gewaltthätig, weil er vom Morden lebt und oft unter Lebensgefahr die Macht des Stärkeren ausübt. Der fromme Hindu grübelte über die Natur der Dinge, das Wesen seiner Götter und seines eigenen Geistes nach, mithin gewann er Kraft des Denkens, übte sich im Abstrahiren, weil er in den vielgestaltigen Erscheinungen seiner Heimath das Bleibende, den verborgenen Lebensgrund suchte. Wie verschieden müssen sich Sprache, Religion, Anschauungs- und Handlungsweise gestalten in Folge der Natureindrücke, Bedürfnisse und Verhältnisse!

Sobald ein Mensch sinnliche Empfindungen in Vorstellungen umsetzt, schafft er sich eine innere Welt, setzt bald seine Gedanken als bleibende Wahrheit den wandelbaren Erscheinungen der äußeren Welt entgegen und schreitet aus der Natur hinüber in das Reich einer Cultur, die er sich schafft, wozu aber Natur und Sinne die Anregung geben. Die Grenzlinie dürfte schwer zu bestimmen sein, aber die Thatsache ist nicht zu leugnen. So lange der Mensch den Antrieben der Natur folgt, gehört er dem seelischen Leben an und unterliegt willenlos großen Naturgesetzen, sobald er aber Cultur gewinnt, Rechte, Gesetze und Gewohnheiten festsetzt, Wohnung, Kleider und Waffen anfertigt, in der Sprache seine Vorstellungen mittheilt, betritt er die Welt des Geistes und entwickelt sich nach den Gesetzen des Geistes logisch und psychologisch.

Zur niederen (seelischen) Sphäre muß man alle jene Erscheinungen rechnen, welche nur Wirkungen organischer Thätigkeit sind und die der Mensch mit den Thieren gemein hat (Begierden, Leidenschaften, Vorstellungen, sinnliche Urtheile, Haß, Liebe, Zorn,

Instinct, u. s. w.), wogegen die geistigen Thätigkeiten Ideen erzeugen d. h. Recht und Wahrheit erstreben, das Gute unterstützen, Freiheit begründen, Leidenden beistehen, für Wahrheit und Recht leiden u. s. w. Diese geistigen Mächte sind stark genug — oder sollten es sein — um die sinnlich-seelischen niederzuhalten.

Unser geistiges Leben als höhere Entwickelung des leiblichen steht mit demselben in lebhafter organischer Wechselwirkung. Oft stehen beide im Kampfe, bald unterliegt die eine, bald die andre Partei, aber im Großen ringt sich die Menschheit immer mehr los von der Sinnlichkeit und verbreitet sich die Humanität. Bei jeder geistigen Arbeit bedürfen wir sinnlicher Organe, unsre Begriffe und Urtheile destilliren wir aus sinnlichen Wahrnehmungen, aber wir vermögen es, unser Verfahren und unsre Denkwerkzeuge zu beobachten, wir reguliren und verbessern deren Thätigkeit, controlliren die sinnlichen Wahrnehmungen und erringen uns dadurch geistige Selbständigkeit.

Von der andern Seite müssen wir zugestehen, daß die Kraft der geistigen Thätigkeit von der Leistungsfähigkeit der Nervenorgane, von Gewohnheiten, localen Einflüssen u. s. w. abhängt, weshalb Nerven- und Sinneskrankheiten zu Irrsinn, Illusionen und Visionen führen können. Da nun thatsächlich feststeht, daß mit der steigenden geistigen Bildung auch das Gehirn sich entwickelt und leistungsfähiger wird, so gewinnt der reifere Geist der Menschheit bessere Organe, mit deren Hilfe er arbeitet, und es entsteht ein lebendiger Kreislauf zwischen Stoffen und Gedanken. Völker, welche leiblich entarten und verweichlichen, kommen auch in der Cultur zurück, verlieren die Kraft, große Ideen zu erzeugen und durchzuführen, und treten endlich gar vom Schauplatz der Weltgeschichte ab. Es geschieht dies aber nicht im Kampfe ums Dasein, sondern einfach in Folge veränderter Lebensweise, woraus eine andre Denkungsweise, andre Gewohnheiten und Bestrebungen hervorgehen und die Physiognomie des Geschichtslebens sich ändert. Sinnengenuß, Herrsch-

3. Die Organe der ſeeliſchen und geiſtigen Thätigkeiten.

(Anatomie des Gehirns.)

Wenn leibliche Vorgänge auf geiſtige Thätigkeit Einfluß haben, und geiſtige Vorgänge auf leibliche Organe einwirken, ſo muß zwiſchen beiden nothwendig ein organiſches Wechſelverhältniß ſtattfinden. Aufſchluß darüber giebt Leidesdorf in ſeinem „Lehrbuch der pſychiſchen Krankheiten" in dem Kapitel über die „Anatomie der Hirnrinde." Wir theilen die Hauptſachen hier mit.

Es giebt Centraltheile für Empfindungs- und Bewegungsvorſtellungen. Der tiefſte Blödſinn kann mit leiblichem Wohlbefinden, Wahrnehmung und Bewegung gepaart ſein, und hohe Intelligenz mit abgeſtorbenen Sinnen. Daher muß man Hirnmantel und Hirnſtamm unterſcheiden, jener iſt Organ der Intelligenz, dieſer das der Wahrnehmuug und Bewegung. Jede Hemiſphäre bildet nach vorn einen Bogen um ihre Hälfte des Hirnſtammes, und die Achſe dieſes Bogens verbindet die beiden äußeren Flächen des Hirnſtammes im Grunde der Sylviſchen Spalte. In dieſer ſchlägt ſich die Hirnrinde zu dem faltigen Ueberzug „der Inſel" um, deren Windungen mit dem Hirnſtamm verwachſen, und aus dem Hirnmantel ſtrahlt der Stabkranz, welcher als Krümmung des Hirnmantels die Inſel umgiebt, in die Ganglien des Hirnſtammes ein. Der Stabkranz iſt eine radiäre Faſermaſſe, die ihre centralen Urſprungszellen an der Außenfläche des Hirnmantels hat. Der Hirnmantel entwickelt ſich im Fötus nach und nach zu 3 Urwindungen als parallelen bogenförmigen Fortſetzungen. Die äußerſte dieſer Urwindungen umgiebt die Sylviſche Spalte, entwickelt ſich beim Menſchen ſehr ſtark, überhängt als Klappdeckel die Inſel. Die mittelſte Windung derſelben wächſt zu einer Schleife an, die ſich quer durch die Außenfläche der Hirnmantelhälfte legt, bis zur Sichel reicht, und deren aneinander liegende Schenkel Centralwindungen heißen, welche von der Centralfurche oder der

Roland'schen Spalte getrennt werden. Die vordere Centralwindung hilft das Stirnhirn bilden, die hintere bildet das Scheitelhirn, Hinterhauptshirn und die Schläfenlappen.

Die Hirnrindezellen bewahren die aufgenommenen Vorstellungen und stehen mit einem System von Radialfasern in Verbindung, welches peripher in den Ganglien wurzelt, auf welches die Sinnesnerven ihre Erregungen übertragen, so daß die Hirnrinde sich durch Vermittelung des Stabkranzes mit Vorstellungen füllt. Der Stabkranz spaltet sich in drei Blätter, denen die Züge der Urwindungen aufliegen, daher entsteht eine Scheidung und ungleiche Entwickelung von Vorstellungsgebieten. Gedächtniß ist eine den Hirnrindezellen anhaftende Eigenschaft. Es entsteht daher ein Nebeneinander der Vorstellungen in gegenseitiger Unabhängigkeit, woraus sich Associationen der Vorstellungen entwickeln können. Die Commissurenfasern des Balkens verknüpfen wahrscheinlich Cellen der beiden Hirnhälften von identischer Bedeutung und vermitteln jedenfalls die Gleichzeitigkeit der Erregungszustände der sich functionell deckenden Bezirke beider Hirnhälften. Sie bewirken das Gegentheil jener Association oder des Zusammenfallens gleicher Vorstellungen in beiden Hirnmantelhälften. Die innere Oberfläche des Hirnmantels dagegen gestaltet sich zu einem System, welches die verschiedenen Verlaufsstellen der Urwindungen verknüpft.

Aus dem anatomischen Bau der Zwinge und der Gewölbe ersieht man, daß die Fasern des Zwingensystems sich mit denen des Stabkranzbalkensystems in den Hirnrindezellen verknüpfen, wie sich in einem Gewebe der Einschlagsfaden mit der Kette von Fäden verknüpft, mit denen er sich kreuzt. Andere Bogensysteme vereinigen die Außenfläche der Hirnrinde mit der inneren Fläche und sind beiden Enden central, da sie nirgends in der Peripherie fußen.

Die Hirnrindezellen stehen also mit Fasern des Stabkranzes vielfach in Verbindung und erhalten durch diese Empfindungsorgane dauernde Erregungszustände. Die Fasermoleküle sind im ruhen-

den Zuſtande Träger von Strömen, welche von der Lagerung der Moleküle bedingt werden. Der Erregungszuſtand ſtört dieſe Anordnung der Moleküle und hat in der eingenommenen Stellung des ſogenannten Ruheſtandes ein Hinderniß zu überwinden! Nach öfterer Wiederholung (Uebung) wird dies Hinderniß leichter überwunden. Denken wir nun, ein Lamm wird geſehen und gehört! Durch das Bild wird eine Vorſtellungszelle erregt in der Hirnrinde, da eine ſtrahlenförmige Faſer des Stabkranzes mit den Urſprungszellen des Sehnerven verbunden iſt. Das Blöken des Lammes erregt eine andere Hirnzelle vom Hörnerv aus. Verſchwindet das Lamm, ſo verdunkeln die beiden Vorſtellungen, aber es bleiben Reſte der Erregungszuſtände zurück. Hört man ſpäter ein Lamm blöken, wird alſo die Lautvorſtellung erneuert, ſo regt ſich zugleich auch die Geſichtsvorſtellung, im Gehirn entſteht alſo ein Schluß, indem man aus dem Tone folgert, es muß ein Lamm vorhanden ſein. Werden zwei erregte Zellen durch eine Bogenfaſer verbunden, ſo theilen ſie ſich gleichzeitig ihre Erregungszuſtände mit, die beiden Vorſtellungen bilden die Kette eines Schluſſes. Beſitzen Zellen noch keinen Vorſtellungsgehalt, ſo können keine neuen Vereinigungen von Vorſtellungen vorkommen, denn der Stabkranz muß zuvor den Zellen Inhalt zuführen. War eine andere Zelle bereits mit den andern gleichzeitig erregt, ſo verbindet ſie ſich leicht zur Vorſtellungsgruppe. Doch müſſen dieſe Erregungen gleichzeitig ſein. Die Hinderniſſe der ruhenden Moleküle werden durch die Erregungen zwar überwunden, nehmen aber nach deren Ablauf wieder zu, weshalb die Vorſtellungen ſich wieder verdunkeln, ſo daß dieſelben ſich in unzähliger Abſtufung der Klarheit befinden. Man kann alſo annehmen, daß die Reproduction einer Vorſtellung von ihrer Zelle aus ſich in der Richtung derjenigen Bogenfaſern geltend macht, in welchen eine gleiche Erholungsphaſe der Moleküle gerade dieſelben Bedingungen des Fortſchreitens der Erregung ſetzt, als die Bedingungen zum Eintritt der Erregung in den Stabkranzfaſern

waren. Ebenſo ſchwingen ja die Gehörsfaſern der Cortiſchen Organe mit. Die Vorſtellung ſelbſt mißt die Erregbarkeitsphaſe ihrer Leitungsbahnen. Wir unterſcheiden die Aufnahme einer neuen Wahrnehmung in einer ruhenden Molecularreihe von bekannten Wahrnehmungen, weil dieſe leichter auf geglätteter Bahn eintreten. Ein Schluß entſteht in der Hirnrinde, indem das Wiedererkennen eines Merkmales einer Erſcheinung durch das Hervorrufen früher gleichzeitig aufgenommener anderer Merkmale der Erſcheinung aus einem Merkmale das andere nach dem Geſetz der Cauſalverknüpfung erſchließen läßt, wozu ſchematiſch zwei durch Stabkranzfaſern mit verſchiedenen Sinnesterritorien verbundene Zellen und eine verbindende Bogenfaſer erforderlich ſind.

Demnach wird klar, daß die Stabkranzfaſern Leitungen beſorgen, die Hirnrindezellen Vorſtellungen erzeugen, Bogenfaſern dieſe Vorſtellungen aneinander reihen. Es entſpringen von den Rindezellen aber auch Bewegungsfaſern, gehen nach dem Stabkranze und ſtellen dort eine geordnete Verbindung mit Muskelmaſſen her. Erregen nun Vorſtellungen auch Bewegungen, ſo enthalten dieſe Zellen auch Bewegungsvorſtellungen, welche alſo erlernt werden, da Bewegungsvorſtellungen von der Peripherie ins Centrum gebracht werden. Die Stabkranzfaſern leiten zur Hirnrinde alſo Sinnesvorſtellungen und Bewegungsvorſtellungen. Die Faſern werden durch die Urſprungsmaſſen der Sinnesnerven miterregt, wenn der Nervenſtamm die Erregung auf die Urſprungsmaſſe überträgt, wie denn in den Kniehöckern des Sehnervenurſprungs die Zellen peripher verlaufende Fortſätze in den Sehſtreifen und centralverlaufende in den Stabkranz ſenden und dadurch Lichtvorſtellungen ins Gehirn übertragen. Ein Theil Großhirnganglien, in denen das periphere Ende des Stabkranzes fußt, vereinigt in ſeinen Zellenmaſſen motoriſche Stränge, die längs des Rückenmarks herab ziehen mit den Urſprungsfaſern von Sinnesnerven. Theile des Hirnſchenkels, der im grauen Kerne des Rückenmarkes mit Empfindungsfaſern zuſammen-

hängt, gehen auch unmittelbar in den Stabkranz über, in Zellenhaufen, welche jedenfalls der Sitz reflectorisch-motorischer Vorgänge sind. Da nun durch diese Bewegungsvorgänge die Stabkranzfasern mit erregt werden, welche aus den reflectorischen Zellenhaufen entspringen, so geht die Erregung auf ihre Ursprungszellen in der Hirnrinde über, wo sie zu einer Bewegungsvorstellung wird. Die Quelle solcher Vorstellungen sind also die Reflexbewegungen, die von Hautnerven übertragenen entstehen im Rückenmark, die von Sinnesnerven auf Muskelnerven übertragenen aber in den Großhirnknoten. Leitungsorgan ist der Stabkranz, obschon man von jedem Bogenbündel noch nicht die Bestimmung nachweisen kann.

Am Fuß des Stabkranzes befinden sich die Großhirnknoten als Peripherie des Stabkranzes, welche das centrale Ende des Hirnschenkels und der Sinnesnerven enthalten und dem Gewölbe und 3 Commissuren den Ursprung geben. Der Stabkranz steht mit ihnen durch die Längsblätter, dem Streifen-, Sehhügel und dem Linsenkerne in Bezug. Mit diesen Großhirnknoten stehen alle Sinnesnerven in Verbindung durch die Sehhügel, Vierhügel, Basaltheil u. s. w., so daß z. B. eine im Sehgebiet der Hirnrinde auftretende Erregung sich in das Sehorgan projectirt durch die Bogenfasern, oder durch eine Schlußkette, die sich unabweislich an die subjective Wahrnehmung knüpft, in den Zusammenhang des Denkens eingreift. Der Gehörnerv steht in Beziehung zum Kleinhirn und dem Großhirnknoten, sogar die Hautoberfläche steht mit der Hirnrinde in Verbindung. Der Gehörnerv geht bis zum grauen Höcker und zur unteren Fläche des Stirnlappens, so daß unser Denken aus Klangbildern besteht.

Die grauen Massen des Großhirnstammes sind noch die Ursprungsquelle der empfindungleitenden Markbündel, zugleich aber auch der motorischen Bündel des Hirnschenkels, deren centrale Enden dort theils bestimmt sind, reflectorische Anregungen innerhalb der Ganglien, theils Bewegungsanregungen aufzunehmen, die von Zel-

len der Gehirnrinde ausgehen. Der Linſenkern beherrſcht vielleicht die Bewegungen durch die Hirnrinde, und der Streifenhügel könnte Centralorgan für Geruchsfaſern ſein, welches Bewegungen veranlaßt, indem Geruchsvorſtellungen auf die Bewegungsorgane reflectiren.

Bewegungsantriebe gehen beim Menſchen meiſtens von Vorſtellungen aus, weshalb die Menſchen den größten Linſenkern haben. Aus der anatomiſchen Verbindung der Brücke, Seh- und Vierhügel folgert man, daß die Vorderſtränge Fortſetzungen der Bewegungsnerven der oberen Glieder ſind, da dieſer Faſerzug von Bedeutung iſt für die Unterordnung dieſer Gliederbewegung unter den Geſichtsſinn als Greifbewegung, da ſie durch Seh- und Vierhügel und deren graue Maſſe geht und vielleicht mit dem Augenmuskelnerv in Beziehung tritt. Aber auch das Kleinhirn wirkt auf die Bewegungsnerven ein, denn verſchiedene Faſerbündel gehen in graue Inſeln der Pyramiden ein; in ſolche inſuläre Zellhaufen treten Bogenfaſern und nun gehen motoriſche Züge und Kleinhirnfaſern mit einander Verbindungen ein, aus welchen der Kleinhirneinfluß auf Bewegungen ſich erklären läßt. Wie aber das motoriſche Feld hinter den Pyramiden reicher von Kleinhirnfaſern durchzogen iſt, als die Pyramiden ſelbſt, ſo iſt es auch reicher an grauem, zellhaltigem Zwiſchengewebe. In dieſe fein vertheilte graue Maſſe ſind die motoriſchen Züge und Bogenfaſern aus dem Kleinhirn eingebettet und verbunden. Klein- und Großhirn ſind durch den Bindearm mit Sehhügel und Stabkranz verbunden, mithin wirken Vorſtellungen des Großhirnes auf das Kleinhirn ein, welches nun Bewegungen ausführt. Das Kleinhirn hängt aber durch die Hinterſtränge mit dem Rückenmark zuſammen, und dieſe Stränge regeln aſſociirte Bewegungen.

In der Function der Hirnrinde liegt ein Trägheitsmoment, ein Nacheinander des Eintritts von Wahrnehmungen in den Bereich der Aufmerkſamkeit, welches die zur Harmonie der Bewegung nö-

local geſteigerte Erhöhung der Erregbarkeit der Nervencentren durch die Uebung und angeborne oder angelernte Reflexe iſt eine beginnende Ermüdung. Außerdem hat Ranke, dem wir hier folgen, durch Experimente erwieſen, daß die conſtant angeſtrengten Muskeln und Nerven einen andern Waſſergehalt, andre chemiſche Zuſammenſetzung zeigen, als die conſtant weniger angeſtrengten. Es findet alſo ein Stoffwechſel im Nerven ſtatt, wobei das Waſſer eine gewiſſe Rolle als Erregungsmittel ſpielt. Erhöhung der Erregbarkeit durch Waſſerentziehung oder Waſſerzufluß iſt beginnende Schwäche. Starke Alkalien tödten den Nerven, neutrale Kaliſalze ermüden ihn; ſchädliche Stoffe nimmt der Nerv durch Imbibition nur dann auf, wenn er ſchwach und ermüdet iſt. Daher erhält ein Gewebe, welches gearbeitet hat, einen ſtärkeren Ernährungsſtrom und nimmt an Waſſer zu; aber nach der Nahrungsaufnahme tritt dann auch Ermüdung ein, weil in Blut und Organen ermüdende Stoffe vorhanden ſind, bis die Ernährungsſtoffe ins Gewebe eindringen mittels der Poren, welche in die Zellen führen. Im Darm nehmen die Epithelien die Nahrung auf. Getödtet werden die Nerven durch das Gift der Kohlenſäure, des Schweffelwaſſerſtoffes u. ſ. w.

Joh. Müller hat bereits nachgewieſen, daß alle reizenden Einflüſſe, welche in den Nerven durch Veränderung der Materie Erſcheinungen ihrer Kräfte hervorrufen, auch die Reizbarkeit ſelbſt verändern können. Jede Reaction erfordert einen Kraftaufwand, wenn die Materie dabei verändert wird, und je länger die Reizung dauert, deſto gewiſſer iſt dieſe Veränderung. Die Ausgleichung der materiellen Veränderungen durch die Wiedererzeugung, welche ſich während der Ernährung fortſetzt, hebt die täglichen Veränderungen wieder auf. — Daher charakteriſirt ſich Nervenermüdung durch ein Anſteigen der Nervenerregbarkeit, welchem aber bald ein Abnehmen folgt. Ruhe bringt das Gleichgewicht hervor. Denn ſie beſteht in einem Wirkſamwerden der Blutcirculation, welche die ermüdenden Stoffe entfernt und ſie durch alkaliſche Reaction

unschädlich macht. Die Säuren wirken nemlich als hemmende Stoffe auf chemische Vorgänge (Kraftäußerungen), und die Ruhe beseitigt diese Hemmungen. Wir brauchen als Stoffersatz nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Sauerstoff, der in den Organen gebunden wird und sie leistungsfähig macht.

Es ist Thatsache, daß elektrische Ströme Nerven und Muskeln durchziehen, und Ranke hat es wahrscheinlich gemacht, daß diese nur durch chemische Prozesse entstehen. Die regelmäßigen chemischen Differenzen in den Geweben muß man für den Hauptgrund der regelmäßigen elektromotorischen Eigenschaften der Gewebe betrachten. Denn Muskeln und Nerven sind so gebaut, daß sie als eine schwache Säure dem Kupfer, als Alkali dem Zink entsprechen. Eine ruhende Muskel, die wenig Säure enthält, kann also fort und fort elektromotorische Kraft entwickeln, nimmt die Säure zu, so verschwindet das Alkali, die Muskelkraft wird sauer, und die Muskeln hören endlich auf, thätig zu sein. Daher schließt Ranke: „Mit dem Vorgange der Nerventhätigkeit im Gesammtorganismus verläuft ein chemischer Prozeß — die Säurebildung in der Nervensubstanz — der als eine Ursache der elektromotorischen Veränderung des Nerven während seiner Thätigkeit angesehen werden kann. Reihen senkrechter elektromotorischer Flächen, welche der Muskelfaser parallel stehn, sind alles, was man zur Erklärung der elektromotorischen Erscheinungen braucht.“ Weiteres in Ranke's „Lebensbedingungen der Nerven.“

Auch Bezold „Untersuchungen über die elektrische Strömung der Nerven und Muskeln“ kommt zu dem Schluß, daß diese nur ein chemischer Reiz sei, worüber man das interessante Schlußkapitel nachlesen mag.

In wie weit Nerven auf das Herz wirken und umgekehrt, das hat Czermak bündig auseinandergesetzt in seinen „populären, physiologischen Vorträgen.“

„Die Anregung und Triebkraft zu seiner rhythmischen Bewegung erhält das Herz von einem Nervensystem, welches in dasselbe ein-

gebettet ist. Dieses besteht aus mikroskopischen Ganglienbläschen, aus denen zahlreiche Nervenfädchen entspringen, die in das Muskelfleisch des Herzens eindringen. In diesen Ganglien entstehen durch ununterbrochene Ernährungsvorgänge jene Erregungszustände, welche sich als Bewegungsantriebe bis in die Herzmuskeln fortpflanzen und diese zur Zusammenziehung veranlassen. Da diese Erregungszustände der Nervenzellen auf Widerstände stoßen, also sich nur in rhythmischer Wiederholung fortpflanzen, so wird auch die Herzbewegung rhythmisch.

„Dieses Nervensystem hängt durch zwei functionell verschiedene Faserzüge mit dem Gehirn zusammen und wird auf diesen beiden Wegen von den Zuständen des Gehirns in seiner Thätigkeit beeinflußt, da sich danach die Zahl und Stärke der Herzschläge richtet. Es entspringen im Innern des Gehirns an verschiedenen Stellen zwei Nervenfaserzüge zum Herzen und den Blutgefäßen und wirken auf deren Thätigkeit ein. Der eine Faserzug geht vom Gehirn durch das Rückenmark und weiterhin zum Theil durch die Bahnen des sympathischen Nervensystems und erhöht durch seine erregten Nerven die Herzthätigkeit, indem er die Triebkräfte in den Ganglien vermehrt. Der andre Theil dieser Nerven wirkt auf die Gefäßnerven und dadurch indirect auf die Herzbewegung, indem die Gefäße durch die Zusammenziehung ihrer Wandungen den Blutdruck mächtig steigern.

„Der zweite Nervenfaserzug geht vom Gehirn direct in der Bahn des herumschweifenden Nerven an beiden Seiten des Halses hinab zum Herzen und hemmt die Herzbewegung, indem er die Widerstandsorgane verstärkt, so daß sich die Pausen zwischen den Herzschlägen vergrößern. Durch die von den Gehirnzuständen abhängige, sehr mannichfach abgestufte Gegenwirkung (Steigerung oder Schwächung des einen oder beider Nervenfaserzüge) wird Häufigkeit und Stärke der Herzschläge vielfach abgeändert. Bei schwachem erregenden Nerven sind die Pulse selten und schwach, bei heftig

erregten Nerven dagegen häufig, aber ſchwach, der hemmende Nerv bewirkt ſeltenen, aber ſtarken Herzſchlag; arbeiten beide Nervenfaſerzüge, ſo pocht das Herz ſtark und oft.

„Da nun Gemüthsbewegungen in der That nur Erregungszuſtände des Gehirns ſind, ſo beeinfluſſen ſie die Herzbewegung durch den Mechanismus jener beiden Nervenfaſerzüge. Wenn bei einer unerwarteten Schreckensnachricht alſo das Herz ſtillſteht, ſo wirkt der Hemmungsnerv gewaltig; bei freudigen Gemüthserregungen ſchlägt das Herz höher, weil der erregende Nerv den Herzſchlag verſtärkt, dabei den hemmenden Nerven überwinden muß, ſo daß das Herz raſch und ſtark ſchlägt. Denn auch Gemüthszuſtände gehen aus materiellen Reizungszuſtänden des Gehirns hervor. Durch Nervenfaſerzüge äußern ſich Gemüthserregungen im Herzſchlage.

„Daß das Blut von Einfluß auf die Entwickelung des geiſtigen Lebens iſt, wurde bereits mehrmal angedeutet. Es ernährt Nerven und Muskeln, mithin muß die Nahrhaftigkeit und die Beſtandtheile ſeiner Stoffe auf Kraft oder Schwäche der Nerven einwirken. Außerdem unterhält es die elektrochemiſchen Prozeſſe, auf denen das vegetative Leben beruht, weshalb denn Blutmangel oder Blutüberfülle ſchwächend und gar tödtlich auf das Gehirn einwirkt. Ein heftiger Blutandrang bewirkt Angſt und Beklemmung, Blutſtockung peinliche Gefühle, raſchfließendes Blut ſtimmt heiter und muthig. Wenn ſolche Blutzuſtände auch nicht dieſe Gedanken ſchaffen, ſo wirken ſie doch fördernd oder hemmend; ja da ſie Gefühle erzeugen, Gefühle zu Vorſtellungen werden, ſo können ſie irrige Vorſtellungen erzeugen, wie z. B. Blutkügelchen in der Augenhaut Flimmern und fliegende Fliegen erzeugen.“

Es ſei noch geſtattet, auf den gründlichen Nachweis aufmerkſam zu machen, welchen Bezold in ſeinen „Unterſuchungen über die Innervation des Herzens“ führt, daß der herumſchweifende und der ſympathiſche Nerv ſtets in ſchwacher fortdauernder Erregung ſind. Die Erregung der beiden ſympathiſchen Halsnerven

erhöht den Blutdruck im Aortensystem, vergrößert also Zahl und Stärke der Herzschläge. Auf ähnliche Weise wird der Darm und auch die Lungenäste durch ein Antagonistenpaar von Nerven beherrscht. Bezold zeigt aber auch, daß im verlängerten Mark und Halstheile des Rückenmarkes Nervenfasern vorhanden sind, deren Erregung die Herzthätigkeit erhöht. Trennt man Halsmark vom verlängerten Mark, so vermindert sich die Herzthätigkeit, weil der materielle Blutdruck sinkt. Die Halsmarkfasern erregen und vermehren die Thätigkeit des arteriellen Gefäßsystems. Diese Halsnerven erhalten das Herz in seiner normalen Thätigkeit, denn das Herz wird gelähmt, sobald man jene Nerven durchschneidet. Außerdem gehn von allen Punkten des Rückenmarkes Nervenfasern erregend zum Herzen, vermehren die Herzschläge, d. h. Rückenmark und sympathischer Grenzstrang enthalten Leitungsbahnen, auf denen das automatische Bewegungscentralorgan des Hirns seine Erregungen zum Herzen schickt. Für dieses Centralorgan muß man das verlängerte Mark ansehn, welches auch den Schmerz empfindet. Es entstehen im Sensorium Reflexe und Hemmungen, die auf Gesichts- und Athmungsmuskeln wirken.

5. Der Organismus des Geistes im Besonderen.

(Nach Leidesdorf u. A.)

Ueber diese Frage giebt Leidesdorf ausreichende Antwort, indem er darauf verweist, daß durch chemische Versuche nachgewiesen ist, im thätigen Gehirn erzeugt sich Säure, wodurch es ermüdet, wogegen Erholung eintritt, wenn die saure Reaction in die neutrale übergeht. Dies geschieht im Schlaf, wenn die Herzthätigkeit sich verringert, und der Druck in den Blutgefäßen abnimmt. Auch ist es jedenfalls von Bedeutung, daß das weiße Gehirn 66—70% Wasser enthält, das graue aber 79—86%, dieses aber ärmer an Stoffen

ist, die sich in Aether lösen. Das Gehirn enthält außerdem Eiweißkörper, Fette, Leimstoffe, organische Verbindungen, Hirnfett u. s. w.

Bei einem Bewegungsnerven wird der Erfolg der Reizung um so stärker, je weiter die gereizte Nervenstelle vom Endorgane liegt; Pflüger erklärt dies so: Jedes Nervenmolekül enthält eine gewisse Summe von Spannkräften, welche, wenn sie durch Erregung frei werden, die Spannkräfte in den Nachbarmolekülen auslösen, so daß die Menge der ausgelösten Kräfte mit der Fortpflanzung der Erregung anschwillt. Es mögen daher auch in den Ganglienzellen des Centralorganes solche Kräfte ausgelöst werden, wenn die Erregung durch äußere Einflüsse veranlaßt wurde. Geht die Erregung von den Ganglienzellen aus, die eine Kette bilden, so erzeugen diese Reflexacte, indem durch Empfindungen alle Functionen der Ganglienzelle zu Stande kommen, oder es werden Vorstellung und Willen erzeugt, oder es entstehen automatische Bewegungen. Entweder wird die Uebertragung der Empfindung zu den Vorstellungszellen gehindert, oder die Widerstände auf anderen Bahnen vermindern sich, und die Erregung gelangt sogleich auf motorische Centren. Die peripheren Nervenenden sind immerwährend der Einwirkung äußerer Einflüsse ausgesetzt, doch während der Leitung durch centrale Strecken kommen uns viele Zwischenglieder nicht zum Bewußtsein, bis die Erregung endlich an einer gewissen Stelle anlangt und dort solche Kraft gewinnt, als zur Vermittelung von Bewußtsein nothwendig ist. Nur durch Anregung von außen gewinnen wir Vorstellungen von den Objecten. Auch die Beschaffenheit der Ernährungsflüssigkeit beeinflußt das Centralorgan oder dessen Theile. Eine Ganglienzelle kann im Augenblicke leitungsunfähig sein, aber von andrer Seite her kommen erregende Einflüsse und machen sie für Reize empfindlich. Jede Gangliengruppe ist mit einer besonderen Leitung betraut, pflanzt aber die Erregungen nach beiden Seiten fort. Die Reizempfindungen hängen natürlich von der Eigenthümlichkeit des leitenden Organes ab, gewisse Farben

und Töne werden nur auf gewissen Fasern geleitet, aber nicht alle Fasern vermitteln Bewußtsein.

Wo man den Centralsitz der Empfindungen, das Sensorium commune, zu suchen hat, darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Die meisten Forscher nehmen an, daß die großen Hirnhemisphären Sitz der Intelligenz und des Bewußtseins sind. Einige nehmen das Kleinhirn als Centralorgan für die Bewegungen an, Andre halten es für Centrum des Muskelgefühls, nach welchem man die anzuwendende Kraft zu Bewegungen abmißt, noch Andre halten die Streifenhügel oder die graue Substanz des Hirnschenkels oder das verlängerte Mark für das Centralorgan der Bewegung. Man weiß es also noch nicht.

Wichtiger ist es, sich von Leidesdorf über die Organisation des Geistes belehren zu lassen.

Man kann nur Vorstellen und Fühlen unterscheiden, den Willen dagegen nicht als besonderes Geistesvermögen betrachten, denn er führt nur die Erregungen der psychischen Ganglien (des Denkens und Fühlens) auf Bewegungsganglien über, sobald das Begehrungsvermögen dazu reizt. Das Bewußtsein oder eigentliche Ich geht hervor aus der Wahrnehmung einer Zahl gesetzmäßig verknüpfter Empfindungen und ist der Zustand, in welchem alles Empfinden und Wahrnehmen auf das Ich oder die Außenwelt bezogen werden. Räumliche Vorstellungen sind der Prozeß der Selbstbewußtseinsbildung, denn das Ich ist der Kern unsrer Erfahrungen an Empfindungen und Wahrnehmungen (Wundt).

Das Ich bildet sich also aus Veränderungen, doch ist uns das Begreifen angeboren. Da wir aber nur aus Erfahrung begreifen, so wird das Ich zum Product der Erfahrung. Der Begriff, eine späte Entwickelungsstufe des inneren Geschehens, bedient sich des Schlusses, dessen Mechanik uns angeboren ist, und zu welchem die Erregung der Sinne Veranlassung giebt, weil der Mechanismus des Schlusses darin besteht, daß man die Merkmale einer Erschei-

nung wieder erkennt. Das Gedächtniß bewahrt die einmal aufgetauchten Vorstellungen in der Seele auf, und die Erinnerung ruft sie hervor, indem eine Vorstellung mit den ihr associirten hervortritt. Aufmerksamkeit darf nicht für eine eigene Seelenthätigkeit gelten, sondern besteht nur in einer Verstärkung mächtiger Vorstellungen, von denen nun schwächere verdrängt werden. Häufig angeregte Vorstellungen werden vom Nervensystem leichter vorgeführt und unter dem Einflusse der Aufmerksamkeit entstehen durch neue Verknüpfungen neue Vorstellungen, weshalb die materielle Beschaffenheit des Gehirns für Gedächtniß und Aufmerksamkeit wichtig ist. Denn die Bogensysteme des Gehirns vermitteln die Verknüpfung eines Merkmals der Erscheinung mit den andern, worin der Mechanismus des Schlusses besteht.

Man muß zwei Reihen von Erfahrungen über Bewegungsempfindungen unterscheiden; eine Reihe der Bewegungen ist von Bewegungsempfindungen des eignen Leibes begleitet, die andere nicht. Jene tritt ununterbrochen ins Bewußtsein, diese wechselvoll und unbeständig. Dadurch lernt man Außenwelt und Ich unterscheiden und kommt zum Selbstbewußtsein. Man lernt nach und nach auch die Thätigkeiten unsres Körpers von der Außenwelt unterscheiden und als Besonderes trennen, obschon Bewegungsvorstellungen stets auch Bewegungen, Empfindungsvorstellungen aber Empfindungen hervorrufen.

„Jedes Vorstellen ist von sinnlichen Anschauungen begleitet; das klarste entsteht bekanntermaßen mit Hilfe des Gesichtsinnes, dagegen denkt der hörende Mensch immer in Klangbildern, in articulirten Lauten. Man hat nie mehr Vorstellungen, als man durch die Sprache auszudrücken vermag, weshalb die Sprache der Probirstein der geistigen Cultur und des Bildungszustandes wird. Diese Sinnesbilder, welche unser Vorstellen begleiten, werden meist nicht beachtet, können aber bei krankhafter Erregung der Hirncentren zu objectlosen Wahrnehmungen, d. h. zu Hallucinationen werden."

„Die Vorstellung des Ich entkeimt also aus der Erfahrung, ist

eine werdende, weshalb das Ich je nach dem Reichthume der Sinneswahrnehmungen ein verschiedenes sein muß. Das Ich gewöhnt sich aber an seinen Zustand, es entsteht die Gewöhnung des Daseins, in welchem sich das Ich zu erhalten wünscht. Die Gewöhnung besteht aber in einer Erleichterung der Leitung gewisser Eindrücke, weil deren Bahnen durch Wiederholung frei von einer Summe ursprünglicher Hindernisse geworden sind. Alle innerhalb dieser Bahnen verlaufenden Eindrücke machen die Idee der Erhaltung rege, und die Wahrnehmung der Leichtigkeit, mit welcher die Eindrücke verlaufen, empfinden wir als Lustgefühl, wogegen der Schmerz aus der Empfindung der Hindernisse hervorgeht und der Gewohnheit des Daseins widerspricht.

„Sobald wir unser Ich von der Außenwelt trennen, nehmen wir in jenem Veränderungen und Zustände wahr, welche wir Gefühle und Begehrungen nennen, die unser Denken beeinflussen, von ihm beeinflußt werden und uns zu Handlungen treiben. Wir erhalten Gemeingefühl als sinnliches Gefühl und Selbstgefühl, welches aus Vorstellungen hervorgeht, körperliches und geistiges Geschehen zum Bewußtsein bringt. Die Abweichung von der gewohnten Form dieses Vorganges empfinden wir als Unlust, den gewohnten Vorgang als Lust, als körperliches Wohlbefinden oder als erhöhtes Selbstgefühl. Das Gemüth stellt den Sammelpunkt aller psychischen Stimmungen und Gefühle mit ihrer Rückwirkung auf das Streben dar, setzt also ein ausgebildetes Selbstgefühl voraus.

„Aus Erfahrung wissen wir, daß der Verlauf des Denkens Lust oder Unlust erwecken kann. Die Breite des psychischen Wohlbefindens gestattet mit individuellen Abstufungen nur eine beschränkte Raschheit des Gedankenablaufes, innerhalb deren das Ich Zeit gewinnt, seine Beziehungen zum Vorstellungsinhalte zu ordnen und festzustellen, und daraus entsteht die Besonnenheit. Diese bringt alle Erwerbungen des Ich in günstigster Weise z r Geltung, gewährt dadurch Behagen. Aber Blutarmuth und Blutdruck verursachen

oft Leitungshemmungen, alſo Schmerzgefühl. Denn die Thätigkeit der in Erregung geſetzten pſychiſchen Centren beſteht nicht nur im Bilden von Gefühlen und Vorſtellungen, ſondern auch im Uebertragen ihrer Erregungen auf Empfindungs-, Bewegungs- und Vorſtellungscentren. Denn jede pſychiſche Thätigkeit als Veränderung des Inhalts des Bewußtſeins beruht auf einer Erregung von pſychiſchen Nervenelementen und einer dadurch bedingten Spannung, welche durch Uebertragung der Erregung auf andere Nervenelemente wieder ausgeglichen wird. Die Empfindung als Stellenveränderung der Moleküle des leitenden Nervenrohres ſchließt eine Bewegungserſcheinung, alſo Entwickelung lebendiger Kraft in ſich. Die Empfindung beſteht alſo nur kurze Zeit, denn ihre lebendige Kraft ſetzt ſich in eine andre Erſcheinungsform um, d. h. wird zur Bewegung, welche die lebendige Kraft wieder nach außen trägt. Bei inhaltsloſem Bewußtſein erregt die Empfindung Reflexbewegungen, bei bewußtem Geiſte erregt ſie Streben und bewußte Bewegung, ſo daß Vorſtellungen zur Veranlaſſung von Bewegungen werden. Reflexbewegungen erzeugen Bewegungsvorſtellungen und werden durch Nachahmung zur zweckmäßigen Bewegung mit Hilfe der Vorſtellungen.

„Um Bewegungen auszuführen, bedarf man der Motive, welche die Bewegungsvorſtellungen verſtärken, beſonders wenn dieſe von Gefühlen begleitet ſind. Es entſtehn am leichteſten Flucht- oder Widerſtandsbewegungen, welche nun auch die Circulations- und Athmungsapparate aufregen und das Schreien erpreſſen und die chemiſche Umſetzung durch Aufbringung lebendiger Kraft ſteigern, alſo auf die Ernährung wirken. Es wirkt aber beſonders das Gemüth mit, deſſen Gemüthslage vom Verlaufe und Wechſel der Vorſtellungen, von ihrer Lebhaftigkeit, ihrem Inhalte und ihren Beziehungen zu den Begehrungen abhängt. Dieſe Gemüthslage iſt daher ſteten Schwankungen unterworfen, geringe nennen wir Stimmungen, größere aber Affecte. Heftige Affecte erweitern die Gefäße, erhöhen den

Muskeltonus und das gesteigerte Muskelgefühl verstärkt nun die Bewegungsvorstellungen, so daß andre Vorstellungen verdrängt werden. Jede Vorstellung, die von Gefühlen begleitet wird, wirkt auf die Gefäßnerven, hemmt Athmung und Blutumlauf und verengert die Gefäße. Die lebendige Kraft kann nicht hervorkommen, der Muskeltonus sinkt, die Muskelgefühle schwächen sich ab, und Bewegungslosigkeit tritt ein. Keine Handlung geht ohne Affect vor sich, aber bei geringem Grade hemmen wir durch Grundsätze (Wiederholung starker Vorstellungsreihen) den Einfluß des Bewegungsdranges oder der Bewegungshemmung und die Bewegung erfolgt in gleichmäßigem Flusse. Vorstellungsreihen, deren besondre Klarheit und Disponibilität auf den Bedingungen der Gewöhnung beruhen, vermögen auch die eigenen Affecthandlungen zu hintertreiben. Festgewordene Vorstellungen sind Fragmente des Ich. Werden vorübergehende Affecte, die außerhalb des Ich stehen, in das Ich aufgenommen, und gewinnen die zu Grunde liegenden Vorstellungen Stätigkeit, so bilden sie Leidenschaften, weil das Ich durch die andauernde Begierde aus seinen physiologischen Grenzen gerückt wird. Der besondre Inhalt der Vorstellungen bedingt die zahllosen Abänderungen der Grundaffecte der Förderung und Hemmung. Das Verhalten des Ich gegenüber den Affecten wird daher auch immer nur ein zustimmendes oder widerstrebendes sein können, denn das Ich verhält sich den Affecten gegenüber nach Maßgabe zu der Erhaltungsidee des Ich, welches aber sehr große Verschiedenheiten bietet. Dieser wechselvolle Complex von Vorstellungen hat sich allmälig mehr oder weniger losgelöst von der jedem Ich gemeinsamen Grundlage sinnlicher Vorstellungsreihen, denn man findet seine Gestaltungscentren in den abgezogenen Vorstellungskreisen des Schönen, Guten, Wahren, in reiner oder unreiner Erfassung der Grundideen, welcher Erfassung die einzelnen Individuen sich in unzähligen Abstufungen der Thatkraft hingeben. Aber immer ist in diese Bedingung der Bildung des Ich die Idee der Erhaltung

eingegangen und bleibt mit ihm verſchmolzen. Ein ſolches abſtractes Ich kann ſogar die Selbſtvernichtung für nothwendig anſehn zur Erhaltungsidee.

„Affecte ſtammen ſtets aus dem ſinnlichen Leben. Vom Centrum des Vorſtellungslebens ausgehend erſtrecken ſich beim Affecte die Erregungen der centralen Nervenausbreitungen im Gehirn von vorne nach hinten über Augen- und Geſichtsnerven, über die oberen Extremitäten, den Stamm und endlich über die unteren Gliedmaßen. Secretionen und Ernährungsſtörungen der Hirnelemente und Organe begleiten ſolche Erregungen heftiger Gemüthsbewegungen.

„An erkrankten Individuen kann man das erkennen. Die Stimmungen des Geſunden wechſeln nach äußeren Motiven, die des Geiſtigkranken nach inneren Zuſtänden des Vorſtellungsverlaufs, ſobald er ein bleibender wird. Dieſer in den Vorſtellungscomplex aufgenommene neue Factor verſchmilzt mit der Erhaltungsidee des Ich, welches von da ab alle ſeiner Stimmung widerſprechenden Affecte zurückweiſt, und die übrig bleibenden Affecte ganz eigenthümlich abändert und dem allgemeinen Entwickelungsgange gemäß ausbildet. Beim geſunden Ich hängt von einer Vorſtellungsgruppe das begleitende Gefühl ab, welches weiterhin die Handlung oder Hemmung anbahnt; beim erkrankten Ich hängt die Vorſtellungsgruppe, welche eine Handlung oder die Gedrücktheit zu motiviren ſcheint, von dem ihren Boden darbietenden Gefühle ab.“

Aehnlich beweiſen auch Wachsmuth, Domrich u. A., daß man ſich von der alten Dreitheilung der Geiſtesvermögen losſagen muß, da man nur Vorſtellen und Fühlen unterſcheiden kann, der Wille aus der Wechſelwirkung hervorgeht, wenn die pſychiſchen Ganglien auf motoriſche einwirken. Gefühl und Denken ſind aber ebenſo untrennbar wie Stoff und Kraft, ſind der Uranfang des ſeeliſchen Lebens.

„Die Summe der Vorſtellungen und Gefühle, die aus der Wahrnehmung einer Zahl geſetzmäßig verknüpfter Empfindungen hervorgeht, nennen wir Bewußtſein, weil wir durch daſſelbe das Ich

von der Außenwelt unterſcheiden. Bewußtſein iſt ein Zuſtand, in welchem alles Empfinden und Wahrnehmen auf das Ich oder die Außenwelt bezogen wird. Räumliche Vorſtellungen entſtehen durch die Entwickelung zum Selbſtbewußtſein, denn Vorſtellungen bilden den Inhalt des Bewußtſeins. Aus der Zahl der Wahrnehmungen bilden ſich innere Erfahrungen, Vorſtellungsformen, welche uns angeboren ſind, deren Inhalt wir uns erwerben durch die Erfahrung. Das Ich iſt Product dieſer Erfahrungen, der Begriff eine ſpätere Entwicklungsſtufe des inneren Geſchehens und wird durch den Schluß erzeugt.

„Angeboren ſind uns die Bedingungen zur Mechanik des Begreifens, Vorſtellens, Schließens, und durch die Sinne wird dieſer Mechanismus in den Gang gebracht. Der Schluß erfordert das Wiedererkennen des Merkmals einer Erſcheinung, denn die von ihr verurſachte Erregung bleibt nach dem Aufhören der Erſcheinung haften. Im Gedächtniß bewahren wir aufgetauchte Vorſtellungen auf; rufen wir ſie hervor, indem wir die ruhende Vorſtellung mit einer neuen verknüpfen, ſo nennen wir dieſe Thätigkeit „Erinnerung.“ Dieſe begeht keinen Willküract, ſondern folgt dem geſetzmäßigen Motiv, indem eine Vorſtellung die andre nach ſich zieht. Es iſt die Vorſtellung aber auch befähigt, andere zu verdrängen, um ſich ſelbſt lange im Bewußtſein zu behaupten; verſtärkt man eine Vorſtellung willkürlich, ſo geſchieht dies durch die Aufmerkſamkeit, welche aber wieder einem unabweisbaren, zwingenden Geſetze folgt. Doch darf man ſie für keine beſondre Seelenthätigkeit halten, ſondern nur für einen Gefühlszuſtand, für eine leiſe Willensregung.

„Uebermächtige, verſtärkte Vorſtellungen beherrſchen das Ich, denn oft gebrauchte Vorſtellungen folgen den Erregungsantrieben leicht, es bilden ſich neue Vorſtellungsverbindungen, aber auch Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns. Die Bogenſyſteme des Gehirns vermitteln den Schluß, welcher ein Merkmal der Erſcheinung mit einem andern verknüpft, ſo daß die ganze Vorſtellungsreihe im Bewußtſein auftaucht, wenn auch nur Eine

Vorstellungszelle erregt wird. Aus Schlüssen setzen sich unsre Erfahrungen zusammen.

„Erfahrungen über Bewegungen gewinnen wir auf doppeltem Wege. Bewegungsempfindungen des eignen Leibes (Gemeingefühl) benachrichtigen uns entweder von ihnen, oder es fehlen solche Anregungen. Diese verschiedene Art der Erfahrungen oder Wahrnehmungen erregt in uns das Gefühl, daß wir einer Außenwelt gegenüberstehn und deren wechselnden Einflüssen. Wir gewinnen Selbstbewußtsein und mit diesem erkennenden Gemeingefühl betreten wir eine höhere Stufe geistiger Entwickelung, indem wir uns selbst zum Gegenstand unsrer Urtheile und Schlüsse machen. Wir untersuchen dann unsere eignen Thätigkeiten, verwandeln Alles in ein inneres Denken und Fühlen, concentriren uns in einer Gedanken- und Ideenwelt, wir bilden uns Abstractionen und entwickeln dieselben mit Hilfe der Sprache.

„Wir werden dabei aber die Sinnlichkeit nicht los, denn klare Bewegungsvorstellungen rufen Bewegungen hervor, Empfindungsvorstellungen aber Empfindungen. Jedes Denken ist von sinnlichen Anschauungen begleitet, es bedarf der Klangbilder und articulirter Laute, um sich klar zu werden. Oft bemerken und beachten wir solche Sinnesbilder nicht, welche trotzdem Hallucinationen verursachen können. Dagegen wird bei verkümmertem Gehirn ein abstractes Denken unmöglich. Ueberhaupt hängt die Qualität des Ich von dem Reichthum an Sinneswahrnehmungen und der Zahl der verfügbaren Vorstellungen ab.

„Die Empfindungsreihe, an welche sich die Erkenntniß des eigenen Leibes anschließt, wiederholt sich stets, und daraus entsteht die Gewöhnung des Daseins, aus welcher sich die Idee der Erhaltung entwickelt, die wir als Lust- oder Schmerzgefühl wahrnehmen. Schmerz ist das Gefühl, daß ein Hinderniß die Gewöhnung des behaglichen Zustandes stört, dieses Gefühl kann sich bis zu dem der Vernichtung steigern.

„Gefühle ſind Empfindungen von dem veränderten Zuſtande des Ich, die zu perſönlichen Wahrnehmungen werden; daher beherrſchen Fühlen und Begehren oft das Denken oder werden von dieſem beeinflußt und treiben zum Handeln. Wir unterſcheiden ein Gemeingefühl, eine Empfindung vom Befinden im Allgemeinen, und ein Selbſtgefühl, welches ſich als einheitliches Weſen erkennt und empfindet. Jede Veränderung der Daſeinsform, alſo des Ich, wird als Luſt oder Unluſt empfunden, und wenn die Summe dieſer Stimmungen und Gefühle zum Handeln treibt, ſo nennen wir dieſe Geſammtmaſſe das Gemüth.

„Die Breite des pſychiſchen Wohlbefindens geſtattet mit individuellen Abſtufungen nur eine beſchränkte Raſchheit des Gedankenablaufs, innerhalb deren das Ich Zeit gewinnt, gleichſam ſeine Beziehungen zum Vorſtellungsinhalte zu ordnen und feſtzuſtellen, und dieſer geſetzmäßige Ablauf heißt Beſonnenheit. Dagegen wird ein Gedankenzug zur Qual, wenn die Vorſtellungen nicht flüſſig werden können, um ein vorgeſtecktes Ziel zu erreichen; läſtig wird eine Erſcheinung, welche einen laufenden Gedankenfluß unterbricht. Der Mangel an ſinnlicher Anregung und Abwechslung wirkt peinlich, weil die Stoffloſigkeit die Gedankenbildung hemmt. Das Gefühl einer inneren Hemmung des Gedankenlaufs kann zur Melancholie führen, und oft veranlaßt Blutdruck oder Blutarmuth im Gehirn eine ſolche Hemmung der Leitung. Gewöhnung an die Leichtigkeit im Gedankenlaufe kann zuweilen das Luſtgefühl zu Narrheit ſteigern, Ueberſtürzungen im Gedankenverlaufe veranlaſſen und dadurch die Einheit des Gedankenganges ſtören, ſogar Bewegungserregungen hervorrufen, wenn die Erregungen auf falſche Bahnen kommen.

„Man kann ſich jede pſychiſche Thätigkeit, jede Veränderung des Inhaltes des Bewußtſeins denken als eine Spannung, welche durch eine Erregung von pſychiſchen Nervenelementen bedingt wird, und durch eine Uebertragung der Erregung auf andere Nervenelemente wieder ausgeglichen wird. Durch die Spannung geht man aus einem erregbaren Zuſtand in den erregten über. Die Empfin-

dung kann man als eine Stellungsveränderung der Moleküle auffassen und eine Bewegungserscheinung wird also Entwickelung lebendiger Kraft in sich. Die Empfindung hat nur ein kurzes Bestehen, denn das ihr inwohnende Maß von lebendiger Kraft setzt sich in eine andere Erscheinungsform um, nämlich in Bewegung, welche die lebendige Kraft wieder nach außen überträgt. Tritt eine Empfindung in ein inhaltsloses Bewußtsein, so wird eine Gruppe zweckmäßiger Bewegungen ausgelöst als einfache Reflexbewegungen. Tritt sie in ein erfülltes Bewußtsein, so entsteht das Streben, welches mittels Uebertragung auf motorische Bahnen durch eine bewußte Bewegung befriedigt wird. Also werden beim Erwachsenen meist Vorstellungen zu Bewegungserregungen. Selbst sinnliche Vorstellungen werden zu Bewegungsimpulsen, z. B. der Nachahmungstrieb. Es läßt auch jede Reflexbewegung eine Bewegungsvorstellung zurück.

„Wird eine Bewegungsvorstellung wieder erregt, so wiederholt sie sich in dem Maße der Zweckmäßigkeit, welche der vorangegangenen Reflexthätigkeit anhaftet. Zur Ausführung gelangt aber die Bewegungsvorstellung erst durch besondere Motive, welche im Bewußtsein zur Herrschaft gelangten. Es erregt aber jedes lebhafte Gefühl eine gesteigerte Thätigkeit der Circulations- und Athmungsapparate, und dieser vermehrte chemische Umsatz liefert die lebendige Kraft zu Flucht- oder Widerstandsbewegungen. Dieselbe ernährende Vorbereitung der Bewegung begleitet auch die thätigen Affecte, die aus dem Gemüthe stammen. Dieses ist das summarische Gefühl unsrer Vorstellungen und Bestrebungen, enthält die Schwankungen der Lust und Unlust, und hängt in seiner Beschaffenheit ab von dem Verlaufe und Wechsel der Vorstellungen, von ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Inhalte, sowie von den Beziehungen zu den Bestrebungen. Daraus ergiebt sich eine Gemüthsstimmung als Bestandtheil des Ich. Diese Stimmung ist Schwankungen unterworfen, von denen geringe zu Stimmungen, stärkere zu Affecten werden. Bei Affecten

erweitern ſich die Blutgefäße, wodurch die Muskelhaltung erhöht wird, das geſteigerte Muskelgefühl verſtärkt die Bewegungsvorſtellungen, die endlich zur Handlung treiben. Es kann aber bei andern Affecten Athmung und Kreislauf geſtört, das Gefäßſyſtem verengert werden, wodurch Angſt und Beklemmung entſtehen. Es giebt daher keine Handlung ohne Affect, aber ſchwächere halten wir nieder, indem wir erſtarkte Vorſtellungsreihen, die wir Grundſätze nennen, wiederholen als Bewegungshemmung und Bewegungsleitung, ſo daß dieſe nun ordnungsgemäß verläuft. Solche Vorſtellungsreihen erhalten ihre Stärke durch Klarheit und Gewohnheit, welche Gegenaffecte hervorrufen können. Andauernde Affecte und Begierden werden zur Leidenſchaft. Da aber der Vorſtellungsinhalt ein verſchiedener ſein kann, ſo giebt es auch eine Menge Abänderungen der Grundaffecte, indem das Ich zuſtimmt oder widerſtrebt.

„Das Ich iſt in der That ſehr verſchieden ausgebildet. Nach und nach löſen ſich die ſinnlichen Vorſtellungen los vom Ich, es bilden ſich Geſtaltungscentren in den abgezogenen Vorſtellungsreihen des Schönen, Guten, Wahren, in verſchiedener Erfaſſung dieſer Principien, denen ſich die einzelnen Menſchen mit verſchiedenem Eifer und Ernſt hingeben. Vom Centrum des Vorſtellungslebens ausgehend erſtrecken ſich beim Affecte, um auch deſſen nochmals zu gedenken, die Erregungen der centralen Nervenausbreitungen im Gehirn von vorn nach hinten über die Nerven der oberen Extremitäten, des Stammes und endlich der unteren Extremitäten. Es erfolgt Erbleichen, Erröthen, Hemmungen im Ernährungsprozeſſe, Darmwindungen und andere bekannte Erſcheinungen. Es können Denkſchwäche, Denkſchnelligkeit, Klarheit oder Unklarheit der Vorſtellungen, Willensſchwäche, Sinnestäuſchungen und ſelbſt Wahnſinn erfolgen auf heftige oder oft wiederholte Affecte, in denen Sinnliches und Geiſtiges zuſammenfließen.“

Dieſer Umriß wird hinreichen, das Nachfolgende verſtändlich zu machen und ſo deſſen Berechtigung nachzuweiſen.

6. Talent und Genie.

Unſre Verfaſſungsparagraphen und Staatsgrundgeſetze verſprechen uns Gleichheit und Gleichberechtigung der Menſchen; unſre Socialiſten ſchwärmen für die Ebenbürtigkeit der Menſchen, für allgemeine Menſchenrechte und Menſchenwürde. Die Geſetzgebung erkennt aber trotzdem den Unterſchied der Stände an, die Confeſſionen befehden und unterdrücken einander trotz der geſetzlich garantirten Gewiſſensfreiheit; die Philoſophen unterſcheiden weiſe Alltagsmenſchen, Talente und Genies, und Schulmeiſter plappern dies ehrerbietig nach, ohne nachzudenken, ob und wie weit dies wahr iſt. Feuilletoniſten, die gern die Demokraten ſpielen, kennen ſogar eine Geiſtesariſtokratie, zu welcher ſie natürlich gehören, und ſo geht es denn mit dem Sortiren der Menſchenwaare fort. Man hat auch die Menſchen nach Raſſen und Stämmen ſortiren und in die Schubfächer eines Syſtems bringen wollen, aber bis heute gelang dieſes Syſtematiſiren nicht. Ebenſo wenig vermochte man trotz aller Phraſen einen haltbaren Unterſchied zwiſchen Alltagsmenſchen, Talent und Genie anzugeben; es ſind dies eben nur willkürliche Unterſchiede, die auf Mangel an Menſchenkenntniß und Menſchenbeobachtung beruhen. Wollte oder könnte man bei den Männern, die man als Genies verehrt, das in Abrechnung bringen, was ſie der Belehrung, günſtigen Verhältniſſen, der Lebensſtellung und andern Einflüſſen verdanken, ſo würde wenig übrigbleiben für das Genie. Ohne Klopſtock, Leſſing, Kant, Wolf, Heyne, Homer, Shakeſpeare, Oſſian, Winkelmann u. ſ. w. u. ſ. w. wären weder Schiller noch Göthe das geworden, was ſie wurden. Die Literaturgeſchichte weiſt oft genug die Quellen (Urſachen) nach, durch welche Genies ſich heranbildeten. Wer kann ſolche Einflüſſe der allgemeinen Gedankenſtrömung berechnen? Was wäre Klopſtock ohne Horaz, Milton, Oſſian und nordiſche Mythologie? Letztere

pflegte man in Kopenhagen, dort ward Klopstock beliebt, erhielt von dort ein Jahrgeld, wandte sich also aus nahem Interesse den Bestrebungen nordischer Alterthumsforscher zu, Andere ahmten ihn nach, und so ward diese Richtung Mode, die wir jetzt als eine Verirrung des Geschmacks verurtheilen.

Wenn ein Tischler ein Möbel macht, wie es einer bestimmten Localität und bestimmten Zwecken entspricht, ist dies Handwerk, Talent oder Genie? Kommt Jemand zufällig oder durch lange Versuche auf eine Erfindung; wie sortirt man diese That? Sind der Erfinder oder die Verbesserer der Telegraphie Genies? Da man diese Erfindung noch viel mehr verbessern und ausbeuten wird, wer ist nun das Genie? Ist es der Theoretiker, der das Gesetz erkannte, oder der Techniker, der es anzuwenden und zu verwenden verstand, oder derjenige, der es bis zur höchsten Vollkommenheit brachte, auf welche möglicherweise eine noch höhere Vervollkommnung folgt?

Giebt es nach physiologischen Gesetzen Talente und Genies? In der That sehr viele, nur kommen die wenigsten auf den Platz, auf welchen sie gehören. Viele verkümmern im Kampfe gegen ungünstige Verhältnisse, noch mehr kommen um, ohne selbst eine Ahnung von ihrem Talent zu haben. Die Biographien berühmter Talente und Genies belehren zum Entsetzen des Culturfreundes, wie oft das Talent nur zufällig entdeckt und an den rechten Platz gebracht wurde.

Das Genie bricht sich Bahn, es leistet auch ohne Anweisung Tüchtiges, mithin muß man das ganze Thun und Schaffen des Genies für etwas Instinctives halten und ist es leicht möglich, daß das Genie in andern Dingen unwissend und unbrauchbar bleibt. Beim Genie haben sich die Ganglien in gewissen Bezirken gehäuft, machen diesen Gehirntheil also wahrnehmungsfähiger, leiten fast alle Reize nach diesem Theile, welcher sich demnach stark entwickelt, große Feinheit der Empfänglichkeit und Kraft der Auffassung gewinnt. Weil aber im Genie mehr Ganglien in Verbindung stehn und sich

gegenseitig reizen, so entstehen ganz eigenthümliche Urtheils- und Gedankencombinationen, an denen man das Genie erkennt. Je nach der Beschaffenheit der Organe oder der Uebung spricht das Genie große Gedanken aus, kann sie aber nicht verarbeiten, wenn dazu die betreffenden Organe zu schwach sind. Hamann hatte geniale Gedanken, d. h. ungewöhnliche Ganglienverbindungen, aber er konnte nichts gestalten, weil ihm die schaffende Phantasiekraft, Ausdauer und Lebhaftigkeit des sinnlichen Wahrnehmens fehlten. Pestalozzi fand instinctiv die richtigsten pädagogischen Grundsätze, aber ihm fehlten fast alle Eigenschaften, sie praktisch und theoretisch auszuführen, es mangelte ihm an ausreichender Bildung, an Menschenkenntniß und Willenskraft.

Wie öfter bereits erwähnt ist, muß man annehmen, daß jeder Gehirntheil für eine besondere Thätigkeit organisirt ist. Entwickelt sich dieser Theil stärker als die andern, so kann er auch mehr leisten, und Reize werden gern zu ihm geleitet. Weil er reicher organisirt ist, so werden naturgemäß sinnliche Reize oder Gedankenregungen vielseitiger wahrgenommen, umgewandelt und entstehen Combinationen von Urtheilen und Schlüssen je nach der Leitung der Nervenfäden zu den verschiedenen Ganglien, wie es bei einem weniger reich ausgestatteten Gehirn nicht möglich wird. Das Gehirn arbeitet dann instinctiv durch Reflexe der erregten Ganglien, und das Genie darf es sich nicht zum Vorzug rechnen, Genie zu sein, vielmehr wird es zum verwahrlosten, verwilderten Genie, wenn es von seinen Kräften keinen Gebrauch zu machen weiß und wohl gar in sinnlichen Genüssen verkommt. Solche Leute pochen auf ihr Genie und meinen, ihnen sei Alles erlaubt zu thun, auf sie haben die Forderungen und Pflichten der Sittlichkeit keine Anwendung.

Das wahre Genie dagegen fühlt sich in Folge seiner Gehirnorganisation besonders zu einer bestimmten Thätigkeit hingetrieben, wendet dieser seine Kraft zu, bringt jede andere Thätigkeit mit der bevorzugten in Verbindung, macht diese daher vielseitiger und sucht

ſich in der Lieblingsthätigkeit zu vervollkommnen. Es arbeitet ſtill im Drange des Herzens, bildet ſich unter Entbehrungen und Anſtrengungen aus, denkt nicht an irdiſche Güter, haſcht nicht nach Lob und Auszeichnung, ſondern findet in der Thätigkeit ſeines Geiſtes Befriedigung, das Gefühl des harmoniſchen inneren Lebens. Thorwaldſen, Ritſchel, Göthe, Newton, Linné waren ſolche Genies, welche nicht einem inſtinctiven unklaren Drange folgten, ſondern forſchend und denkend neue Bahnen gingen, deren Vorzug ihnen durch geniale Urtheile klar war; daher die Sicherheit ihres Vorwärtsſchreitens und der ſcharfe Blick, das Richtige und Wichtige ſofort zu erkennen.

Solche Genies verehren wir mit Recht als Heroen des Geiſtes und als Wohlthäter der Menſchheit und vergeſſen dabei gern, daß ſie auch ihre ſchwachen Seiten und menſchlichen Gebrechen hatten. Das Genie gehört der Menſchheit an, in ihm nähert ſie ſich dem Idealmenſchen, der ihr zum Leitſtern und Vorbild dient, an deſſen Ideen ſie erſtarkt und ſich entwickelt, bis nach einem gewiſſen Zeitraume dieſe Ideen Gemeingut der Bildung werden, den veränderten Zeitverhältniſſen aber natürlich nicht mehr entſprechen und als veraltet bekämpft werden, wie man ſie anfangs als verderbliche Neuerungen anfeindete. Man könnte dies den Kreislauf der Ideen nennen. Weil jede neue Idee ſich erſt Anerkennung verſchaffen und nachweiſen muß, daß ſie beſſer iſt als die allgemein geltenden, ſo muß ſie dieſelben mit in ſich begreifen und ſei es nur als Gegenſatz, woraus ſich die neue Idee als eine kühne, geniale Folgerung ergiebt. Daher kann man ſich erklären, daß ſich alle menſchlichen Gedanken in logiſcher Strenge entwickeln, weil dieſe Entwickelung ein organiſcher Prozeß iſt. Der einzelne Menſch, eine Generation können irren, d. h. falſch urtheilen, aber die Erfahrung kommt hinterher, berichtigt das Urtheil, weshalb die Menſchheit unaufhaltſam in der Erkenntniß der Wahrheit fortſchreitet. Die Natur des menſchlichen Geiſtes verlangt den Fortſchritt als Lebens-

bedingung, und die Geſchichte lehrt, daß die Völker, welche nicht in der Entwickelung zeitgemäßer Ideen fortſchreiten, zurückbleiben und verkommen. Wie der tüchtige Landwirth den unwiſſenden überholt, ſo wird das geiſtig ſtrebſame Volk Herr und Tonangeber für ſeine Zeitgenoſſen.

Unſrer Zeit iſt der Cultus des Genies eigenthümlich und dies macht ihr Ehre. Wir glauben nicht an Heilige, die Dynaſtien haben ſich gegenſeitig den Nimbus der Krone entriſſen, unſre arbeitenden Stände verabſcheuen das Kriegführen, weil es der Civiliſation Hohn ſpricht, aber dem Genie verdankt die Menſchheit nur Segnungen und im Hinblick auf das Genie erſtarken und ermuthigen ſich vorwärts ſtrebende Generationen.

Mit dem Genie rückt der Secundenzeiger der Weltgeſchichte weiter. Das Talent vermag dies nicht zu leiſten, ſondern bildet nur Einzelnes aus, macht es den Zeitgenoſſen faßlich und zugänglich. Das Genie ſchafft Unſterbliches, das Talent macht nur unter ſeinen Zeitgenoſſen Aufſehen. Das Genie erzeugt neue Ideen, inſtinctiv gelangt es zu einer neuen Auffaſſungsweiſe. Sein Thun beſteht daher in einer eigenthümlichen Ausbildung der Urtheils- und Folgerungsganglien. Entweder beſitzen dieſe unter ſich beſondere Verbindungen, wodurch ungewohnte Urtheilscombinationen entſtehen, oder ſie ſind zahlreicher vorhanden, ſo daß das Urtheil einen weiteren Horizont, einen großen Vorrath von Vorſtellungen überſieht und in ſich aufnimmt, oder dieſelben dringen tiefer in die Schichten der Gehirnzellen der Rinde ein. Das Talent dagegen iſt einſeitig, faßt nur Einzelnes auf und bildet es in engem Kreiſe aus, ohne neue Grundſätze aufzuſtellen. Es ſind alſo nur einzelne Organe oder Gehirnpartien mehr entwickelt von Natur und durch Uebung, denn dieſe wird beim Talent vorausgeſetzt. Das Talent nimmt fremde Gedanken auf und verdaut ſie ſchnell, um ſie mit den eigenen zu verbinden, ſeine Thätigkeit beſteht alſo in einem Um- und Anbildungsprozeß, der mit einem gegebenen Stoffe vorgenommen wird, wes-

halb das Talent nur Individuelles leiſtet, daher ſclaviſch dem Geſchmack oder der Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit folgt und ſtets Vorbilder braucht. Das Talent bleibt daher einſeitig, das Genie erzeugt in ſeinem Gebiet Welthiſtoriſches, allgemein Giltiges.

Wenn das Genie ſeine Kraft durch die Menge und Art der Urtheilszellen gewinnt, ſo liegt das Talent mehr in der Schärfe der Wahrnehmung, kraft deren es die Eigenthümlichkeit der Vorbilder erfaßt, ferner in der leichten Erregbarkeit gewiſſer Ganglienpartien, welche daher fremde Eindrücke leicht aufnehmen. Sind nun die Umbildungsganglien der Rinde zahlreich und kräftig entwickelt, ſo entſtehen aus den empfangenen Eindrücken individuelle Vorſtellungsgebilde, die aber eben abhängig von den Anregungen ſind, welche ſie umzuwandeln haben, mithin nichts Neues, Anderes erzeugen können. In dieſem Prozeß beſteht alles Lernen und Erkennen, weshalb man Talente häufig findet. Denn der Lernende bewahrt nur die Vorſtellungen auf, die ihm vorgelegt werden, das Talent geht einen Schritt weiter und wandelt ſie derart um, daß ſie wie Variationen erſcheinen, während der Lernende den angeeigneten Gedankenſtoff nur individualiſirt. Das Talent bewegt ſich freier, ahmt nach, bildet hier und da einen Nebengedanken weiter aus, aber hält den Grundgedanken feſt. Das Genie endlich bringt neue Grundgedanken, ſammelt in ſich die Bildung einer ganzen Zeit und entwickelt ſie organiſch weiter, indem es die Maſſe der vorhandenen Urtheile zu weiteren Schlußfolgerungen fortführt, woraus neue Urtheile und Weltanſchauungen entſtehen.

7. Geſichtsausdruck und Geberden.

(Phyſiognomik.)

Unſre Gehirnnervenmaſſen ſind ſo vertheilt, daß im Kleinhirn die Gefühlsorgane, im Großhirn die Vorſtellungsorgane ſich befinden.

Der Augennerv ſendet ſeine meiſten Faſern nach dem Vorderhirn, der Ohrennerv nach dem Kleinhirn, das Vorderhirn wirkt auf die Sprachnerven, das Kleinhirn durch Rückenmarksnerven auf Herzſchlag, Blutumlauf und bewirkt die Betonung beim Sprechen, durch den Geſichtsnerven beherrſcht es unſer Geberdenſpiel. Bei dieſer Organiſation kann man begreifen, warum Gemüthserregungen auf Herz und Verdauungsorgane, auf Stimme und Geberden wirken, warum man bei lebhaftem Vortrage und erregter Stimmung unwillkürlich geſticulirt, warum Muſik und der Klang der Worte unſer Gefühl erregen, wogegen das Auge auf die Anſchauungs-, Erkenntnißthätigkeit und Wortbildung wirken. Geiger behauptet ſogar, daß gerade der Geſichtsſinn vorzugsweiſe auf Sprache und Vorſtellung Einfluß habe, ſie geradezu erzeuge.

Aus dieſen Thatſachen kann man weiter folgern, daß, wenn gewiſſe Stimmungen vorwalten, gewiſſe Handlungen ſich wiederholen und zu Gewohnheiten werden, auch die Muskeln eine ſolche bleibende Haltung annehmen müſſen, um ſie dann für Charakterzüge der Phyſiognomie halten zu dürfen. Theoretiſch iſt dieſer Satz richtig, und Piderit hat auch aus dem anatomiſchen Bau der Geſichtsmuskeln nachgewieſen, wie jede Gemüthsbewegung zur Geberde wird. Indeſſen von der anderen Seite wird dagegen geltend gemacht, daß hierbei körperliche Beſchaffenheit, angeborene oder krankhafte Eigenheiten mitwirkten, weshalb man nicht wiſſen kann, ob eine Miene durch Krankheit oder durch Gemüthsthätigkeit hervorgebracht wurde.

Geberdenſpiel entſteht auf Anregung von Empfindungen oder Vorſtellungen; Anlage und Gewohnheit bedingen die Kraft und Richtung ſolcher Anregungen. Dauernde harmoniſche oder unharmoniſche Sinneserregung verurſachen eine dauernde heitre oder düſtere Stimmung, fröhliche Muſik erheitert, rhythmiſche Nervenerregungen bewirken entſprechende Muskelbewegungen, und nachhaltige Sinneserregungen wirken maßgebend auf Willen und Muskeln.

„Plötzliche angenehme oder unangenehme Vorstellungen erzeugen Affecte, die sich durch mimische Muskelbewegungen ausdrücken und den Muskelbewegungen entsprechen, welche durch sinnliche Eindrücke entstehen. Gefühlsaffecte wirken auf die unwillkürlichen Muskelbewegungen, Willensaffecte auf die willkürlichen, denen oft Sitte und Gewohnheit einen dauernden Zug verleihen. Selbst Ausrufe haben ihren physiologischen Grund. Jede heftige Erregung hemmt das Athmen und spannt die Muskeln des Kehlkopfs und Mundes. Löst sich die Spannung angenehm, so ertönt ein „a", eine unangenehme Lösung dagegen schließt den Mund und es ertönt „u", bei plötzlicher Erregung „ä". Beim Lachen entstehet wegen des breitgezogenen Mundes ein „i", bei behaglichem Lachen „a", bei ernster Stimmung „o", bei unbehaglicher „u".

Der leicht erregbare Sanguiniker erhält keine festen Gesichtszüge, wohl aber der Choleriker. Ein fester Blick deutet auf Entschlossenheit, ein unstäter auf Verzagtheit und Schuldbewußtsein. Lebhaftigkeit befördert den Stoffwechsel, daher erhält das Auge Glanz; geistige Regsamkeit verursacht Beweglichkeit des Augapfels, freie Augensterne deuten auf geistige Regsamkeit, manche Leute sehen scharf in der Nähe, andere in der Ferne. Der Fromme hebt die Augen nach oben, der Mißtrauische schielt unter halbgesenkten Wimpern hervor, auch der Lauernde will theilnahmslos erscheinen und sieht unter den Wimpern hervor. Horizontale Stirnfalten bezeichnen Aufmerksamkeit und Neugierde, senkrechte dagegen lassen auf unangenehme Erregungen schließen. Mundwinkel, Nase, Kinn, Haltung der Lippen u. s. w. geben dem Beobachter Stoff, Gemüthserregungen an äußeren Zeichen zu erkennen.

„An dem trägen Blick erkennt man körperliche Erschöpfung und geistige Trägheit, am lebhaften dagegen Aufregung, am festen Blicke die Spannung der Aufmerksamkeit, am sanften Theilnahme ohne Leidenschaft, am umherschweifenden endlich Zerstreuung, wie am unstäten die Angst. Der versteckte Blick deutet auf Mißtrauen,

der pedantiſche auf Zurückhaltung, der entzückte auf Exaltation. Vermehrtes Augenblinzeln bezeichnet vermehrte Aufmerkſamkeit, ſenkrechte Stirnfalten deuten auf Verſtimmung. Müde, tief geſenkte Augendeckel geben körperliche Ermattung oder geiſtige Indifferenz zu erkennen, gehobene Augendeckel dagegen und weit geöffnete Augen verrathen Ueberraſchung oder Aufmerkſamkeit. Kommen dazu emporgezogene Augenbrauen und horizontale Stirnfalten, ſo drückt das Auge heftige Ueberraſchung oder ſehr angeſtrengte Aufmerkſamkeit aus. Aufblähn der Naſenlöcher verräth lebhafte Aufmerkſamkeit, eine belegte Zunge einen verſtimmten, launenhaften Menſchen; ein feſter Blick läßt auf Energie ſchließen, ein unſtäter auf Schüchternheit und Schuldbewußtſein. Senkrechte Stirnfalten entſtehen durch Leiden, Verdrießlichkeit, Denken, Kurzſichtigkeit, horizontale deuten auf Neugierde und geiſtige Empfänglichkeit. Ein offnes Auge kennzeichnet offnen Sinn und geiſtige Geweckheit, lebhafter Glanz bezeichnet geiſtige Lebhaftigkeit, feuchter Glanz den Genußmenſchen, trockner den Verſtandesmenſchen. Den bittren Zug um den Mund findet man bei verbitterten oder erbitterten Menſchen, den ſüßlichen bei Frömmlern und Heuchlern, den prüfenden rüſſelartigen bei Feinſchmeckern und ſelbſtgefälligen Dünkelhaften, den verbiſſenen bei Eigenſinnigen, den verachtenden bei Hochmüthigen, den offenſtehenden Mund bei Schwerhörigen oder geiſtig Beſchränkten, geſpannte Naſenflügel bei Aufgeweckten, den lächelnden Mund bei Frohſinnigen.“ (Piderit.)

Uebrigens iſt der mimiſche Ausdruck ſo gewaltig, daß man in die Stimmung geräth, die er bezeichnet, wenn man ihn nachahmt. Man kann ſich in Zorn hineinreden und geſticuliren.

Carus ſucht den mimiſchen Ausdruck in den Proportionen des Schädels und der Gliedmaßen, worüber aber wenig begründete Thatſachen vorliegen. „Jedenfalls hat es viel Einfluß auf die Individualität, wie viel Phosphor, Alkali, Eiſen, Schwefel, Kalk u. ſ. w. in den Körper aufgenommen wurde. Der Mann hat faſt

noch einmal ſoviel Kalkerde in den Knochen als die Frau, daher mögen Willenskraft und Weichheit des Gemüths von ſolchen materiellen Maſſenverhältniſſen abhängen, wie die Größe des Schädels im Allgemeinen über die Größe der geiſtigen Anlagen entſcheidet. Die kleinen Köpfe ſind die der Maſſe. Der Mann beſitzt einen größeren Bruſtkaſten und mehr Vorderhirn, daher mehr Muskel- und Geiſteskraft als die Frau, deren Kleinhirn als Gefühlsorgan, und deren Verdauungsſyſtem beſſer entwickelt iſt. Eine breite Bruſt läßt auf choleriſches Temperament ſchließen, ein ſchlanker Bruſtbau auf ſanguiniſches, eine verkümmerte Bruſt auf melancholiſches. Im Vorderhirn vereinen ſich Wahrnehmen und Empfinden, im Mittelhirn liegt das Gebiet der dunkeln Gefühle oder Triebe.

„Ein verhältnißmäßig großer Schädel mit ſtark hervorgehobenem Vorderhaupt deutet auf Genie, auf kräftiges Erfaſſen und Beherrſchen der Vorſtellungen, ein breit und hoch entwickelter Vorderwirbel eines ſolchen Schädels läßt gutes Gedächtniß und ſcharfeinſchneidendes Erkennen vermuthen. Tritt das Mittelhaupt auch mächtig hervor, ſo kann man auf ſtarkes Gemüth, Kunſttalent und Glaubenskraft ſchließen, bei großem Hinterhirn, welches die Volksmaſſe charakteriſirt, darf man materielle Tüchtigkeit und Thatkraft erwarten. Der langgeſtreckte Kopf charakteriſirt den praktiſchtüchtigen, intelligenten und thatkräftigen Mann (Engländer, Scandinavier), Franzoſen und Italiener haben rundliche Köpfe. Kleines Vorderhirn kennzeichnet dürftige Seelen, Schwellungen auf der Mittelſtirn verrathen Kraft der Intelligenz, ſeitliche Schwellungen ſcharfen Verſtand; einfache Wölbung kennzeichnet kindliches Zutrauen, Güte, Schwellungen über dem Augenhöhlenrande ſcharfe Beobachtungsgabe, Schwellungen an den Schläfen dagegen muſikaliſchen Sinn; Ecken, Kanten und Schwellungen am Hinterhaupte deuten auf ſtarke Willenserregungen und Begehrungen. Stumpfnäschen verrathen Heiterkeit, Naivetät, Habichtsnaſen Willens- und Erkennt-

nißkraft, langgeſtreckte Naſen Neigung zum Forſchen, aufgedunſene Naſen materiellen Sinn, magre zugeſpitzte Naſen Geiz und Gemüthloſigkeit. Ein großer Mund deutet auf Lebensenergie, ein kleiner auf geringe Kraft, die Oberlippe auf Gefühl, die Unterlippe auf Nahrungsaufnahme. Lange, in der Mitte gewulſtete Lippen beſitzt der gemeine rohe Menſch, die Bewegung der Unterlippe bezeichnet Widerwillen, Verachtung; geſenkte oder gehobene Mundwinkel deuten auf Schmerz, Kummer, Ermattung oder Fröhlichkeit, heitre Stimmung und Luſt, ein volles Kinn auf Thatkraft, ein geſpaltenes Fettkinn auf Phlegma und Eßluſt, ein ſpitzes auf Geiz, ein großes Ohr auf geiſtige Energie, ein kleines auf Zartheit und Schwäche u. ſ. w."

Vieles von ſolchen Deutungen dürfte nur rein perſönliches Auffaſſen und vorgefaßte Meinung ſein; vorläufig fehlt noch jede wiſſenſchaftliche Unterlage.

8. Temperamente und Conſtitution.

Man ſpricht viel von den Temperamenten, aber iſt dennoch darüber uneinig, wie viel Temperamente es giebt und worin ſie eigentlich beſtehen. Außerdem ſagt man, daß die Temperamente nur vermiſcht vorkommen und mit den Jahren wechſeln. Mithin würden die Temperamente nur ein gelehrter Begriff ſein, der in der Wirklichkeit gar nicht exiſtirt, und es wäre gleichgiltig, ob man zwei, vier oder ein Dutzend annimmt.

Die Temperamente unterſcheidet man nach der Art, wie Nerven und Gehirn gegen Reize empfänglich ſind, ſie ſind nur beſondre Erſcheinungen der Nerventhätigkeit. Daher liegt es ſehr nahe, ihren Grund in der Beſchaffenheit der Nerven, namentlich in der Zahl und der Verzweigung der Faſern zu ſuchen. Feine und ſchwächlich gebaute Faſern können den Reizen weniger Widerſtand

entgegen ſetzen, die Erregungen in den Nervenknoten nicht kräftig abſchwächen, ſind daher erregbar und ſetzen die Wahrnehmungsorgane in Aufregung (ſanguiniſches Temperament). Weil ſie ſchwächlich ſind, ſo werden ſie leicht erſchöpft, weshalb die Stimmung des Sanguinikers ſchnell umſchlägt. Dieſes Temperament beſteht alſo in einem ſchwachen, leicht erregbaren Nervenſyſtem. Alle Hirnorgane deſſelben regen ſich lebhaft, ermatten aber bald, weil der Stoffwechſel ein ſchwacher bleibt, daher Wechſel der Stimmungen und Gedankenbildungen, bald Uebermuth, bald Verzagtheit, bald ſtürmiſche Gedankenbildungen, bald lückenhafte, je nachdem die empfindſamen Faſern früher oder ſpäter ermatten und ſich erſchöpft haben.

Der Choleriſche hat einen kräftigen Nervenbau, daher werden alle Eindrücke ſtark ausgebildet, klar aufgenommen, energiſch weiter geleitet. Während die Nervenfaſern des Sanguinikers ſich mehr nach den Centren des Gefühls und Gemüths wenden, ſenden die Nervenfaſern des Cholerikers viele Verzweigungen nach den Bewegungsorganen, woher die Willenskraft dem Choleriker eigenthümlich, welche dem Sanguiniker fehlt, da ſeine Faſern meiſt eine andere Richtung nehmen. Sind die Nerven reich an Hemmungsorganen, die Nervenhülle ſehr dicht, ſo daß die Bewegung der Moleküle ſehr erſchwert wird, ſo nennen wir die Thätigkeit ſolcher Apparate ein phlegmatiſches Temperament, weil es mühſam auf die Bewegungsorgane wirkt. Tritt aber dieſe Hemmung als niederdrückendes Gefühl der Mühe und Erfolgloſigkeit in die Vorſtellungsorgane ein, ſo entſteht das melancholiſche Temperament. Temperament iſt alſo nur Wirkung der Nervenmaſſe und Nervenbeſchaffenheit, welche wieder von der Blutnahrung bedingt wird.

Es kann demnach nur drei Temperamente geben: einen ſchwächlichen, einen kräftigen und einen ſchwerfälligen (trägen) Nervenbau, ja man kann eigentlich nur eine leichte und eine träge Nervenleitung unterſcheiden. Je nach der Verzweigung zu den Central-

organen kann die Leitung vorzugsweise auf die Bewegungs- oder auf die Gefühlsorgane übergehn oder auf die Vorstellungsorgane, wodurch eine verschiedene Ausbildung des Haupttemperaments möglich wird. Da nun die Bewegungs- und Empfindungsnerven im Rückenmark vielfach sich kreuzen, ihre Zellen sich gegenseitig hemmen und erregen, so könnte man das Rückenmark für den Ursprung der Temperamentswirkungen halten. Dann ließe sich erklären, daß wir in Folge des Temperaments viele instinctive Handlungen verrichten, Gefühle erhalten und Gefühlsvorstellungen erzeugen. Auch bei den Thieren finden wir Temperamente, da entweder jede Gattung oder Art ihr besondres Temperament hat oder in höher entwickelten Thieren jedes Thier individuell das Temperament entwickelt. Es giebt z. B. gutmüthige und boshafte Hunde, übereifrige und schnell ermüdende, feige und muthige.

Sucht man das Wesen der Temperamente im Nervenbau, so kann man sich erklären, weshalb Temperamente auf die Gesichtszüge, Bewegungen, Blick, Gang, Stimme u. s. w. einwirken, weil eine stehende Art der Reizempfänglichkeit durch die Fasern der Bewegungsnerven auf die Muskeln wirkt, ihnen eine gleichmäßige Haltung giebt, namentlich im Ausdruck der Augen und des Mundes scharf hervortritt.

Alle diese Erscheinungen können nicht von der Blutbeschaffenheit abhängen, sondern umgekehrt wirkt das Temperament auf den Blutumlauf, da vom Rückenmark aus viele Fasern zu dem sympathischen und herumschweifenden Nerven und zum Herzmuskel gehn und dessen Taktbewegung abändern. Wohl aber mag die ganze Constitution als Gesammtorganismus auf das Temperament einwirken, wie sich dies von selbst versteht, daß die Art der Organisation des Ganzen auch die einzelnen Organe angemessen dem Ganzen ausbildet. Ein schwächlich gebauter Mann wird keine starken Nerven haben, in ihm gehen Verdauung und Blutbildung in beschränkterem Maaße vor sich u. s. w.

keit aus. Wir haben alſo nur Nerventhätigkeiten vor uns, die natürlich von der Beſchaffenheit der Nerven, des Blutes und Gehirns abhängen.

9. Einflüſſe der Außenwelt auf menſchliche Cultur.

Daß unſre geiſtige Thätigkeit unter dem Einfluſſe leiblicher Organe ſteht, deren ſie bedarf, wird niemand beſtreiten, es handelt ſich nur darum, die Grenze feſtzuſtellen, was nicht immer möglich iſt. Wenn man aber den anatomiſchen Bau des Nervenſyſtems überblickt, ſo wird klar, wie geiſtige Thätigkeiten entſtehen und einander anregen können. Aber zugleich erkennt man, wie äußere Einflüſſe, Alter, Umgebung u. ſ. w. auf die Leiſtungsfähigkeit der Nerven inſofern einwirken, als ſie deren Beſtandtheile abändern. Namentlich ſind die Athmungs- und Blutbereitungsorgane von Einfluß. Jedermann empfindet an ſich, wie leichte und ſchwere Luft, geſtörte oder leichte Verdauung auf Gemüthsſtimmung, Gedankenbildung und Weltanſchauung wirken. Unterſuchen wir alſo, wie dies zugeht!

Klima, Beſchäftigung zwingen zu einer gewiſſen Lebensweiſe, dieſe füllt wieder das Gehirn mit gewiſſen ſtehenden Urtheilen, erzeugt eine Menge Gewohnheiten, welche unſre Handlungs- und Empfindungsweiſe beſtimmen, ja ſelbſt der ſtete Anblick derſelben Gegenſtände, die Beobachtung des Wechſels derſelben Erſcheinungen müſſen eine beſtimmte Grundanſchauung des Weltlaufs und des Weltzweckes hervorbringen, ſo daß z. B. unſre religiöſe und poetiſche (epiſche und dramatiſche) Weltanſchauung nothwendig aus ſolchen Einflüſſen hervorwächſt, bis ſpätere Cultur dieſelbe berichtigt und zerſetzt. Beſäßen wir die nöthigen Thatſachen, ſo würden wir nachweiſen können, warum Mythen und Sprache der einzelnen Völker ſich ſo und nicht anders ausgebildet haben. Die neueſten vergleichenden Unterſuchungen über die uralten Mythen führen

uns auf die Spur, daß ihnen eine Anſchauung der Weltordnung, der Jahreszeiten u. ſ. w. zu Grunde liegt, welche in verſchiedenen Formen wiederholt werden. Die Naturkräfte erſcheinen zunächſt als zu fürchtende Rieſen und Ungeheuer, die endlich menſchliche Geſtalt annehmen und als Götter verehrt werden. Später trägt man ihre Thaten auf Helden und Könige über, bis das Mährchen dieſe Götter und Helden in Handwerksburſchen, Bauernſöhne und Königstöchter umwandelt. Dieſe Umgeſtaltung der mythiſchen Vorſtellungen ging im Gehirn vor ſich, denn je mehr der Menſch die Natur kennen lernte, um ſo mehr mußte er ſeine Religion umändern, um ſie mit ſeinen Erfahrungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Zuletzt retteten die Religionen aus der mythiſchen Zeit nur das Wunderthun; aber die Naturforſchung zeigt auf, daß Wunder unmöglich ſind. Daher befindet ſich jetzt unſer religiöſes Leben und Denken in einer verhängnißvollen Kriſis, weil der Inhalt der Religionslehren den unwiderlegbaren Ergebniſſen der geſammten Wiſſenſchaften widerſpricht.

Nicht minder leicht begreiflich wirken Klima und Umgebung auf das Gemüth. Wenn ein Volk ſtets großartige Gebirgslandſchaften oder weite einförmige Steppen, Seen, Meer, Dattelbäume oder nur Flechten, Mooſe und verkümmerte Sträucher um ſich ſieht, ſo werden aus dieſen Anſchauungen ſich beſondre Vorſtellungen und Gefühle erzeugen, aus denen eine beſondre nationale oder örtliche Denkungsweiſe hervorgeht, oder vielmehr eine beſondre Gemüthswelt ſich ausbildet, die ſich in Sagen, Balladen, Bauwerken und Mythen abſpiegelt. Das Reckenthum mit ſeinen todtſchlaglaunigen Helden entwickelte ſich nur im ſturmumbrauſten, meerumrauſchten germaniſchen Norden mit ſeinen wilden Gebirgseinſamkeiten, ſeinem Himmel voll fliegender Wolkenmaſſen, ſeinen Gletſchern und Schneefeldern und dem ſteten Kampf ums Daſein, welches ſo wenig Behaglichkeit bietet. Es entſtand im Gemüth eine ahnungstiefe, dunkle, hartherzige Gefühlsweiſe. Ringsum Kampf

und Vernichtung, alſo wollte auch der Recke nur kämpfen, um zu vernichten oder vernichtet zu werden. Dagegen macht die endloſe Steppe den Bewohner ernſt, ſchwermüthig; es drückt ihn die unfaßbare, formloſe Eintönigkeit. Sie ſtimmt ihn erhaben, macht ihn zu tief empfindendem Lyriker, und ſeine Volkslieder haben eine tief melancholiſche Grundſtimmung. In Gebirgen mit ihren Wolkenſchleiern und Nebeln haben das Mährchen, der Geiſterglaube, der Rübezahl, Zwerge- und Alraunenſagen ihren Urſprung genommen. Der klare ſüdliche Himmel und die farbenreichen Gebirgslandſchaften regen zur Malerei und Bildhauerei an. Wenn der Steppenbewohner zum Monotheismus getrieben wird von der Gemüthsgewalt der ſinnlichen Eindrücke, ſo muß der Hindu in dem üppigen Ganges-thale Polytheiſt werden, weil ihn eine Menge von Lebensformen und Lebenskräften umgiebt, deren er mit einem Einheit ſuchenden Denken nicht Herr wird. Rechnen wir hierzu den Einfluß einer drückenden Hitze oder erſtarrenden Kälte, einer behaglichen Wärme, welche den langen Aufenthalt im Freien duldet und einer wechſelnden Witterung, welche den Menſchen zwingt, in engem Hauſe die meiſte Zeit zuzubringen, ſo müſſen Sitte und Lebensweiſe ſich verſchieden geſtalten. Im kalten Norden entwickelt ſich das Familien-, im Süden das Geſellſchaftsleben, in der Steppe hält man zum Schutz der Einzelnen in Horden und Stämmen zuſammen, im hohen Norden zerſplittert das Volk in einzeln wohnende und wandernde Familien. Demnach iſt von der Natur die Art des Staatslebens und der Cultur gegeben, welche der Menſch nur durch künſtliche Mittel abändern kann.

Von großer Wichtigkeit für Völker und Einzelne wird die Zugänglichkeit und Fruchtbarkeit ihrer Heimat, weil ſie dadurch mit andern Völkern in Verbindung treten, neue Dinge, Erfahrungen und Gedanken ſammeln und zum Fortſchritt gedrängt werden. Vermag ein Land alle Bedürfniſſe der Bewohner zu decken, ſo erwächſt daraus ein Begnügen, man ſchließt ſich ab, ſucht wenigſtens

keine fremden Länder auf, weil ſich dazu keine drängende Veranlaſſung findet. Im entgegengeſetzten Falle ſucht man andre Länder auf, um ſich dort Bedürfniſſe zu holen, muß dafür Tauſchgegenſtände anbieten, Sitten und Bedürfniſſe jener Völker ſtudiren, und damit betritt man das Gebiet des Handels und der Induſtrie, welche von Fortſchritt zu Fortſchritt treiben, bis das Induſtrievolk alle ſeine Erfindungskräfte erſchöpft hat oder im Wohlbehagen den Trieb zur ſteten Arbeit der Weiterentwickelung verliert und gewiſſermaßen in ſeinem geiſtigen Weſen verſteinert.

Die Armuth des Landes zwang die Phönizier zum Handel, der Indier dagegen empfand dieſes Bedürfniß nicht, wogegen das Nilland als große Handelsſtraße für drei Erdtheile nothwendig zur Cultur treiben mußte, wozu die Noth zwang, ſich gegen die jährliche Ueberſchwemmung des Landes zu ſichern. Der bedürfnißloſe Afrikaner und Indianer benutzt weder ſeine Flüſſe und Seen, noch ſeine Landſtraßen zum Völkerverkehr, weil ihn ſeine Heimat ernährt. Cultur entwickelt ſich alſo zuerſt und zumeiſt da, wo Gebirge an Niederungen ſtoßen, Hochebenen mit Gebirgen und Niederungen wechſeln, weil hier ein Austauſch der Producte Bedürfniß wird und dieſer Austauſch den Gebrauch einer Werthbeſtimmung, eines Rechtes, lohnender Arbeiten, den Trieb nach Gewinn erwecken. Mexico und Peru wurden Culturſtaaten, wie China, Medien, Aſſyrien und Babylonien, eben dahin drängt die Lage Sibiriens und Rußlands, weshalb es von Natur auf Eroberung gewieſen wird. Das ſtehende Bedürfniß macht das Erobern zur Gewohnheit, welche auch dann noch nachwirkt, wenn die erſten Bedürfniſſe befriedigt ſind. Rußland muß erobern, weil es den weiten Flächen an feſten Naturgrenzen fehlt. Die Unabſehbarkeit der Fläche treibt zum Hinausrücken der Grenze. Gleicher Erhaltungstrieb, um feſte Naturgrenzen zu gewinnen, treibt Preußen zu Eroberungskriegen, wogegen das weit verzettelte Habsburgiſche Reich ſtets zu Vertheidigungskriegen gezwungen war. Ein eroberndes

und Vernichtung, alſo wollte auch der Recke nur kämpfen, um zu vernichten oder vernichtet zu werden. Dagegen macht die endloſe Steppe den Bewohner ernſt, ſchwermüthig; es drückt ihn die unfaßbare, formloſe Eintönigkeit. Sie ſtimmt ihn erhaben, macht ihn zu tief empfindendem Lyriker, und ſeine Volkslieder haben eine tief melancholiſche Grundſtimmung. In Gebirgen mit ihren Wolkenſchleiern und Nebeln haben das Mährchen, der Geiſterglaube, der Rübezahl, Zwerge- und Alraunenſagen ihren Urſprung genommen. Der klare ſüdliche Himmel und die farbenreichen Gebirgslandſchaften regen zur Malerei und Bildhauerei an. Wenn der Steppenbewohner zum Monotheismus getrieben wird von der Gemüthsgewalt der ſinnlichen Eindrücke, ſo muß der Hindu in dem üppigen Gangesthale Polytheiſt werden, weil ihn eine Menge von Lebensformen und Lebenskräften umgiebt, deren er mit einem Einheit ſuchenden Denken nicht Herr wird. Rechnen wir hierzu den Einfluß einer drückenden Hitze oder erſtarrenden Kälte, einer behaglichen Wärme, welche den langen Aufenthalt im Freien duldet und einer wechſelnden Witterung, welche den Menſchen zwingt, in engem Hauſe die meiſte Zeit zuzubringen, ſo müſſen Sitte und Lebensweiſe ſich verſchieden geſtalten. Im kalten Norden entwickelt ſich das Familien-, im Süden das Geſellſchaftsleben, in der Steppe hält man zum Schutz der Einzelnen in Horden und Stämmen zuſammen, im hohen Norden zerſplittert das Volk in einzeln wohnende und wandernde Familien. Demnach iſt von der Natur die Art des Staatslebens und der Cultur gegeben, welche der Menſch nur durch künſtliche Mittel abändern kann.

Von großer Wichtigkeit für Völker und Einzelne w[ie] Zugänglichkeit und Fruch[t]eit ihrer Heimat, weil ſi[e] mit andern Völkern in Ve[r]g treten, neue Dinge, [E]
und Gedanken ſammeln [z]um Fortſchritt ge[-]
Vermag ein Land alle B[e]ſſe der Bewohner
wächſt daraus ein Begnü[g]n ſchließt ſich

keine fremden Länder auf, weil ſich dazu keine drängende Veranlaſſung findet. Im entgegengeſetzten Falle ſucht man andre Länder auf, um ſich dort Bedürfniſſe zu holen, muß dafür Tauſchgegenſtände anbieten, Sitten und Bedürfniſſe jener Völker ſtudiren, und damit betritt man das Gebiet des Handels und der Induſtrie, welche von Fortſchritt zu Fortſchritt treiben, bis das Induſtrievolk alle ſeine Erfindungskräfte erſchöpft hat oder im Wohlbehagen den Trieb zur ſteten Arbeit der Weiterentwickelung verliert und gewiſſermaßen in ſeinem geiſtigen Weſen verſteinert.

Die Armuth des Landes zwang die Phönizier zum Handel, der Indier dagegen empfand dieſes Bedürfniß nicht, wogegen das Nilland als große Handelsſtraße für drei Erdtheile nothwendig zur Cultur treiben mußte, wozu die Noth zwang, ſich gegen die jährliche Ueberſchwemmung des Landes zu ſichern. Der bedürfnißloſe Afrikaner und Indianer benutzt weder ſeine Flüſſe und Seen, noch ſeine Landſtraßen zum Völkerverkehr, weil ihn ſeine Heimat ernährt. Cultur entwickelt ſich alſo zuerſt und zumeiſt da, wo Gebirge an Niederungen ſtoßen, Hochebenen mit Gebirgen und Niederungen wechſeln, weil hier ein Austauſch der Producte Bedürfniß wird und dieſer Austauſch den Gebrauch einer Werthbeſtimmung, eines Rechtes, lohnender Arbeiten, den Trieb nach Gewinn erwecken. Mexico und Peru wurden Culturſtaaten, wie China, Medien, Aſſyrien und Babylonien, eben dahin drängt die Lage Sibiriens und Rußlands, weshalb es von Natur auf Eroberung gewiſſen wird. Das ſtehende Bedürfniß macht das Erobern zur Gew… welche auch … noch nachwirkt, wenn die erſten …dürf… …igt ſind … …nd muß erobern, weil es den …ter … feſten … …nzen fehlt. Die Unabſehbarkeit … zum … …en der Grenze. Gleicher Erhal… …ſie … … zu gewinnen, treibt Preußen zu …en, … …as weit verzettelte Habsburgiſche …erth… …gen gezwungen war. Ein eroberndes

Volk organisirt sich militärisch, erhält sich eine streng monarchische Gewalt, macht den Kriegsadel und das Heer zur Hauptsorge, und so treibt die geographische Lage dahin, dem Volke eine den Verhältnissen angemessene Verfassung zu geben. In Preußen und Rußland duldet man freiheitliche Einrichtungen nur insoweit, als sie Mittel zur Erhaltung der Herrschaft geben. Man fördert Intelligenz, Verkehr u. s. w., um durch geistige Ueberlegenheit den Erfolg der Waffen zu unterstützen und die Mittel zur Erhaltung des Heeres zu schaffen, was man dann moralische Eroberungen nennt, denn erobert muß bei jedem Thun werden.

Solche Thatsachen ergeben sich also aus den geographischen Verhältnissen, und die Dynastien werden nur die Vollstrecker des Volksgeistes, und machen sich dadurch populär.

Von der andern Seite wird ein von Gebirgen nach verschiedenen Richtungen durchzogenes Land, welches keinen natürlichen Mittelpunkt hat, in eine Menge kleiner Staaten zerfallen, in denen sich Dialekte und Stammeigenthümlichkeiten entwickeln, wie es in Griechenland, Italien und Deutschland thatsächlich vorliegt, in denen man durch künstliche Centralisation den Mangel der natürlichen Einheit ersetzt.

Endlich darf man nicht unbeachtet lassen, daß ein Volk in Folge veränderter Lebensweise und Lebensmittel sich verändert, verweichlicht, entartet, arbeitsscheu und genußsüchtig wird. Physiologen behaupten, daß die griechische und römische Freiheit verloren gingen wegen veränderter Lebensgenüsse, in deren Folge sich die körperlichen Organe anders ausbilden, wodurch das Nervensystem beeinflußt wird und andre Urtheile und Gefühle erzeugt werden, wie man dies ja bei jedem einzelnen Menschen beobachten kann. Wer durch Fleiß und Arbeit reich geworden ist, erzieht seine Kinder behaglich, wie er nicht erzogen wurde. Diese haben andre Bedürfnisse als die Eltern, stellen andre Forderungen an das Leben, scheuen als reicher Leute Kind die Arbeit und erziehen ihre Kinder

dann noch genußsüchtiger und vornehmer. Da nimmt der Reichthum ab, Concurrenten arbeiten sich empor, und so dauert der Wohlstand kaum bis zum Enkel des Gründers desselben. Wie wenig Firmen behaupten sich hundert Jahre im alten Glanze, Bankiers gehen noch früher zu Grunde. Grade so ergeht es den Nationen, welche freilich Jahrhunderte (nach Quetelet 800—1200 Jahre) zum Steigen und Sinken brauchen.

10. Einfluß kosmischer und tellurischer Kräfte auf menschliche Bildung.

Die Erde muß als ein gewaltiger Gesammtorganismus betrachtet werden, dessen Zustand und thätigen Kräfte auch auf die einzelnen Geschöpfe der Erde einwirken. Wir sind noch zu wenig bekannt mit den Lebensthätigkeiten des Erdballs, um für den obigen Satz die Anwendung auf einzelne Organismen nachweisen zu können, sondern können nur auf vereinzelte Beobachtungen verweisen.

Die Geologie lehrt uns, daß die Erdoberfläche steten Veränderungen unterworfen ist, daß hier bald Land, dort bald Meer sich bildet oder beide nach langen Zeiträumen wechseln. Von solchen Veränderungen werden Pflanzen und Thiere beeinflußt, und der Mensch entgeht solchen Einwirkungen nicht. So weit man gegenwärtig in das Alterthum der Menschen zurückblicken kann, so erkennt man, daß unsre Urvorfahren zwei verschiedenen Stämmen oder Arten angehörten, einer großen und einer kleinen, die den lappländischen Körperbau mag gehabt haben, mit dem Rennthiere zusammenwohnte nach der überstandenen Eiszeit. Jedenfalls haben klimatische Einflüsse, kümmerliche Lebensweise diese Kleinheit des Körpers veranlaßt, wie der Neger unter der brennenden Sonne seiner Heimat leiblich und geistig träge wird, wogegen er in kühleren Gebirgsgegenden sich geistig entwickelt und culturempfänglich wird

Wie weit Hitze und Kälte auf den Organismus maßgebend einwirken, vermögen wir nicht anzugeben, wohl aber sehen wir, daß Licht und Wärme erregend auf unser Nervensystem wirken. Ein heitrer, heller Tag wirkt erheiternd auf das Gemüth, eine mäßige Wärme erweckt ein behagliches Gefühl, Krankheiten nehmen bis Mitternacht zu; mit Freude begrüßt der Kranke den Morgen, und statistisch ist nachgewiesen, daß die meisten Verbrechen, welche in heftigster Gemüthserregung begangen werden (Selbstmord, Mord, Gewaltthat u. s. w.), in den heißesten Monaten vorkommen. Man sieht daraus, daß zwischen dem kosmischen Leben und den Gemüthsstimmungen ein Zusammenhang stattfindet.

Eben so hat man beobachtet, daß feuchtes nebeliges Klima melancholisch, verdrießlich stimmt und zum Lebensüberdrusse geneigt macht, weshalb denn die Frage aufgeworfen ist, wie weit der Mensch unter solchen mächtigen Einflüssen für seine Handlungen verantwortlich ist. Die Frage läßt sich dahin beantworten, daß solche kosmischen Kräfte nur auf die Empfindungsnerven wirken, aber nicht etwa Vorstellungen erzeugen. Vielmehr soll der Mensch durch seine Vorstellungsurtheile jene Gemüthserregungen niederhalten. Es können solchen kosmischen Einflüssen also nur solche Personen unterliegen, welche ein schwaches Urtheilsvermögen besitzen, oder bei denen gewisse Körperorgane nicht widerstandsfähig sind gegen sinnliche Gewalten.

Jedes Klima erzeugt gewisse Krankheiten, indem es jene Organe angreift, die den meisten Widerstand leisten sollen. Es wird dieser Kampf jedenfalls auf Constitution, Temperament und geistige Thätigkeit einwirken, aber es fehlen Thatsachen, wie weit dies geschieht. Ebenso wirkt die Elektricität auf unsere Nerven, wie wir dies bei jedem Gewitter empfinden, aber sie erregt nur vorübergehende Empfindungen des Gemeingefühls. Außerdem stehn wir unter dem Einflusse des Magnetismus, wenn uns auch nähere Angaben über das Wie? und Wie weit? fehlen. Es ist aber bereits

nachgewieſen, daß die Sonnenfackeln den Erdmagnetismus derart beeinfluſſen, daß nicht nur ihre Wirkung durch Magnetnadeln wahrgenommen, ſondern auch das Telegraphiren geſtört wird. Wir wiſſen zu wenig von den großen Weltkräften, um uns irgend eine klare Vorſtellung von den unſichtbaren Einflüſſen zu machen, unter denen wir ſtehen. Doch ſehen wir an den Geſtalten der Thiere und Pflanzen aus früheren Erdperioden, daß ſolche Einflüſſe maßgebend auf die Organiſation der Geſchöpfe wirken, an Cretins beobachten wir daſſelbe Geſetz der Einwirkung von Luft und Waſſer, ſehen Europäer im heißfeuchten Tropenklima hinſterben und können aus ſolchen Erfahrungen entnehmen, daß wir von vielen Dingen abhängig ſind, ohne es zu wiſſen.

Nachweisbarer wird die Bedeutung der geographiſchen Lage der Heimat. Der Golfſtrom bringt nach Weſt- und Nordeuropa z. B. einen Ueberſchuß von Wärme, mildert dadurch das natürliche Klima, wogegen der Eisſtrom, welcher vom Polarmeere an der Küſte von Oſtgrönland und Labrador entlang zieht, dort eine übermäßige Kälte verbreitet und zwar grade zu der Zeit des Sommers. Während alſo an Amerikas Küſten Eis und Schnee faſt das ganze Jahr liegen bleiben und ungeheure Strecken unbewohnbar machen, findet man unter denſelben Breitengraden große Städte (London, Amſterdam, Hamburg, Berlin, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg) mit Theatern, Eiſenbahnen und allem Luxus der Wohlhabenheit und Bequemlichkeit. An Amerikas Küſten findet man nur Schneehütten oder Zelte, nicht einmal ein Dorf, keinen Strauch, kaum einige Pflanzen. Dennoch hat es vor langen Zeiten tropiſches Klima beſeſſen, wogegen Europa ſeine Eiszeit hatte und Gletſcher auf dem Polarmeere bis tief nach Mitteldeutſchland hineinſchwammen. Seitdem hat ſich in Deutſchland Vieles geändert, aber die Bodengeſtalt ſchreibt Lebensweiſe, Beſchäftigung, Verkehrsart u. ſ. w. vor, mithin wird das Culturleben von der Bodenbeſchaffenheit beeinflußt.

Jetzt vergleiche man einen Küſten- und Gebirgsbewohner.

Beide haben ein mühevolles, gefahrenreiches Leben, dadurch gewinnen sie an Körperkraft, Muth und Selbstvertrauen. Zu Reichthum bringen sie es selten, daher leben sie sparsam und genügsam, bewahren Sittenreinheit, strenge Hausordnung und ein pietätvolles Familienleben. Aber sie bleiben in ihrer Bildung zurück wegen den einförmigen Beschäftigungen und des beschränkten Verkehrs mit Nachbarvölkern, doch die häufigen Nebel mit ihren Truggestaltungen erregen die Phantasie und erzeugen Gespenster- und Geisterglauben und Neigung zu Sagen.

„Große, wilde Naturscenen", sagt Kriegk in seinen Schriften zur allgemeinen Erdkunde, „regen durch ihren mächtigen Einfluß auf die Einbildungskraft uns poetisch an, erheben und kräftigen unser Gefühl, erwecken in dem Geiste Gebildeter Vorstellungen würdiger Art und wirken veredelnd auf unser Inneres. Die Natur wirkt erhebend und veredelnd auf Einzelne, noch mehr auf Völker, wenn unter Umständen auch Cultur und Verkehr mächtiger werden. Die Bergvölker erschlaffen zuletzt vor allen andern Völkern." Göthe sagt: „Wie in jedem Menschen Spuren übrig bleiben, wenn er bei einer großen, ungewöhnlichen Handlung einmal gegenwärtig gewesen ist, wie er unermüdlich dasselbe erzählend jene Scenen wiederholt und dadurch einen Schatz für sein ganzes Leben gewinnt: so ist es auch mit dem Menschen, der große Gegenstände der Natur gesehen hat und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann."

„Wenn also ein Beschreiber von Ungarn", fährt Kriegk fort, „das halb schwärmerische und leicht zu begeisternde Wesen der Umwohner der Tatra mit dem majestätischen Bau und den herrlichen Umrissen dieses Gebirges in Verbindung bringt; wenn Ritter aus

der Abgeschlossenheit der egyptischen Natur, ihrem rein potamischen Charakter, den periodisch von oben herab eintretenden Flußanschwellungen und dem mangelnden Eindringen des Meeres durch wechselnde Ebbe und Fluth das abgeschlossene Wesen der Egypter, ihren rückwärts in das Binnenland gewandten Blick und ihre Scheu vor dem Meere herleitet; wenn Göthe aus dem Belebenden, was größere Flüsse haben, des Oberdeutschen am Main und Rhein menschenverständige Thätigkeit und seine Neigung zu Gleichnissen, Anspielungen und Sprichwörtern erklärt; wenn wir bei dem Gedanken an das Wesen des Norwegers, des Schotten und anderer Bergvölker stets unwillkürlich zugleich an den Charakter ihres Landes mitdenken; wenn Mendelssohn mit Bezug auf den märkischen und kursächsischen Bauer, sowie auf den Groß- und Kleinrussen, selbst aus der Schwere oder Leichtigkeit des Bodens einen Unterschied der Gemüthsart und Sprache herleitet: — so sind alle diese Beziehungen naturgemäß und wohlbegründet. Aber wir dürfen dergleichen Erscheinungen nicht als unbedingt nothwendige Folgewirkungen ansehn, sondern wir müssen stets auch den mächtigen Einfluß und die Gegenwirkung, welche aus dem Stammunterschiede, der Cultur und den äußeren Geschicken der Völker hervorgehn, mit in Anschlag bringen. Es sind aber jedenfalls der Formenwechsel des Bodens, die Pflanzenwelt, die in Meere, Seen und Flüsse vertheilte Feuchtigkeit, die Verhältnisse des Klimas und der Luft, die Thierwelt und der durch die Belebung der Cultur des Bodens und historische Beziehungen der einzelnen Gegenden mitwirkende Mensch die Elemente, aus welchen der mannigfaltige ästhetische Charakter der Erdoberfläche besteht, und durch deren verschiedenartige Zusammenstellung die Natur in das innere Leben der Völker anregend und stimmend eingreift."

Diese Andeutungen mögen genügen. Weiteres lese man bei Kriegk, Cotta, Mendelssohn, Riehl, Reich u. s. w. nach.

Erſte Abtheilung.

Die Denkthätigkeiten im Allgemeinen.

1. Muskelgefühl als Urſprung geiſtiger Entwickelung.

Der menſchliche Geiſt, deſſen Werke wir anſtaunen, wächſt als das Wunder der Schöpfung aus der ſinnlichen, materiellen Natur zum ſelbſtbewußten, ſittlichen Weſen heraus, wozu es kein Thier bringt und bringen kann.

Das ſinnliche Gefühl iſt das erſte Erwachen des geiſtigen Lebens in der Materie. Wir wiſſen nicht, ob das, was die Chemiker Affinität, Wahlverwandtſchaft u. ſ. w. nennen, nicht etwa die dunkelſte urweltliche Regung der Sympathie bedeutet. Auch den Pflanzen könnte man im weiteſten Sinne ein Gefühlsleben zuſchreiben, da ſie für Licht und Wärme ſich ſehr empfänglich zeigen. Die ganze Thierwelt — mit Einſchluß der Menſchen — arbeitet ſich vom unklaren Gemein-Körpergefühl nach und nach empor zum perſönlichen Gefühle, welches im Menſchen zur Humanität wird, welche ſich dem Raſſen- und Confeſſionshaß der Völker und Kirchen widerſetzt und in welcher die gebildete Welt die Triumphe ihrer Veredelung feiert trotz Concil und Synoden.

Schon im Mutterleibe bewegt ſich der werdende Menſch; er lernt ſchlucken und ſaugen. Die Thatſache bleibt unbeſtreitbar. Wie geſchieht dies? Einfach durch das Muskelgefühl, in welchem wir jedenfalls die Grundurſache des Inſtinctes zu ſuchen haben. Liegt der Embryo unbequem, wird auf ihn ein Druck ausgeübt, ſo wird nach phyſikaliſchen Geſetzen ein Gegendruck hervorgerufen, wie eine gedrückte Stahlfeder (Muskel) in ihren normalen Ruhezuſtand zurück-

zukehren ſtrebt. Die ſchwachen Muskeln des Embryo empfinden den Druck, die Unbehaglichkeit der Lage, werden aus ihrem Zuſtande herausgebracht und wollen ihn wieder erlangen. In Folge davon vollbringen ſie eine Gegenbewegung, welche, wenn ſie gelingt, die Behaglichkeit der früheren urſprünglichen Lage herſtellt. Wiederholt ſich der unbequeme Druck, ſo muß nothwendig ein befreiender Gegendruck folgen. Nun weiſen Phyſiologen und Erfahrung nach, daß die Muskeln ein Gedächtniß beſitzen, d. h. ſie wiederholen Bewegungen um ſo leichter, je öfter ſie zu denſelben genöthigt werden, und führen ſie endlich aus Gewohnheit ohne Weiteres aus. Befreit ſich der Embryo durch Bewegungen aus unbequemer Lage, ſo hat er in ſeinem ſchwach entwickelten Gehirn doch die Empfindung, daß er ſich nach der Bewegung behaglicher fühlt, und verſucht bei jeder Unbehaglichkeit ſolche Gliederbewegungen, wie man es bei Neugeborenen beobachtet. Polypen und niedere Thiere verfahren gerade ſo in Folge des Muskelgefühls, welches wir als Inſtinct bewundern. Wenn wir über einen Stein ſpringen wollen, ſo mißt das Auge, belehrt durch die Erfahrung, richtig ab, wie viel Muskelkraft wir anwenden müſſen, um das Hinderniß zu überſpringen. Aus Muskelgefühl erwächſt alſo unſre erſte Erkenntniß von uns und der Außenwelt. Wir wiſſen aber davon nichts, das Muskelgefühl ſagt uns, ob wir die Kraft beſitzen. Dies iſt der Embryo des Muthes und Selbſtbewußtſeins.

Man weiß ferner, daß der Embryo im Mutterleibe bereits ſchlucken und ſaugen lernt; denn da er von Flüſſigkeit umgeben iſt, ſo muß ihm dieſelbe in den Mund laufen, ſobald er ihn öffnet. Das Schlucken entſteht durch Muskelmechanismus, wie jeder erfahren kann, der ſich Flüſſigkeit in den Mund füllt. Der Embryo muß ſchlucken und empfindet, daß er ſich dadurch aus unbehaglichem Befinden befreit. Er ſchluckt ſehr bald jedesmal, wenn ihm Flüſſigkeit in den Mund kommt. Nach dem Schlucken wird ihm wohl, der Magen iſt gefüllt, die Behaglichkeit der Sättigung ſtimmt ihn

friedlich, und das Muskelgedächtniß erinnert ihn, daß er ſchlucken (ſaugen, den Magen füllen) muß, wenn er ſich wohl fühlen will.

Mit ſolchen Erfahrungen und Gewohnheiten kommt der Embryo zur Welt und ſetzt ſeine Gewohnheiten fort: er ſaugt und ſchreit, wenn er nicht ſaugen kann. Was ihm auch begegnet und verſtimmt, er kennt aus Gewohnheit nur Ein Gegenmittel: das Saugen und Magenfüllen — der natürliche Trieb der Selbſterhaltung. Rokitansky leitet alles ſeeliſche Streben vom Hunger ab als dem Selbſterhaltungstriebe.

Bekanntlich macht der Embryo vom Ei bis zum ausgebildeten Individuum eine Menge thieriſcher Entwicklungsſtufen durch, worauf ſich die Affenabſtammlinge ſo gern berufen, und von jeder Stufe behält er einen Reſt in ſich. Dieſes vegetative Leben bewahren wir auch auf im ſympathiſchen Nerven und dem Ganglienſyſtem des Unterleibes, von welchem das ſogenannte Gemeingefühl, Stimmungen und Inſtincthandlungen ſtammen, weil jenes Syſtem mit dem Rückenmark und Gehirn in Verkehr ſteht und namentlich Herzſchlag, Blutumlauf, Temperamente, Stimmungen, Sympathie und Antipathie und jene Gefühle beherrſcht, über welche wir uns keine Rechenſchaft geben können, weil ſie eben nur Wirkungen des vegetativen Lebens, der Verdauung und Blutbereitung ſind.

Wird der Embryo geboren, ſo tritt er mit ſeinem ſchwach entwickelten Nerven- und Gehirnſyſtem in eine neue Welt ein, macht eine Menge neue Erfahrungen, die er zunächſt mit dem Muskel- und Sinnesgedächtniß wahrnimmt. Es wirken auf ſeine Nerven Licht, Luft, Waſſer, Wärme und Kälte, Geräuſche, Farben, Druck der Windeln und Betten u. ſ. w. ein, er muß Kamillenthee trinken, ſaugt Milch — welche Unmaſſe neuer Wahrnehmungen und Reize, welche auf ſeine ſchwachen Nerven wirken und ſie nach und nach zu Empfänglichkeit und Gegenwirkungen reizen. Anfangs wirken ſie nur phyſikaliſch und chemiſch; aber da unſer Organismus für ſolche Einwirkungen empfänglich iſt, ſo erzeugen ſie neue Zuſtände in

Folge der Reaction gegen äußere Reize. Nerven und Muskeln reagiren dagegen, nach und nach entwickeln ſich unter ſolchen Reizen die Sinne, das Kind fängt an Licht und Schatten, Geſtalten und Geräuſche wahrzunehmen, und bald ahnt es die Urſache und Folge dieſer Reizungen, es beginnt zu unterſcheiden, wiederzuerkennen in Folge des Muskel- und Nervengedächtniſſes, ſammelt Erfahrungen in den Muskeln und kommt ſehr bald zu Urtheilen durch das Muskelgedächtniß.

Im Magen und Muskelbefinden liegt der Embryo des Geiſtes. Das neugeborene Kind empfindet Hunger, Durſt und unbequeme Lage. Die umgebende Atmoſphäre reizt die Nerven; Licht, Luft und Waſſer erregen die Nerven und erzeugen Reflexbewegungen. Das Kind zappelt, reckt Hände und Füße, bewegt die Augen, und die Eltern ſetzen voraus, es will etwas, weil ſie gewohnt ſind, in jeder Bewegung die Abſicht eines Willens zu erkennen. Regt ſich das Kind, ſo forſchen die Eltern nach dem Grunde, und bald macht der kleine Weltbürger die Erfahrung, daß er ſich Hilfe verſchafft, wenn er zappelt oder ſchreit. Auch dieſes Schreien entſteht nur durch Muskelreflexe, welche der ſympathiſche und herumſchweifende Nerv mit Hilfe des Rückenmarks ausführen. Wer plötzlich in kaltes Waſſer getaucht oder erſchreckt wird, ſtößt ein hu oder ha aus. Daher ſchreit das geborne Kind, wenn es aus warmem Mutterleibe in die kühle Luft und in's Bad gebracht wird und dehnt dadurch zugleich die Lunge aus.

Da das Kinderhirn noch eine unentwickelte Maſſe iſt, ſo muß das Rückenmark deſſen Stelle vertreten, und die Säuglinge vollbringen nur Reflexbewegungen, die als Gewohnheit auch den Erwachſenen beherrſchen. Wir wiſſen ja, wie Kinder nach und nach ſehen, hören, ſprechen lernen, je nachdem das Gehirn ſich entwickelt, und wie ſie dann erſt willkürliche Bewegungen auszuführen vermögen, ſobald ſie kriechen und gehen lernen. Da kommt der Wille, die Ueberlegung, Abſicht, Zweck und Wahl der Ausführungsmittel zum Vorſchein, wozu die Natur durch den Mechanismus des Muskel-

apparates die Anleitung, die Erfahrung aber die zweckmäßige Anordnung giebt.

Aufmerksame Mütter beobachten, wie bald der Säugling urtheilen lernt und verwöhnt oder gewöhnt werden kann. Eilt die Mutter sofort herbei, wenn das Kind schreit, so merkt dasselbe durch die Erfahrung der Gewohnheit, daß es Gesellschaft erhält (die Mutter kommt), sobald es schreit, und schreit dann aus Laune, um Menschen zu sehn. Achtet man das Schreien nicht, so hört das Kind von selbst auf. Dies zeigt bereits geistige Thätigkeit. Instinctiv folgert das Kind: wenn es schreit, kommt die Mutter; will es die Mutter haben, so schreit es. Es gebraucht schon Mittel zum Zweck, folgert logisch. Aus Erfahrung bilden sich also organisch Urtheile, Schlüsse und Folgerungen. Der Embryo des Geistes regt sich bereits, sogar der Wille kündigt sich schon an. Aber diese Regungen kommen aus den dunkeln Gebieten des vegetativen Lebens; sie sind der Ausdruck des Wohl- oder Unbehagens. Diese Gefühle erregen mechanisch die Nerven und Muskeln, ganz dunkel kommen sie im Gehirn zum bewußtlosen Wahrnehmen, und folgt den Reflexbewegungen Befriedigung des Gefühlstrebens, so erzeugt sich im Gehirn der Embryo des Gedächtnißurtheils, ob die Bewegung den Zweck erfüllte oder nicht. Es haften Erinnerungen, die zu Gewohnheiten werden, wenn die Bewegungen und Erfahrungen sich wiederholen, welche vom Gemeingefühl wahrgenommen und als Gedächtnißempfindung aufbewahrt werden.

Betrachtet man den werdenden Menschen unbefangen, so erkennt man, wie sinnliche Reize in ihm allgemeine Gefühle des Behagens oder Unbehagens wecken, welche man Gemeingefühl nennt. Wiederholen sich Reize und Gefühle, so entsteht ein Muskel- und Gefühlsgedächtniß. Dieses unterscheidet bereits gleichartige und verschiedene Reize (Gefühle), daher erwacht das Urtheil, welches sich erweitert, indem das Gedächtniß das Vorhergegangene und

Nachfolgende eines Zuſtandes gleichfalls wiederholt, woraus Schlüſſe und Folgerungen werden. Im Muskel- und Nervengedächtniß liegt alſo der Urſprung des geiſtigen Lebens, und dieſes Gedächtniß hat wieder ſeinen Grund in dem Organismus, inſofern elektriſche und chemiſche Strömungen die Bahnen am leichteſten gehn, die ſie wiederholt durchlaufen, weil ſie dann die Hemmungen der Nervenknoten widerſtandslos machen.

Die Entwickelung des Kindes wird beſchleunigt durch die Sprache. Es hört Laute, ſieht Dinge und Handlungen und erkennt, daß Laute und Dinge mit einander in engſter Beziehung ſtehn. Je nachdem Lippen, Zunge, Zähne u. ſ. w. ſich entwickeln und willkürlich gehandhabt werden, gelingt die Nachahmung der Laute; Ohr und Auge ſchärfen ſich, um die Dinge der Umgebung zu unterſcheiden. Die Außenwelt tritt aus dem Schatten der Gefühlswahrnehmung nach und nach heraus in die hellere Beleuchtung der Sinneswahrnehmung, ſie gewinnt feſte Formen durch die Sprache, es entſtehen Typen der Gattungsbegriffe (Hund, Mann, Haus u. ſ. w., großer Hund, kleiner Hund), der Horizont erweitert ſich, indem die Umgebung deutlicher und unterſcheidbarer wird, aber immer noch bedarf es ſinnlicher Zeichen, ſchallnachahmender Wörter, Handbewegungen, Geſticulationen, Mienen- und Blickausdruck. Die Urtheile mehren ſich, Einzelnes wird einem Geſammturtheil untergeordnet, doch der Geiſt verfährt grade ſo bei dieſem Thun wie beim Säuglinge. Wahrnehmungen werden verglichen, geſchieden oder vereinigt, Urſachen und Folgen bemerkt.

Wie der Säugling dem Gemeingefühl folgte, ſo wird das ſprechende und denkende Kind von den Sinnen geleitet. Sinneswahrnehmungen ſind die Milch der Kinderſeele; je mehr Wahrnehmungen, um ſo mehr Urtheile, bis ſich nach und nach der Ver- entwickelt mit Hilfe der abſtracten Begriffsſprache, welche das ach und nach verſtehn lernt. Aber das Kind hängt immer

noch vom Gefühl, von den Unterleibsganglien ab, daher ſeine Launen und wechſelnden Stimmungen, die es nicht zu beherrſchen vermag, daher die Unruhe und unſtäte Geſchäftigkeit, das Springen von einem Spielzeug zum andern, denn Kindernerven bleiben viel reizbarer als die der Erwachſenen, woran Erzieher ſo ſehr ſelten denken. Das Kind bleibt Gefühlsmenſch, Sanguiniker und lernt mühſam durch geſammelte Vorſtellungen ſeine Gefühlserregungen beherrſchen. Dieſen Zuſtand behalten die Erwachſenen als Gemeingefühl, Stimmung, Aufgelegtheit, Laune u. ſ. w. in ſich, wie wir weiter zeigen werden.

2. Nerventhätigkeit und Empfänglichkeit für Eindrücke.

Unſre Körperoberfläche iſt mit einer großen Menge von Nervenſpitzen verſehen, welche für Temperatur, Druck u. ſ. w empfindlich ſind; an allen Organen des Körpers befinden ſich andre Nervenfäden, welche den Zuſtand der Organe empfinden, und außerdem laſſen ſich beſondre Sinnesorgane von Aether- und Schallwellen erregen. Durch ſolche Empfindungsorgane ſetzen wir uns mit der Außenwelt in Verkehr und halten Nervenreize für Eigenſchaften der Dinge.

Was in den Nerven vorgeht, wenn ſie durch einen äußern Eindruck und Einfluß gereizt (erregt) werden, das wiſſen wir nicht, weil es ſich bis jetzt der Beobachtung entzogen hat. Doch darf man als ziemlich gewiß annehmen, daß jeder Reiz ſich in eine Bewegung der Nervenmoleküle umſetzt, wobei ſich chemiſche Prozeſſe erzeugen, welche Elektricität entwickeln, oder daß die elektriſche Strömung Urſache chemiſcher Prozeſſe wird. Jede Nervenart bleibt nur für eine beſondre Art von Reizen empfänglich, für Licht, Wärme, Schall u. ſ. w., leitet aber dieſe Bewegung von außen nach innen und umgekehrt. Dieſe Prozeſſe und Leitungen ſind

organiſche Thätigkeiten, werden nicht etwa von Empfindungen u. ſ. w. erzeugt, denn dieſe entſtehen nur im Gehirn, vielleicht auch im Rückenmark. Die Nervenbewegungen pflanzen ſich durch das Rückenmark bis ins Gehirn fort, wo die Nervenwurzeln liegen, und verbreiten ſich auf den Nervenfaſern der Hirnmaſſe nach den verſchiedenen Hirntheilen, wo wir ſolche Erregungszuſtände als kalt, hart, roth, lieblich u. ſ. w. empfinden, und ſie für Eigenſchaften der Dinge halten, weil dieſelben ſtets dieſelben Eindrücke hervorrufen.

Tag und Nacht ſind wir ſolchen Einwirkungen der Außenwelt ausgeſetzt und würden uns daher in ſteter Aufregung befinden, wenn wir dieſelben nicht abwehren oder ſchwächen könnten. Die Natur hat daher in den Nervenknoten des Rückenmarks, Gehirns und größerer Nervenſtränge Hemmungsorgane geſchaffen, welche den Reiz zurückweiſen oder die Bewegung der Moleküle abſchwächen. Die Lebensthätigkeit und der Stoffwechſel nimmt die Nervenknoten in Anſpruch, in ihnen kreiſt ein Ernährungsſtrom, welcher ſo ſtark ſein kann, daß er die Empfindungsbewegung nicht aufnimmt, ſondern abprallen läßt. Wir nehmen dann nicht wahr, ſind nicht aufgelegt, unaufmerkſam, ermüdet u. ſ. w. Es kann aber auch ſein, daß ein Nerv bereits ermüdet iſt, ſeinen Ernährungsvorrath an Sauerſtoff verbraucht hat, dann kann er nichts mehr leiſten. Man erholt ſich daher nicht immer durch Ruhe, ſondern durch Abwechſelung der Thätigkeit, indem man andre Nerven beſchäftigt. Darin liegt das behagliche Gefühl der Abwechſelung, weil Sinne erregt werden, die bisher unbenutzt blieben. Wie nun beim Regen die Regenwaſſerkanälchen ein Bett ſuchen und es auswaſchen, ſo daß ſie bequem fließen, ſo machen ſich die Moleküle auch ein Strombett, je öfter ſie die Leitungsbahn trotz der Hemmungen zurücklegen. Dieſe letzteren verlieren ihre Widerſtandskraft, und nun geht die Bewegung ohne Weiteres die geebnete glatte Bahn von ſelbſt.

Auf dieſe Weiſe entſtehen Gewohnheiten, die wie Reflexe ohne Zuthat des Wollens geſchehen. Aus der Gewohnheit entwickelt ſich das, was wir Gedächtniß nennen, denn es wiederholt ſich im Gedächtniß die verlangte Bewegung, wenn vom Willen aus die Anregung kommt. Ein Wort reicht dann hin, uns einen ſinnlichen Eindruck vorzuführen, wie wenn er von außen käme. Weil nur die Nervenenden mit der Außenwelt in Berührung kommen, ſo gewöhnen wir uns, das als äußern Eindruck zu betrachten, was die Nervenwurzel empfindet. Iſt dieſe erkrankt, ſo geſchieht es, daß wir ihre Krankheitserſcheinungen als Dinge der Außenwelt wahrnehmen. Fieberkranke hören Töne und ſehen Geſtalten, weil Nervenpartien erregt ſind. Aus demſelben Grunde ſehen Abergläubiſche Geſpenſter, wiſſen Geiſtliche Teufel und Fegfeuer zu beſchreiben, weil die Bewegungen ihrer Vorſtellungsorgane auf die Sinnesnerven wirken und deren Bewegung den Inhalt der Hirnzellenbewegung abſpiegelt. Daher ſtehen Wahnſinn und Köhlerglaube nahe neben einander.

Die größeren Nervenbündel verbreiten mehr oder minder viel Faſern nach den verſchiedenen Gehirntheilen, treten alſo mit dieſen in Verkehr der Molecularbewegung. Viel Faſern eines Sinnes ſchaffen das, was wir Talent nennen, wenig und nicht gebrauchte Faſern machen zu gewiſſen geiſtigen Thätigkeiten unfähig; einſeitige Leitungen der ſinnlichen Eindrücke nach beſtimmten Vorſtellungsorganen verurſachen einſeitige Urtheile u. ſ. w. Kurz in der Verbreitung und Beſchaffenheit der Faſern liegt die Kraft und Vielſeitigkeit unſrer geiſtigen Thätigkeit.

Die Empfänglichkeit für Eindrücke liegt alſo zunächſt in der Beſchaffenheit und Art der Nervenfaſern, erſt ſpäter betheiligt ſich das Gemüth, wenn wir Intereſſe gewinnen für gewiſſe geiſtige Thätigkeiten. Jede Nervenerregung verändert aber auch die Stellung der Moleküle zu einander und verurſacht jedenfalls noch chemiſche Prozeſſe, Umſetzungen und Verbindungen. Dieſe Ver-

änderung als ſolche wird nach dem Vorderhirn geleitet zu den Rindezellen, und dann nennen wir dieſe Umſtimmung der Moleküle eine Wahrnehmung und bezeichnen ſie durch ein Wort, um den Eindruck für immer zu befeſtigen. Wiederholen ſich dieſelben Stimmungszuſtände der Hirnzellen, ſo bemerken wir dieſe Dieſelbigkeit und nennen dieſe nun Erkennungsurtheil oder Erinnerung.

Da nun aber unſre Nerven den Tag über berichten, was in uns und außer uns vorgeht, ſo können wir dieſe zufluthende Menge nicht verarbeiten, vieles bleibt unbemerkt, verſchwindet aus dem Gefühl. Aber manche Eindrücke erſcheinen ſtets gemeinſam, treten alſo als abgeſchloſſene, zuſammengehörige Maſſe in die Hirnzellen ein und erzeugen als einheitliche Geſammtwahrnehmung eine Anſchauung, ein Farbenbild, welches wir durch ein Wort bezeichnen und durch ein Klangbild den Stimmungszuſtand der Hirnzellen fixiren für das Gedächtniß, ſo daß mit dem Wort auch die Anſchauung friſch ins Bewußtſein tritt.

Wahrnehmungen und Anſchauungen werden klar oder unklar, umfaſſend oder einſeitig, je nachdem viel oder wenig Nervenfaſern betheiligt waren, oder die Nervenknoten des Rückenmarks Hemmungen in einzelnen Faſern eintreten ließen, oder die Reize in jenen Ganglienknoten auf falſche Bahnen geriethen. Dadurch entſtehen falſche Hirnbilder, wie man es bei Kindern, Fieberkranken, Träumenden und Irrſinnigen beobachten kann. Gar viele verkehrten Urtheile, unzuſammenhängende Gedankenreihen mögen auf dieſe Weiſe entſtehen, weshalb die Betreffenden ihren Irrthum nie zugeſtehen, da ſie ja nach ihrer perſönlichen Empfindung richtig urtheilen. Jeder Irrthum iſt eine Art Wahn- oder Irrſinn, weshalb in jedem Menſchen ein Stück Narrheit ſteckt und Beſcheidenheit eine löbliche Tugend wird.

Es kann gefragt werden, wie lange ſolche Molecularbewegungen dauern, und bereits hat man Apparate erfunden, um dieſe Zeitdauer zu meſſen, da die Bewegung in der Secunde

30—60 Fuß zurücklegt. Eine andre Frage kann man nicht beantworten, wie lange die Nerven in dem erregten Zustande verbleiben. Da die Stoffe fortwährend kreiſen, die Stoffe ſelbſt ſich umſetzen, ſo muß die Nervenmaſſe ſtets eine andre werden. Außerdem leiten ja die Nerven nur, und mögen je nach dem Grade und Zuſtande des Stoffwechſels mehr oder minder geeignet ſein, Eindrücke zu empfangen und weiter zu leiten.

Anders mag es ſich mit den Hirnrindezellen verhalten, welche nicht dazu beſtimmt ſind, Reize zu leiten, ſondern ſie als dauernde Stimmungszuſtände aufzubewahren. Beſäßen ſie dieſe Fähigkeit nicht, ſo könnten weder Gedächtniß noch Bewußtſein entſtehen. Man muß alſo annehmen, daß jede Hirnzelle in dem Erregungszuſtande verharrt, wenn die Erregung eine gewiſſe Stärke beſaß. Dieſer dauernde Zuſtand der Wahrnehmungsurtheile bildet unſer Bewußtſein. Wir beſitzen Millionen von Hirnzellen, können alſo eine unabſehbare Menge von Wahrnehmungen als Urtheile in uns aufnehmen, wenn jede Hirnzelle auch nur eine einzige Wahrnehmung in ſich aufnimmt. Der Nervenfaſern zählt man im Hirn auch Millionen, mithin beſitzen wir einen ſolchen Vorrath von Organen, daß wir vollkommen ausreichen. Jede Erregung, die ſich wiederholt, geht dieſelbe Bahn, trifft ſie eine bereits benutzte Hirnzelle, ſo wird dieſe erregt, aber nicht verändert, wir empfinden vielmehr, daß ſie ſich in einem fertigen Zuſtande befindet, und nennen dieſes Erkennen, dieſes Vorfinden einer fertigen Wahrnehmung — Erinnerung. Werden die Zellen ſelten oder nach Jahren wieder erregt, ſo kann die Zelle aus Mangel an Uebung unfähig geworden ſein, Eindrücke in Wahrnehmungen umzuwandeln, und dann nennen wir dieſe Ohnmacht das Vergeſſen.

Jeder Hauptnervenſtrang theilt ſich in Tauſende von Fäden, von denen die einzelnen Partien der Augen- und Ohrennerven nur für gewiſſe Farben, Töne u. ſ. w. geſtimmt, alſo erregungsfähig ſind. Der Taſtſinn enthält jedenfalls auch beſondre Fäden

für Wärme, Kälte, Druck u. ſ. w. Sind dieſe einzelnen Partien ſchadhaft, ſo werden die Wahrnehmungen unvollſtändig. Es kreuzen ſich aber die Nerven in den Centren des Hirns und Rückenmarks, theilen ſich ihre Erregungen mit und beeinfluſſen beſonders die Bewegungsnerven, ſo daß unwillkürlich Empfindungen in Bewegungen umſchlagen, was man Reflexe nennt. Es ergänzen und verbeſſern aber auch die Sinnesnerven einander. Hört man etwas, ſo ſieht man ſich um, um Ort und Art des Tones zu beurtheilen. Sehen wir einen Stein, ſo betaſten wir ihn, um ſeine Eigenſchaften kennen zu lernen u. ſ. w. Es treten daher die Sinnes- und Bewegungsnerven in vielfachen Verkehr mit einander, regen ſich gegenſeitig an, und aus dieſer vielſeitigen organiſchen Thätigkeit erwächſt der menſchliche Gedanke als Erzeugniß beſondrer Art, wie der Telegraphiſt aus Kupfer, Säuren u. ſ. w. Elektricität erzeugt.

3. Sinneswahrnehmungen, Sinnesgedächtniß und Sinnesurtheile.

Es iſt Thatſache, daß jeder Sinn nur für eine beſondre Erregung (Licht, Schall u. ſ. w.) empfänglich iſt, und daß man die Fortbewegung dieſes Reizes meſſen kann. Denkt man ſich dieſen Reiz als wirkende Kraft, ſo wird es begreiflich, daß ſich dieſe Bewegung in eine andre Kraft (Elektricität, Chemismus u. ſ. w.) umſetzt, die ſich dann im Gehirn wieder in andre Kräfte oder Bewegungen umwandelt. Denn alle Gehirnvorgänge müſſen wir als Bewegungsarten auffaſſen. Licht, Farbe und Schall ſind ja Bewegungen, der Chemismus des Geſchmacks und Geruchs ebenfalls. Die Empfindungs- und Sinnesnerven vertreten den Dienſt des Telegraphendrahtes. Wenn der Beamte in Paris die Taſten ſeines Apparates anſchlägt, ſo entſtehn am Apparate zu Berlin dieſelben Bewegungen. Trifft ein Lichtſtrahl das Auge, ſo rappor-

tirt die getroffene Nervenfaser dies ins Gehirn, wo also dieselbe Reizwirkung erfolgt, wenn sie auch möglicherweise beim Durchgange durch Ganglien umgewandelt wird. Da nun das Gehirn von außen her gereizt und erregt wird, so verlegt es instinctiv den Erregungsgrund nach außen und hält Bewegungen der Gehirnganglien für äußere Vorgänge. Erst nach und nach lernt das Kind die Sinneseindrücke verstehen, aber die allerwenigsten Menschen denken daran, daß alle sogenannten sinnlichen Wahrnehmungen nur Bewegungen von Gehirnganglien sind, weshalb Illusionen und Phantasiegebilde möglich werden als organische Prozesse.

Will man also über das ins Klare kommen, was wir Vorstellungen, Begriffe u. s. w. nennen, so muß man zuvor genau beobachten, wie mit Hilfe der Sinne Wahrnehmungen und Empfindungen entstehen. Weil jeder einzelne Nervenfaden isolirt ist, so überträgt er den empfangenen Reiz auf die Nervenwurzel im Gehirn. Wir stehen fortwährend unter dem Einflusse solcher Zuleitungen, weshalb uns z. B. das Morgenlicht aus dem Schlafe weckt, ein Mühlrad uns nicht einschlafen läßt, wenn wir es nicht gewohnt sind. Diese Einwirkungen bringen Gehirnzustände hervor, welche wir aber nicht wahrnehmen, weil die Bewegung nur in Vorstellung, Gefühl, Handlung u. s. w. kann umgesetzt werden und dadurch gewissermaßen abgeleitet und nach außen verlegt wird, in die Muskeln übergeht, dadurch zur Verdauung anregt und so einen Kreislauf der Bewegung erzeugt, den wir Leben nennen. Es kommt also darauf an, wie der in den Gehirnganglien ankommende Reiz aufgenommen und weiter geleitet wird. Hat das Ganglion seinen Stoff verbraucht, so erschlafft es und wird unempfänglich, oder es ist von der Bewegung anderer Ganglien mit ergriffen, und weist den Reiz zurück, oder es leitet den Reiz nach den Organen, die grade thätig sind, wohin Blut und Elektricität fließen; so entstehen Wahrnehmungen und Wahrnehmungsreihen.

Da ſich in den Nerven eine Bewegung fortpflanzt, ſo muß ſich doch etwas bewegen. Wir wiſſen, daß dieſe Bewegung eine elektriſche iſt. Ferner iſt nachgewieſen, daß im Rückenmark ein poſitiver und negativer Strom auf- und niederſteigen und auf die geſammte Nerventhätigkeit einwirken. Namentlich ſcheinen die Ganglien ſolche Reactions- und Actionsheerde zu ſein, in denen die Ströme ſich umſetzen während des Kreiſens des elektriſchen Stromes.

Wirken nun äußere Reize auf die Nerven, deren einzelne Faſern wie iſolirte Drähte nach dem Gehirn gehen, ſo entſenden die Nervenbündel Seitennerven und paſſiren im Rückenmark, im ſympathiſchen und herumſchweifenden Nerven die vielgeſtaltigen Gangliengruppen, von denen die Bewegungen gehemmt oder abgeleitet werden. Außerdem erzeugt der Stoffwechſel im Gehirn eine beſondre Strömung, auf welche die von außen kommende Nervenleitung ſtößt. Findet dieſe letztere in den Ganglien bereits Widerſtand oder befindet ſich die Gehirnwurzel bereits in Erregung in Folge des Stoffwechſels, ſo wird der ankommende Strom zurückgewieſen und wir nehmen nichts wahr, es tritt der Reiz nicht ins Bewußtſein. Wiederholen ſich die Reize oder werden ſie ſtärker, ſo wird der Widerſtand der Gehirnganglien überwunden, aber wir empfinden auch die Anſtrengung der Leitung und ermatten bald, wenn wir auf dieſe Weiſe die Gehirnganglien gewaltſam erregen müſſen. Daher ſtrengt es an, Bilder lange aufmerkſam anzuſehn, einer langen Rede zu folgen, und Abwechſelung macht leiſtungsfähig, weil die Nervenreize dabei nach andern Ganglienpartien geleitet werden.

Iſt der erwartete Reiz ein angenehmer, entſpricht er dem Zuſtande des Gehirns, ſo zeigen wir Aufmerkſamkeit; kommt ihm eine geeignete Gefühls- und Gemüthsſtimmung entgegen, ſo gewinnen wir Intereſſe an dem Gegenſtande, der unſre Ganglien erregt. die Ganglien gar nicht erregt, ſo gehen die Dinge unbe-

merkt an uns vorüber. Da nun der Geiſt nur nach Einer Seite hin thätig ſein, dorthin die Molecularbewegung richten kann, ſo nehmen wir die wenigſten Reize wahr. Wirken dieſe nur ſchwach, ſo gewinnen wir unklare, dunkle Vorſtellungen und vergeſſen leicht. Bleibt die ſchwache Erregung als Zuſtand im Gehirn, ſo kann es geſchehen, daß ſie bei willenloſem Ganglienreflexe im Traume hervortritt, wenn einzelne Gehirntheile mechaniſch ihre Thätigkeit fortſetzen.

Sinneswahrnehmungen muß man alſo für Erregungszuſtände der betreffenden Nervenwurzeln und Fäden halten, die als dunkle Gefühle ins Geiſtesleben eintreten. Neugeborene Kinder empfinden auf dieſe Weiſe, laſſen ſich daher ſchneiden, ohne zu wiſſen, daß der geſchnittene Körpertheil ihr Eigenthum iſt. Niedrig organiſirte Thiere mögen auch nur ſolche traumartige dunkle Empfindungen haben, durch welche ſie die Eindrücke der Außenwelt wahrnehmen. Sobald das Gehirn ſich ausbildet, dieſelben Reize ſich wiederholen, da entwickelt ſich das Sinnengedächtniß und Sinnenurtheil, woraus ſich die bewußte klare Wahrnehmung heranbildet.

Sehr bald drängt ſich nemlich die Erfahrung auf, daß alle Gehirnerregung von außen veranlaßt wird, weshalb wir alle Gehirnvorgänge als Erſcheinungen der Außenwelt, alle Gehirnbewegungen für Veränderungen der Dinge halten. Wiederholen ſich dieſelben Molecularbewegungen im Gehirn, ſo erhalten wir die Empfindung derſelben Zuſtände, wozu Uebung und Wiederholungen gehören, und daraus entſteht das Urtheil der Gleichheit der empfundenen Bewegung. Aus dem Gefühl wird dann ein Urtheil, wenn es tiefer in die Gehirnrinde eindringt. Demnach beſitzen die Sinnesganglien Urtheil und Gedächtniß, oder der Geiſt, den Hartmann das Unbewußte nennt, entnimmt aus der Gleichheit der Nervenzuſtände die Gleichheit der Erregungen, die Dieſelbigkeit des Erregungsgegenſtandes und darin liegt das Weſen des Ge-

dächtniſſes, welches im Grunde das Urtheil des Wiedererkennens iſt.

Daß den Muskeln Gedächtniß muß zugeſchrieben werden, iſt eine anerkannte Thatſache; man ſpricht von Muskelgefühl und Muskelgedächtniß, weil auf den gleichen Reiz im Muskel dieſelbe Bewegung erfolgen muß. Ein arbeitender Muskel verbraucht mehr Stoff, der ihm daher leicht zuſtrömt, weil dahin die Wege am leichteſten ſind. Im Mechanismus des Muskelbaues nöthigt ein Muskel den andern verwandten oder entgegengeſetzten auch zur Bewegung und ſo entſtehn Gehen, Springen, Klettern, Tanzen aus Muskelgedächtniß, weshalb man ſich üben muß, ehe man es zu Fertigkeit und Sicherheit bringt. Bei den Nerven mag es grade ſo ſein, da ſie ja zum Theil harmoniſch geſtimmt ſind. Schlägt man eine Taſte des Klaviers an, ſo tönen Octave, Terz u. ſ. w. mit, weil die Schallwellen in dem erforderlichen Zahlenverhältniß ſtehen. Da wir dieſe Töne wahrnehmen, ſo darf man folgern, daß Nervenfaſern einander erregen können, wenn ſie Verwandtes berichten, und bei der Wahrnehmung regen ſich Nachbarfaſern von ſelbſt, wenn eine Hauptfaſer erregt wird, die einfachen Reize wachſen zu Gruppen an, von denen jede Einen Reiz repräſentirt, und ſo wächſt die Wahrnehmung heraus als Inhalt einer Gruppenerregung.

Jeder Sinnesnerv beſteht aus einer Menge von Nervenenden, von denen jedes Ende nur einen Reiz aufnehmen kann. Dieſe Reize gelangen ins Gehirn, verſetzen die Faſerwurzel in dieſelbe Bewegung und dieſe ſetzt ſich zu den Ganglien und Gehirntheilen fort, wo ſich die einzelnen Reize zu einem Ganzen vereinigen, welches wir Wahrnehmung nennen, die jedenfalls in den oberſten Ganglien oder an der Geſammtwurzel der Sinnesnerven entſteht und alſo eine Menge von Einzelheiten enthält. Verändern ſich die Erſcheinungen der Außenwelt, ſo gelangen andre Molecularbewegungen ins Gehirn, bilden ſich andre Wahrnehmungen, welche

wir im Gesammtgefühl des Gehirnzustandes empfinden, und diesen Unterschied in einem Urtheil uns zur Kenntniß bringen.

Je schärfer die Sinnesorgane entwickelt sind, um so genauer und klarer werden unsre Wahrnehmungen und Urtheile, weshalb Sinnesübungen die Grundlage alles Unterrichts sein sollten. Das sogenannte Sinnesgedächtniß kann aber nicht den Sinnen anhaften, weil sie eben nur Erregungen empfangen und weiter leiten, sondern es muß in den Ganglien liegen, in denen die Erregungen umgestaltet und wahrgenommen werden. Das heißt, die Bewegung der Ganglien und Gangliengruppen empfinden wir als Umänderung des Gehirnzustandes und nennen sie Wahrnehmung, Vorstellung u. s. w., sobald diese Bewegungen sich tiefer ins Gehirn fortsetzen als umgewandelte Kraft der Bewegung. Wie sich die Bewegung in Wärme, Licht, Elektricität u. s. w. umsetzt, ebenso erleidet jede Nervenfaserregung in den Ganglien eine Umwandlung, weshalb man nicht mit Unrecht dem Rückenmark Gedächtniß, Willen, Instinct u. s. w. zuschreibt, weil es eine Menge Ganglien enthält und Menschen so wie viele Thiere Bewegungen und Instinchandlungen durch die Rückenmarksganglien vollbringen.

Daher muß man Wahrnehmungen für eine fortgesetzte Bewegung der Nervenmoleküle halten, welche eine besondre Gehirnstimmung verursachen, auf ihre Nachbarganglien einwirken mittels ihrer Nervenfäden, Bewegungen und Instinchandlungen veranlassen, welche im Grunde Gefühlsurtheile und Gefühlsschlüsse der Ganglien sind.

---

4. Sinneseindrücke als Ursprung des Erkennens.

Da wir einen sehr complicirten Nerven- und Gehirnapparat besitzen, so muß dessen organische Thätigkeit eine Menge von Erscheinungen veranlassen, welche wir verschieden benennen, die aber doch nur besondre Grade und Richtungen der organischen

Thätigkeit sind. Aeußere Eindrücke werden in dem Gehirn zu Gefühlen, Wahrnehmungen, Handlungen u. s. w., ohne daß wir die Art angeben können, wie dies geschieht. Philosophen und Physiker haben versucht nachzuweisen, wie wir zu Wahrnehmungen und Vorstellungen des Raumes und der Zeit kommen, man hat die Entstehungsart solcher Vorstellungen aufgespürt, aber die Hauptsache kann man dadurch nicht faßlich machen. Es gehört eben zu den Geheimnissen des organischen Lebens, daß Empfindungen des Lichtes und Schalles in unsrem Gehirn zu Raum- und Zeitvorstellungen werden. Wir können uns wohl das Entstehen solcher Vorstellungen zergliedern, aber nie den Grund angeben, warum dies grade so und nicht anders ist. Dies schafft die organische Thätigkeit, die wir Instinct, Heilkraft, Kreislauf des Stoffes u. s. w. nennen, von selbst. Wollten wir beim Gehen, Klavierspielen, Denken, Sprechen u. s. w. die Muskel- und Nerventhätigkeit nach eigner Einsicht leiten, so würden wir nur Verwirrung anrichten. Der Organismus besorgt dies sicher und schnell wie Verdauung und Blutumlauf.

Man sollte demnach nicht anstehn, ohne Weiteres angeborene Fähigkeiten als Anfang des geistigen Lebens anzuerkennen, und in diesen Fähigkeiten die Thätigkeit des organischen Lebens zu beobachten, welches natürlich bestimmten Gesetzen folgt. Es ist aber auch bereits nachgewiesen, daß es keine festen Unterschiede zwischen Thier und Mensch giebt, weil es niedrig entwickelte Menschen und hoch entwickelte Thiere giebt, manches Pferd und mancher Hund verständiger handelt als sein Herr. Ebenso bleiben Unterschiede zwischen Vorstellung, Anschauung, Urtheil, Schluß, Verstand, Vernunft u. s. w. nur philosophische Wortspielereien, weil man diese Wörter nur für Bezeichnungen für Grade und Richtungen organischer Thätigkeit halten darf.

Ur- und Strahlthiere empfinden äußere Reize und bewegen sich, wir wissen nicht ob willkürlich oder reflectorisch. Aber sobald

ſie für Reize empfänglich ſind, unterſcheiden ſie ſich von der Außenwelt. Würmer ſteigern dieſes Gemeingefühl, da ſie Nervenknoten beſitzen, durch dieſelben nun Erregungen weiter leiten, Empfindungen davon haben, danach die Eigenſchaften der Dinge beurtheilen und ihr eignes Verhalten bemeſſen. Wir beobachten alſo bereits ein Erkennen der Außenwelt, Entſtehung von Urtheilen und Folgerungen. Wenn der Schmetterling, auf der Blume raſtend, über ſich den Schatten des Schmetterlingsnetzes wahrnimmt, ſo entflieht er trotz der Annehmlichkeit ſeines Aufenthaltes. Demnach muß er doch bereits eine Vorſtellung vom Netz, ein Urtheil über daſſelbe und die Folgen haben, welche ihn treffen, wenn der haſchende Knabe ſeine Abſicht ausführt. Der Schmetterling kennt bereits die Zweckmäßigkeit des Fortfliegens. Wenn er ſich honigreiche Blumen ausſucht, ſo muß er doch eine Vorſtellung von den Eigenſchaften des Blumenſaftes haben, ſonſt würde er ihn nicht aufſuchen und auswählen. Bienen und Ameiſen beſitzen Sprachwerkzeuge und verſtändigen ſich unter einander, mithin zeigen ſie Gedächtniß und Urtheil über das Mitgetheilte, weil ſie nach demſelben ihre Handlungen einrichten. Da nun dieſe geiſtigen Thätigkeiten an Vielſeitigkeit und Kraft zunehmen, je mehr ſich das Nervenſyſtem entwickelt, namentlich das Gehirn ſich ausbildet, ſo müſſen Gehirn und Nerven Organe des geiſtigen Lebens ſein. In dieſen fließen elektriſche Strömungen auf und nieder, welche alſo das veranlaſſen, was uns als Gedanke und Idee zum Bewußtſein kommt.

Der Nervenapparat beſteht aus Nervenröhrchen, die ſich in der Haut verzweigen und oft nicht einmal $^1/_{500}$ Linie Durchmeſſer erreichen, ſich dann zu Nervenfaſern vereinigen, um zu den Centralorganen, dem Rückenmark und Gehirn, aufzuſteigen. „Dort kommen ſie mit Cellen (Nervenanſchwellungen) und Cellenmaſſen in vielfache Berührung, durchſetzen dieſelben, verbinden alſo verſchiedene Cellenmaſſen, welche ihre Erregung direct oder indirect durch Nervenröhren auf Muskelfaſern übertragen und dadurch willkür-

liche oder unwillkürliche Bewegungen veranlaſſen. Im hinteren Theile des Rückenmarks befinden ſich kleinere Empfindungscellen, im vorderen Theile größere Bewegungscellen. Bringt alſo ein Empfindungsnerv ſeine Erregung nur bis zu ſeinem Ende im Rückenmark, ſo entſtehen unwillkürliche oder Reflexbewegungen, wenn Bewegungsnerven dort erregt werden. Solche Bewegungen erfolgen von ſelbſt, ohne daß Empfindungen und Vorſtellungen einwirken. Daſſelbe geſchieht bei einigen Empfindungscellen an der Baſis des Gehirns, welche auf Bewegungscellen wirken. Sinneseindrücke und Gemeingefühle der Luſt und Unluſt empfinden wir nur in gewiſſen Hirntheilen, bei niederen Wirbelthieren reichen dieſe Centralorgane bis ins Rückenmark hinein.

„Sinneswahrnehmungen gelangen in den Cellen (Ganglien) der Windungen des großen Hirns zur Ausbildung, indem ſich die Erregungen von den Cellengruppen in den Anſchwellungen an der Baſis des Gehirns mittels Faſerzüge zu den Windungen fortſetzen. Der Menſch beſitzt deshalb das größte Erkenntnißvermögen, weil ſein Gehirn an der Oberfläche zahlreiche Furchen und Windungen, alſo die größte Gehirnoberfläche hat, wo ſich 500—600 Millionen Cellen von verſchiedener Geſtalt und Vertheilung in 6—8 Schichten vorfinden. Menſchliche Gehirncellen ſind zahlreicher und größer als thieriſche, und darin liegt unſre geiſtige Ueberlegenheit. Dieſe Cellengruppen bilden für das Erkennen die organiſchen Hilfsmittel, ſetzen ſinnliche Erregungen in Gedanken um, wie das Centrum der Netzhaut im Gehirn die Aetherwellen als Licht und Farben empfindet.“

„Die Nervenröhren leiten iſolirt, d. h. jede Nervenfaſer leitet nur die Erregung weiter, welche ihre feinen Endfaſerchen treffen. Ein Bündelchen ſolcher Primitivfaſern übernimmt die Leitung der Erregungen von zahlreichen Veräſtelungen der in ihm enthaltenen Nervenröhren, vieler einzelnen Faſern, ein Aſt enthält wieder eine größere Anzahl von Primitivröhren u. ſ. w., bis zu den Nerven-

ſtämmen einer ganzen Gliedermaſſe, worin die Summe ſämmtlicher in letzterer vorkommenden Nervenveräſtelungen enthalten iſt. Die eine Faſer vermag nicht für die andre zu vicariren. Wird alſo ihre Leitung geſtört, ſo beſchränkt ſich dieſe Unterbrechung auf einen engen Bezirk. Werden größere Partien an der Leitung gehindert, ſo erleidet das Centrum ſelbſt eine Störung. Es kann aber auch das Centrum gehindert ſein, Erregungen anzunehmen, und dann nehmen wir dieſe Erregungen im Gehirn nicht wahr.

„Man unterſcheidet aber noch eine excentriſche Perception oder peripheriſche Reaction. Wie nemlich bei der normalen Empfindung durch entſprechende (adäquate) Reize das Empfundene nicht an den Ort der einwirkenden Reize verſetzt wird, ſo entſteht auch durch inadäquate, nicht entſprechende Reize, wo auch die Empfindung ſtattfinden möge, die Empfindung da, wohin ſie unter normalen Verhältniſſen verlegt zu werden pflegt. Schlägt man z. B. Jemandem ins Auge, ſo glaubt der Getroffene ſtarkes Licht zu ſehn, weil dieſes ebenſo ſchmerzhaft auf die Netzhaut wirkt wie der Fauſtſchlag. Invaliden, denen ein Fuß abgenommen iſt, glauben in demſelben Schmerzen zu empfinden, wenn man die Nervenſtämme drückt, weil ſie gewohnt ſind, daß ſolche Empfindungen von den äußeren Nervenenden ausgehen.“

Hierin liegt der Grund zu vielen Sinnestäuſchungen, Traumerſcheinungen, Hallucinationen, Wahnſinn und Irrthümern aller Art. Unter dem Mikroſkop, im Spectrum, vor dem Teleſkop ſieht die Welt ganz anders aus, als wir ſie bei einfacher ſinnlicher Wahrnehmung beurtheilen.

Phyſiologen weiſen an Experimenten nach, daß von den Gehörsnervenenden jede Partie nur Einen Ton oder halben Ton wahrnimmt, daß die Augennerven partienweiſe nur von Licht oder einer beſonderen Farbe erregt werden, daß es neben den Empfindungsnerven des Druckes jedenfalls noch Temperaturnerven giebt. Nach Analogie dieſer Geſetze darf man annehmen, daß auch für

die verſchiedenen Gerüche und Geſchmäcke beſondre Nervenfäden vorhanden ſind. Wir hören, ſehen und fühlen Vieles nicht, weil uns die Organe fehlen; erſt beſondre Apparate beſtätigen, daß es Farben, Töne u. ſ. w. giebt, die wir nur theoretiſch kennen. Was wir alſo ſinnlich wahrnehmen und für Gegenſtände halten, das ſind dem Weſen nach nur Nerven- und Gehirnzuſtände. Nun iſt aber das Gehirn im Großen und Kleinen ſo verſchieden geſtaltet, daß wir nicht irren, wenn wir annehmen, es muß für jede Art geiſtiger Wahrnehmung ein beſondres Organ vorhanden ſein. Daß Wortſchöpfung, Sprechen und Gedächtniß ihre Organe in der ſylviſchen Spalte (Grube) haben, wurde von Meyners in Wien bereits anatomiſch nachgewieſen.

Wenn Philoſophen alſo ein Schema der Logik und Metaphyſik aufſtellen, ſo weiſt der Phyſiologe Organe nach, denen jene Fähigkeiten als organiſche Thätigkeit zukommen. Millionen lernen denken und ſprechen, urtheilen und folgern, ohne jemals eine Logik in der Hand gehabt zu haben, wogegen viele Profeſſoren der Logik nicht im Stande ſind, die einfachſten Lebensverhältniſſe und Lebensordnungen richtig aufzufaſſen. Der „gemeine Mann“ hält daher einen Philoſophen für einen Sonderling, für einen „halb übergeſchnappten“ Menſchen und hat nicht ganz Unrecht, wenn man dabei an die Philoſophen von Profeſſion denkt.

„Der Menſch als Meiſterwerk der Schöpfung, wie Theologen ſagen, bringt nichts mit zur Welt als die Anlagen zum Erkennen, d. h. die in dem geſammten Erkenntnißapparate liegenden angeborenen Fähigkeiten zum Erkennen. Wie die Netzhaut in Folge organiſcher Thätigkeit Licht und Farben unterſcheidet, Farbenempfindungen hervorbringt, die Länge der Aetherwellen als Farben wahrnimmt; Geſichtswahrnehmungen alſo organiſche Thätigkeiten ſind, in deren Folge wir den Außendingen Eigenſchaften beilegen, ſo beſitzt das Gehirn die Fähigkeit, Erregungen als Raum, Zeit, Urſache und Folge wahrzunehmen.“ Dies ſind organiſche Thätig-

keiten, welche wir durch Erfahrung und Uebung verbessern und berichtigen. Die Fähigkeit ist uns angeboren, Anwendung und Ausbildung liegen in unsrer Gewalt. Wenn Kant und andre Philosophen von „aprioristischen Denkformen" sprechen, Hartmann „das Unbewußte" zum Urgrund der geistigen Entwickelung macht, so haben sie instinctiv erkannt, daß der Organismus Vieles vollbringt aus Lebenstrieb, was wir für besondre Thätigkeiten und Willenshandlungen halten, es durch besondre Ausdrücke bezeichnen und nun nicht wissen, wie wir uns auf anständige Weise von solchen altersgrauen Vorurtheilen losmachen sollen. Welche Mühe giebt man sich, den Sinn platonischer Ausdrücke festzustellen, und doch ist unser Gehirn so ganz anders gestaltet, daß wir nur durch Reflexion uns in die griechisch-heidnisch-republicanische Denkungsart zurückversetzen, aber nie so denken und empfinden können, wie Platon zu seiner Zeit; da herrscht eben die Phrase.

Jeder Mensch erkennt Farbe, Entfernung, Fläche, Rundung, Perspectiv-Farben u. s. w., ohne daß er unterrichtet wird — nur Seminardirectoren möchten daraus einen besondern Unterrichtszweig machen —, Thiere empfinden und unterscheiden dasselbe, obschon sie nie ein collegium logicum gehört haben, mithin müssen diese Erkenntnißformen vom Bau des Gehirns abhängen. „Allem Empfinden, Wahrnehmen und Erkennen geht etwas voraus, was nicht durch Sinnesthätigkeit gewonnen wird, vielmehr die Wirkung derselben erst möglich macht." Die Sinneswerkzeuge arbeiten mechanisch, indem sie Erregungen ins Gehirn leiten, dieses aber als erkennendes Organ nimmt solche Erregungen wahr in andern Formen, nemlich als Raum, Zeit und Ursache. Diese alles Erkennen bedingenden und ermöglichenden Gehirnfähigkeiten dürfen wir als Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes betrachten, d. h. es besteht für das Vorstellen ein gewisser Zwang, innerhalb dessen es sich bewegen muß, und was die einzelne Wahrnehmung auch sonst noch enthalten mag, so kann sie nur räumlich (neben

165482A

einander), zeitlich (nach einander) und urſächlich (durch einander, d. h. die eine Veränderung als Wirkung einer vorhergehenden) zu Stande kommen. Obgleich alle Erkenntniß durch die Erfahrung, die Wahrnehmung mittels der Sinneswerkzeuge erworben wird, ſo entſpringen doch die Formen: Zeit, Raum und Cauſalität nicht aus der Erfahrung. Dieſe ſind vielmehr die Bedingungen einer jeden Erfahrung, dem Erkenntnißapparate anhaftende Anlagen, welche die Werkzeuge zu ihrer Verrichtung mitbringen müſſen, grade wie der Verdauungsapparat ſeine Fähigkeit zum Verdauen in ſich ſelbſt trägt, ſie nicht erſt durch die Verdauung erlangen kann.

„Der Raum iſt kein Begriff, den man aus einzelnen Räumen abſtrahirt hat, ſondern eine Anſchauungsform, die jeder Wahrnehmung vorangeht und ſie erſt ermöglicht. Wir können uns keinen Anfang und kein Ende des Raumes denken, ebenſo wenig vermögen wir uns Raumloſes vorzuſtellen.“ Daher ſind Lehren von Weltſchöpfung und Weltuntergang unfaßbare Grübeleien unwiſſender Theologen. „Ebenſo iſt die Zeit nur eine Erkenntnißform, die nur in unſrem Erkenntnißapparat vorhanden iſt. Die Zeit bringt an den Dingen keine Veränderungen hervor, wohl aber meſſen wir nach ſolchen Veränderungen das Weſen der Dinge, und nennen dieſe Veränderungen Zeit. Nach dem Sonnenſtand und der Uhr berechnen wir die Zeit, weiter haben wir für den Tag keine Merkzeichen, mithin bleibt die Zeit nur eine Anſchauungsform, welche uns angeboren iſt.“ Endlich würden wir den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Folge nie bemerken, da ſie ja dem Raum und der Zeit nach aufeinander folgen, wenn unſer Gehirn nicht ſo organiſirt wäre, daß es denſelben bemerkt. „Daß Etwas ohne Urſache entſtehen ſollte, vermag kein normal gebautes Gehirn zu denken.“ Schon bei der erſten Wahrnehmung wird die Veränderung im Sinnesnerven, welche durch den äußeren Reiz entſtand, als Wirkung der veranlaſſenden Urſache empfunden und

instinctmäßig auf dieſen bezogen. Daher ſetzt ein neugebornes Kind inſtinctiv ſeinen Saugapparat in Bewegung, wenn die Lippenhautnerven einen dargereichten Gegenſtand empfinden.

„Zum Zuſtandekommen einer jeden Sinnesempfindung und Wahrnehmung ſind von Seiten des empfindenden und wahrnehmenden Individuums nothwendig 1) ein Sinneswerkzeug mit der erforderlichen Nervenausbreitung, 2) ein leitender Sinnesnerv und 3) ein percipirendes Centralorgan im Gehirn. Es iſt jedes Sinnesorgan in ſeiner Weiſe thätig, d. h. es hat die Anlage gegen angemeſſene Reize empfänglich zu ſein und dieſelben zu verarbeiten durch organiſche Thätigkeit. Dieſe beſteht darin, daß die iſolirt leitende Primitivnervenfaſer die Empfindungen und Wahrnehmungen, welche ſie von außen nach dem Gehirn führt, als äußere Wahrnehmungen empfindet, d. h. den Grund der Veränderungen im Gehirn in der Außenwelt ſucht und Gehirnzuſtände für Eigenſchaften der Dinge hält.“

Unſer Erkennen beſteht in Wahrheit aus der Vereinigung verſchiedener Sinneseindrücke, die ſich gegenſeitig ergänzeu und berichtigen. Mithin hängt die Bildung der Urtheile zunächſt ab von der Schärfe und dem Umfange der einzelnen Sinneswahrnehmungen und dann von einer Vereinigung derſelben in einem andern Organe zu einer Geſammtwahrnehmung, einem Geſammturtheile. Viele falſchen Urtheile haben ihren Grund in oberflächlichen, ungenauen Wahrnehmungen oder im mangelhaften Bau der Sinneswerkzeuge, weshalb ſich über Manches nicht rechten läßt, namentlich über äſthetiſche und religiöſe Gegenſtände. Dieſe liegen außerhalb der gewöhnlichen Erfahrung, entſtehen zum Theil wie Viſionen und Hallucinationen im Gehirn als Reflexwirkungen, welche die Vorſtellungsorgane auf die Sinnesorgane ausüben, und werden mitunter epidemiſch, wenn die Gehirnganglien einer ganzen Generation nach einer beſtimmten Vorſtellungsreihe hin erregt werden.

Jeder Menſch beſitzt einen eigenthümlichen Körperbau und daraus folgt eine geiſtige Beſonderheit, abweichende Urtheile und Gefühle. Sind z. B. die Sehnervenenden feiner oder zahlreicher, ſo werden Farbenempfindungen lebhafter oder genauer, oder es werden im umgekehrten Falle Farben gar nicht geſehen oder mit andern verwechſelt, was man Farbenblindheit und Farbenirrthum nennt. Nun ſind wir gewohnt, unſre Hirnerregungen für Eigenſchaften der Dinge zu halten, mithin muß ein unrichtig Sehender die Dinge falſch beurtheilen oder ſeinen Augenfehler durch künſtliche Mittel verbeſſern. Denn alles Empfinden und Wahrnehmen hängt von der Beſchaffenheit des wahrnehmenden Organs ab.

Mayer behauptet, es ſei dem Auge angeboren, Geſtalten aufrecht zu ſehen, wogegen man Uebung nöthig hat, um Entfernungen abzuſchätzen, die Größe zu beurtheilen, wobei die Schärfe oder Schwäche des Sehvermögens von Einfluß iſt. Auch das Verſchmelzen der Netzhautbilder beider Augen zu einem einzigen iſt Thätigkeit des Gehirns, wozu die Sinneswerkzeuge nur die Daten und Zeichen (die Bilder und das Gefühl der Augenſtellung) liefern, das Gehirn aber für die Wirkung die Urſache aufſucht aus organiſchem Thätigkeitsdrange. Je nach der Vertheilung von Licht und Schatten, Farben und Muskelgefühl ſetzt das Gehirn die Körperlichkeit der Gegenſtände zuſammen, denn verſtändig ſucht es wieder die Urſachen für die Wirkungen. „Die Vereinigung zweier Bilder zu Einem beruht auf einer Täuſchung, da für die gewöhnliche Urſache eine andre eingetreten iſt.“

„Als angeborene Fähigkeiten müſſen beim Sehen betrachtet werden: das Empfinden von Licht und Farben, das Aufrechtſehen, das Verlegen des Bildes vor das Auge, das Einfachſehen mit beiden Augen. Dagegen beruht das richtige Abſchätzen der wahren Größe und Entfernung des geſehenen Gegenſtandes ſowie die Wahrnehmung der körperlichen Dimenſion auf Uebung und Erfahrung, wenn auch die Anlage dazu angeboren iſt.

„Durch ſorgfältige Forſchung ſteht bis jetzt feſt, daß das Vierhügelgebilde und theilweiſe auch die Sehhügel die Fähigkeit beſitzen, die Erregungen der Netzhaut wahrzunehmen. Doch würden wir ohne Erregung anderer Hirngebilde, welche empfangene Eindrücke genau und lange zu bewahren vermögen, bei leiſer Anregung erwachen, wenig leiſten. Aber die Cellenmaſſen an den Windungen des großen Gehirns beſitzen die Eigenſchaft, Eindrücke zu bewahren und auszubilden, weshalb die Erregungen von den Vierhügeln u. ſ. w. zu dieſen Cellen geleitet werden, worauf vollkommene Geſichtswahrnehmungen entſtehen, deren Summe die Erfahrung oder ſichtbare Welt ausmacht. Geſichtswahrnehmungen können ihre Erregungen durch beſtimmte Nervenbahnen auf Bewegungsapparate fortſetzen, ſo daß Bewegungen und Handlungen entſtehen, denen wir als Antrieb fälſchlich eine beſondre Willenskraft unterſchieben."

Auch durch Taſten erhalten wir Nervenerregungen, nach deren Beſchaffenheit wir die Dinge: hart, weich, kalt, feſt u. ſ. w. nennen, alſo wiederum Nervenzuſtände für Eigenſchaften der Dinge halten. Dagegen entziehen ſich die Stimmungszuſtände der vegetativen Organe der Beachtung, ſo lange ſie keine ungewöhnlichen ſind, dann aber wirken ſie um ſo heftiger auf das Gehirn, daß ſie Illuſionen und andre krankhafte Erſcheinungen verurſachen.

Den Taſtſinn nennt man je nach ſeinen Berichten Ortſinn, Temperaturſinn, Druckſinn, für welche im Gehirn beſondre Organe vorhanden ſind, da jedenfalls jede Art von Taſtempfindung auf einer beſonderen Nervenbahn geht, wenn Taſtkörperchen erregt werden als Taſtorgane. Der Taſtſinn wird von den Muskeln und dem Muskelgefühl unterſtützt. „Damit eine Taſtempfindung zum Bewußtſein gelange, alſo zur Wahrnehmung werde, genügt es nicht, daß die Eindrücke im verlängerten Marke und höher hinauf in den Seh- und Streifenhügeln empfunden werden, ſondern es muß noch die Rinde der großen Hemiſphären wenig

einer bestimmten Grenze in Integrität sein." Ist dies nicht der Fall, so entstehen Täuschungen, Muskelreflexe; man täuscht sich über den Ort, die Art und Stärke der Wahrnehmung, verwechselt Muskelbewegungen, beurtheilt sie falsch, weshalb man nur durch Erfahrung und Uebung dahin gelangt, durch den Tastsinn zu richtigen Urtheilen über die Außenwelt zu kommen.

Werden die Riechkolben des Geruchnerven in der Nasenschleimhaut von Riechstoffen erregt, so nehmen wir dies als Geruch wahr, welcher auf das Gemüth besonders stark einwirkt. Manche Gerüche erregen Ekel und unüberwindlichen Widerwillen, andere dagegen Behaglichkeit und Wollust. Noch mächtiger wirken die Gehörsnerven auf das Gemüth, indem Schallwellen im Gehirn als Töne, Melodie, Rhythmus empfunden werden und ihre Erregungen oft auf Bewegungsmuskeln übertragen.

„Das Centrum des Hörens im verlängerten Marke sucht vermöge der angeborenen Anlage für die Wirkung die veranlassende Ursache auf, verlegt also die Erregungen der Gehörsnerven auf die Reize, welche durch Lufterschütterungen hervorgebracht werden. Die Ursachen werden instinctiv nach außen versetzt, dadurch wird das Gehör ein Zeitsinn, weil die Schallwellen in regelmäßigen Zwischenräumen anlangen und gezählt werden können. Zahlen sind aber im Wesen Zeitmesser. Es sind Zeiteinheiten, und Höhe oder Tiefe des Tones benennen wir nach der Zahl der Schwingungen, die in einer Zeiteinheit erfolgen. Die Feinheit des Gehörs beruht in dem scharfen Unterscheidungsvermögen der Schwingungen, die in bestimmter Proportion erfolgen. Durch Uebung lernt man aus der Stärke des Schalles auf seinen Entstehungsort schließen und umgekehrt nach der bekannten Entfernung die Stärke des Schalles ab schätzen. Zur Ermittelung des Ortes, woher der Schall kommt, bewegt man den ganzen Körper oder nur den Kopf und schließt aus der dabei zunehmenden Deutlichkeit des Schalles auf die Stelle

ſeiner Entſtehung.“ Daher ſind auch beim Hören Täuſchungen möglich wie beim Schmecken.

Rechnet man zu ſolchen Bedingungen, unter denen das Urtheilen und Erkennen vor ſich geht, noch die Gemüthsſtimmungen, Aufregungen, Blutandrang, allgemeine Körperſtimmungen, durch welche die Art der Wahrnehmungen beeinflußt und abgeändert wird, ſo muß man anerkennen, daß unſre Gedanken einestheils das Ergebniß körperlicher Zuſtände und organiſcher Thätigkeiten ſind, daher aber auch nur ein mehr oder minder entſtelltes Bild der Wirklichkeit geben. Sie ſind individuelle Erzeugniſſe, weshalb dieſelbe Sache von verſchiedenen Perſonen verſchieden beurtheilt wird, weshalb man über den Sinn der Worte ganz perſönliche Meinung hat und nur dadurch, daß die Menſchen im Ganzen gleichmäßig organiſirt ſind, im Allgemeinen eine Verſtändigung möglich wird.

5. Die Geiſteskräfte als Bewegungserſcheinungen.

Man iſt von alten Zeiten her ſo gewohnt, von beſonderen Geiſteskräften und Seelenvermögen zu ſprechen, daß Phyſiologen lange nach den Organen dieſer Vermögen ſuchten, die Phrenologen ſogar dutzendweiſe ſolche Sinne auffanden. Erſt die neuere Phyſik hat Klarheit in dieſe Begriffe gebracht, indem ſie das Weltgeſetz der Bewegung und der dadurch bewirkten Erſcheinungen (Kräfte) auch auf die geiſtigen Thätigkeiten anwandte. Zwar wiſſen wir noch herzlich wenig über die Bewegungsveränderungen ſelbſt, aber erforſcht wurde bereits, daß elektriſche Ströme im Nervenſyſteme kreiſen und chemiſche Prozeſſe entſtehen. Auch dürfte Niemand leugnen, daß Nerven und Hirn Organe ſind, die ſich gegenſeitig ſtets erregen und ebenſo mit dem ganzen Körper in Wechſelwirkung und unter kosmiſchen Einflüſſen ſtehen. Man muß dann auch ein-

räumen, daß allgemeine Weltgeſetze auch auf die Organe unſres Körpers Anwendung finden, und eine organiſche Thätigkeit nothwendig andre veranlaßt, wodurch eben der verwickelte Lebensprozeß entſteht.

Die Phyſik und Chemie haben nachgewieſen, daß wir in der Bewegung ein Grundgeſetz des Daſeins erkennen; denn alle Erſcheinungen deſſelben laſſen ſich auf Wirkungen von Bewegungen zurückführen. Wir wiſſen, daß Kraft und Bewegung ſehr verwandte Erſcheinungen ſind, denn wir nennen die Wirkung der Bewegung Kraft, die alſo nichts Abſtractes iſt, ſondern eine materielle Größe, welche man mathematiſch berechnen kann. Die Kraft aber iſt ewig, ſie verändert nur die Form der Erſcheinung, ſo daß wir ſie für ein beſondres Ding halten, aber bei näherer Unterſuchung bemerkt man, daß man in der neuen Erſcheinung nur eine unter andrer Form bekannte Bewegung vor ſich hat. Wir wiſſen, daß Licht, Farbe, Wärme, Elektricität, Töne, Gerüche, Taſtempfindungen nur die Folgen verſchiedener Bewegungen ſind, bei veränderter Schnelligkeit in einander übergehen können, daß die Bewegungsart in dieſem Falle chemiſche Prozeſſe, in einem andern gewiſſe Farben, in einem dritten Druckempfindungen hervorbringt. Wir wiſſen aber auch, daß die bewegende Kraft in ganz andrer Form und Richtung ſich fortſetzt, „die Kraft ausgelöſt wird", ſo daß nach und nach ganz verſchiedene Erſcheinungsformen einer und derſelben Urkraft wahrgenommen werden, weshalb die Welt ſo unendlich reich an Geſtalten und Erſcheinungen iſt, in denen wir wirkende Kräfte wieder erkennen, d. h. eigenthümlich geſtaltende und geſtaltete Bewegungen. Wenn ſich in unſrem Leibe hier Knochen, dort Eingeweide, hier Nerven, dort Blut bilden, ſo ſind dies nur Folgen chemiſcher Verwandtſchaften und Verbindungen, im Grunde alſo Bewegungen der Stoffe zu und von einander.

Es wird Klarheit in die pſychologiſche Auffaſſung bringen,

wenn man die ſogenannten Geiſteskräfte nur als Bewegungsarten auffaßt, in die ſich die erregten Organe umſetzen. Die Bewegungen der Nervenmoleküle haben ſich zwar der Beobachtung, nicht aber der Berechnung entzogen, da man nach der Schwingungszahl der Aether- und Luftwellen Farben und Töne berechnet, und bereits die Geſchwindigkeit der Taſtgefühle in Fuß und Zoll ausdrücken kann, wobei man zugleich bemerkt hat, daß die Bewegungen der Nerven langſamer ſind als Vogelflug und Kugeleile.

Wir befinden uns auf einer ſich drehenden Erde und in einem ſich ſchwingenden Sonnenſyſtem, in einem fluthenden Meere von Sonnenſyſtemen und Milchſtraßen. Welche ungeheure Menge von Bewegungen und Kräften dabei ſich entwickeln müſſen, davon können wir nur eine dunkle Ahnung haben. Denn wir erkennen, daß Pflanzen, Thiere und Mineralien unter dem mitwirkenden Einfluſſe von Erd- und Weltallskräften ſich entwickeln. Es liegt nahe, die Anwendung auf unſer Nervenſyſtem zu machen, welches Tag und Nacht ſolchen äußeren Einflüſſen ausgeſetzt iſt, ſo daß es eigentlich eben ſo wenig zur Ruhe kommen kann wie Herzſchlag und Blutumlauf. Wir halten den Schlaf für eine Ruhepauſe, aber Träume beweiſen uns, daß geiſtige Kräfte noch thätig ſind; auch hören und fühlen wir im Schlafe, nehmen alſo wahr, wenn auch in verändertem Maße. Außerdem wirken im Stoffumſatz wieder andre Kräfte, ſo daß ſchon aus dem Gegenwirken oder Zuſammenwirken beider Bewegungsſtröme neue Bewegungen entſtehen müſſen, die ſich immer reicher geſtalten, je vielartiger die erregten Bewegungen werden und auf einander ſtoßen.

Jeder äußere Eindruck, mag er die Reizung (Erregung) eines Sinnes- oder Empfindungsnerven enthalten, bewirkt eine Bewegung der Nervenmoleküle, die um ſo weiter reicht, je heftiger der Eindruck wirkt. Dieſe erſte Bewegung theilt ſich zunächſt den Ganglienkugeln mit, welche ſich in verſchiedener Geſtalt, Zahl und Stellung in den einzelnen Organen vorfinden und jedenfalls irgend

eine Beſtimmung haben, alſo auch die Bewegung irgendwie abändern. Es kann kein Zufall ſein, daß dieſe Ganglienzellen in den Empfindungsnerven andre ſind als in den Bewegungsnerven und in dem ſympathiſchen Nerven, daß dieſe Ganglien durch Seitenfäden mit einander in Verbindung ſtehen u. ſ. w. Jedenfalls gewinnt die Bewegung unterwegs Hemmungen, oder Verſtärkungen oder Vereinigungen verſchiedener gleichartiger Bewegungen. Im Rückenmark kreuzen ſich die Nervenſtränge, ordnen ſich aber auch zur grauen und weißen Subſtanz, wodurch die Bewegung vielfach umgeſetzt wird.

Jede Kraft erregt zunächſt eine Spannung, in welche ein Molekül zum andern tritt. Je weiter ſich dieſe Spannung verbreitet, um ſo heftiger wird ſie, ſo daß ſie zu einer Löſung drängt, indem die Spannung auf andre Organe übertragen wird. Kommen alſo im Rückenmark die verſchiedenen Erregungen an, ſo ſchließen ſich gleichartige Bewegungen zu einer Geſammtbewegung an einander und ſteigern die Spannung derart, daß ſie muß ausgelöſt werden. Im Rückenmark kreuzen ſich nicht nur Empfindungs- und Bewegungsnerven, ſondern es grenzen auch ſtreckenweiſe einzelne Nervengruppen an einander, um ihre Spannungen fortpflanzen zu können. Dadurch wird es möglich, daß eine Empfindung zur Muskelbewegung wird (Inſtinct- und Reflexbewegung) und daß ein Affect nach und nach die Rückenmarksſäule hinab alle Bewegungsmuskeln erregt. Ebenſo erhalten Herz, Lunge, Kehlkopf u. ſ. w. vom Rückenmark aus ihre Nervenfäden, ſo daß Wille, Gedanke, Affect auf die Sprach-, Athmungs- und Blutumlaufsorgane wirken. Mithin erkennt man im Rückenmark bereits deutlich einen Umſatz der Kraft, indem Empfindung zur Muskelbewegung wird oder umgekehrt. Indem die erſte Bewegung auf andre Organe übertragen wird, muß der Inhalt der Bewegung ein andrer werden. Wir meinen nun ein beſondres Vermögen vor uns zu ſehen, und nennen die Gefühlsbewegung, wenn ſie auf Bewegungsorgane übergeht, Willen oder Affecte.

Im Gehirn ist der Austausch der Bewegungen ein sehr verschiedenartiger, weil diese von außen nach innen und umgekehrt kommen und gehen, zugleich aber unter sich ihre Kräfte austauschen und vielfach umsetzen, wie man nach den vielartig gestalteten Ganglienzellen und Rindeschichten muthmaßen muß, am Gesichts- und Gehörsnerven auch bereits nachgewiesen hat. Kommt also im Kleinhirn die Bewegung eines Eindrucks an, so findet sie die einzelnen Theile dieses Centralorganes bereits verschieden erregt, das Ganze in verschiedenem Zustande der Spannung. Ist diese gering, so dient die neu anlangende Bewegung nur dazu, die Spannung zu vermehren, indem sie auf andre Theile des Organs übergeht, also das Organ nicht verläßt. Wenn nun auf das Vorderhirn die Bewegung nicht übertragen, dieses nicht erregt wird, so entsteht dort keine Wahrnehmung. Giebt aber das Kleinhirn seine Bewegung ans Großhirn ab, indem es gleichzeitige oder gleichgeartete Bewegungen weiter leitet, so gelangt die Bewegung in ein ganglienzellenreiches Organ, wird also umgestaltet, erregt ganz neue Bewegungsarten, und wir nennen diese Kraft: Wahrnehmen, Denken, Verstand u. s. w.

Das Großhirn besteht aus verschiedenen Rinden, jede hat besonders gestaltete Hirnzellen, mithin muß die Bewegung, welche von der einen auf die andre übertragen wird, in besondrer Form erscheinen, die wir Urtheil, Schluß, Folgerung u. s. w. nennen. Je vielfacher die Bewegungen werden, um so mehr Geisteskräfte meinen wir kennen zu lernen und um so reicher werden die Gebilde dieser Kräfte, weil diese im Grunde eine Verschiedenartigkeit der Form sind, in denen uns der Stoff (Gedanke) erscheint.

Durch die Masse solcher Bewegungen, welche das Vorderhirn füllen, entsteht ein Druck der Spannungen, den wir nach langem Denken als Kopfschmerz empfinden, und welcher ausgelöst sein will. Diesen physischen Druck nach Lösung der Spannung empfinden wir als Willen, durch welchen wir die Bewegung der

Großhirnzellen ableiten. Die Bewegung fluthet nun zurück, die Vorstellungsbewegungen langen im Kleinhirn an, erzeugen dort eine rückfluthende Bewegung, welche wir Gemüth und Gemüthserregungen nennen. Es wurde aber das Kleinhirn erregt von äußeren Reizen, so entsteht eine vermehrte Spannung, verwandte Bewegungen vereinigen sich, was Psychologen verschmelzen und associiren nennen, und gehen nun auf Organe über, welche bisher ruhten. Diese Organe sind die Stämme der Bewegungsnerven, die ihre Erregung auf Muskeln übertragen und die Kraft nach außen als That, Sprechen, Laufen u. s. w. senden, wodurch das Gleichgewicht im Nervensystem hergestellt wird. Wir nennen dieses Ausscheiden der Bewegung aus den Nerven den freien Willen und machen daraus wieder ein besondres Vermögen.

Wir müssen uns die Geistesthätigkeit also denken als einen Kreislauf von Bewegungen, die wir irrthümlicher Weise Geistesvermögen nennen, weil sie besondre Wirkungen hervorbringen, in denen sie sich selbst fortsetzen. Das sinnliche Fühlen setzt sich um in Empfindung, dieses in Wahrnehmung und Gedanken, welche wieder Gemüthserregungen veranlassen, die sich in Bewegungen der Muskeln umsetzen und damit das Nervengebiet verlassen. Ueber Einzelnheiten sind wir zu wenig unterrichtet, um sie durch Experimente nachzuweisen. Nur in den Organen des Sehens und Hörens ist dies dem genialen Helmholtz gelungen, woraus man folgern darf, daß es bei den andern Nerven mit der Zeit auch gelingen wird.

Domrich („psychologische Zustände") entwickelt diese Urtheile nach anatomisch-physiologischen Gesetzen.

Um über dieselben ins Klare zu kommen, theile ich Domrich's Auffassung mit. Er sagt:

„Die Lebensthätigkeiten organischer Wesen sind an Organe gebunden, und nicht etwa besondre Kräfte; denn die Organe sind danach gestaltet. Dasselbe gilt von den Thätigkeiten der Seele,

welche sich mit dem Körper zugleich entwickeln und an bestimmte Organe gebunden sind. Verändern sich diese, so müssen auch die Wirkungen andre werden und andre Erscheinungen hervortreten. Da nun jene Organe in vielfacher Beziehung zu einander stehen, so beeinflussen sie sich gegenseitig, wie ja auch körperliche Organe auf einander umgestaltend einwirken. Nur unter gleichen Bedingungen können auch die Erscheinungen gleiche sein, da aber unser Körper in steter Stoffveränderung besteht, so werden wir auch geistig stets anders, wenn auch in unmerklicher Weise; aber früh z. B. empfinden und denken wir anders als Mittags u. s. w. Seele ist nur der Gesammtausdruck für eine Menge von Erscheinungen, die sich im Bewußtsein vorfinden. Empfindung und Bewegung, complicirte Vorgänge, gehen die vielfachsten Verbindungen auf allen Stufen des thierischen Lebens ein, werden Regulatoren der wichtigsten Lebensprozesse, verwandeln sich durch die Empfindungen verwandter Vorstellungen in Muskelbewegungen des freien Willens.

„Wahrnehmung als bewußte Empfindung einer Nervenerregung entsteht dadurch, daß diese Erregung ins Gehirn geleitet wird und dort auf andre Fasern und Fasersysteme übergeht. Die Wahrnehmung selbst hat verschiedene Grade der Deutlichkeit, je nachdem das periphere Nervensystem angeordnet ist, so daß es die Bewegung zum Gehirn erleichtert oder erschwert, verstärkt oder abschwächt; aber auch die Beschaffenheit des Gehirns trägt zur Kraft und Deutlichkeit bei. Empfindungen berichten nur die Zustände unsres Körpers, sind also subjectiv, verwandeln sich aber im Nu in Urtheile über die Außendinge. Aus der Verschiedenheit der Empfindungen schließen wir auf Verschiedenheit der Reize, aus dem Verhältniß des Empfindens auf das Verhältniß der erregenden Gegenstände. Wir tasten, um die Außenwelt kennen zu lernen, helfen mit dem Gesicht nach, lernen durch Bewegungen den Raum kennen, vergleichen verschiedene Reize, unterscheiden uns von der Außenwelt

und ſammeln nun objective Empfindungen, namentlich durch Hilfe der Sinnesorgane.

„Alle Empfindungen ſind ſinnlich, dagegen ſcheinen Auge und Ohr für Licht und Schall wegen der Endigung in Schlingen beſonders geeignet zu ſein. Sinnesempfindungen ſind bei Kindern unklar und nur Körperempfindungen; durch Uebung, Gewohnheit und Vergleichung der Sinneserfahrungen bilden wir ſie aus zu Vorſtellungen von den Dingen. Denn Vorſtellen iſt ein Lebensprozeß des thieriſchen Organismus, den deshalb auch die Thiere beſitzen, weshalb man mit Recht von ſinnlichen Vorſtellungen ſpricht. Ohne Sinneserregung entſteht nie eine Vorſtellung, fehlt ein wichtiger Sinn, ſo wird die Vorſtellung lückenhaft.

„Bei jeder lebhaften ſinnlichen Wahrnehmung entſteht eine ſinnliche Vorſtellung, da ein blaſſes Bild des Wahrgenommenen zurückbleibt im Gehirn als Empfindung der Erregung des Sinnesnerven. Die Veränderung, welche der erregte Sinnesnerv im Gehirn bewirkt, pflegt man Hirnbild zu nennen, und ſolche Bilder haften längere oder kürzere Zeit, dienen zugleich dem Gedächtniß als ſinnliche Unterlage. Empfindungsnerven und Sinnesnerven gehen mit ihren Endfaſern ins Gehirn, mit deſſen Faſern ſie in Verbindung treten, wodurch eben Hirnbilder möglich werden. Ruhen die Nerven lange, ſo verſchwinden daher auch die Hirnbilder. Erkrankte Nerven erzeugen daher falſche Vorſtellungen durch falſche Hirnbilder, und lebhafte Vorſtellungen gehen ohne Weiteres auf die Sinnesnerven über, worauf ſie als Sinneswahrnehmungen empfunden werden. Hirnbilder entſtehen alſo durch äußere Reize oder werden vom Willen als Gedächtniß wiederholt, indem das Vorſtellen nun die Empfindung hervorruft. Wir erinnern uns willkürlich oder unwillkürlich, wenn ein Hirnbild mit denen zugleich wieder hervortritt, mit denen es zugleich gebildet zu werden pflegte.

„Es iſt das Geſetz der Mitbewegung und der Reflexbewegung, Empfindungen und Vorſtellungen, die zu gleicher Zeit ins

Bewußtsein treten und als zusammengehöriges Ganzes sich darstellen, durch ihre Fasern in so enge Beziehung treten, daß bei Erregung einzelner Hirnbilder die ganze Gruppe erscheint, verwandte, gleichzeitige oder gleichartige Vorstellungen sich vereinigen zur Gesammtvorstellung, die sich dann nach und nach, indem sie solcher Vereinigungen mehr aufnimmt, zum Gedanken, zur allgemeinen Vorstellung oder Begriff erweitert. Der Mensch kann sich daher von der Sinnlichkeit nie ganz frei machen, welche sein Denken und noch mehr sein Gemüth beherrscht. Das klarste Vorstellen entsteht durch Anschauung, wozu wir alle Sinne brauchen. Selbst Töne werden uns versinnlicht durch die Empfindungen der thätigen körperlichen Organe, an denen wir die Tiefe und Höhe der Töne abmessen.

Vorstellungen sind in steter Bewegung begriffen wie ihre Organe, sie tauchen im Bewußtsein auf (Wissen) und sinken unter (Vergessen). Das Gedächtniß bewahrt sie auf, die Erinnerung ruft sie hervor; jenes ist ein Zustand und Beschaffenheit der Organe, diese eine Willenshandlung. So schnell die Blutkörperchen kreisen, ebenso schnell drängen und treiben sich die Vorstellungen, vereinigen und trennen sich, verdrängen einander und treten in neuer Form wieder hervor. Wie man vielfache Muskelbewegungen zu einer Gesammthandlung vereint, so werden aus vielen Vorstellungen durch Verschmelzung Vorstellungsgruppen und entsteht ein Vorstellungsverlauf, ein stetes Wechseln und Umgestalten der Einzelvorstellungen. Durch Uebung lernt man die Bildung der Vorstellungen beherrschen. Leicht vereinigen sich Vorstellungen des Gesichts und Gehörs, des Sehens und Tastens, Riechens und Schmeckens. Gleichzeitige verschiedenartige Sinneseindrücke, Gemüthserregungen, Krankheit, Kälte, Wille u. s. w. hemmen, verlangsamen und erschweren den Vorstellungsverlauf, dagegen beschleunigen ihn freudige Gemüthserregungen, gewisse Getränke und Narkotica, Fieber u. s. w., was sich physiologisch leicht erklären läßt. Alle diese Zustände wirken auf den Blutumlauf, dieser wieder auf

die Ernährung und Reizung der Hirntheile, mithin werden diese in einen Zustand der Schwäche oder der Kraft versetzt, bis nach Verlauf dieser besondern Einwirkung der gewohnte Zustand wieder eintritt. Wurde jener Blutreiz heftig, so entstehen in den Organen Mitwirkungen und Mitbewegungen, im entgegengesetzten Falle versagen die Organe den gewohnten Dienst.

Gedächtniß als Eigenschaft verschiedener Nervenprovinzen wird durch Uebung und Wiederholung erlangt, weil es auf Verbindung der Vorstellungen beruht und diese zu Mitempfindungen, Mitbewegungen u. s. w. bringt, indem sie dieselben so lange gemeinsam hervortreten läßt, bis sie ohne Weiteres gemeinsam erscheinen, wenn ein Theil erregt wird. Denn wenn eine Nervenfaser oder eine Gruppe stark erregt wird, so leitet sie dieses Uebermaß, welches ihr lästig wird, auf andre Fasern über; aber diese Ueberleitung geht gewohnte Bahnen, also auf die Fasern, welche keinen Widerstand entgegensetzen, da die Hemmungen der Nervenkörper bereits durch Wiederholung überwunden wurden.

Wir wissen noch wenig über die anatomische Verbindung und die chemische Thätigkeit der verschiedenen Nerven, aber bereits genug um vermuthen zu können, wohin weitere Untersuchungen führen müssen. Dasselbe gilt von den Muskeln, aus deren Thätigkeit wir auf den Willen schließen. Man unterscheidet zusammenziehbare Muskelfasern und erregende Bewegungsmuskeln selbst. Jene Fasern bestehen aus cylindrischen Strängen, deren Querstreifungen parallel laufen, theilen sich nicht in Aeste, und heißen animalische oder willkürliche Muskeln, wogegen die organischen oder unwillkürlichen Muskeln nicht parallel laufen, sondern ein vielfach verflochtenes Netz bilden, keine Querfasern besitzen und glatt oder platt cylindrisch gestaltet sind. Mithin schuf der Organismus zwei verschiedene Bewegungswerkzeuge, von denen jedes aber erst thätig wird, wenn es von einem Nerven erregt wird. Man beachtet diesen Unterschied zu wenig, am allerwenigsten ziehen ihn die denk-

forſchenden Seelenlehrer in Betracht. Dagegen nehmen Naturforſcher um ſo mehr Rückſicht darauf. Die vom Hirn und Rückenmark zu den animalen Muskeln gehenden Hirn-Rückenmarksfaſern ſind deutlich cylindriſch, breiter, weißer und glänzender als die organiſchen Muskeln. In der Haut veräſteln ſich die Bewegungsfaſern, was ſehr wichtig iſt. Denn wenn vom Hirn oder Rückenmark aus die ungetheilte Faſer erregt wird, ſo hat ſie vielfache Bahnen der Verbreitung in den Veräſtelungen, ſo daß eine mehr oder geringer große Menge von Muskelſchläuchen ſich zuſammenziehen, die Bewegung alſo eine verbreitete wird. Je nach durchgebildeter Uebung vermag man beliebige Bündel der Muskelſchläuche gemeinſam oder vereinzelt zu bewegen.

Die Nervenphyſik weiſt nach, daß jede Muskel- und Nervenbewegung die Wirkung eines elektriſchen Stromes iſt, der innerhalb des Nervenſtammes die iſolirten Nervenfäden nicht verläßt. Tag und Nacht wirkt dieſer Strom, wenn auch in verſchiedenem Grade, und beſondre Reize bewirken eine außergewöhnliche Verkürzung der Muskelfaſern. In den Centralorganen, wo weiße Faſern und röthliche Ganglienzellen ſich vereinigt vorfinden, hört die iſolirte Leitung der Stämme ganz oder theilweiſe auf, ſo daß die Centralorgane auf unmittelbar angebrachte Reize antworten.

Bewegungen oder Muskelverkürzungen entſtehen, wenn der Nerv durch einen äußeren Reiz erregt wird (Mit- und Reflexbewegung) oder durch einen inneren Antrieb, den man Willen nennt. Die gegenſeitige Anregung wird durch den Organismus auf beſondre Fälle beſchränkt, die wieder einen Wechſel im Hin- und Herſchwanken dulden, innerhalb deſſen der „freie Wille“ ſeinen Raum findet. Denn die phyſikaliſchen Verhältniſſe der Organiſation bedingen die Erregung, Leitung, Iſolirung und leichtere oder ſchwerere Uebertragung des Nervenſtromes. Möglicherweiſe können die Nervenzellen als Erregungsmittelpunkte den Muskel dann zur Zuſammenziehung veranlaſſen, wenn die von ihnen ausgehende

und den Leitungsfäden der Nerven mitgetheilte Erregung ein gewissen Grad erreicht hat, wofür sich mancherlei Gründe anführen lassen. Bewährte Physiologen finden z. B. das Zittern der Glieder in der Erweichung und im Zerfall der Hirnrinde. Erregungsmittelpunkte sind jedenfalls die Ganglienzellen; fehlen sie in den Nervenfasern, so wird eine Weiterleitung unmöglich.

Jede Bewegung entsteht durch einen elektrischen Nervenstrom. Bis jetzt kann man aber nicht erklären, wie der Willensantrieb mit Hilfe der Vorstellungen und gedachter Bewegungen wirkliche Bewegungen ausführen kann. Man muß also annehmen, daß die Empfindungen, wenn sie zu Vorstellungen wurden, eine elektrische Spannung in den Hirnorganen bewirken, welche nun wie ein äußerer Reiz auf die Bewegungsnerven wirkt, d. h. den Bewegungsstrom auf dieselben überträgt nach einer entgegengesetzten Richtung, d. h. nach außen. Grad und Stärke dieses Stromes hängt also von der Art und Beschaffenheit der Vorstellungen ab. Der Wille enthält ein Urtheil über Ursache und Grund eines Befindens und weiß aus Erfahrung, wie dem abzuhelfen ist, daher kann man sagen, er ist der gewußte Zweck einer Bewegung, deren Erfolg er bereits erkannt hat. Die Natur hat durch die Lagerung der Nervenfasern dafür gesorgt, daß wir unwillkürliche und willkürliche Bewegungen ausführen können, jene durch das Rückenmark, diese durch Organe im Gehirn (medulla oblongata, cerebellum, pons, corpora quadrigemina). Jedes Wollen wird erregt von Vorstellungen über Empfindungen und wirkt durch Vorstellungsbewegungen auf die Bewegungsnerven. Leiter dieses Bewegungstriebes sind das verlängerte Mark und die Vierhügelgruppe, in denen das Großhirn als Vorstellungsorgan seine Erregung auf Bewegungsnerven überträgt, wie anatomisch und durch Versuche bereits nachgewiesen ist. So sehr man sich auch von gewisser Seite gegen eine solche materialistische Ansicht zu wehren sucht, so muß man doch den Physiologen mehr Glauben schenken, weil sie ihre Behaup-

tungen auf Verſuchserfahrungen (Experimente) ſtützen und gar viele ſcheinbar wunderbare Erſcheinungen als unausbleibliche Wirkungen vorhergegangener Thatſachen erklären.

Verfolgen wir dieſen Grundgedanken weiter in ſeiner Anwendung auf das Denken!

Vorſtellungen vergeſellſchaften ſich um ſo leichter und feſter, je öfter ſie gemeinſchaftlich erſcheinen; man kann ſie dann anders gruppiren, nur der einen oder andern die Aufmerkſamkeit zuwenden, und ſich doch der ganzen Reihe erinnern. Man kann ſogar mechaniſch ſolche Reihen bilden, welche auf Anregung des Willens vor dem Bewußtſein abrollen. Dann erſcheint aber die Reihenfolge ſo gediegen, daß man von vorn anfangen muß, wenn man beim Aufſagen ſtecken bleibt. Bekanntlich unterſtützen die Sinne, beſonders das Geſicht, das Gedächtniß, denn man behält Geſchriebenes leichter als Gehörtes. Doch kann man ſich nur ſinnliche Dinge vorſtellen, nicht Begriffe, und jede Vorſtellung iſt im Grunde eine Erinnerung. Daher erweckt jede Vorſtellung zugleich eine Empfindung, durch deren Mitwirkung ſie zum Gefühl zurückkehren und zur That werden kann.

Weil wir Gedächtniß beſitzen, ſo werden Träume, Phantaſiebilder, Fieberphantaſien möglich. Sinnliche Erinnerungen bewirken wir durch den Willen, kleiden aber auch Vorſtellungen in ſinnliche Form ein und erhalten dann Thätigkeiten, die man reproductive und productive Phantaſie nennt. Dieſe Fähigkeit hängt dem Grade nach von der Organiſation, aber auch von Uebung ab. Es giebt Talente und Genies der Phantaſie und der Erinnerungskraft. Bei Delirien und Sinnestäuſchungen werden die Phantaſiebilder wirr und unwahr, weil Nervengebiete erkrankt ſind.

„Der hörende Menſch denkt in Klangzeichen, in Gehörsanſchauungen, der ſehende in Schriftzeichen (Lautbildern), und wenn man ſprechen lernt, ahmt man durch Kehlkopfsbewegungen gehörte Laute nach, erzeugt alſo Töne durch Muskelbewegungen. Denken

wir in gehörten Sprachlauten, so bewegen wir bei lebhaftem Denken Lippen und wohl Hände und Arme; Kinder und Ungebildete bewegen beim ſtillen Leſen die Lippen; Geübte leſen und denken leiſe, Kinder denken laut, ebenſo Berauſchte und Aufgeregte. Stirbt das Gehör ab, ſo wird nach und nach die Sprache undeutlicher und an Ausdrücken ärmer. Hierauf beruht das Weſen der Erinnerung. Wir beſinnen uns auf eine Melodie nach und nach, wenn wir ſie uns leiſe und ſtückweiſe vorſingen. Wir erinnern uns eines gehörten Namens, wenn wir uns der Umſtände erinnern, unter denen wir ihn hörten, oder ähnliche Laute ausſprechen, wobei uns dann der geſuchte einfällt. Leichter behalten wir, was wir uns leiſe vorſagen. Bei geleſenen Namen ſuchen wir uns auf die Schriftzüge zu beſinnen; ſehen und hören wir den Namen, ſo verbinden wir beiderlei Nachforſchungsmethoden."

In dem phantaſtiſchen Vorſtellen reproduciren wir nicht etwa frühere Sinneseindrücke, ſondern geſtalten ſie um und verbinden ſie verſchiedenartig. Dieſe Schöpfungen beſtehen alſo aus umarbeitetem altem Material, und jeder Sinn ſchafft ſich eigenthümliche Formen und Geſtalten. Denn die Phantaſie zeichnet ſich durch große Lebhaftigkeit des ſinnlichen Vorſtellens aus und ihre Erregungen gehen daher leicht in die Sinnesorgane über. Vorſtellungen ſind organiſche Gebilde der Hirnzellen, deren Erregungen auf andre Nervengruppen überſtrömen, Empfindungen oder Bewegungen veranlaſſen und dieſe je nach Beſchaffenheit dieſer Organe anregen oder deren Thätigkeit verſtärken. Doch nimmt die Bewegung ab, je mehr die Empfindung und Vorſtellung vorwalten. „Wir ſehen, ſagt Virchow, am Nervenapparat Ganglienkugeln und Nervenfaſern (Erregungscentren und Leitungsfäden), durch welche mannigfach Erregung, Leitung, Uebertragung, Iſolirung, Hemmung, Verſtärkung u. ſ. w. entſtehen, deren Verbindungen bis ins Unüberſehbare gehen können."

„Das Denken beruht immer in Urtheilen, durch ſie wird das

Verhältniß mehrerer Vorstellungen zu einander bestimmt. Letztere sind meist sehr allgemeine, begriffliche Vorstellungen (abstractes Denken). Je klarer bewußt und unterschieden in uns die Theile des Urtheils sich ausbilden, um so klarer denken wir. In der subjectiven Verbindung bewußt unterschiedener Vorstellungen entsteht der Gedanke, der selbst die Vorstellung von dem Verhältniß der verbundenen Vorstellungen zu einander enthält. Dieses ruhige, abstracte Denken wirkt wenig auf Empfindung und Bewegung. In gewisser Weise kann der Mensch auch in sinnlichen concreten Vorstellungen denken; diese aber vermitteln leicht eine große Menge körperlicher Reflexe, welche ihrerseits wieder das Vorstellen und Gemeingefühl alteriren und dadurch gemüthlich erregen und psychische Zustände erzeugen, welche von dem ruhigen Verhalten unsres Körpers und Gemüths beim eigentlichen Denken so abstechen, daß man ihnen andre Namen gegeben hat." (Domrich.)

Die ganze Natur besteht durch einen Kreislauf der Bewegungen, weshalb denn auch Denken und Empfinden, die von außen her angeregt werden, diese Bewegung wieder nach außen, d. h. auf Bewegungsorgane leiten, wodurch wieder Mitbewegungen, Mitempfindungen, Nebengedanken entstehen. Die Bewegungen erwecken durch die veränderte Lage des Körpers neue Empfindungen und Vorstellungen oder umgekehrt, so daß ein reicher Verlauf solcher Wechselwirkungen eintritt.

Aus dem angeführten Grunde veranlassen Empfindungen und Vorstellungen mancherlei unwillkürliche Handlungen (Instinct, Nachahmung, Affecte, Triebe, Begierden, Leidenschaften), selbst unbehagliche Störungen des ruhigen Denkens, veranlassen Reflexbewegungen (Stirnrunzeln, Einziehen der Lippen, Verkleinerung des Auges u. s. w.) Man meint daher unter dem Denken ohne Worte, da es schnell und dunkel ist, Tact oder Gefühl. Tiefe Denker zeigen wenig Sinnlichkeit, Dichter dagegen eine leicht erregbare; mäßiges Denken befördert die Gesundheit, anhaltendes schwächt sie

wegen der Ueberreizung. Lebhafte Vorſtellungen erzeugen lebhafte Empfindungen, namentlich wenn ſie ſich auf geſchlechtliche Verhältniſſe beziehen, weil die Faſern des ſympathiſchen Nerven bis ins Gehirn ſich verbreiten und Empfindungsnerven mit Bewegungsnerven im Kleinhirn in Berührung treten.

„Die Lebensthätigkeiten der Geſchlechtsorgane ſind für das leibliche und geiſtige Sein des Menſchen von der umfaſſendſten Bedeutung. Sie vermitteln beſondre Seelenzuſtände, erfahren durch dieſelben die verſchiedenſten Reflexe und üben dieſe wieder in ausgedehnter Weiſe aus. Die Entwickelung derſelben beginnt nach dem zweiten Zahnen, nimmt langſam zu, worauf äußere Verhältniſſe, Erziehung, Klima, Lebensweiſe u. ſ. w. einwirken, wird lebhaft zur Zeit der Pubertät, hält ſich dann auf einer gewiſſen Höhe und nimmt dann allmälich ab. Aehnlich entwickeln ſich dabei die Empfindungen; anfangs ſind dieſe dunkel, dann werden ſie ſtärkere Erregungen, wodurch die Phantaſie geſteigert wird, es entſtehen unnennbare Gefühle und gegenſtandloſe Empfindungen, romantiſche Stimmungen, Träumerei, endlich Weltſchmerz. Gewaltig wirken dabei ein Erziehung, Lecture und Umgang. Durch geſteigerten Blutzufluß nimmt das Wachsthum der Organe zu, aber das Hirn wird überſpannt, geſchwächt, abgetödtet. Es entwickeln ſich Verſtimmung, Reizbarkeit, und die Vorſtellungen wirken immer erregender auf die Körperorgane. Studium, Enthaltſamkeit, vieles Sitzen bringt namentlich Theologen, Mönche und Nonnen in Gefahr, geſchlechtlicher Sinnlichkeit zu verfallen. Bei der Abhängigkeit des Gemeingefühls von dem körperlichen, bei dem Wechſel der Stimmungen und bei der Zurückführung aller religiöſen Gefühle auf das der Liebe iſt es wohl möglich, daß die körperlichen Regungen, als welche ſich die Liebe in ihrem Ausgangspunkte und letzten Grunde kundgiebt, Befriedigung erhalten. Mönche und Nonnen bekommen oft Hallucinationen in Folge ihrer ſtrengen Lebensweiſe."

Thatſache iſt es ferner, daß ſich die Phantaſie an der Er-

zeugung, aber auch an der Heilung wirklicher Krankheiten betheiligt. Wer ſich vor einer Krankheit fürchtet, bekommt ſie wirklich; achten wir ſorglich auf Anzeichen einer Krankheit, ſo bemerken wir ſie, auch wenn wir ſie nicht haben, weil durch Angſt die Capillargefäße verengt werden, alſo die Blutzufuhr abnimmt. Umgekehrt heilt man kleine Fehler durch den Glauben, daß ein angerathenes Mittel helfen wird. Selbſt im Schlafe können wir bei lebhaftem Traume lachen, zittern, ſchwitzen u. ſ. w.

Auf dieſe Weiſe entwickelt ſich der Kreislauf der Vorſtellungen, Gefühle und Handlungen.

---

6. Die Entwickelungsgeſetze des Denkens im Allgemeinen.

Vorſtellungen und Gefühle ſind natürliche Gebilde der Hirnthätigkeit, alſo organiſche Entwickelungen, welche den Geſetzen ihres Organes gemäß ſich geſtalten. Mit unfaßbarer Schnelligkeit entſtehen ſie und entwickeln ſich zu unabſehbaren Gedankenreihen. Kinder entwickeln von einem gewiſſen Alter an, wenn Gehirn und Sinnesorgane eine gewiſſe Kraft erlangt haben, ihre Gedanken ganz richtig, Erwachſene können lange reden, ohne vorher nachgedacht zu haben, was ſie ſagen wollen, Schriftſtellern fließen Gedanken zuweilen in ſolcher Ueberfülle zu, daß ſie ſich nicht retten können. Mithin muß die Entwickelung der Vorſtellungen eine organiſche Thätigkeit ſein, welche von ſelbſt erfolgt, wenn das Organ dazu angeregt wird. Ja wir denken fortwährend, ohne es zu merken, weil jeder Sinnesreiz Wahrnehmungen erzeugt.

Wie geht es nun zu, daß man lernt, Erfahrungen ſammelt und erkennt, was Wahrheit oder Irrthum iſt? Inwieweit beſitzen wir die Macht, nach Belieben und Wunſch den Gedanken Richtung und Inhalt vorzuſchreiben? Jede Vorſtellung bedarf zu ihrem Entſtehen eines Organes, einer Hirnzelle. Im täglichen Leben werden

viele Zellen gleichzeitig erregt, erſcheinen alſo gemeinſchaftlich, bis ſie aus Gewohnheit durch Reflexe alle thätig werden, wenn eine einzelne erregt wird durch ein Wort u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe wird es erklärlich, daß man im gewöhnlichen Verkehr und über bekannte Dinge ſchnell ſpricht, über unbekannte erſt nachdenken muß, wodurch man neue Vorſtellungsbahnen und Vorſtellungskreiſe vorbereitet.

Wenn wir nun lernen, ſo empfinden wir gehörte oder geſehene Worte, die natürlich die betreffenden Hirnzellen erregen, die nun in dem Kopf des Hörers in denſelben Zuſtand gerathen, wie in dem des Sprechers, den man dann verſteht. Wiederholt man dieſes Verfahren bis zur Sicherheit der Reflexe (Gedächtniß), ſo können wir ſelbſtändig die eingeübten Vorſtellungen wiederholen und haben gelernt. Iſt unſer Gehirn anderweitig beſchäftigt, ſo fehlt uns die Empfänglichkeit, wir haben kein Intereſſe, ſind unaufmerkſam und zerſtreut, faſſen nur Einzelnes und vergeſſen es, weil es nicht organiſch in die ganze Gedankenmaſſe eingereiht wurde, nicht mit ihr verwuchs.

Sind uns die vorgemachten Gedankenentwickelungen ſchon bekannt, weil wir ähnliche oder verwandte bereits einübten, ſo faſſen und behalten wir leicht; ſind ſie uns aber ganz neu, ſo können wir ſie nicht begreifen. Dann pflegen wir ſie uns in Theile zu zerlegen, über dieſe nachzudenken, um unſre Gedankenentwickelung durch Nachahmung und Verſuche dieſelben Bahnen zu leiten, was wir begreifen, verſtehen, ſtudiren nennen, und machen ſie Theil für Theil uns geläufig. Liegen Inhalt und Form der neuen Vorſtellungen ſo jenſeits unſrer gewohnten Gedankenentwickelung, daß wir keine Organe finden, um die neuen Gedanken aufzunehmen, ſo bleiben uns dieſe unverſtändlich und unfaßbar, wir begreifen und lernen nichts. Dies kann ſeinen Grund in dem Mangel an Hirnzellen oder in Schwäche haben, weshalb der Dumme für ſeine Dummheit ſelten verantwortlich iſt. Bekanntlich

regen ſich gewiſſe Muskelgruppen gegenſeitig zu Mitbewegungen an, wodurch Nachahmung möglich wird, und Aehnliches darf man bei den Hirnzellen vermuthen, weshalb wir neue Gedanken leichter begreifen, wenn uns einige bekannt ſind. Daher beginnen verſtändige Lehrer mit Bekanntem, knüpfen Neues ſtets an Bekanntes an.

Wollen wir ſelbſtändig Gedanken entwickeln, ſo müſſen wir doch ein Ziel haben, wohin wir die Gedankenbewegung richten. Wir wollen wiſſen, ob etwas ſo oder ſo iſt, nehmen alſo das Ergebniß voraus und ſuchen nun denkrichtig zu ihm zu gelangen. Wir verbinden alſo bekannte Gedanken mit einem neuen, vergleichen dieſelben und ſuchen zu finden, was ſie gemeinſam haben. Auf dieſe Weiſe nähern wir uns dem Ziele Zelle für Zelle, indem wir Folgerungen aus Folgerungen ableiten. Entſpricht dieſe Fortbewegung des Urgedankens durch die Kette der Schlüſſe den Denkgeſetzen, die wir für richtig halten, und ſtimmen andre Erfahrungen mit dem Endergebniß überein, ſo ſind wir überzeugt, das Wahre gefunden zu haben. Wo nicht, ſo wiederholen wir dieſe Verſuche ſo lange, bis uns das Schlußergebniß befriedigt, oder geben die Sache auf.

Hierbei darf man nicht außer Acht laſſen, daß wir im Ganzen wenig Neues ſchaffen, da wir uns entweder an Bekanntes anlehnen, Vorhandenes umgeſtalten oder es nach einer Seite hin durch fortgeſetzte Folgerungen weiter entwickeln. Die Geſchichte jeder Kunſt und Wiſſenſchaft lehrt, wie wenig ſelbſt große Geiſter Neues ſchufen. Weil aber jede Wiſſenſchaft ſich trotz der zahlreichen Arbeiter und der Jahrtauſende der Arbeit denkrichtig entwickelt, ſo muß das Denkgeſetz dem Gehirn angeboren ſein. Jede Wiſſenſchaft geht im Großen denſelben Weg, wie ihn der einzelne Menſch wandelt. Er findet einen Gedanken vor — einen eigenen oder fremden —, ſucht ſich deſſen Inhalt und Anwendung klar zu machen, urtheilt und folgert, prüft an Erfahrungen und Thatſachen

das Ergebniß ſeines Denkens und gelangt zu einem inhaltsreicheren, umfaſſenderen, tiefergreifenden Endurtheil (Princip). Dieſes macht er oder ein Anderer zum Ausgangspunkt neuer Forſchungen, vergleicht es mit früheren Grundgedanken, unterſucht die befolgte Prüfungsart, und berichtigt, erweitert, beſchränkt den vorgefundenen Grundgedanken, um an deſſen Stelle die letzte Schlußfolgerung zu ſetzen. Denkforſcher entwickeln auf dieſe Weiſe den Gedankeninhalt der Wiſſenſchaften, indem ſie die Grundgedanken aufſuchen, Weſentliches von Unweſentlichem trennen, und den denkrichtigen Zuſammenhang der Hauptgedanken nachweiſen.

Wenn wir alſo ſelbſtändig denken, ſo benutzen wir Worte und ganze Sätze, benutzen die eingeübte Denkweiſe, laſſen Erinnerungen und Erfahrungen einfließen, gehen alſo ſtets auf geebneter, gangbarer Straße, ſo daß endlich nur das Endergebniß etwas Neues bietet. Selbſt jedes eigene Urtheil iſt das Ergebniß früheren Nachdenkens. Mithin kann man ſich nicht wundern, wenn Zeitgenoſſen im Denken übereinſtimmen, wenn ſie auch verſchiedene Sprachen reden.

Was nun die Erfahrungen anlangt, durch deren Hilfe wir zur Wahrheit — zum Abſchluß unſres Denkens — kommen, ſo verwandeln wir ſie und ihre Thatſachen in Gedanken und Urtheile. Erfahrungen ſind fertige Urtheile, die wir uns aus Erlebniſſen bildeten. Wir vergleichen ſie unter einander, prüfen ſie, wenden ſie auf andre Vorkommniſſe an, erhalten alſo ſtets nur Urtheile. Dieſe fügen wir als verwandte oder ergänzende in die zu bildenden ein, um in den ganzen Entwickelungsgang Uebereinſtimmung zu bringen, und wenn uns dies gelingt, ſo meinen wir mit der Außenwelt in Uebereinſtimmung zu ſein und halten unſer abſchließendes Urtheil für wahr. Weil aber jeder Menſch einſeitig urtheilt, nur einen engen Kreis von Erfahrungen gemacht hat, das Wiſſen täglich zunimmt, ſo ſteckt in jeder Wahrheit ein Irrthum, eine Einſeitigkeit, kann es für uns Menſchen keine vollkommene,

fertige, unverbesserbare Wahrheit geben. Lebte Hegel heute, so würde er vielleicht eine andre Denkwissenschaft aufstellen.

Da dem Menschen das Denken als organische Thätigkeit angeboren ist, so zwingt ihn seine Natur, alle Erfahrungen und Erscheinungen um sich her in Urtheile zu fassen, und sich dahin auszubilden, daß er mit Sicherheit, Richtigkeit und Schnelligkeit über Vorkommendes Urtheile bildet. Wir nennen diese Fähigkeit Bildung, wozu Unterricht und Bücherlesen verhelfen. Wenn der Naturforscher viele Jahre lang hinter Mikroskop oder Retorte sitzt und die Natur beobachtet, Erscheinungen und Versuche beobachtet, so gewinnt er doch nur Urtheile, indem er Grund und Folgen aufsucht und daraus Urtheile bildet, welche er Naturgesetze nennt. Besitzt er in solchen Urtheilsbildungen wenig Sicherheit und Klarheit, so kann er trotz aller Beobachtungen auf lauter Fehlschlüsse gerathen. An zahlreichen Beispielen hierzu fehlt es nicht; man denke nur an Oken's Naturphilosophie, Neptunismus und Vulcanismus, Darwinismus u. dgl. Die Denkwissenschaft hat also vollkommen Recht, wenn sie solche angebliche Naturgesetze erst in Betreff ihrer Denkrichtigkeit prüft, wobei denn z. B. Gall's Schädellehre übel wegkommt.

Daraus ergiebt sich die Frage, wie der Mensch zu falschen Urtheilen und Irrthum kommen kann. Man kann nur dann richtig urtheilen, muß man antworten, wenn man den Gegenstand allseitig kennt, alle seine Merkmale und Eigenthümlichkeiten erkannt hat. Da dies bei dem einzelnen Menschen selten der Fall ist, so urtheilt er einseitig, indem er einzelne Urtheile für allgemeine hält. Er faßt im Urtheil nicht alle Einzelheiten zusammen, sondern eine mehr oder minder große Anzahl. Der Mechanismus des Geistes ist aber gewohnt, aus einem Vorrath von Einzelurtheilen ein Gesammturtheil zu bilden, irrt also in den meisten Fällen. Es kann aber auch sein, daß man gewohnt ist, Urtheile durch eine einseitige Weiterleitung der Urtheilszellen auf Schlußzellen zu bil-

den, d. h. Fehlschlüsse zu machen. Kinder haben einen engen Erfahrungskreis, bilden innerhalb desselben Endurtheile als Ansichten und Meinungen. Wiederholen sie diese Leitungen oft, so wird es Gewohnheit, und sie fahren dann fort, als Jünglinge voreilig und einseitig abzuurtheilen, aus Thatsachen falsche Folgerungen zu ziehen, weil die Urtheilsleitung Seitenbahnen geht, Ungehöriges auf einander bezieht, verbindet und daraus folgert. Mangelhafter Unterricht und schwache Entwickelung des Denkens verwöhnen den Geist ebenso wie ungeschickter Gebrauch der Glieder, welcher linkisch und tölpisch macht. Wer sich angewöhnt zu sagen, zwei und drei macht sieben, wird stets falsch rechnen. Verfahren Elementar- und Religionslehrer auch so, indem sie stets ganz Verschiedenartiges zu einer Urtheilskette verbinden lassen, so wird die Denkthätigkeit entarten, es entstehen Verkrümmungen des Denkens, wie sich Rückgrat, Füße und Hände verkrümmen.

7. Empfindungen und Wahrnehmungen.

Auf unser Gehirn wirken Empfindungs- und Sinnesnerven insofern ein, als sie ihre Molecularbewegungen bis zum Kleinhirn fortpflanzen und dessen Zustand abändern. Diese Umstimmung nennen wir Gefühl; stimmt sie mit dem vorhandenen Zustand überein, so haben wir ein angenehmes Gefühl, widerstrebt aber die Veränderung dem allgemeinen Körperzustande, so wird das Gefühl unangenehm, wir fühlen uns also gut gestimmt oder verstimmt. Je nach der Art der Zuleitung wechseln auch unsre Stimmungen. Aber das Kleinhirn kann diese Spannungen nicht ertragen, sondern leitet sie weiter aufs Großhirn, wo sie uns als Empfindungen zum Bewußtsein kommen, oder auf Bewegungsnerven, von denen sie wieder nach außen geleitet werden und zugleich als Bewegungsvorstellungen ins Großhirn zurückkehren

um als Bewegungsmotive wieder auf die Bewegungsorgane mittels des Gemüths überzugehen.

Das Gefühl meldet nur einen vorhandenen Zustand des Kleinhirns, wogegen die Bewegung der Nervenfasern, wenn sie nach dem Großhirn geleitet wird, als bestimmte Empfindung uns zum Bewußtsein kommt. Das Großhirn enthält die Gedächtniß- und Vorstellungsorgane. Langt nun eine Gefühlserregung wiederholt an, so erkennen wir aus Erfahrung und Unterscheiden nach und nach den Inhalt oder vielmehr die Veranlassung der Gefühlszustände als Großhirnzustände. Wir unterscheiden Kälte, Wärme, Druck, Licht u. s. w., übersetzen uns die vieldeutigen Gefühle in ihre einzelne Veranlassung und bezeichnen sie nach ihrem allgemeinen Inhalte.

Die Empfindung bleibt etwas rein Persönliches, weshalb verschiedene Personen bei derselben Erregung Verschiedenes empfinden können. Wiederholte Empfindungen müssen abstumpfen, so daß sie zuletzt kaum noch bemerkt werden, weil sie bereits etwas Gewöhnliches, mechanisch Erzeugtes sind. Aber es kann auch eine Empfindung die andre übertäuben, als heftigere dieselbe aus dem Bewußtsein verdrängen. Wenn Jemand an Zahnweh leidet und dazu noch einen heftigen Aerger hat, so werden ihn die Vorstellungen des Aergers so erfüllen, daß er das Zahnweh nicht bemerkt. Schmerzt eine Wunde und man hört dabei eine angenehme Nachricht, so vergißt man den Schmerz, weil die Freude andre lebhaftere Vorstellungen anregt, oder es kann auch ein heftiger Schmerz empfindungslos machen gegen Freude, schöne Musik, angenehme Unterhaltung.

In der Empfindung verwandelt sich die sinnliche Nervenerregung in den Inhalt der persönlichen Theilnahme, jene wird zum Inhalt unsres Wissens, welches eben von dem innern Zustande weiß, indem sich das Ich von der Außenwelt unterscheidet und scheidet. Indem wir uns der Außenwelt als Person entgegen-

ſtellen, lernen wir durch Erfahrung erkennen, daß die Empfindungen in uns durch äußere Einflüſſe erzeugt werden, und wir betrachten ſie nun als Eigenſchaften und Merkmale der Dinge, wodurch ſie zu Wahrnehmungen werden, welche wir nach und nach zu Begriffen auszubilden vermögen. Wir müſſen ſelbſt den niedrigſtorganiſirten Thieren Empfindungen zugeſtehen, da ſie ſich der Gefahr, dem Druck, der Hemmung zu entziehen ſuchen, indem ſolche Eindrücke Reflexe erzeugen, um ſich fortzubewegen oder auszuweichen. Dagegen können Wahrnehmungen ſich jedenfalls nur dann bilden, wenn Sinnesorgane vorhanden ſind, denn erſt mit deren Hilfe bemerken wir die Gegenſtände und ihre Eigenſchaften, weil in der Wahrnehmung der Rückſchluß auf die veranlaſſende Urſache, alſo ein inſtinctives Urtheil liegt, wie es ſich als organiſche Thätigkeit im Gehirn entwickelt, obſchon wir von dem Wie gar nichts wiſſen.

Jedes Gefühl tritt ohne Weiteres aus ſeinem geheimnißvollen Dunkel in das Dämmerlicht der Empfindung über, die man als eine Reaction des Ich gegen die Außenwelt auffaſſen kann. Der Organismus als Lebendiges befindet ſich ſtets in einem gewiſſen Zuſtande des Daſeins, jeder äußere Eindruck muß dieſen Zuſtand ſtören und umändern, und das Gewahrwerden dieſer Abänderungen nennen wir Empfindungen. Neugeborene Kinder zeigten ſchon vor der Geburt Empfindungen; auch in den erſten Wochen leben ſie nur in Empfindungen; Wahrnehmungen bilden ſich erſt ſpäter, wenn die Empfindungen ſich wiederholen und die Gegenſtände vor die Sinne treten, von denen die Empfindungserregung ausging. Wir behalten dies im Gedächtniß, und da mit dem Gegenſtande zugleich die Wirkung eintritt, ſo folgern wir inſtinctiv, daß der Gegenſtand die Wirkung der Urſache iſt. Dieſelbe Empfindung ſetzt dieſelbe Art der Veranlaſſung voraus, wenn dieſe alſo unſern Gehirnzuſtand, unſer Selbſt, umändert, obſchon in uns nichts vorgegangen iſt, ſo müſſen wir nothwendig die Wirkung zurückleitend

auf die Außenwelt zurückführen und in deren Erscheinungen die Ursache der Empfindungen suchen. Dann wird die Ursache, wie bereits gesagt wurde, zur Eigenschaft der Dinge, denen wir nun unsre Aufmerksamkeit zuwenden, unser Selbst vergessen, um die Dinge wahrzunehmen, um uns über deren Eigenschaften zu unterrichten. Die Empfindung leitet die Bewegung weiter auf die verallgemeinernden Vorstellungsorgane und wird dort zur Wahrnehmung.

Wir meinen zwar, ohne Empfindung wahrzunehmen, aber dies ist nicht denkbar, nur geht der ganze Vorgang in Folge täglicher Gewohnheit so schnell vor sich, daß wir die Zwischenstationen nicht bemerken, sondern sie nur theoretisch erkennen. Wenn wir etwas hören oder sehen, so werden die betreffenden Sinnesorgane erregt, es erscheinen diese Molecularbewegungen als Gefühle, welche uns aufmerksam auf die Veranlassung machen. Aufmerksamkeit ist die Geneigtheit, sich den Sinneseindrücken hinzugeben, sie wurzelt im Gefühl der Lust, zu welchem bei weiterer Entwickelung die Gemüthserregung des Interesses tritt, die sich bis zum entschiedenen Willen verstärken kann. Jenes Gefühl, in welches sich die materiellen Luft- und Aetherwellen umsetzen, wird in der Empfindung klarer, da man sie als Ton, Farbe, Gestalt erkennt, denn mit den Empfindungen beginnt das Gedächtniß, die Aufmerksamkeit steigert sich, da man sich abwehrend oder zugeneigt verhält, und nun erkennt man mit Hilfe der Aufmerksamkeit die Ursache der Empfindung, welche dadurch zur Wahrnehmung sich gestaltet, worauf aus verschiedenen Wahrnehmungen sich Vorstellungen entwickeln als Vereinigung gleichzeitiger Wahrnehmungen.

Im Kleinhirn laufen die Empfindungs- auch Sinnesnerven zusammen, um von dort aus die Bewegung der Moleküle weiter nach dem Großhirn oder unmittelbar bei heftiger Erregung auf das verlängerte Mark und Rückenmark zu übertragen. Im Großhirn erscheinen diese Bewegungen als Willensäußerungen. Aber

gewöhnlich findet die ankommende Erregung bereits einen bestimmten Nervenzuſtand vor, für welchen die anlangende Umänderung des allgemeinen Nervenzuſtandes angemeſſen oder ſtörend iſt, ſo daß nun ein Kampf der Nervenerregungen entſteht, welchen wir als Ueberlegung, Zweifeln, Beſchlußfaſſung u. ſ. w. wahrnehmen. Die Reaction des Großhirns gegen die Erregungen des Kleinhirns nennen wir Willen, genauer ausgedrückt, müßte es Begehrung heißen, woraus die Pſychologen ein beſondres Vermögen gemacht haben, für welches die Phrenologen bis heute — natürlich vergeblich — nach einem beſondren Organe geſucht haben, da ja der vermeintliche Wille nur die Wirkung und Reaction vorhergegangener Erregungen iſt. Entweder behagt die Erregung (Bewegung), welche vom Kleinhirn ins Großhirn übergeht, dem Zuſtand deſſelben oder behagt ihm nicht. Behagt ſie demſelben, ſo verſtärkt ſie den vorgefundenen Zuſtand, weiſt alſo mit vermehrter Kraft alle andern Erregungen zurück, welche den beſtehenden Zuſtand verändern könnten. Behagt die Bewegung nicht, ſo ſucht der Organismus dieſelbe zurückzuweiſen. Da aber dieſe Reaction im Bereich der Vorſtellungen erfolgt, ſo wirken die Urtheilszellen mit, indem ſie den Grund der Erſcheinungen aufſuchen und ſie beſeitigen. Man kann ſich den Vorgang ſo denken, daß die Erregung poſitiv einwirkt, der Zuſtand des Großhirns ſich negativ verhält, die ganze Bewegung wird endlich zurückgewieſen, kommt als Gemüthserregung im Kleinhirn an und geht endlich explosiv auf die Bewegungsmuskeln über. Dieſe Auslöſung einer Gefühls- und Vorſtellungsbewegung nennen wir Willen, woraus die Philoſophen wieder ein beſondres Geiſtesvermögen machen.

Wenn man alſo Empfindungen von Vorſtellungen ſcheidet, ſo iſt dies nur ein theoretiſches Syſtematiſiren, der lebendige Organismus bildet im Nu Empfindungen in Wahrnehmungen, Urtheile, Begriffe und Ideen um, je nachdem der ganze Prozeß eingeleitet wurde. Die einzelnen Nerven reichen mit mehr oder minder viel

Faſern ins Klein- und Großhirn hinein; dieſe Faſern mögen wieder von beſonderer chemiſcher Beſchaffenheit ſein, ſo daß in jedem Gehirn die Wirkungen beſondre (perſönliche) ſein müſſen, weshalb verſchiedene Perſonen bei derſelben Veranlaſſung Verſchiedenes empfinden und ganz andre Vorſtellungen daraus bilden werden, was man dann Sympathien, Idioſynkraſien u. ſ. w. nennt, weil die Gelehrten unter einem fremden Worte ihre Unwiſſenheit zu verſtecken pflegen.

Ueber das Weitere der Vorſtellungen in den folgenden Kapiteln!

---

8. Wahrnehmungen, Anſchauungen und Vorſtellungen.

Wir haben geſehen, daß das, was wir Wahrnehmungen nennen, nur Erregungszuſtände der Empfindungs- und Bewegungsnerven ſind.

Dieſe Nervenerregungen ſetzen ſich von den Enden bis zu den Wurzeln im Gehirn fort, wenn ſie unterwegs nicht aufgehalten werden in den Ganglien des Rückenmarks. Das Gehirn als lebendiger Organismus befindet ſich in irgend welcher (elektriſchen) Spannung, und es kommt darauf an, ob der von außen kommende elektriſche Strom (Molecularbewegung) ſich geltend machen kann. Es muß alſo ein Kampf zwiſchen den neuen Reizen und dem vorhandenen Zuſtand (Fortſchritt und conſervatives Princip) entſtehen. Man empfindet alſo ein Schwanken in dem Gehirnzuſtande, und dieſes Schwanken, dieſe Gegenwehr des conſervativen Princips gegen die Neuerung nennen wir Aufmerkſamkeit. Daher gebrauchen wir vielerlei Mittel, die Aufmerkſamkeit zu erregen, wir müſſen aufmerkſam machen, Aufmerkſamkeit (Aufſehn) erregen.

Die Aufmerkſamkeit darf man alſo nicht für eine beſondre Geiſtesthätigkeit halten, wie Seminardirectoren und Schulmeiſter ſie mit Hilfe des Stockes, Schreiens, Pauſirens und derlei Seil-

tänzerkünste hervorrufen, sondern sie ist die Reaction des Gehirnzustandes gegen anlangende Störungen desselben. Uebersieht man alle schulmeisterlichen Hilfsmittel, durch welche man Aufmerksamkeit erregen will, so wird man finden, sie laufen darauf hinaus, den Sinneseindruck, der von außen kommt, so zu verstärken, daß er den Zustand des Gehirns überwindet und die Bewegung der Sinnesnerven bis in die Gehirnganglien fortpflanzt. Wenn der Lehrer klopft, die Stimme erhöht u. s. w., so verstärkt er nur die Wirkung der Gehörnerven, damit diese so gewaltig werde, um die Gehirnganglien in die Bewegung der Gehörnerven zu versetzen, so daß diese sich bis zur grauen Rinde des Großhirns fortsetzt und dort zur Vorstellung wird.

Man darf also Aufmerksamkeit nicht mit Interesse verwechseln, weil dieses eine Empfänglichkeit des Gehirngemeingefühls für angenehme Reize ist, wogegen die Aufmerksamkeit eine Reaction dieses Gemeingefühls oder Gehirnzustandes ist. Daher kann man Aufmerksamkeit erzwingen, indem man die angreifenden Reize verstärkt, und sei es auch mit Hilfe des spanischen Rohres, dagegen bleibt das Interesse eine Gemüths- und Stimmungsregung, die sich nicht anbefehlen und einprügeln läßt. Wie wenige Pädagogen beachten diesen gewaltigen Unterschied, obschon sie sich gern „denkende Schulmänner" nennen, als ob man gedankenlose gebrauchen könnte. Denken muß jeder, weil dies organische Gehirnthätigkeit ist, aber wie er denkt, das wissen die Schwätzer auf den „allgemeinen Lehrerversammlungen" selbst nicht.

Jeder Nerv leitet seinen Erregungszustand von dem Ende bis zur Wurzel fort wie ein Telegraphendraht. Da er isolirt ist, so wird ihm dies bis zum Centralorgan (Hauptstation) möglich, also bis zum Rückenmark und Gehirn. Dort findet er ein großes Maschennetz von Nerven und Ganglienknoten, die sich in verschiedenen Spannungs- und Empfänglichkeitszuständen befinden. Sind sie sehr erregt, so nehmen sie die ankommenden Reize nicht auf,

ſondern drängen die Bewegung derſelben auf falſche Bahnen, auf denen die erſten Erregungen bis ins Gehirn gelangen. Die Nervenwurzel empfindet den Erregungszuſtand, daß in ihr nemlich eine andre Molecularbewegung, ein andrer chemiſcher Zuſtand ſich ausbreitet, und dieſe Empfindung nennen wir Wahrnehmung. Hat die Erregung unterwegs falſche Bahnen eingeſchlagen, ſo muß die Wahrnehmung eine falſche ſein, und wenn ſie ſich durch Weiterleitung zu Urtheilen ausbildet, ſo müſſen wir zu Irrthümern (falſchen Urtheilen und Schlüſſen) gelangen.

Unter Wahrnehmung müſſen wir uns alſo einen rein phyſikaliſchen Vorgang denken, eine mechaniſche Leitung der Nervenenden bis zu den Nervenwurzeln. Es gelangen aber eine Menge Erregungen bis zu den Nervenwurzeln, welche bekanntlich wieder Hunderte und Tauſende von Nervenröhren und Faſern in ſich ſchließen. Mithin wird im Gehirn nicht ein einzelner Punkt erregt, ſondern eine ganze Partie. Wenn wir ſpazieren gehen, ſo ſehen und hören wir Vielerlei, Wind, Wärme, Licht u. ſ. w. wirken ein, und alle dieſe Eindrücke ſtrömen den Centralorganen zu.

Was die Wahrnehmung als Einzelnes empfand, das tritt in den Ganglien der Hirnrinde als Ganzes, als eine Einheit, als eine Geſammtwahrnehmung auf, ſo daß wir die Menge der Wahrnehmungen als eine Einheit, als ein Ding, eine Erſcheinung aufnehmen. Dann kommt uns die Wahrnehmungsmaſſe als Anſchauung zum Bewußtſein, wie wir ſagen, welche zu Vorſtellungen und Begriffen verarbeitet wird, je tiefer ſie in die Zellenſchichten der Rinde eindringt.

Um ſich dieſe Vorgänge begreiflich zu machen, darf man die Thätigkeiten des Gehirns nur mit denen der Verdauungsorgane vergleichen, indem man das Gehirn auffaßt als ein Verdauungsorgan der Wahrnehmungen. Die Speiſe, welche uns zur Ernährung dient, bedarf vieler Umwandlungen, ehe ſie zu Blut wird. Sie muß zermalmt, mit Speichel benetzt, im Magen chemiſch zer-

ſetzt, von den Darmzotten filtrirt, in Lymphkanäle geleitet, dort ſortirt und raffinirt werden, bis ſie endlich nahrhaftes Blut wird. Verrichten die zahlreichen Organe ihre Dienſte nicht, ſo erhalten wir ungeſundes, nicht nahrhaftes Blut. Daſſelbe geſchieht in den zahlreichen Nerven- und Gehirnorganen, in denen Nervenkerne, vielgeſtaltige Nervenzellen u. ſ. w. gewiß dieſelben Dienſte leiſten, wie Leber, Nieren, Darmzotten u. ſ. w., ſo materialiſtiſch dieſe Auffaſſung auch klingen mag.

Wahrnehmungen ſind rohe Geiſtesnahrung. Neugeborene Kinder und niedrig organiſirte Thiere beſitzen nur Wahrnehmungen (Erregungszuſtände), welche bei einfachem Organismus ausreichen, ihre Bewegungen auf andre Organe (Bewegungsnerven) überzutragen und daher ausreichen, den Organismus zu erhalten, weil jede Empfindungserregung ohne Weiteres die entſprechende Bewegungserregung veranlaßt. Thiere mit entwickeltem Gehirn ſetzen die Wahrnehmungen in Anſchauungen um, d. h. ſie empfinden eine Menge von Wahrnehmungen als ein zuſammenhängendes Ganzes, zu welchem eine Menge von Einzelheiten und Theilen gehören. Dieſe Geſammtempfindung nennen wir Anſchauung, welche ſich in einem beſonderen Nervenzellengebiet bildet als Chylus der Geiſtesnahrung.

In der Anſchauung liegt bereits inſtinctiv eine Urtheilsthätigkeit, denn die Menge der Wahrnehmungen wird in Haupt- und Nebenſache, in Theile und Untertheile geſchieden und doch im Centralorgan als Ganzheit empfunden. Aber indem die einzelnen Ganglienempfindungen in Centralganglien ſich vereinigen, unterſcheiden dieſe Centralganglien die Wahrnehmungen nach ihrem Werthe, faſſen ſie als Geſammteindruck auf und bringen ſie zum Bewußtſein, d. h. zum Gemeingefühl des Großhirns. Mit der Anſchauung beginnt alſo das Denken, welches ja eben ein Urtheilen iſt. Daher bildet der Anſchauungsunterricht die naturgemäße Grundlage aller Geiſtesbildung, er iſt die Milch der Geiſteser-

nährung. Man vergegenwärtige ſich nur, was die Phyſiologie bereits über Augen- und Ohrnerven erforſcht hat. Wir empfinden im Auge nur drei Farben, wie Schultze nachgewieſen hat, die zahlreichen Miſchfarben entſtehen nur im Gehirn; außerdem giebt es eine Menge Farben, welche wir nicht wahrnehmen, weil dem Auge die Organe dazu fehlen. Der Gehörnerv hat für jeden halben Ton eine Claviatur, daher können wir viel Töne auf einmal hören. Es müſſen demnach im Gehirn ſinnliche Wahrnehmungen in den Ganglien ebenſo umgewandelt werden, wie Fleiſch und Kartoffeln mittels der Verdauungsorgane in Blut. Wahrnehmungen des Kleinhirns verwandeln ſich in den Ganglien des Großhirns in Anſchauungen, ſie werden aus ſinnlichen Erregungszuſtänden in embryoniſche Urtheilsbeſtandtheile umgeſetzt, zu Nahrung des Denkens zurecht gemacht, und zwar ſind ſie die leichteſte, verdaulichſte Geiſtesnahrung, da ihnen die ſinnliche Wahrnehmung noch anhaftet.

Eine Wahrnehmung wird als Anſchauung im Großhirn zum freien Eigenthum des Denkens. Dort haften ihre Erregungszuſtände, welche wir mit Worten bezeichnen und in Worten ausdrücken, woraus ſich die Sprache entwickelt. Je mehr Anſchauungen ein Volk ſich erwirbt, um ſo mehr Ausdrücke muß es ſich ſchaffen, um dieſe Anſchauungen zu fixiren. Weil aber Wahrnehmungen in verſchiedener Form ſich darbieten, die Anſchauungen alſo andre werden, bei ſolchen Wiederholungen ihre Erregungszuſtände tiefer in die Gehirnrinde fortpflanzen, ſo gelangen ſie zu andern Centralorganen, welche dieſe Unterſchiede empfinden und daraus Urtheile bilden. Dringen die Molecularbewegungen noch tiefer, ſo gelangen ſie zu Schichten der Gehirnrinde, in denen uns mit Hilfe der Erfahrung die Urſache der veränderten Urtheilsempfindungen zum Bewußtſein kommt, und dann urtheilen wir in Schlüſſen und Folgerungen, in denen eine Menge von Erregungszuſtänden als zuſammengehörige Einheit erſcheinen. Auf

gleiche Weise entstehen Begriffe und Ideen in den inneren Schichten der Gehirnrinde, wie später wird erklärt werden.

Kehren wir aber zunächst zu den Anschauungen zurück! Da diese freies Eigenthum des Großhirns wurden, so kann dasselbe darüber insofern verfügen, als es dieselben wiederholen und umgestalten kann kraft des Willens. Es tritt hiermit ein rückgängiger Verlauf ein. Die Anschauung als ruhendes Besitzthum wird ein dauernder Zustand der Ganglien, der sich in der Gewalt des Willens befindet. Wünscht dieser, eine Anschauung zu wiederholen, weil sie der Gesammtstimmung des Großhirns entspricht, so erregt er die Wahrnehmungsorgane, welche nun dieselben Erregungszustände mehr oder minder vollständig wiederholen, und diese Erinnerung von Wahrnehmungen nennen wir Vorstellung. Da es kaum möglich ist, jede einzelne Nervenfaser durch Willenskraft in den Zustand der Wahrnehmung zu versetzen, so giebt die Vorstellung ein mehr oder minder unfertiges Erinnerungsbild. Es werden dabei auch andre Wahrnehmungsfasern mit erregt, und um so mehr weicht die Vorstellung von der Anschauung und Wahrnehmung ab. Es werden nur die am stärksten erregten Fasern besonders thätig, und so wiederholt die Vorstellung nur die Hauptmerkmale, die Umrisse, die noch gefälscht werden, wenn andre Fasergebiete dabei thätig werden. Man kann sich beliebig Vorstellungen machen, sie erweitern und umändern, im Grunde bleiben sie nur Gehirnreflexe, die von den Anschauungs-(Urtheils-)Ganglien auf die Empfindungszellen einwirken. Vorstellungen bleiben nur Erinnerungs- und Nachbilder von Anschauungen, deren sich der Verstand bedient, um seinen Begriffen einen sinnlichen Boden zu verschaffen, um gewissermaßen sinnlich zu denken. Man denkt daher in Vorstellungen leichter als in Begriffen, da jene die Schattenrisse der Anschauungen sind. Mit andern Worten: Vorstellungen sind Reflexe vom Großhirn zum Kleinhirn. Was man nicht zuvor sinnlich wahrgenommen und in Anschauung verwan-

delt hat, kann man ſich nicht vorſtellen. Wer keine Dampfmaſchine ſah, kann ſich dieſelbe nicht vorſtellen. Vorſtellung iſt Erinnerungsthätigkeit der Anſchauungszellen.

9. Vorſtellungen und Sprache.

Die Anſchauung iſt etwas Zufälliges, da ihr Daſein von dem abhängt, was ſich den Sinnen darbietet. Die Vorſtellung, in welcher bereits ein Urtheil verborgen liegt, macht aus dem zufälligen Gedächtnißbilde ein Gattungsbild, weil ſie in tieferen Zellenſchichten erzeugt wird. Vorſtellungen entſtehen aus zufälligen Anſchauungen, weshalb ihnen ſtets mehr oder minder perſönliche Anſchauungseigenthümlichkeit anhaftet. Wenn man ſich über dieſes und jenes eine Vorſtellung macht, ſo kann daraus je nach der perſönlichen Beobachtungs-, Auffaſſungs- und Urtheilseigenthümlichkeit ein rein perſönliches Bild werden, welches man, wenn es weiter ſich entwickelt, Meinung und Anſicht nennt.

Da Anſchauungen durch das entſtehen, was ſich den Sinnen darbietet, ſo kann man ſie nur dadurch erweitern, daß man Gegenſtände von verſchiedenen Seiten oder verſchiedener Art den Wahrnehmungsorganen anbietet, damit ſich dies Anſchauungsbild gewiſſermaßen zu einem Panorama in Miniatur erweitert, von welchem man doch nur die Merkmale auffaßt, für welche man ſich intereſſirt, oder welche die Sinne heftig erregen. Man erweitert alſo Anſchauungen, indem man entweder das Ganze auffaßt und dann die Theile nach und nach beſonders beachtet, oder indem man zuerſt die Theile wahrnimmt, um aus ihnen das Ganze als Einheit zuſammen zu ſetzen. Syntheſe und Analyſis, Induction und Deduction — dies ſind die Urformen der Anſchauungserweiterung und des Unterrichtens.

Aber dieſe Thätigkeiten ſind nur elementare, das Alphabet

des Erkennens. Man scheidet das Bewußtsein theoretisch in [illegible] mikroskopischen Elemente, in der Praxis ist es anders. Der [illegible] miker zerlegt die Nahrungsstoffe theoretisch in ihre Urbestandth aber im organischen Leben kommen diese nur in bestimmten [illegible] bindungen vor. Wir erweitern daher unsere Gedanken durch [illegible] Anschauungen, nehmen aber diese sofort als Urtheile, Begriffe [illegible] Ideen ins Bewußtsein auf.

Anschauungen verbinden sich mit andern rein mechanisch erweiterten, umfassenden Anschauungen, die aber im Großhirn fort zu Vorstellungen werden. Daher hängt Art, Inhalt und Umfang der Vorstellungen von den vorangegangenen Anschauungen ab. Will man also Vorstellungsreihen entwickeln, so bedarf man neuer Anschauungen. Anschauungen kann man nur für Photographien der Hirnschicht halten, Vorstellungen sind retouchirte Abdrücke.

Thiere besitzen Vorstellungen, daher Urtheils- oder Unterscheidungsvermögen. Da nun aber die Anschauung nur ein Empfindungszustand gewisser Zellenpartien ist, so kann sie nicht nur das Gemüth erregen, wenn sie stark auf dessen Organe wirkt sondern sie muß zunächst ein Gefühls- oder Gemüthsurtheil erzeugen. Jedenfalls urtheilen die Thiere nur vermittelst des Gefühls, welches durch die Anschauung erregt wird und noch Erfahrungsbilder hervorruft, so daß aus dieser gegenseitigen Erregung ein Bewegungsreflex entsteht, welchen wir instinctives Handeln nennen. Wir Menschen denken aber in Worten, in Lautzeichen, wodurch wir dem instinctiven Handeln entrückt werden, so daß der urtheilende Verstand für uns das Hauptmittel für die Erregung der Bewegungsmuskeln wird.

Die Urmenschen bezeichneten ihre Anschauungen jedenfalls durch Laute (Schallnachahmungen). Weil aber die Anschauung [illegible]hängt von der persönlichen Stimmung, Auffassungs- und Bezeichnungsweise, so schuf man für dieselbe Anschauung je nach der

auffassung besondre Lautzeichen. Man nannte den Menschen den aufrechtgehenden (anthropos), den Redenden (Mensch), den Irdischen (homo) u. s. w., und erst nachdem die Anschauungen zu verallgemeinernden Begriffen wurden, wählte man von den vielen Merkmalsbezeichnungen eine als Gattungsmerkmal.

Wir reden und verstehen die alte Sprache nicht mehr, weil wir in Urtheilen und Begriffen denken. Die Anschauung z. B. kennt nur Eiche, Buche u. s. w., der Begriff dagegen summirt diese Anschauungsbezeichnungen in dem Wort: Baum, Waldbaum, Laubholz. Er kann aber nur solche einzelne Gattungsnamen schaffen. Kinder reden in Hauptwörtern und Infinitiven, dies ist die Anschauungssprache. Aber da der Menschengeist sofort zum Urtheil übergeht, so wird im Nu diese Sprache, die nur Einzelnes bezeichnet, zur Gattungsbezeichnung. Das Kind hört, daß man den Hund „Greif" nennt. Instinctiv unterscheidet es jeden Hund von andern Thieren, nennt aber jeden Hund „Greif". Erst später lernt es die Unterarten der Hunde bemerken, giebt dann jedem Hunde seinen Sondernamen, nennt aber jeden Hund, dessen Namen es nicht weiß, mit dem Gattungsnamen Hund. Es bildet Vorstellungen. Zahlen und Zeitbestimmugen (heute, gestern) lernen Kinder erst im 6.—8. Jahre, weil dies Abstractionen (Begriffe) sind.

Werden die Einzelnheiten unter einer Gesammtheit zusammenfaßt, also Haupt- und Nebensache unterschieden, so ist dies eine Urtheilsthätigkeit. Sie geht aus Urtheilen hervor und enthält eben nur ein Gesammturtheil, dessen Bestandtheile sie vorher sonderte. Die Urtheilssprache unterscheidet Merkmale, Erscheinungen und Erfahrungen. Zunächst trennt sie Bei- und Hauptwort, schafft sich Für- und Verhältnißwörter, um die Dinge und deren Verhältniß zu einander auseinander zu bringen. Sagt man: der große Baum, so hat man bereits unterschieden, daß es auch kleine Bäume giebt. In Folge wiederholter Anschauungen fand man diesen Unterschied. Auf gleiche Weise sondert man: ich spreche,

ſprach, ſpräche u. ſ. w., ich und du, dieſer und welcher, jetzt und nachher. Dies ſind lauter Urtheilsbezeichnungen.

Will man dieſe Urtheile entwickeln, ſo entſteht ein Satz (Gedanke), der je nach Umfang und Inhalt verſchieden geformt ſein muß, je nach dem Urtheile, welches man ausſprechen will. Jede Satzform muß eine Urtheilsform ſein, weshalb man die Sprachlehren umkehren und ſagen muß: weil ich dieſen Gedanken (Urtheil) beſtimmt, unbeſtimmt, bedingend, erläuternd u. ſ. w. ausſprechen will, ſo muß ich dieſe Satzform (Urtheilszeichen) wählen. Wie das einzelne Wort im Grunde ein Anſchauungszeichen iſt, ſo wird der Satz eine Urtheilsbezeichnung.

Vorſtellungen laſſen ſich mechaniſch durch Auswendiglernen an einander reihen, aber entwickelt werden ſie nur durch Urtheile zu Gedankenreihen, die in die Formen der Syntax ſich fügen müſſen, weil die Denkformen ohne Weiteres Sprachformen ſein müſſen. Grammatiken ſind oft unlogiſch und voller Ausnahmen, weil die Regeln nur eine bunte Sammlung einzelner Merkmale enthalten, denen der belebende Geiſt fehlt. Eine Sprachlehre muß nothwendig eine natürliche Denklehre ſein.

Vorſtellungen werden ſofort zu Urtheilen, ſind inſtinctive Urtheile, die ſich im Gehirn kraft unſrer Organiſation bilden, und welche wir Menſchen in Sätzen ausdrücken, kryſtalliſiren. Weil uns dieſes Vermögen angeboren iſt, ſo entſtehen Satzformen von ſelbſt, ſie ſind Urtheilskryſtalle, die der Grammatiker in Vorſtellungs- und Anſchauungselemente künſtlich zerlegt, wie der Chemiker den Kryſtall in Atome. Atome ſind aber kein Kryſtall und Vorſtellungen kein Satz. Den ſchafft erſt das Urtheil, der Gedanke.

Wahrnehmungen, Anſchauungen und Urtheile liefern uns die ente zur Sprache, zu beſtimmt geformten Urtheilen. Thiere n auch und oft richtiger als der Menſch, aber ihre Urtheile ſtinctive Gefühlszuſtände und Erfahrungserinnerungen.

Wollen wir alſo, die wir in Worten vorſtellen und urtheilen, ſogenannte Vorſtellungsreihen bilden, ſo zerſetzen wir die Urtheile in Vorſtellungen und Anſchauungen künſtlich, um dieſe zu vermehren oder nach einer beſtimmten Richtung hin zu erweitern. Aber dies geſchieht immer mittels der Sprache, indem wir Schlüſſe, Folgerungen, verurſachende Gründe, Bedingungen, Wünſche u. ſ. w. an ein vorhandenes Urtheil (Satz) anfügen und demgemäß die Satzform ändern. Soll dieſes geſchehen, daß wir alſo Grund, Folge, Zweck u. ſ. w. hervorheben, ſo können wir nicht Beliebiges vereinigen, denn dann würden wir Unſinn ſprechen, ſondern das Hinzugefügte muß zum Hauptgedanken in organiſche Verbindung treten. Entweder erweitert man das Urtheil durch gleiche oder ähnliche Urtheile, oder ſchärft es durch den Gegenſatz, oder unterſcheidet es von ähnlichen Urtheilen u. ſ. w.

Sobald man den menſchlichen Geiſt für einen lebendigen Organismus hält, muß man auch zugeſtehen, daß er bei Bildung der Urtheilsreihen organiſch verfährt, indem er nur Geeignetes, Zuſagendes und Brauchbares aufnimmt. Der Magen verfährt ja auch ſo, man kann ihm nicht Beliebiges bieten, ſondern die Nahrung muß der Conſtitution und der Magentüchtigkeit entſprechen. Soll es denn beim Geiſte anders ſein?

Durch Anſchauungen gewinnen wir Wurzelwörter, durch Vorſtellungen Wortklaſſen; beim Uebergang zum Urtheil und Begriff, der ja nur ein höheres, allgemeineres Urtheil iſt, entwickeln ſich Ableitungsſilben, zuſammengeſetzte Wörter, Satzformen und Satzformwörter, die man Bindewörter nennt, obſchon ſie nichts binden, ſondern nur die Arten und Formen des Gedankenausdrucks kenntlich machen. Die Anſchauung bringt es nicht zum Beiwort, zur Declination und Conjugation, weil dieſe ja Urtheilsthätigkeit vorausſetzen. Eben ſo wenig unterſcheidet die Anſchauung Haupt- und Nebenmerkmal, daher kann man ſie nur erweitern mit Hilfe des Urtheils (Satzes), in welchem die Anſchauung den Kern (Haupt-

wort) bildet. Mit andern Worten: wir können nur Urtheile zu Reihen ausbilden, welche wir Gedanken nennen, die wir dann in Begriffe oder Ideen umwandeln (erweitern). Urtheile entwickeln wir im Satze; aus Satzreihen und Satzmaſſen tritt als Geſammturtheil der Begriff hervor als Endergebniß, als letzter Schluß, zu welchem wir gelangen, und vereinigt man die Begriffe im wiſſenſchaftlichen Syſtem zu einem End- und Schlußurtheil, ſo hat man die Idee erfaßt (begriffen) als den Urgrund aller Begriffe, Urtheile und Anſchauungen, in denen ſie bereits verborgen lag. Sie wird Grund- und Weltanſchauung, die ſich aus einem Grundgedanken ableiten läßt.

Die Thiere denken in Anſchauungs-, Erinnerungs- und Erfahrungsbildern, urtheilen im Ganzen alſo richtiger als der Menſch, weil er in Lautzeichen, abſtracten Wortklängen denkt, und ſich durch dieſelben irre führen läßt, da er ſtatt die Sache zu unterſuchen lieber auf Wortdefinitionen, Wortbezeichnungen ſich einläßt, darüber ſtreitet und rechtet, ohne auf die Sache einzugehen. Wir ſind als philologiſche Thiere gewohnt, in Begriffsbezeichnungen zu denken, und verlieren daher leicht die wirkliche Welt aus dem Auge.

Begriffe ſind gewiſſermaßen das Blut unſres geiſtigen Lebens, in welches Wahrnehmungen, Vorſtellungen u. ſ. w. von dem Organismus verarbeitet werden, um ins Bewußtſein überzugehen, daſſelbe zu ernähren und lebensthätig zu erhalten. Es giebt geſundes und krankes Blut, Blutarmuth und Blutfülle, daſſelbe kann man von Begriffen behaupten.

Der Wahrnehmungen und Anſchauungen haben wir unendlich viel, trotzdem bleibt die Zahl unſrer Wörter je nach den Nationen und Bildungsſtufen der Völker wie der Einzelnen eine ſehr beſchränkte. Eine Sprache, deren Wörterbuch 80000 Ausdrücke aufzählt, gilt für reich, ein Shakeſpeare, dem 6—8000 Ausdrücke zu Gebote ſtanden, wird als unerreichbares Genie bewundert.

Sehen wir z. B. einen Baum, ſo beſteht dieſe Wahrnehmung aus einer Menge von einzelnen Merkmalen der Farbe, Geſtalt, Größe, Verzweigung u. ſ. w. Wir faſſen dieſe Eigenthümlichkeit, zu deren Aufzählung der Botaniker Seiten gebraucht, in das Wort Baum zuſammen, und dieſes Lautbild erſetzt uns fortan den wirklichen Gegenſtand. Urſprünglich mag für die ſprachſchaffende Generation das Wortbild dem ſinnlichen Ding irgendwie entſprochen haben, ſo daß der Laut ſofort durch Reflexe der Verwandtſchaft das Gedächtnißbild hervorrief, weil beide gleichzeitig zu erſcheinen pflegten. Unterdeſſen wandelte ſich die Sprache nach und nach um, ſtreifte ihre ſinnlichen Elemente ab, ſo daß für uns der Ausdruck Baum ein ganz bedeutungsloſer iſt, zur Abſtraction wurde, die wir in der Schule abſichtlich durch Anſchauung verſinnlichen, um die Jugend an das Abſtrahiren zu gewöhnen, indem man nach und nach nur abſtracter Begriffswörter ſich bedient, wenn man deren Wurzeln in den Boden der Anſchaulichkeit eingegraben hat.

Nennen wir eben jeden Baum, welchen wir erblicken, mit dem Namen Baum, ſo liegt darin ein Urtheil des Gedächtniſſes, daß wir dieſelben Merkmale trotz eingetretener Veränderungen wieder erkennen und darin die Unterſchiede von andern Gegenſtänden finden. Zugleich verallgemeinern wir, indem wir inſtinctiv die Hauptmerkmale herausgreifen. Wir nennen jeden Baum einen Baum, und ſelbſt wenn wir beſondre Arten unterſcheiden, von Buchen, Eichen, Tannen, Palmen u. ſ. w. ſprechen, ſo bedienen wir uns ſtets nur der Gattungsnamen. Auf gleiche Weiſe drücken alle Wortklaſſen nur Begriffsurtheile aus, woraus man ſieht, daß Urtheile, Schlüſſe u. ſ. w. nur Verdauungs- und Umwandlungsprozeſſe ſind, nicht aber ſelbſtändige Schöpfungen, ſie kommen erſt im vollen Satze zum Vorſchein, für ſich allein ſind ſie unfaßbar. Selbſt Eigennamen, welche urſprünglich ihre wohlbegründete ſinnliche Bedeutung hatten, wurden nach und nach zu bedeutungs-

losen Lautzeichen. Wer denkt bei Karl, Wilhelm, Schneider, Luther u. s. w. noch an die ursprüngliche Bedeutung?

Die Sprache verallgemeinert, instinctiv setzt sie diese Arbeit bis zur Bildung der Umlaute, Beugungssilben u. s. w. fort, und daher gelangt der Mensch zur Cultur, weil er seine gewonnenen Erkenntnisse in Wörtern und Wortformen ansammelt und durch Mittheilung zum Gemeingut macht. Geiger sagt daher mit Recht, durch die Sprache entwickelt sich die Vernunft, wie durch die sich erweiternde Vernunft die Sprache bereichert wird. Die Sprache ist daher etwas Veränderliches, Wachsendes, weil in ihr und mit ihr die Vernunft der Völker zunimmt.

Der Mensch spricht in Sätzen, in denen er seine Begriffe dem Ohre vernehmbar macht. Der Hörer entnimmt aus Nervenerregungen der Ohrnerven den Sinn der Worte des Sprechers und macht sie zum Inhalt seines Wissens. Fehlen der Sprache Ausdrücke für Begriffe, so kann man dieselben nicht denken oder muß sie mühsam umschreiben und dies hält die Bildung gewaltig auf. Armuth der Sprache hält die unentwickelten Völker nieder, sie verkümmern. Lebenskräftige nehmen daher instinctiv eine reichere fremde Sprache an; die Germanen lernten im römischen Reiche lateinisch und brachten es zur Cultur, die Slaven blieben beim Slavischen, die Iren beim Irischen und daher verkümmerten sie geistig und erlagen den Germanen.

Jene Psychologen irren daher, welche behaupten, man könne Gedanken beliebig verbinden, unterdrücken, hervorbringen u. s. w., denn das Denken ist ein organischer Prozeß des Geistes, den er im Gehirn vollzieht und der unter dem Gesetze der organischen individuellen Entwickelung steht. Einathmen und Ausathmen gleicht dem Lernen und Lehren (Sprechen), Verbauen und Ausstoßen des Unverdaulichen kann man mit dem Behalten im Bewußtsein und Vergessen vergleichen; die Blutkörperchen gleichen den sinnlichen Wahrnehmungen; aus jenen bildet sich Körpersub-

ſtanz (Zellen), aus dieſen Begriffsſubſtanz (Gedankenzellen, Urtheile, u. ſ. w. Niemand kann eigenmächtig ſeine Verdauung und ſein Wachsthum leiten, weil dies von der (oft) ererbten Beſchaffenheit der Organe, Lebensmittel und Lebensweiſe abhängt. So bildet ſich auch der Menſch einen Gedankenhorizont, eine Begriffswelt, die ſeiner Erziehung, ſeinem Stande, ſeiner Umgebung, ſeiner Gehirnbeſchaffenheit entſpricht.

Jeder Gedanke iſt ein organiſches Erzeugniß des Geiſtes, entwickelt ſich alſo nach ſeiner Natur und nach der Perſönlichkeit des Denkers. Der Baum treibt Knospen und Blätter an den geeigneten Stellen der Rinde; ebenſo haben Gedankenbildungen ihr Geſetz, welches wir aber noch nicht kennen. Wie kann man da bereits algebraiſche Formeln aufſtellen und doch auf Materialismus ſchelten; Gedankenbewegungen wie Geſtirndrehungen berechnen! O freier Menſchenwille!

Verfolgen wir die Sprache bis zu ihrer phyſiologiſchen Entſtehung!

Thätige Sinneswerkzeuge bringen Gehirnveränderungen hervor, welche wir Wahrnehmungen nennen. Vereinigen ſich dieſelben zu einer Geſammtwahrnehmung, ſo nennen wir dieſe eine Anſchauung, und empfinden wir dieſelbe als eine ſich wiederholende Geſammtwahrnehmung, ſo geben wir dieſem Gehirnzuſtande den Namen „Vorſtellung“. Solche Umwandlungen gehen, wie Experimente bewieſen haben, in den Rindezellen des großen Gehirns vor ſich. Dort wird der rein phyſikaliſche Erregungszuſtand der Nerven zur Wahrnehmung, welche zur Erkenntniß wird, wenn ſie tiefer in die Gehirnrinde eindringt, wo ſie in Urtheile, Folgerungen und Schlüſſe ſich umwandelt, bis die Uebereinſtimmung der Gehirnerregungen mit der Wirklichkeit der Außenwelt ſich zu jenem Gefühl erhebt, welches wir Ueberzeugung nennen. Werden die Gehirnganglien mächtig erregt, ſo nehmen ſie eine ſolche Gruppirung der Moleküle und Atome an, daß dieſe Form

weitere Erregungen (Veränderungen der Moleküle) zurückweist, und dieſen Zuſtand nennen wir Erinnerung und Gedächtniß.

Es liegt in der Organiſation des Gehirns, ſolcher Zuſtände gewahr zu werden, wenn der Wille es erſtrebt, und dann erinnern wir uns, d. h. wir wiederholen oder beſſer empfinden bei der Erregung von dem Gehirn aus denſelben Zuſtand, wie er ſich bildete bei der Erregung von den Sinnesnerven aus.

Wir bezeichnen unſre Wahrnehmungen und Erfahrungen durch Laute in Folge der Organiſation unſrer Sprachbewegungsmuskeln, gewöhnen unſer Ohr daran, nehmen endlich Worte auf als Wahrnehmungen, arbeiten alſo ſtatt anſchaulicher Vorſtellungen oder ſinnlicher Wahrnehmungen mit Lautzeichen für ſolche Erkenntniſſe, geben den einzelnen Wahrnehmungen Namen, verwandeln alſo die ganze ſinnliche Erfahrungs- und Wahrnehmungsmaſſe in Sprache und fangen an, Worte zu gebrauchen für Wahrnehmungen. Im Laufe der Zeit verlernen wir es, daß jeder Wortlaut nur eine ſinnliche Wahrnehmung bezeichnet; wir entwickeln Lautformen und denken abſtract. Darin liegt der Vorzug des Menſchen, daß er in Laut- und Wortformen ſeine Wahrnehmungen ſich kryſtalliſiren läßt, die ganze Welt in Lauten ſich vergegenwärtigt, ſich dieſelbe in Lauten vorſtellig und gegenſtändlich macht, wozu ihn ſeine Organe drängen, und ſo entwickelt ſich eine Wortwelt als Niederſchlag der Wahrnehmungen.

War die Urſprache nur eine thieriſche Empfindungs- und Lautſprache, ſo ward daraus eine articulirte Sprache, weil aufrechter Gang, Lunge, Kehlkopf, Mundhöhle, Lippen, Zähne, Zunge u. ſ. w. vielfache Abänderungen der Naturlaute geſtatteten, ſo daß ſich mit der Zeit eine Begriffsſprache bildete. Mit deren Hilfe entwickelte ſich das Denken in Worten ſtatt Lauten und Zeichen, ward eine Cultur der Menſchen möglich, weitete ſich das Wiſſen [illegible] zuſammenhängenden Ausbildung der Geſammturtheile und [illegible] aus, welche wir Literatur nennen. Einzelne Menſchen be-

ſaßen eine bevorzugte Gehirnentwickelung, ſie ſchufen neue Ganglienverbindungen und brachten dadurch „neue Ideen“ in die Welt. Andre gewöhnten ſich daran, dieſelben Erregungsleitungen zwiſchen den Ganglien ſich anzueignen, und ſo entſtand eine neue Denkungsweiſe, eine neue Weltanſchauung, der zu Folge Erregungszuſtände der ſinnlichen Wahrnehmungen auf beſondre Gebiete der Urtheils- und Schlußganglien der Gehirnrinde geleitet wurden, bis Erſchöpfung eintrat und neue Leitungsbahnen eingeſchlagen wurden.

Wie im Weltall nichts verloren gehen kann, ſondern nur eine Kraft ſich in eine andre umſetzt, ſo geſchieht es auch im Menſchenleibe. Wenn dieſelbe Kraft auf deſſen Organe wirkt, ſo muß ſie dieſelben Erregungs- oder Bewegungszuſtände bewirken, und dieſe Beobachtung bezeichnen wir mit den Worten „Gedächtniß oder Erinnerung“, welche alſo keine beſonderen „Geiſtesvermögen“ ſein können, da ſie nur Folgen vorhergegangener Einwirkungen ſind. Gedächtniß iſt Urtheil, wie anderwärts nachgewieſen wird, und zwar das Urtheil der Dieſelbigkeit, richtiger die Empfindung deſſelben Erregungszuſtandes. Man kann es auch ein anſchauliches Vorſtellen nennen, da es ja erlebte Wahrnehmungen wiederholt, alſo eine Reflexbewegung der betreffenden Gehirnganglien iſt. Daher beſitzen Thiere Urtheil und Gedächtniß, was der Jäger recht gut weiß, da ein Fuchs ſchwer zu fangen iſt, der einmal in die Falle ging und ſich noch rettete. Der Sperling urtheilt beſſer als der Knabe, der ihn mit dem Steine erlegen will, daß der Stein den Spatz nicht erreichen kann. Denn der Spatz bleibt ſitzen, nachdem er die Diſtanz abgeſchätzt hat. Vielverfolgte Thiere ſchärfen ihr Urtheil, ſind daher ſchwer zu erjagen, Hausthiere dagegen verdummen, weil ſie ſich auf die menſchliche Fürſorge verlaſſen.

Was nun unſer Sprachvermögen und Wortgedächtniß anlangt, ſo iſt durch genaue anatomiſche Unterſuchungen nachgewieſen, daß das Organ derſelben in der Sylviſchen Spalte (fossa Sylvii), der Inſel Reil's und der angrenzenden Partie des Streifenkörpers

(corpus striatum) zu ſuchen iſt, wo die Hörnerven mit der Inſel und der Vormauer in Verbindung treten. Es entwickelt außerdem der linke vordere Lappen des Großhirns ſich frühzeitiger als der rechte, wird daher von Kindheit an mehr benutzt und ausgebildet. Erkrankt er und wird leiſtungsunfähig, ſo bedarf es einiger Zeit, ehe der rechte Lappen ſich gewöhnt, ihn zu vertreten. Geſchieht dies, ſo gewinnt man verlorenes Sprachvermögen wieder. Da beim Affen die Sylviſche Spalte nie von den Gehirnwindungen bedeckt wird, wie es beim Menſchenhirn Regel iſt, ſo kann der Affe nie ſprechen lernen, weil er eben kein Organ hat. Mithin kann aus einem Affen nie ein Menſch werden, trotz der Vogt'ſchen Affentheorie. Für Idioten gilt daſſelbe Geſetz, ſie haben eine unbedeckte Sylviſche Spalte, daher fehlt ihnen die articulirte Menſchenſprache.

Wenn wir alſo über Denken und Sprechen philoſophiren, ſo ſollten wir uns zuvor nach den materiellen Organen umſehen. Wir brauchen zum Sprechen gewiſſe Organe, die ſich aber beſonders entwickeln je nach Klima und Luftart, namentlich bringt eine dünne Bergluft eine andere Wirkung hervor auf Lunge, Kehlkopf u. ſ. w. als eine ſchwere, feuchtere Thal- und Seeluft. Die Sprachorgane fügen ſich in dieſe Bedingungen und ſo entſtehen ſchon deshalb Mundarten, weil ſich je nach den Oertlichkeiten gewiſſe Laute leichter hervorbringen laſſen. Warum giebt es im deutſchen Oberlande mit ſeinen vielen abgeſchloſſenen Landſchaften ſo viele Dialekte mit ſcharfen Vocalen und Vocalendungen, und hat das Plattdeutſche gerade harte Conſonanten? Der Bergbewohner muß in die Weite rufen und aus tiefer Bruſt athmen, daher Kehllaute und Anhäufung von Vocalen, um in der Ferne verſtanden zu werden; der Niederdeutſche dagegen hält Lippen und Mund geſchloſſen, athmet nicht ſo tief, daher liebt er abſchließende, abgrenzende Endbuchſtaben der Silben. Außerdem führen Landſchaft, Beſchäftigung und Lebensweiſe, welche von der Natur der Heimat bedingt

werden, andre Geſichtsbilder vor, erwecken andre Wahrnehmungen, die ſich in Vorſtellungen und Wörter umwandeln, nehmen alſo Denken und Wortbildung beſondre Richtung. Der eine Volksſtamm iſt auf Waſſer, Schifffahrt und Fiſchfang gewieſen, der andre auf Ackerbau, ein dritter auf Bergbau und Induſtrie, und demgemäß entwickelt ſich die Sprache einſeitig, wie z. B. die deutſche Sprache reich iſt an ſinnreichen Ausdrücken für Vorkommniſſe des Bergbaues, weil ſeit uralter Zeit dieſe Beſchäftigung von den Deutſchen mit Vorliebe getrieben wurde. Doch hiervon in einem ſpäteren Abſchnitte.

---

10. Sprach- und Denkformen, oder Formalismus und Realismus.

Das Denken iſt organiſche Thätigkeit des menſchlichen Gehirns, weshalb es ſich beim Kinde von ſelbſt entwickelt. Nach und nach treten die einzelnen Organe dieſer Geſammtthätigkeit hervor und nun bildet das Kind Urtheile und Begriffe, ehe es unterrichtet wird. Der Erwachſene denkt und ſpricht ſo ſchnell, daß er am Anfange eines Satzes gar nicht weiß, wie er ihn endigen wird. Wir ſprechen mit Hilfe der Reflexthätigkeit der Hirnfaſern, indem uns unwillkürlich die erforderlichen Worte, Wort- und Satzformen einfallen. Der gemeine Mann ſpricht in einfachen, ungeſtalteten Sätzen, der gelehrte Profeſſor in weitbauſchigen Perioden, weil Beide dieſe Art der Gedankentwickelung gewohnt ſind, und wir lernen ja durch Unterricht, Umgang und Leſen fertige Urtheile, mit denen die meiſten Menſchen zeitlebens ſich begnügen.

Iſt das Denken organiſche Lebensthätigkeit des Gehirns, welche ſich nach gleichbleibenden Geſetzen entwickelt, welche wir eigenmächtig und abſichtlich nicht leiten und abändern können, ſondern nur durch Gewohnheit und unter Einfluß berichtigender Erfahrungen, ſo müſſen nothwendig Organe vorhanden ſein, durch

deren Hilfe die Gedanken erzeugt werden. Vermag die Anatomie dieſelben auch noch nicht mit unbeſtreitbarer Sicherheit nachzuweiſen, ſo iſt ſie ihnen doch bereits hart auf der Spur. Da nun das Denken ohne Weiteres auf die Sprachmuskeln wirkt, ſo daß Kinder, ungebildete und erregte Menſchen laut denken, ſo muß doch etwas dieſen complicirten Apparat der Sprachmuskeln und Sprachorgane in Bewegung ſetzen, ſo daß er mechaniſch mit erſtaunlicher Schnelligkeit arbeitet. Welche Muskelbewegungen führen wir aus, wenn wir Eine Zeile mit 40 Buchſtaben leſen! Redner ſprechen ſtundenlang, verſprechen ſich nicht, fallen nicht aus dem Satzbau heraus, mithin muß die Einwirkung der Denkorgane auf die Sprechorgane — der Nervenfaſern des Vorderhirns auf Kleinhirn und Rückenmark — eine mächtige, ſicher organiſirte ſein. Wir würden leichter auf den inneren Zuſammenhang dieſer Organe kommen, wozu auch das Gehör in Betreff ſeiner Erregung auf die Denkorgane gehört, wenn uns nicht die alte Logik mit dem unhaltbaren Syſtem ihrer Geiſtesvermögen, Kategorien und dergl. in die Irre geführt hätte, aus welcher uns die Phyſiologie allein retten kann.

Was wir Vorſtellungen, Begriffe u. ſ. w. nennen, ſind nur Thätigkeiten einzelner Gruppen von Gehirnganglien. Enge Bezirke ſolcher Gruppen geben einſeitige Urtheile, eine enge Gedankenwelt; ja ſie produciren geradezu Irrthum, Unwahrheit, verkehrte Anſichten. Die Thätigkeit der einzelnen Organe bleibt dieſelbe, der Fehler liegt in der Einſeitigkeit und Mangelhaftigkeit des Inhalts, der Unachtſamkeit auf Erfahrungen als Kritiken der unmittelbaren Urtheile, aus denen wir durch Nachdenken und Ueberlegen wahre Urtheile bilden und zur Erkenntniß der Dinge kommen. Die Ausbildung des Denkens ſetzt daher vielfache Uebung deſſelben an poſitiven realen Stoffen voraus. Wenn leerer Formalismus, ſinnloſer Dogmatismus und inhaltloſes Philoſophiren das Culturleben ſchwächten, da erſtarkte es wieder, wenn es ſich im inſtinc-

tiven Triebe der Lebenserhaltung der Empirie und dem Realismus zuwandte. Darin liegt die Macht, welche Naturwiſſenſchaft, hiſtoriſche Studien und mikroſkopiſche Beobachtungen gegenwärtig erlangt haben, weil philoſophiſcher Formalismus, kirchlicher Dogmatismus und ſtaatsrechtlicher Schematismus das organiſche Leben der Völker und der Cultur zu erwürgen drohten. Das Verlangen nach conſtitutioneller Staatsform, nach Gleichheit der Nationen und Confeſſionen entſpringt aus dem Triebe, daß unſre ganze Cultur eine naturgemäße ſein, ſich organiſch aus ſich ſelbſt entwickeln muß, daß man ſie nicht aus Atomen von Geſetzparagraphen, Unterrichts- und Polizeivorſchriften erzeugen kann. Das Leben der Menſchheit erfolgt von innen heraus nach ewigen Geſetzen, weil es eben Erzeugniß organiſcher Thätigkeit iſt.

Wir denken nicht in Vorſtellungen, ſondern in Begriffen, welche, wie das Blut, das Erzeugniß vielfacher thätiger Organe ſind. Wenn der Säugling Papa ſagt, ſo unterſcheidet er ſchon Vater, Mutter und Geſchwiſter. Bald lernt das Kind Papa und Mann, Mann und Onkel (bekannter Mann) unterſcheiden. Es hat alſo bereits empfunden, daß die Geſichtsbilder, die es empfing, verſchieden waren, und fixirt ſich dieſen Unterſchied durch den Gebrauch verſchiedener Laute, welche es dabei hörte. Es arbeiteten alſo in ſeinem Gehirn Geſichts- und Gehörswahrnehmungen und bewirken die Erkenntniß, daß Papa, Onkel, Mann, Kind verſchiedene Dinge ſind, wie es daſſelbe ſchon beim Sehen empfunden hatte. Wie entſtand aber dieſes Urtheil? Das Kind ſchloß, da die Geſichtswahrnehmungen verſchieden ſind, ſo muß ein beſonderer Grund vorhanden ſein. Es ſucht nach demſelben, und folgert, weil der Papa einen Bart trägt, der unbekannte Mann aber nicht, ſo kann er nicht der Papa ſein, ſondern ein Mann. Je mehr die Sinneswahrnehmungen ſich ſchärfen, um ſo mehr unterſcheidet das Urtheil; mithin entwickelt ſich das Denken als organiſche Thätigkeit. Nehmen die Unterſchiede zu, ſo ſucht das Kind

auch neue Ausdrücke, es unterſcheidet: guter Mann, ſchlimmer Mann, ſchwarzer Mann, großer Mann u. ſ. w., worin ſich eine Bereicherung der Beobachtungen erkennen läßt, aus denen Schlüſſe, Begründungen, Folgerungen u. ſ. w. erwachſen. Schreit das Kind, ſo eilt die Mutter herbei. Wiederholt ſich dieſe Erfahrung, ſo folgert das Kind: wenn du ſchreiſt, kommt die Mutter, und es ſchreit, wenn es die Mutter ſehen will. Da erkennt man Folgerung, Zweck und Wahl der Mittel. Da niemand das Kind hierin unterweiſt, ſo muß dieſer Kreislauf logiſcher Thätigkeiten im Organismus liegen. Schreit das Kind aus Eigenſinn und die Mutter kommt doch nicht, ſo erkennt es, daß es ſich vergeblich anſtrengt, es hört auf und gewöhnt ſich ſeinen Eigenſinn ab. Zu dieſer Erkenntniß gelangt das Kind durch Wahrnehmungen und Erfahrungen, in denen wir alſo die Quellen der geiſtigen Entwickelung ſuchen müſſen. Ein erfahrener, vielgereiſter Mann pflegt ein umfaſſendes, treffendes Urtheil zu beſitzen, auch wenn er die Alten nicht ſtudirt hat, wogegen die Schul- und Bücherweisheit ſo oft zu Fehlſchlüſſen und verkehrten Theorien führt.

Demüthig ſagt ein Logiker: „die Logik bietet keine Bürgſchaft für die Erkenntniß der Wahrheit, ſie unterſucht nur, ob etwas richtig gedacht iſt.“ Ein ſchönes Armuthszeugniß! Man kann richtig gedacht haben und doch ſich irren. Woran erkennt man denn die Wahrheit? Wie kann die Logik richtig denken und doch Unwahrheit erzeugen? Weil ſie nach Schablonen denkt und nicht dem Naturgeſetze folgt, nicht Anſchauung und Erfahrung zu Hilfe nimmt. Sie nehme ſich den denkenden Säugling zum Vorbild. Alle logiſchen Formeln ſind inhaltsloſer Schematismus, das Denken aber Thätigkeit des Lebens. Die logiſchen Formeln erhalten erſt einen Werth, wenn ſie einen beſtimmten Inhalt aufnehmen und man prüfen kann, ob ſie den Thatſachen und der Wirklichkeit entſprechen. Erſt nach ſolcher Prüfung kann man wiſſen, ob das Urtheil aſſertoriſch, problematiſch, apodiktiſch u. ſ. w. iſt. Was

man Schlüſſe, Folgerungen u. ſ. w. nennt, ſind nur aneinandergereihte oder in beſondrer Stellung mit einander verbundene Urtheile, alſo verſchieden entwickelte Urtheile; Urtheile bleiben ſie immer, welche wir ſprachlich in Begriffen ausdrücken. Begriff wieder kann aus einem Worte, aus einem erweiterten Satz, aus einem ganzen Syſtem beſtehen, es bleibt ein Begriff, da er die weſentlichen Merkmale zu einer lebendigen Einheit zuſammenfaßt.

Spricht man ſeine Gedanken aus, ſo bringt man ſie aus Gewohnheit in diejenige Satzform, welche dem Gedanken entſpricht, oder eigentlich der Gedanke tritt uns als ſolcher nur in einer entſprechenden Satzform ins Bewußtſein. Entſpricht ſie dem Gedanken nicht, ſo verändern wir dieſelbe. Bei mangelhafter Sprachbildung begehen die Sprechenden oft Fehler, indem ſie falſche Satzformen oder falſche Ausdrücke wählen, bei denen ſie ſich das Richtige (den Inhalt ihres Gedankens) denken, welche aber der Hörende natürlich nach ſeiner Gewohnheit des Denkens auffaßt.

Sprach- und Denkformen müſſen daher ſtets zuſammenfallen, weil Sprechen eben Denken iſt, und wir ja nur in Worten denken können. Wo klare Gedanken fehlen, da tritt die leere Phraſe ein, die man ſo oft hört und lieſt. Darin liegt der hohe Bildungswerth der Sprachſtudien und Literatur, daß man denken lernt. Die geſammte Satzlehre handelt nur von Begriffs- und Urtheilsformen, weshalb die Grammatik logiſch ſollte geordnet ſein und ihre Regeln aus logiſchen Geſetzen zu entwickeln hat. Die weitere Anwendung gehört in die Pſychologie, welche ſtreng genommen die Logik in ſich faſſen muß. Die Geſetze der Induction, Deduction, der Analyſis, Syntheſis, der Hypotheſe u. ſ. w. laſſen ſich nur pſychologiſch rechtfertigen, weil ſie eine Erkenntniß, eine Ueberzeugung u. ſ. w. bewirken, eine allgemeine Weltanſchauung hervorbringen wollen, alſo auch auf Gemüth, Stimmung, Willen u. ſ. w. einwirken. Dem Redner auf der Kanzel und im Gerichtsſaale iſt es nicht immer um die Logik zu thun, denn er macht oft

gewaltige Sprünge, aber ſeine Beweisführung greift den Zuhörern ans Herz, er will den Willen der Richter dahin lenken, daß ſie ſeiner Anſicht folgen.

Ariſtoteles, Newton, Locke, Kant wären nicht die tiefen Denker geworden, wenn ſie nicht ein umfaſſendes Wiſſen beſeſſen hätten; umgekehrt führen die beiden Humboldt, Bopp, die Grimm, Liebig, Dove, Burdach u. ſ. w. zu allgemeinen Anſichten, zu einer umfaſſenden Weltanſchauung, weil ihr Stoff dahin drängt, wenn er als ein einheitliches, organiſches Ganzes ſoll aufgefaßt werden. Jeder Stoff folgt Geſetzen, durch welche er beſteht; man muß dieſe erkennen, wenn man den Stoff begreifen will; mithin führt der Stoff zu Gedanken, Ideen, zu einer beſtimmten Weltanſchauung.

Der Streit zwiſchen Formalismus und Realismus bleibt ein leerer, weil beide untrennbar ſind, einer aus dem andern hervorgeht. Die alten Univerſitäten, denen der mittelalterliche Zopf noch lang hinabhängt, verſagten den realen Wiſſenſchaften lange die Aufnahme, zum Theil bis heute noch; die Philologen im ſtolzen Beſitz des Dogma's von der allein zum Menſchen machenden Kraft des Studiums der Alten, donnerten gegen Realſchulen und forderten Regierung und Volk zum Kreuzzuge auf, ſie wollten lieber unwiſſend durch die Gegenwart wandern, deren Streben und Thaten ſie nicht zu faſſen verſtanden, wenn ſie nur den Horaz, Cicero u. ſ. w. retteten. Dieſe Männer würden zu unſrer Zeit ganz anders denken, wie Luther gegen das proteſtiren würde, was man in ſeinem Namen als ächtes, allein wahres Lutherthum predigt. Der moderne Humanismus wird dieſe Gegenſätze zu friedlichem gemeinſamen Streben und zu gegenſeitiger Unterſtützung vereinigen.

II. Sprache und Schrift.

Sprechen und Schreiben ſind Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes und entwickeln ſich mit demſelben. Sprachforſcher haben

den Geſetzen des Sprachbaues nachgeforſcht und gefunden, daß die Sprache nur That und Erfindung des Menſchen iſt. Wie Naturforſcher die einzelnen Naturkörper mit dem Secirmeſſer und dem Mikroſkope unterſuchen, ſo hat auch der Sprachforſcher die Wörter und Laute bis zu den mikroſkopiſchen Urbeſtandtheilen des Lautwechſels verfolgt, um nach dieſem die Sprachgeſetze feſtzuſtellen. Phyſiologen haben die Organe aufgeſucht, mit deren Hilfe und Bewegung wir die einzelnen Laute hervorbringen, woraus ſich ergiebt, daß unſre Organe nur einen engbegrenzten Kreis von Lauten zu erzeugen vermögen. Man darf alſo annehmen, daß der Grund, warum die einzelnen Völker dieſe Laute und Lautumwandlungen lieben, in der Gewohnheit und der beſonderen, ererbten Organiſation der Sprachorgane liegt. Das Ruſſiſche verlangt eine ſolche Fertigkeit in verwickelten Muskelbewegungen, daß man es nur in der Jugend erlernen kann. Außerdem weiß man endlich, daß die Enden der Sinnes- und Empfindungsnerven in den Gehirngangliën und dem verlängerten Mark ſo eng aneinander grenzen, daß ſie ihre Erregungen auf einander übertragen. Eine heftige Sinnes- und Gemüthsbewegung geht ſofort auf die Bewegungsmuskeln der Sprachnerven über und erpreßt einen Empfindungslaut. Bei Schrecken, großer Freude, bei Angſt u. ſ. w. ſtoßen wir unwillkürlich Laute aus. Ein freudig erregter Menſch wird redſelig, weil ſeine Sinnesnerven heftig erregt ſind und die Nachbarnerven auch in Erregung ſetzen. Dagegen wirken Angſt, Schrecken, Furcht u. ſ. w. lähmend, ſo daß uns das Wort auf der Zunge erſtirbt. Der wahre Schmerz bleibt wortkarg, weil er ein lähmender Affect iſt, Freude dagegen macht redſelig, weil ſie erregend wirkt. Der Sanguiniker wird leicht ein Schwätzer, weil ihn jede Wahrnehmung ſtark erregt der Melancholiker ſchweigt, weil ſein Nervenſyſtem ſich abwehrend und hemmend verhält. Kinder reden viel, weil ihre Denkorgane ſofort auf die Sprachorgane wirken; in Delirien geſchieht daſſelbe, oft auch im Traume oder bei heftigen Ge-

müthserregungen. Daraus erſieht man, daß Denken und Sprechen organiſche Fähigkeiten und Thätigkeiten ſind, mithin unter dem Geſetz der Entwicklung ſtehen. Auch Thiere geben Lautzeichen und verſtehen dieſelben (Locktöne, Warnzeichen, Angſtrufe), und Hunde, als intelligente Geſchöpfe, halten ſogar lange Reden, wenn ſie belfern, kläffen und bellen, denn ſie drücken dann ihre Vorſtellungsempfindungen in Lauten aus, welche auch der Menſch verſtehen lernt. Vögel componiren Melodien als Empfindungsſprache. Sie ſingen ihre Gefühle wie der Menſch.

Wie ſich das menſchliche Denken von der ſinnlichen Wahrnehmung bis zum Begriffe entwickelt, ſo hat auch die Sprache und Schrift denſelben Weg nehmen müſſen. Was unſre Kinder in wenig Monaten und Jahren lernen, dazu hat die Menſchheit Jahrtauſende, vielleicht Jahrhunderttauſende gebraucht. Gerade in dieſer Fähigkeit, die Bildung zahlreicher Generationen in kürzeſter Zeit ſich anzueignen und dieſelbe dann weiter zu entwickeln, beſteht der Vorzug des Menſchen und ſeine Beſtimmung zu fortſchreitender Entwickelung. Der Säugling redet noch die Urſprache der Menſchen, denn er ſtößt unwillkürlich durch Muskelreflexe Empfindungslaute aus, und das Kind beginnt im Spiel ſeine Bilderſchrift und ſieht dabei in Strichen und Nullen Figuren und Abbildungen ſeiner Umgebung. Der Unterricht erhebt es dann auf die Stufe zeitgemäßer Bildung.

Es iſt als wahrſcheinlich nachgewieſen, daß die Urmenſchen nur eine Empfindungsſprache redeten, deren Ueberbleibſel wir noch in den Empfindungswörtern beſitzen. Hierauf folgte die Wahrnehmungsſprache, weil man das Bedürfniß fühlte, ſich den Mitmenſchen verſtändlich zu machen und ſie zu verſtehen. Dieſe Sprache beſtand in ſchallnachahmenden Wörtern oder in einer ſymboliſchen Lautſprache, deren Bedeutung man durch Geberden faßlich machte, wie ſich jetzt noch Menſchen durch Geberden verſtändigen, die verſchiedene Sprachen reden, und wie der Gebildete, der Redner

u. ſ. w. unwillkürlich ſeinen Vortrag mit Geberden begleitet, wie der Hund und das Kind aus den Mienen leſen, was der Sinn der Worte iſt, die ſie nicht verſtehen. Solche Wahrnehmungsſprache beſitzen auch die Thiere in ihren Warnrufen, in denen ſie nach Jägers Behauptung ſogar Schallnachahmung verſuchen, um Dinge zu bezeichnen.

Jede Sprache beſitzt noch einen Reſt ſchallnachahmender bildlicher Schallwörter, bei denen man nicht überſehen darf, daß ſie im Laufe der Jahrtauſende abgeändert ſind und daß das ſprachſchaffende Urvolk als ſinnlich ſtark entwickeltes Volk ein feineres Ohr für Schall und Erſcheinung hatte und Aehnlichkeit zwiſchen Erſcheinungen und Lauten fand, für welche unſere Organe unempfänglich ſind.

Aus dieſer ſchallnachahmenden Wahrnehmungsſprache ging man zur Anſchauungsſprache über, indem man Anſchauungen durch Laute bezeichnete, in denen man irgend eine Aehnlichkeit zwiſchen Anſchauung und Laut fand. Dieſe ſinnliche Bilderſprache erkennen wir in den Wurzelwörtern wieder, die einſilbig und vieldeutig ſind, weil das Anſchauungsbild noch keine feſt ausgeprägte Form hatte und das unterſcheidende und trennende Urtheil unſicher war.

Wie ſich aus verſchiedenen gleichzeitigen Wahrnehmungen Vorſtellungen bilden, ſo verband das ſprachbildende Volk Wahrnehmungslaute mit einander zu mehrſilbigen Wörtern. Da man nur gleichzeitige Wahrnehmungen verband, ſo mußten die angefügten Silben irgendwelche, gleichbleibende Beziehung zur Hauptſache haben, weshalb in dieſe Wortbildung, Ableitung und Zuſammenſetzung das natürliche Geſetz der Wahrnehmungsbildung und Vorſtellungserweiterung kam, die Sprache ſich logiſch bildete. Wie ſich naturgemäß Wahrnehmung an Wahrnehmung und Vorſtellung an Vorſtellung anreiht, ſo mußte auch die Sprachbildung nach demſelben Geſetz verfahren.

Die Wahrnehmungsſprache erfand nur einzelne Wörter, die

ein Daſein ausdrücken, alſo Hauptwörter oder Infinitive waren. Sobald aber die Vorſtellung die Wahrnehmungen vereinigt, mu ſie die Beziehungen der einzelnen Theile zum Ganzen — ihr Ur theilen — hervorheben. Da man ein Ding verſchieden auffaſſe und beurtheilen kann, ſo entſtehen verſchiedenartige Vorſtellunge d. h. jedes Volk bezeichnet in ſeiner Sprache auf eigenthümlich Weiſe dieſe Beziehungen, indem es die vorhandenen Wahrnehmungs laute auf verſchiedene Art combinirt. Jedes Flexionszeichen wa urſprünglich ein Wahrnehmungsausdruck, und durch ſolche Zu ſammenſetzung drückte man die Vorſtellungsweiſe aus, wie di Azteken und Indianer verfuhren. Durch Umſchreibungen bezeich nete man Zeit, Einheit und Mehrheit, endlich auch die Perſon durch beſondere Ausdrücke. Alle dieſe Formen und Bezeichnungen blieben flüſſig und veränderlich, wurden Gewohnheit und Sitte und wechſelten mit der Zeit.

Unterdeſſen entwickelte ſich das Urtheil, ſonderte Gleiches und Verſchiedenes und ſchuf die Urtheilsſprache, welche aus der Menge der Beziehungszeichen die geeignetſten zu ſtehenden Flexionsformen umſchuf, wobei es dem Geſetz der Urtheilsbildung und Urtheils-aſſociation folgte, woraus dann eine regelrechte Sprache entſtand, in welcher alle Denkbeziehungen durch Silben, Umwandlungen der Vocale und Conſonanten bezeichnet wurden und ein ſtrenges Geſetz der Gleichmäßigkeit Sitte wurde. Den Naturgeſetzen der Urtheilsbildung durch Nervenfaſern und Urtheilszellen folgte die Sprache als lautliches Nachbild, ſie entſprach alſo der nationalen Denkweiſe und befeſtigte ſich durch Gewohnheit immer mehr, bis die angemeſſenſte Bezeichnungsweiſe als die bequemſte zur Sitte ward. Es entſtanden in Folge des ſichtenden und ordnenden Ur-theils die Wortklaſſen, Flexionen aller Art, regelmäßige Wortbil-dungen, da Aehnliches und Gleiches durch ähnliche und gleiche Laute bezeichnet wurden. Die Menge der Wahrnehmungen in unbeſtimmten Vieldeutigkeit wurde geſondert, neue Worte ge-

schaffen aus Umwandlung und Verbindung der Wurzeln, es wuchsen Wortstämme und Wortverzweigungen aus den Wurzeln hervor, und je mehr Unterschiede das Urtheil fand, um so reicher entwickelten sich Flexionszeichen und Beziehungswörter für den Zusammenhang der Vorstellungen und der Bedeutung derselben für das Urtheil.

Da im Urtheil bereits der Begriff enthalten ist, so schritt die Sprache auch bald zur Begriffssprache vor, indem sie alles Sinnliche, Symbolische abstreifte und den Sprach- und Formenvorrath in Begriffszeichen umwandelte. Alle Bildungssilben erblassen zu Begriffszeichen, durch Wortstellung, Abschneidung von Flexionssilben, Auflösung von Vorstellungsmassen in ihre Bestandtheile (amavi in j'ai aimé) u. s. w. wird die Sprache abstract, sie wird zu einer Darstellung der Denkformen, die Syntax wird streng geregelt, Interpunctionszeichen müssen nachhelfen, die Verhältnisse der Urtheile zu einander scharf zu bezeichnen, und so entwickelte sich die Sprache der Wissenschaft, die moderne Begriffssprache mit ihren aufgelösten Flexionsformen und vielartigen Binde- und Verhältnißwörtern. Eingefleischte Philologen bedauern es, daß die sinnliche Darstellungssprache und ihre Poesie verloren gingen, aber unser modernes, abstractes Denken verlangt auch eine angemessene Sprache, die sich also von selbst mit dem Denken bildet.

Auf gleiche Weise entwickelte sich die Schrift, eine großartige Erfindung des Menschengeistes, welcher seine Gedanken erhalten, fixiren, den Nachkommen überlassen und mit ihnen reden wollte, und zwar zunächst durch Inschriften. Die Urmenschen, deren Gebeine wir neben ihren Stein- und Hornwerkzeugen finden, versuchten zu malen, die Dinge um sich her abzuzeichnen. Dies kann man eine Wahrnehmungsschrift nennen. Stellte man solche Bilder zusammen, so entstand die Bilderschrift als Vorstellungsschrift. Ganz nahe lag es, um Vorstellungen in ihrem Zusammenhange darzustellen, symbolische Zeichen anzuwenden, wie man ja

auch schallnachahmenden Wörtern symbolische Bedeutung gab, um den Wortvorrath zu vermehren. Azteken, Egypter und alle alten Völker besaßen diese Bilderschrift, bis man zur Urtheilsschrift überging, indem man aus den verschiedenen Vorstellungsbildern geeignete auswählte, um sie als Lautzeichen zu gebrauchen und ein Alphabet herzustellen. Dieser Fortschritt war so groß, daß ein Volk nach dem andern sich diese Lautzeichen aneignete. Es macht uns dabei die Rechtschreibung Noth, daher versucht man es gegenwärtig eine Begriffsschrift zu erfinden, wozu Stenographie und Telegraphie die Wege zeigen und wozu die Abkürzungen der gewöhnlichen Schrift anregen. Die Chinesen als uraltes Culturvolk besitzen bereits eine Begriffsschrift, indem sie statt der Buchstaben Vorstellungszeichen combiniren, um Begriffe auszudrücken.

12. Wie entstehen Urtheile und Schlüsse?

Wir haben gesehen, daß sinnliche Reize dem Gehirn zugeführt werden und die Hirnrindezellen in bestimmte Erregungszustände versetzen, die wir als dunkle Empfindungen spüren oder auch gar nicht inne werden. Sobald die Empfindung klar in unser Bewußtsein tritt, d. h. der Widerstand in der Gehirnrindezelle überwunden ist und nun die Zelle in dieselbe Erregung übergeht, in welcher sich die zuleitende Nervenfaser befindet, so erhalten wir eine Wahrnehmung. Vereinigen sich alle gleichzeitig ins Bewußtsein eintretenden Wahrnehmungen zu einem Gesammtbilde, wie dies die Thätigkeit des Organismus von selbst thut, so gewinnen wir eine Anschauung, ein inneres Abbild äußerer Dinge, wenn man dieses Wort im allgemeinen Sinne nimmt. Eine Anschauung wird also nur dann klar und vollständig, wenn sie alle Wahrnehmungen umfaßt und diese deutlich sind. Wird die Anschauung so sehr unser Eigenthum durch Wiederholung derselben Wahr-

nehmungen, daß der Erregungszuſtand ein bleibender wird, ſo können wir durch Reflexe der Bewegungsfaſern den Zuſtand beliebig im Bewußtſein erneuern, uns beliebig an die Anſchauung erinnern, welche nun als Vorſtellung zu einer Denkform wird. Denn wir ſind von Natur getrieben, unſre Anſchauungen durch Laute (Sprache) zu bezeichnen, und gewöhnen uns von Jugend auf an dieſe Ueberſetzung ſo leicht, daß wir nun auch durch Laute die Zellen zur Wiederholung der Anſchauung anregen. Unſre Vorſtellungen werden zu Lautzeichen (Worten), und ſehr bald bringen wir es dahin, durch Worte Vorſtellungen zu erzeugen und durch Worte beliebige Vorſtellungen zu einer Geſammtvorſtellung zu vereinigen.

Wenn ſich Vorſtellungen anhäufen, ſo empfinden wir durch die Zellenzuſtände, ob wir gewohnte oder neue Vorſtellungen erhielten. Jene glitten auf den bekannten Faſerbahnen leicht zu den betreffenden Zellen, dieſe müſſen erſt Hemmungen überwinden und erfordern oft einen ſtärkeren Drang, den wir Aufmerkſamkeit nennen, um deutlich wahrgenommen zu werden. Ebenſo empfinden wir, daß gewohnte Vorſtellungen in veränderter Weiſe ſich wiederholen und wir fangen damit an zu unterſcheiden, Weſentliches und Veränderliches zu bemerken. Kommen uns dieſe Unterſchiede zum Bewußtſein, ſo wird die Vorſtellung zum Urtheil, welches wieder vielfacher Art ſein kann, je nachdem der Kreis der Vorſtellungen ein enger oder weiter iſt, dann gewinnen wir ein einſeitiges oder vielſeitiges Urtheil.

Da die Hirnzellen in verſchiedenen Schichten unter einander liegen, jede Zellenſchicht beſonders geſtaltete und gruppirte Zellen hat, welche durch Faſern mit einander in Verbindung ſtehen, und da die Natur nichts zwecklos ſchafft, ſo müſſen wir annehmen, daß die Zellen der tieferen Schichten Centralorgane für Vorſtellungsvereinigungen ſind, daß ihre Thätigkeit verwandte Vorſtellungsgruppen zu Urtheilen, Schlüſſen, Begriffen und Ideen

umwandelt. Ist dies der Fall, so hängt es also vom Bau der Hirnrinde ab, ob der einzelne Mensch leicht und viel Urtheile bildet, ob er es bis zu Ideen bringt.

Die Urtheilszellen verfahren wie die Vorstellungszellen, d. h. es leiten sich die Vorstellungserregungen auf den Fasern der Zellen zu Centralzellen über und reizen dieselben. Die Erregungen, welche gleichzeitig in ein Gebiet der Urtheilszellen eintreten, empfinden wir als Gesammtzustand. Aber die sinnlichen Bilder sind bereits in den Vorstellungen abgeblaßt und in Lautempfindungen durch die Sprache umgewandelt. Fortan wirkt beim Menschen und Thiere der Laut als Erregungsmittel, und beim Thier, welches nur Empfindungslaute besitzt, wird diese Verbindung von Vorstellungseindrücken zu einem Urtheilsgefühl, wogegen der Mensch sich in der Sprache willkürliche Lautzeichen erfunden hat und nun in Worten urtheilt und denkt.

Wenn die Fledermaus feinste Luftdruckunterschiede empfindet und der Gefahr scheinbar instinctiv ausweicht, so empfindet sie eben einen Unterschied, sie urtheilt und denkt. Wenn das Fuhrmannspferd vor dem Wirthshaus von selbst stehen bleibt, weil es erfahren hat, der Knecht pflegt einzukehren, und es kann deshalb ausruhen, so fällt es ein Erinnerungsurtheil. Wenn wenig und unklare Vorstellungen ins Menschenhirn gelangen, so kann es organisch wenig und meist unrichtige Urtheile bilden. Kommt der Mensch nicht in die Lage, gewisse Vorstellungen zu bilden, so kann er auch keine Urtheile bilden, er versteht einen Sprechenden nicht. Auch geschieht ihm dies, wenn er die Bedeutung einzelner Ausdrücke nicht kennt, sich also keine Vorstellung machen kann, weil ihm die Anschauung fehlt, dann vermag er auch keine Urtheile zu erzeugen. Versucht er dies dennoch, so leitet er die Erregungen auf falsche Nervenfasern, combinirt daher Ungehöriges zu einem Urtheil, welches ein falsches werden muß. Je abstracter unser Denken ist, je mehr ihm die sinnliche Grundlage der Vorstellungen

fehlt, um ſo leichter gehen die Erregungen auf falſche Bahnen, weshalb grade Philoſophen oft falſche Urtheile bilden. Denn liegen dem Urtheile Wahrnehmungen zu Grunde, ſo gehen die Erregungen den nächſten Weg; aber enthalten die Vorſtellungen nur Abſtractionen, alſo nur Gebilde des eignen Vorſtellens, ſo fehlt der natürliche Drang nach der geeigneten Leitungsfaſer; man leitet die Erregung willkürlich und kann ſie daher leicht auf unpaſſende Urtheilszellen überführen.

Unſer Wiſſen beſteht in einem Vorrath von Vorſtellungserinnerungen, die wir beim Denken beliebig mit einander verbinden, daher verſchiedene umfaſſende Urtheile bilden können, indem wir alle verwandten, zur Sache gehörigen Vorſtellungen zu einer Geſammtvorſtellung vereinigen, die, weil ſie Einzelnheiten zu einer Einheit verſchmilzt, zum begreifenden Urtheil, zum abſtracten Begriffe wird, welchen wir analyſirend in ſeine Beſtandtheile zerlegen, wenn wir die Erregungen rückwärts zu ihrem Urſprung verfolgen. Wir verfahren ſo, wenn wir uns einen Begriff klar machen wollen, daher auf die Urtheilszellen zurückgehen und dieſe bis zu den Vorſtellungszellen führen.

Haben wir uns einen Vorrath von Vorſtellungen und Urtheilen geſammelt, ſo denken wir in Folge der Uebung in Urtheilszellen, wie der noch geübtere Denker in Begriffen. Wir nehmen dann in fertigen Urtheilen wahr, und dies wird in der Schule, im menſchlichen Verkehre gelernt. Die meiſten Menſchen denken in fertigen Urtheilen (Ausdrücken), über welche ſie ſich keine Rechenſchaft geben können. Deshalb iſt ihnen auch eine neue Urtheilsweiſe unbequem und wird es ſchwer, neue Anſichten zu verbreiten, weil alsdann erſt andre Leitungen in den Zellenfaſern müßten eingeübt werden. Daher ſind Vorurtheile und Aberglauben oft erſt nach Jahrhunderten aus den Köpfen zu bringen, wenn ganze Generationen ſich nach und nach an beſſere Urtheilsbildungen gewöhnt haben. Ein gutes Schulweſen und aufklärender Unterricht

wird daher die größte Wohlthat für ein Volk, daher müssen aber auch Regulative, wie die preußischen, eine allgemeine Verdummung und Verknöcherung des Denkens zur Folge haben. Das Gehirn wird einseitig ausgebildet und durch die „Kernlieder" zu falschen Vorstellungen geführt, aus denen sich eine thörichte Weltanschauung entwickelt.

Wahrnehmungen sind physische Zustände, die sich verbreiten und in den Vorstellungen bereits Urtheil und Erinnerung enthalten. Es haftet ihnen noch etwas Sinnliches an; wird dieses entfernt, so bleibt als Kern der Vorstellung das Urtheil übrig. Wir sprechen es in Wörtern und in Sätzen aus, je nachdem es wenig oder viel umfassend ist, mehr oder minder viel Vorstellungen enthält.

Im Urtheil ist aber bereits der Schluß enthalten, weil wir ohne denselben kein Urtheil bilden könnten. Nur die alte Logik macht aus den verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten ganz besondre Arten und Formen des Denkens. Wenn wir urtheilen: die Eiche ist grün, so müssen wir die Eiche von andern Bäumen, Grün von andern Farben unterscheiden. Um dies zu vermögen, vergleichen wir verwandte Wahrnehmungen, um eben den Unterschied zu finden. Wir suchen also Gründe und folgern dann, daß die Eiche keine Buche, keine Esche sein kann, dagegen die und die Kennzeichen hat, mithin eine Eiche sein muß. Jede Erinnerung besteht aus Vergleichungen und Folgerungen, welche organisch erfolgen. Wenn wir uns auf einen Namen besinnen wollen, so gehen wir verschiedene ähnlich klingende Namen in Gedanken durch. Kommen wir auf den gesuchten, so erkennen wir ihn wieder, finden also den Unterschied zwischen ihm und den andern Namen, woraus wir folgern, daß er der richtige Name ist. Urtheilen wir, daß ein Schuß gefallen ist, so erinnern wir uns, daß der gehörte Knall ganz dem eines Flintenschusses gleicht, und folgern ohne Weiteres: Es hat Jemand geschossen. Sehen wir ein Kind den Berg hinab

laufen, ſo ſagen wir: es wird fallen, weil wir folgern, es wird das Uebergewicht bekommen und ſich nicht halten können. Urtheile können alſo in verſchiedener Form ausgeſprochen, d. h. motivirt und begründet werden, wie es in zuſammengeſetzten Sätzen und Perioden geſchieht.

Urtheile entſtehen als organiſcher Prozeß aus Wahrnehmungen. Sobald wir ſie durch Erfahrungswahrnehmungen erweitern und begründen, ſo bilden wir Folgerungs- und Schlußurtheile, combiniren alſo ganz verſchiedene Urtheilszellen mit Hilfe der Erinnerung. Wir vereinigen alte Urtheile gegenüber einer neuen Wahrnehmung, wenden alte Urtheile auf einen beſondern Fall an und urtheilen über das Vorhergehende (Veranlaſſung) oder das nothwendig Nachkommende (Folge). Mithin beſtehen Schluß, Grund und Folgerung nur in der Leitung der Faſern von augenblicklicher Wahrnehmung auf gleiche oder ähnliche frühere Wahrnehmungen. Die obigen Beiſpiele beweiſen dies. Wer nie eine Flinte hat abfeuern hören, kann nicht folgern, daß ein gehörter Knall ein Flintenſchuß ſein muß.

Mithin wird derjenige richtig folgern, welcher viel Erfahrungen gemacht und dadurch ſein Urtheil erweitert und berichtigt hat. Im Schluß finden wir nur ein altes Urtheil beſtätigt und wenden es auf einen neuen Fall an, um dieſen beurtheilen zu können. Wie das einfache Urtheil eine Maſſe von Vorſtellungen vorausſetzt, ein Wiſſen, ſo erfordern Folgerung und Schluß eine Menge von Erfahrungsurtheilen. Sie unterſcheiden wieder die Urtheile, um deren inneren Zuſammenhang zu finden. Der Schluß reiht ſolche Erfahrungsurtheile an einander, um daraus ein umfaſſendes Urtheil zu bilden. Beim Aufſuchen des Grundes verfährt man auf gleiche Weiſe, man ſchließt auf Vorhergegangenes und folgert aus Erinnerungsmerkmalen die Urſache. Jeder Arbeiter muß folgern und ſchließen nach rückwärts und vorwärts, wenn ihm die Arbeit gelingen ſoll.

In die Urtheilsformen ſpielen immer noch ſinnliche Wahrnehmungen hinein als Erinnerungen an Thatſachen. Scheidet man dieſe aus und faßt das Urtheil als rein geiſtige Schöpfung, ſo entſteht der Begriff, der reine menſchliche Gedanke, welcher nur im Worte ſeine Verſinnlichung findet. Begriffe exiſtiren nur im Kopfe, die Begriffswelt iſt die Errungenſchaft des menſchlichen Geiſtes, hier beginnt ſein Reich und die Herrſchaft des Denkens. Vorſtellungen, Erinnerung und Urtheil haben auch die Thiere, aber keine Begriffe, daher auch keine Wortſprache. Alle geiſtigen Thätigkeiten, die endlich bis zum Begriff führen, nennt man Verſtand, der auch den Thieren gebührt, aber mit dem Begriff treten wir in das Reich der Vernunft über, und wie Vorſtellungen zu Urtheilen ſich entwickeln, ſo gehen aus Begriffsentwickelungen als höchſte Urtheilsform Ideen hervor, welche die Urgedanken, die Urwurzel alles geiſtigen und körperlichen Daſeins, die höchſten Aufgaben und koſtbarſten Schätze des ſchöpferiſchen Menſchengeiſtes enthalten, daher aber nur Wenigen zugänglich ſind.

13. Raum, Zeit und Zahl als Urformen der Auffaſſung.

Es iſt viel darüber geſtritten, wie wir zu den Vorſtellungen von Raum und Zeit gelangen; Einige behaupten, daß die Fähigkeit zu ſolchen abſtracten Vorſtellungen uns angeboren iſt, Andre wollen ſie auf mechaniſchem Wege als Ergebniß optiſcher Vorgänge erklären. Thatſache bleibt es, daß es Kindern ſehr ſchwer wird, Ausdrücke wie heute, morgen, eine Stunde u. ſ. w. ſich klar zu machen, daß es ſelbſt Erwachſenen unmöglich iſt, ſich Entfernungen von Hunderten und Tauſenden von Meilen zu denken, ſich 1000 Jahre als Maſſe und Geſammtbegriff zu vergegenwärtigen. Wenn man Thiere beobachtet, ſo erkennt man wohl Zeit- und

Ortſinn, aber ſchwerlich haben ſie von Raum und Zeit eine Vorſtellung, weil ſich aus dieſen abſtracten Begriffen keine Anſchauungen bilden laſſen.

Die Vorſtellungen von Raum und Zeit entſtehen nicht aus Anſchauungen, weil beide ja unwahrnehmbar ſind, ſondern bilden ſich durch Hilfe des Gedächtniſſes und der Erfahrungen als Reflexion, treten ins Bewußtſein als Begriffe, die aus dunkeln Empfindungen erwachſen, daher auch form- und geſtaltlos bleiben, weshalb wir ſie in Theile zerlegen, um ſie wahrnehmbar zu machen.

Die Zeit als unſinnliche Abſtraction wird von uns nur bemerkt an gewiſſen Veränderungen, welche wir um uns her wahrnehmen. Wir bemerken Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Steigen und Sinken dieſes Weltkörpers, Veränderungen in den Standorten der Himmelskörper überhaupt und wiſſen aus Erfahrung, daß ſolche Veränderungen nicht plötzlich eintreten, ſondern unmerklich. Sobald eine ſolche Veränderung auffallend wird, folgern wir, daß eine gewiſſe Zeit dazu gehört, und theilen uns dieſe nach ſolchen Veränderungen ein. Dazu eignen ſich regelmäßige Bewegungen, bei denen der durchlaufene Raum das Maß für den Zeitaufwand giebt. Am Raume meſſen wir die Zeit. Wir ſehen nicht nur die Geſtirne auf- und abſteigen, ſondern Bäume und Thiere wachſen, Waſſer im Fluſſe ſich bewegen, Schatten rücken, wachſen und abnehmen, wir beobachten, daß ein geworfener Stein erſt nach einer Zeitdauer zur Erde fällt und nennen dieſes Maß, eine Bewegung zu vollbringen, Zeit (Secunde, Stunde, Jahr u. ſ. w.). Wie wir uns Begriffe in Worten gegenſtändlich machen, ſo Zeitbegriffe in Ziffern, Maßſtäben und Wörtern. Zeit iſt das Maß für Bewegungsgeſchwindigkeit.

Inſtinctiv drückt man Zeiträume ſinnlich aus, um ſie faßlich zu machen, man ſagt: eine Tagereiſe, eine Tabakspfeife, einen Steinwurf weit; wenn man dreimal ausgeſchlafen hat, ein Men-

ſchenalter, im Handumdrehen, im Nu u. ſ. w., womit man nicht nur die Entfernung, ſondern auch den Zeitraum verſinnlichen will. Denn wir müſſen uns die Zeit als Raum denken, in welchem ſich allerlei Bewegungen und Veränderungen zutragen, an denen wir die verfloſſene Zeit wahrnehmen. Die Wiſſenſchaft hat eine Menge Apparate erfunden, um die Zeit zu meſſen, aber dies ſind nur willkürliche Abſchnitte in der unendlichen weſenloſen Zeit. Weil wir rings um uns während unſres ganzen Lebens nur Veränderungen wahrnehmen, ſo überſteigt es unſre Faſſungskraft, eine endloſe, unveränderliche Zeit uns zu denken. Die Sprache mit ihren vielfachen Ausdrücken für Zeittheile verführt uns, die Zeit für etwas Beſondres zu halten; wir faſſen ſie als unendlichen Raum der Dauer auf, obſchon ſie doch nur ein Merkzeichen für Bewegungen iſt, mithin von uns erdacht und gemacht iſt, wie der Aberglauben Geſpenſter erſchaffen hat, Theologen einen Teufel und eine Hölle erfanden, um gläubige Seelen zu erſchrecken Weil die Zeit nur ein gedachtes Ding iſt, ſo wird es ſo ſchwer und unmöglich, ſich einen klaren Begriff von ihr zu machen. Man kann ſie beliebig eintheilen, wie dies für das bürgerliche und geſellſchaftliche Leben bequem iſt, aber immer meinen wir damit eine Bewegung im Raume, eine Entfernung, mithin den Raum ſelbſt. Denn um einen Raum zu durchſchreiten, brauchen wir Zeit, und reden daher von einer Stunde, Meile Wegs, von ein paar Schritten u. ſ. w., und bezeichnen damit Raum und Zeit zugleich, weil dies inſofern in unſrem gewöhnlichen Denken zuſammenfällt, als die Zeit „verfließt", eine Handlung einen „Zeitraum" füllt. Ohne Raum können wir uns keine Zeit denken, denn die Zeit mißt man nach dem Raume, nach den Veränderungen und Bewegungen im Raume, wie der Minutenzeiger uns dieſes vormacht. Denken wir uns die ganze ſichtbare Welt vernichtet, ſo tritt Zeitloſigkeit ein, die wir Ewigkeit nennen. Aber auch die Grenzenloſigkeit der Veränderungen bezeichnen wir als Ewigkeit und bezeichnen damit die

Unaufhörlichkeit der Bewegungen, die Unvergänglichkeit des Stoffes, die Unendlichkeit der Daſeinsformen.

Der Begriff der Zeit führt uns alſo auf den des Raumes zurück, deſſen Entfernungen man nach der Zeit mißt, ſobald ſich regelmäßige Bewegungen im Raume bemerken laſſen, mithin bleibt die Zeit nur ein Raummaß, ſobald im Raume Bewegungen ſtattfinden. Was iſt denn nun der Raum? Die Zeit nehmen wir mit den Geſichtsorganen wahr und theilen ſie nach ſolchen Wahrnehmungen ein; daſſelbe geſchieht mit dem Raume. Einen inhaltsloſen, leeren Raum können wir uns nicht denken, weil es keinen ſolchen giebt. Jeden Raum füllt ein Stoff, und ſei er noch ſo fein und für unſre Sinne unwahrnehmbar. Wir ſehen aber, daß allen Dingen eine Ausdehnung zukommt, und den abſtracten Begriff dieſer Ausdehnung nennen wir Raum, den wir nach Entfernung der Umfangsgrenzen der Dinge meſſen je nach Höhe (Tiefe), Breite (Länge), und Dicke (Durchſchnittslinien). Raum iſt die Entfernung der Grenzen, die man nach Zollen, Schritten, Minuten u. ſ. w. mißt, und das Dazwiſchenliegende eine Raumgröße nennt, welche daher ſtets eine beſtimmte Form beſitzt (Geometrie). Der Raum iſt alſo der abſtracte Umriß eines Gegenſtandes, wenn man ſich deſſen Inhalt wegdenkt, iſt alſo eine Abſtraction. Der Raum iſt eine gedachte Figur, ein gemeſſenes Stück Entfernung verſchiedener Grenzpunkte.

Je weiter unſer Auge und unſre optiſchen Inſtrumente in die ſichtbare Welt eindringen, um ſo mehr Dinge bemerken wir, um ſo mehr dehnen ſich die Grenzen des Sichtbaren und mit ihnen der Raum aus, aber für ſich allein wird der Raum unmöglich, denn wo keine Größen (Dinge) da ſind, kann es auch keine Angrenzung, keinen Raum geben. Wir meſſen und berechnen den Raum nach den Dingen und faſſen die Geſammtheit der Ausdehnungen in dem abſtracten Worte Raum zuſammen, den wir ſinnlich nur als Raummaß wahrnehmen.

Da wir von Kindheit an die Dinge neben einander ſehen, wie ſie ſich im Auge abſpiegeln, da wir ſie mechaniſch als neben einander vorkommend empfinden, ſo wird es uns Gewohnheit, die Welt als gefüllt von Dingen wahrzunehmen, wobei wir große und kleine, und durch Erfahrung nahe und ferne unterſcheiden. Dadurch entſtehen nach und nach Vorſtellungen vom Raume, ſobald wir namentlich Veränderungen im Raume wahrnehmen und zu Urtheilen, Folgerungen, Beobachtungen und Erfahrungen gezwungen werden. Die ſichtbare Welt in der Geſammtheit der Ausdehnung giebt uns den Begriff des Raums, die Welt mit ihren regelmäßigen Bewegungen den Begriff der Zeit.

Einen Raum als ein Ding für ſich giebt es nicht, ſondern er beſteht nur in den Dingen und durch dieſelben. Bekannt iſt es ferner, daß man nahe und weit, groß und klein erſt nach und nach aus Erfahrungen beurtheilen lernt und ſich da täuſcht, wo man keine Erfahrung machte. Die Perſpective bleibt für gewiſſe Völker- und Menſchenklaſſen unbegreiflich, weil ſie im abſtracten, mathematiſchen Sehen nicht geübt und gewohnt ſind, die Entfernung der Gegenſtände nach der Größe, Beleuchtung und Schattirung abzuſchätzen. Sie ſehen die Raumtheile nicht, durch welche die Gegenſtände von einander getrennt werden und laſſen ſich durch die Sinne täuſchen.

Die Zahl endlich iſt auch ein abſtractes Zeichen für Vielheit der Dinge. Es mag den Urmenſchen ſchwer geworden ſein, und unſre Kinder lernen mit Mühe zählen und die vier Species, von dem Weſen der Dinge abzuſehen und ſie nur in ihrer Vielheit aufzufaſſen und mit einander zu vergleichen, wie es in den Species geſchieht. Das Zählen läßt die Dinge an ſich unbeachtet, denn es bezeichnet ihre Vielheit durch einen Laut und ein Lautzeichen, welches ganz willkürlich iſt. Man ſagt 2, 6, 9 u. ſ. w. und bezeichnet damit Einheiten verſchiedener Dinge, die als ſolche Einheit nicht exiſtiren, ſondern nur gedacht werden. Man lernt zählen

mit dem Ohre, unterſtützt es wohl durch Striche, Nullen, Finger, aber das Ohr muß ſich an das Wort gewöhnen und die Vorſtellungsthätigkeit gewöhnt werden, mit Wortlauten zu operiren, denen die ſinnliche Grundlage fehlt. Dabei fällt es dem Verſtande ſchwer, ſich Zahlengrößen zu denken, weil dazu ſinnliche Wahrnehmungen fehlen. Man verſuche es, wenn man deutſch rechnen lernte, in franzöſiſcher Sprache zu rechnen, und dann wird man bemerken, daß das Rechnen ſich des Gehörs als Organes bedient, man operirt mit unbekannten Lauten und muß ſich erſt wieder einüben.

14. Erregungsgebiete der Hirnzellen als Aſſociation der Vorſtellungen.

Denken wir uns den menſchlichen Körper wie eine reiche Claviatur, auf welcher die einzelnen Sinnesorgane klimpern. Es giebt Tauſende und Hunderttauſende von Taſten. Aether, Luft, Elektricität, Temperatur, Härte und Weiche ſpielen auf den Taſten und würden ein entſetzliches Concert anrichten, wenn alle Taſten anſchlügen. Aber es geht hier wie am Clavier. Die eine Taſte wird nur leiſe berührt und giebt einen matten verhallenden Ton nicht wahrgenommene Eindrücke), welchen man überhört. Die Haupttöne, Träger des Rhythmus und der Melodie, werden ſtark angeſchlagen und überklingen die übrigen Töne. Setzen wir nun an die Stelle der Töne (Luftſchwingungen) irgendwelche Sinneseindrücke (elektriſche Molecularbewegungen), ſo muß ſich eine Harmonie der Bewegungen ergeben, die uns behagt oder mißfällt, und dies nennen wir Stimmung, d. h. harmoniſche Anordnung der Gehirnerregungen.

Von den vielerlei Eindrücken der Sinne wird die eine die vorherrſchende, tonangebende ſein, und dann befinden wir uns in

einer beſonderen Stimmung, an welcher beſonders der ſympathiſche Nerv als Stimmgabel ſeinen Antheil nimmt. Aber wie Akuſtik und Optik nachgewieſen haben, erregen Luft- und Aetherſchwingungen je nach beſtimmten Zahlenverhältniſſen harmoniſche Schwingungen, d. h. man hört neben dem Grundton die Octave, Terze, Quinte u. ſ. w., ſieht neben den Farben Complementär-(Ergänzungs-)Farben. Man darf alſo muthmaßen, daß alle Nerven verwandte Bewegungen veranlaſſen. Wenn ein Nervengebiet erregt wird, ſo geht dieſe Bewegung auf das verwandte Gebiet über. Gewinnen wir alſo eine Anſchauung, ſo regen ſich auch die harmoniſch geſtimmten Gebiete des Urtheils und des Schluſſes. Je größer das Gebiet der Zellenerregungen wird, um ſo mehr harmoniſch geſtimmte Saiten klingen mit, ſo daß große Gedankenreihen ſich entwickeln, von denen jede einzelne zur Ergänzung der andern gehört, weil ſie durch Nervenfäden in Verbindung ſtehen und ein organiſches Geſammtleben führen. Philoſophen nennen dies eine Aſſociation der Vorſtellungen, Begriffe u. ſ. w., aber dem Weſen nach iſt es nur eine organiſche Ausbreitung der Erregungen, wie ſich Aether-, Luft- und Waſſerwellen nach beſtimmten Zahlengeſetzen erweitern, die Weltkörper ſich nach Zahlengeſetzen der Größe und Drehungsgeſchwindigkeit in Bewegung erhalten. Von den Geſtirnen glauben wir dies, da Newton die Formel aufſtellte, von den Bewegungen der Gehirnmoleküle bezweifeln wir es, weil noch die Formel fehlt.

Herbart und ſeine Anbeter ſprechen vom Sinken und Heben der Vorſtellungen, aber dieſe Gelehrten halten es nicht der Mühe für werth nachzuweiſen, wie denn Vorſtellungen ſinken oder ſteigen, einander verdrängen können. Die Phyſiologen wiſſen dieſen Vorgang naturgemäß zu erklären. Wir empfangen eine Menge von Eindrücken, die aber nicht alle ins Gehirn gelangen, ſondern im Rückenmark haften bleiben oder von den überfüllten Gehirncentren nicht angenommen werden, wie der Telegraphiſt Depeſchen nicht

annimmt, welche er nicht expediren kann, weil die „Linien" bereits ſtark beſchäftigt ſind.

Es ſchicken aber alle Sinne ihre Rapporte an das Centralbüreau im Gehirn, von denen eine mehr oder minder große Zahl einzelner Wahrnehmungen gleichzeitig anlangen und in den Hirnrindezellen als Vorſtellungen aufbewahrt werden. Was heißt das? Es kommen im Gehirn verſchiedene Erregungen der Nerven an und bewirken dort Erregungszuſtände. Dieſe können aber nur darin beſtehen, daß die Moleküle in der Bewegung, in welche ſie durch die Erregung gebracht wurden, eine Zeit lang verharren, d. h. dieſelbe fortſetzen, alſo den Bewegungszuſtand als Empfindung feſthalten. So lange dieſer Empfindungszuſtand dauert, eben ſo lange haben wir eine Erinnerung; verändert ſich dieſer Zuſtand, geht die Kraft weiter auf andre Organe, ſo vergeſſen wir die Sache.

Bei Wahrnehmungen kommen aber nicht einzelne Erregungen an, ſondern ganze Maſſen, welche gruppenweiſe zu einander gehören. Dieſe füllen einzelne Gehirnzellenpartien, indem ſie auf Bogenfaſern weiter geleitet werden bis zur geeigneten Zellenart. Man muß nun annehmen, ſo weit wir das Nerven- und Gehirnſyſtem kennen, daß jeder Theil, jede Windung, jeder Lappen des Hirns ſeine beſondre Verrichtung hat nach dem Princip der Arbeitstheilung; denn zwecklos iſt die Vielgeſtaltigkeit des Gehirns nicht. Kommen alſo 12 Rapporte — Merkmale der Dinge der Außenwelt — an, ſo werden dieſe möglicherweiſe auf ſechs Bezirke vertheilt, d. h. als Geſichts-, Geruchs-, Taſt- und Gehörsempfindungen gemeldet. Dieſe kamen im Centralorgan der Wahrnehmungen (im Stabkranz) an, wurden auf den Faſerſtrahlen vertheilt und bilden eine Geſellſchaft, eine Gruppe (Anſchauung), die unzertrennlich daſteht.

Die einzelnen Wahrnehmungen wurden alſo in verſchiedene Quartiere verlegt, und wenn ſie als Ganzes nicht wieder geſammelt

werden, ſo bleiben ſie einzelne Wahrnehmungen, wie ſie im Traum, in Delirien hervortreten. Wiederholt ſich aber die Gleichzeitigkeit ihres Eintritts in den Stabkranz und ihrer Vertheilung von dort aus durch die Bogenfaſern nach den beſonderen Vorſtellungsbezirken, ſo gewöhnen ſich dieſe Leitungsorgane an dieſe Gleichzeitigkeit, ſo daß mehr oder minder viel Vorſtellungszellen erregt werden, wenn die eine erregt wird, weil die Centralfaſern gewohnt ſind, einen gewiſſen Bezirk der Vorſtellungszellen zu alarmiren. Es iſt dies eine organiſche Thätigkeit, die wir täglich benutzen, und trotzdem für etwas Beſonderes halten. Alle Uebungen und Gewohnheiten werden nur möglich durch dieſe Eigenſchaft der Organe; beim Gehen, Clavierſpielen, Sprechen, Schreiben u. ſ. w. benutzen wir dieſe Reflexthätigkeit, durch welche ein Nerv und Muskel ſofort ſich den verwandten Nerven anſchließt, wenn einer erregt wird, ſo daß eine Geſammtbewegung entſteht. Wir wiſſen nicht, wie dies geſchieht, aber es geſchieht. Die Gehirnnerven verfahren auf dieſelbe Weiſe, weil dies ihr organiſches Geſetz iſt. Das Gleichzeitige bildet eine Gruppe, wie gleichzeitig lebende Menſchen eine Generation von verwandter Denkungsweiſe ausmachen. Werden alſo zwanzig Hirnrindezellen in demſelben Moment erregt, ſo gewöhnen ſie ſich daran, daß alle zwanzig denſelben Erregungszuſtand wiederholen, wenn eine oder einige in denſelben Erregungszuſtand gebracht werden. Auf dieſer gemeinſchaftlichen Erregungsbereitwilligkeit beruht das, was wir Gedächtniß und Erinnerung nennen. Fügen wir Verwandtes, Entgegengeſetztes, Zugehöriges hinzu, um Begriffe zu vervollſtändigen, ſo entſtehen Urtheils- (Vorſtellungs-) Reihen.

Wir vermögen nur einen geringen Theil von Wahrnehmungen in Vorſtellungen umzuwandeln; iſt die Vorſtellung umfangsreich, ſo muß ſie nach und nach ergänzt werden, woraus eben Urtheile und Schlüſſe werden, die bereits in jeder Vorſtellung enthalten ſind. Wenn wir zugleich ſehen, hören und riechen, ſo haftet nur

Ein Eindruck, und zwar der ſtärkſte, dann erſt werden die übrigen wahrgenommen, und bei Wiederholung oder Erinnerung treten die gleichzeitig erregten Vorſtellungsmerkmale ins Gedächtniß. Die erregten Gehirnzellen rapportiren ihre Wahrnehmungen weiter zu den unterſcheidenden Urtheils- und zuſammenfaſſenden Schlußzellen, durch deren Thätigkeit das Bewußtſein wahrnimmt, ob die drei Erregungen Merkmale Eines Gegenſtandes oder ganz verſchiedener Dinge ſind, ob ſie nothwendig zuſammengehören oder zufällig zu gleicher Zeit erfolgten. Um Zuſammenhang in gleichzeitige Eindrücke zu bringen, macht man Schlüſſe, die man aber erſt durch Erfahrung lernt. Man hört z. B. einen Knall, ſieht einen Sperling fallen und riecht Pulver. Ein Kind nimmt dieſe Wahrnehmung vereinzelt auf, ein mehr entwickeltes Bewußtſein weiß, daß zwiſchen gleichzeitig Geſchehendem ein Zuſammenhang ſtattfinden muß. Die Geruchserinnerung erkennt Pulvergeruch wieder, und da Pulver und Knall zugleich wahrgenommen wurden, ſo muß der Knall ein Schuß geweſen ſein. Es fiel aber zugleich der Sperling, jedenfalls weil er getroffen war. Es gehen ſolchen Auffaſſungen eine Menge Erinnerungsreflexe und Vergleichungen früherer Wahrnehmungen mit den gegenwärtigen voraus, weshalb wir uns manchmal beſinnen müſſen, ehe wir das Richtige finden, d. h. einen erklärenden Zuſammenhang in unſre vereinzelten Vorſtellungen bringen. Nehmen wir ſpäter vereinzelt daſſelbe oder Aehnliches wahr, ſo tritt uns jene ganze Scene vor die Seele, wir erinnern uns derſelben in Folge der Vorſtellungsaſſociation, in welcher das Weſen der Erinnerung und des Gedächtniſſes beruht.

Die Aſſociation der Vorſtellungen iſt ein Reflex der Bogenfaſern, welche gleichzeitig von einer Zelle aus erregt werden. Man muß alſo die Vorſtellungszellen, deren Eindrücke man zu einer Geſammtvorſtellung vereinigen will, gleichzeitig erregen, und darin beruht die Thätigkeit des Unterrichtens. Wie bereits er-

wähnt wurde, nehmen nicht alle erregten Zellen den Eindruck auf, daher wird das Vorstellungsbild unvollständig. Der Lehrer und der Lernende müssen daher nachsehen, ob sie vollständig wahrgenommen haben und durch Wiederholung des Eindrucks und Aufmerksamkeit grade die widerstrebenden Zellen zur Aufnahme der Wahrnehmung zwingen. Gewöhnt man sich daran, nur gewisse Merkmale der Dinge und deren Zusammenhang nur nach einer Richtung zu erfassen, so entstehen einseitige Vorstellungen und schiefe Urtheile. Fügt man aber neue Vorstellungen zu den bereits vorhandenen, so erweitert sich das Urtheil, man gewinnt einen weitern Horizont durch den Reichthum an Vorstellungen, die man zu einem Gesammturtheil vereinigt. Man muß demnach neue Leitungswege einschlagen, wenn man neue Vorstellungen gewinnen will, und dann sie als Gesammterinnerung dem Bewußtsein zuführen. Man kann daher alles Mögliche zu einer Vorstellungsreihe vereinigen — und darin besteht ja der Witz und die Komik —, wenn man irgend ein Bindeglied — eine Leitungsfaser — einzuschieben weiß. Logische Begriffserweiterungen, die man in Satzformen ausspricht, hängen auch von dem Willen ab, was man zur Hauptsache machen will. Association der Vorstellungen besteht entweder aus Erinnerungsthätigkeit oder Willenstrieb (Willkür), für etwas Besondres halten es nur die Philosophen der Psychologie, wofür sie von Staatswegen bezahlt werden.

Sind einzelne Zellenpartien schwach organisirt und ungeübt, so lassen sich dieselben nicht in den Vorstellungskreis einfügen, es entsteht Einseitigkeit der Wahrnehmung. Dasselbe muß der Fall sein, wenn die Urtheils- und Schlußthätigkeit nicht entwickelt ist, dann springen die Eindrücke auf ungeeignete Fasern, es entstehen Sinnestäuschungen, Phantasterei und Träume; das kindliche Wahrnehmen ist daher noch ein traumhaftes, es geht aus Sinnestäuschungen hervor. Dasselbe geschieht, wenn Alkohol, Gift u. s. w. ganze Zellenpartien übermäßig erregt und die Urtheils-

thätigkeit verhindert haben, die Bindeglieder zwischen den verschiedenen Urtheilen fehlen, so daß Unsinn (verbindungslose Urtheile) erscheint.

Die Psychologien pflegen systematisch aufzuzählen, auf welche Arten man Vorstellungen verbinden kann, denn sie gehen von der Voraussetzung aus, es liege dies ganz im Belieben des Menschen. Man vergißt, daß jede Vorstellung ihrer Natur nach der Erregungszustand einer Hirnzelle oder vielmehr eines Zellengebietes ist. Bewegungszustände der Hirnzellen halten wir für Merkmale der Gegenstände. Mithin kann man nicht beliebig associiren, sondern dies besorgt der Verlauf der Zellenerregung von selbst. Dessen Gesetze kennen wir noch nicht, mithin wo bleibt die schöne Theorie von den Vorstellungsassociationen?

Hat jede Vorstellung als embryonisches Urtheil oder Schluß seine körperliche Entstehungsart oder bedarf sie als Abstraction körperlicher Organe, so kann man von einem Heben, Sinken, Verdrängen der Vorstellungen nicht reden, sondern von wenig und stark empfundenen Erregungszuständen der Zellen. Wird eine Hirnzelle selten und nur schwach erregt, so giebt sie eine unklare, dunkle Wahrnehmung, und aus schwach erregten Zellengruppen werden unklare, dunkle Vorstellungen. Die Leitung zu ihnen wird schwer, weil Uebung und Gewohnheit fehlen, daher erinnern wir uns ihrer nicht, da Reflexbewegungen schwierig herzustellen sind, die Vorstellungen sinken also nicht, sondern die Hirnzellen nahmen eine Erregung nicht an, oder der Erregungsstrom ging ganz andre Bahnen und erregte andere Zellen. So geschieht es, daß uns, wenn wir uns auf etwas besinnen wollen, verschiedene Dinge einfallen, aber unser Gemeingefühl sagt uns, die hervortretenden Vorstellungen sind nicht die gesuchten. Das Nervengedächtniß empfindet den Unterschied zwischen der hervortretenden und gesuchten Vorstellung, die wir bereits gehabt haben. Empfinden die Organe diesen Unterschied nicht, so verwechseln wir Vor-

ſtellungen, Begriffe und Dinge, d. h. wir erkennen nicht, daß die Faſerleitung eben auf falſche Faſern kam. So können wir falſche Urtheile und Schlüſſe bilden, indem wir Nervenzellen in Verbindung bringen, die in Bezug auf den Zweck nichts gemein haben. Unſre Urtheilsreflexe gingen falſche Bahnen, wir bemerkten in unklarer Erinnerung die Unterſchiede der Merkmale nicht. Irrende ſind daher hartnäckig, weil ſie die Fehler nicht bemerken.

Wir bewegen uns mit unſrem Denken, Urtheilen, Folgern immer im Gebiet der Aſſociation, d. h. wir halten gleichzeitige Wahrnehmungen für Merkmale eines Dinges oder Ereigniſſes. Aſſociation beruht auf Leitung der Reize. Die Natur hat dafür geſorgt, daß die Leitung eine vernünftige iſt, daher denken wir von Natur logiſch; auch die Thiere denken und folgern richtig je nach dem Kreiſe ihrer Erfahrungen. Sieht der alte erfahrene Sperling, daß ein Menſch ſich bückt, ſo muthmaßt er, daß dieſer einen Stein aufhebt, um ihn zu werfen. Er fliegt alſo ſo weit, bis er ſich für ſicher hält. Sitzt er auf einem hohen Baume, ſo meint er gefahrlos zu ſein, wenn man auch nach ihm wirft. Sauſen aber Steine rauſchend durch die Blätter oder ſchlagen an Zweige an, ſo erkennt er, daß er verfolgt iſt und urtheilt, daß ihn doch ein Stein erreichen könnte. Er reiht alſo eine Menge von Vorſtellungen mit Hilfe von Schlüſſen an einander, welche er der Erinnerung an ſeine Erfahrungen entnimmt. Fehlen ihm Erfahrungen, ſo entwickelt er keine neuen Urtheile. Thiere, welche den Menſchen nicht kennen, fürchten ihn nicht; je mehr ſie verfolgt werden, deſto ſchlauer werden ſie, entwickeln den Kreis ihrer Vorſtellungen zu umfaſſenden Urtheilen.

Was der Pſychologe von Handwerk alſo Aſſociation der Vorſtellungen nennt, ſind Urtheile, Schlüſſe und Combinationen von Erfahrungserinnerung mit Folgerungen. Man muß alſo Erweiterungen der Vorſtellungen unterſcheiden, welche ſich durch Verbreitung der Erregung von Hirnzellen als Erinnerungsbilder bil-

den, und ſolche, welche man durch Schlüſſe und Folgerungen bewirkt. Zu beiden bedarf man leitender Nervenfaſern, und um dieſe tüchtig zu handhaben, hat man vielfacher Uebung nöthig.

Wollen wir uns die unwillkürlichen Verbindungen der Vorſtellungen faßlich machen, ſo müſſen wir uns an Telegraphenapparate erinnern, ebenſo an die Geſetze der Akuſtik. Wenn ein Ton angeſchlagen, d. h. eine beſtimmte Luftbewegung bewirkt wird, ſo ergreift dieſe Bewegung auch ſolche Saiten, deren Schallwellenzahl in einem harmoniſchen Verhältniß zur vorhandenen Schallwellenzahl ſteht. Es tönt die Octave mit, bei ſtärkerer Erregung die Terz u. ſ. w. und ſo entſteht ein Accord aus harmoniſch erregten Schallſchwingungen. Der Telegraphiſt bemerkt, daß von dem Hauptſtrom Nebenſtröme abgehen, der Optiker endlich erkennt, daß jede Farbenart (Aetherſchwingung) unter gewiſſen Verhältniſſen Neben- und Ergänzungsfarben erzeugt. Daſſelbe geſchieht bei den Nervenleitungen. Der elektriſche Strom ſucht ſich den leichteſten Weg, und dieſen findet er da, wo er am häufigſten geht (Gewohnheit, Uebung), er erregt alſo ohne Weiteres alle Gebiete, die er zu erregen gewohnt iſt, weil er ſich über ganze Faſerbündel verbreitet. Beim erſten Anblick einer Eiche nehmen wir nur deren Umriſſe und Haupttheile wahr; ſehn wir ſie öfter, ſo vermehren ſich die Wahrnehmungen, da wir auch die Merkmale der Theile wahrnehmen. Sehen wir dann nur ein Blatt, ein Stück Rinde, ſo treten nach gewohnter Weiſe alle Zellen in Erregung, welche gleichzeitig erregt zu werden pflegen, und wir ſtellen uns den ganzen Baum vor. Sehen wir dann eine Linde, ſo empfinden wir einen Unterſchied der Wahrnehmungen, wir müſſen Aehnliches und Verſchiedenes trennen, der Vorſtellungsſtrom ſcheidet ſich zwiſchen Eiche und Linde, alter und neuer Erregung, und wir gewinnen Urtheile. Lernten wir die Linde kennen im Unterſchiede von der Eiche, ſo werden die Vorſtellungen von der Linde ohne Weiteres mit der der Eiche erwachen, weil ſie gemeinſchaft-

lich zu erſcheinen pflegten. Denn Alles, was gleichzeitig wahrgenommen wird, geht gleichzeitig zu einer Geſammtvorſtellung über und tritt als ſolche ins Gedächtniß ein. Daher erinnert man ſich an einen Namen z. B., wenn man ſich vorſtellt, wo man ihn gehört oder geleſen hat. Dieſe Erinnerung beſteht alſo in einer Verbindung von Erfahrungsbildern.

Daher muß das ſich zu einem Geſammtbilde, zu einer Geſammtvorſtellung vereinigen, was an demſelben Orte oder zu derſelben Zeit in das Bewußtſein tritt als gemeinſame Thatſache. Es treten eben die Erregungszuſtände verſchiedener Zellen zugleich ins Bewußtſein, welches ſie als Einheit auffaßt. Geſchieht dies öfter, ſo gewöhnt ſich das Bewußtſein daran, den Vorgang als einen einheitlichen aufzufaſſen und ergänzt ihn, wenn nur ein einzelnes Merkmal auftritt, indem es die Erregung über das gewohnte Gebiet verbreitet. Dieſe Thätigkeit des Bewußtſeins als Gemeingefühl des Wiſſens enthält in ſich das Weſen des Gedächtniſſes und der Erinnerung. Solche unwillkürlichen Verbindungen der Vorſtellungen ſind demnach nur Erregungsreflexe, welche ſich über beſtimmte Gebiete verbreiten und in der Organiſation des Gehirns ihren Grund haben. Man muß ſie aber auch für die Grundlage der Entwickelung von Vorſtellungsreihen halten.

Anders geſtaltet ſich die Sache, wenn man abſichtlich Vorſtellungen erweitern will. Aller Unterricht, alles Lernen und Wiſſen beruht auf Erweiterung der Vorſtellungen. Die handwerksmäßigen Pädagogen und Philoſophen geben Recepte, wie man Vorſtellungen erweitern kann, was ſie in ihrem Kauderwelſch „aſſociren“ nennen; denn „wo Begriffe fehlen, ſtellt ſich die Phraſe ein.“ Eine Einſicht in die Nervenanatomie haben dieſe weiſen Geſetzgeber nicht gehabt, das ſieht man ihren ſinnloſen Phraſen

Unſer ganzes Bildungsleben beſteht darin, daß wir Vorſtel-
n erweitern. Wir haben aber an den angeführten Beiſpielen
ı, daß dazu die Vermittelung der Bogenfaſern oder die Ur-

theilszellen (tiefen Schichten der Hirnrinde) benutzt werden. Man kann alſo mechaniſch oder organiſch Vorſtellungen an einanderreihen, d. h. ſie gleichzeitig und nach einander erzeugen. Fügt man mechaniſch Vorſtellungen an einander, wie dies in den meiſten Schulen mit Hilfe des Gedächtniſſes und Stockes geſchieht, ſo benutzt man inſtinctiv — die Erfahrung brachte darauf — das Naturgeſetz des Gehirns, daß die Wahrnehmungen ſich zu einem Ganzen vereinigen, welche gleichzeitig und als Theile eines Ganzen ins Bewußtſein treten als Geſammtvorſtellung. Dieſe Gleichzeitigkeit kann den Ort, die Zeit, die Merkmale (Aehnlichkeit), betreffen, es wird dadurch der Bezirk der Erregungen erweitert, und da wir in Worten (Klangbildern) denken, ſo erregt der Wortlaut den ganzen Umfang der Wahrnehmungszellen, die unter ſich in Correſpondenz ſtehen, wenn man ſich darauf einübt, worauf die Afterweisheit der Schulmeiſter beruht. Das Auswendiglernen iſt nur ein Mechanismus, alle Vorſtellungen durch Faſerreflexe wach zu rufen, welche einem Worte anhaften. Mit dem Worte Berlin verbinden ſich die Worte: Spree, Preußen, Hauptſtadt, Brandenburger Thor u. ſ. w., weil dieſe genannt wurden, wenn man von Berlin ſprach oder auf die Karte blickte. Es tritt Gleichzeitiges ins Bewußtſein. Haftet dieſes, ſo kann man noch vom Schloß, von Blücher, vom Alten Fritz u. ſ. w. etwas hinzufügen, denn es haben nun dieſe neuen Merkmale einen Punkt, an welchem ſie kriſtalliſiren. Wiederholt man dieſe Merkmale beim Namen Berlin, ſo wird der Vorſtellungskreis ein größerer. Wie dieſe verſchiedenen Merkmale zu einem Ganzen zuſammen kommen, das kümmert die Hirnzellen nicht, denn es iſt eben nur das Telegraphennetz erweitert. Wie man die Sache auch drehen und wenden mag, ſo kommt man über den Mechanismus der Erinnerungsreflexe (Erregung der Bogenfaſern) nicht hinaus; aber das Urtheil hat dabei nichts zu thun, weshalb man bei einem ſolchen Wiſſen gründlich verdummen kann. Dies iſt der

Fluch, der auf den preußiſchen Schulregulativen ruht: ſie verdummen den Menſchen.

Auf dieſem Standpunkte ſtehen viele Gelehrte, deren Wiſſen nur in Reflexen der Bogenfaſern beſteht, mit deren Hilfe ſich Vorſtellungen erneuern und erweitern, indem ſie Gleichzeitiges, Gleichörtliches und Gleichartiges hinzufügen. Der gewöhnliche Elementarunterricht, Katechismus u. ſ. w. thut daſſelbe, bildet alſo das Urtheil nicht aus, macht den Geiſt zur Maſchine und verdummt den Menſchen, d. h. macht ihn urtheilslos. Solche Vorſtellungsreihen beſtehen nur in Hirnreflexen, wie ſie auch das Thier hat. Man reiht in der Schule mechaniſch Vorſtellung an Vorſtellung, erregt die eine durch eine Frage, und ſiehe da, jetzt blitzt die ganze angereihte Linie der Vorſtellungen auf wie ein Feuerwerk. Das Publicum ſtaunt, aber in der Kinderſeele bleibt, wenn das Feuerwerk abgebrannt iſt, nur ein Aſchenreſt übrig.

Es wurde bereits darauf hingedeutet, daß jede Vorſtellung ein Urtheil, eine Schlußfolgerung in ſich ſchließt, ſobald ſie auf tiefere Zellenſchichten übergeht. Der menſchliche Geiſt ſucht daher inſtinctiv und als organiſche Thätigkeit die Urſache der Erſcheinungen auf und bildet daraus Folgerungen. Unſer Geiſt iſt kein Mechanismus, ſondern ein Organismus. Daher wird ihm der Mechanismus widerwärtig und ſucht er ſich organiſch zu entwickeln, indem er aus ſeinen Wahrnehmungen Urtheile und Schlüſſe macht, durch welche in die bunte Reihe der Erſcheinungen Zuſammenhang und Geſetz kommt. Das Thier nimmt inſtinctiv den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Folge wahr, aber der Menſchengeiſt erforſcht das Geſetz und macht ſich inſofern zum Herrn des Geſetzes, als er es für ſeine Zwecke benutzt. Das Thier beobachtet, der Menſch forſcht.

Wenden wir das auf die Vorſtellungen an, ſo können ſich dieſe verdunkeln oder hervordrängen, je nachdem die Eindrücke kräftig waren oder das Intereſſe ſich auf einen beſtimmten Punkt

lenkte. An und für ſich kann eine Vorſtellung ſich nicht verdunkeln, dies geſchieht nur, wenn ſie aus einer ſchwachen Erregung hervorging. War dieſe ſtark, überwand ſie den Widerſtand der Hirnzellen, ſo tritt ſie ſiegreich ins Bewußtſein. Mithin kann man nur ſolche Vorſtellungen entwickeln, d. h. auf andre Hirnzellen überleiten, welche Kraft der Erregung beſitzen, wozu Willenskraft, Aufmerkſamkeit und Intereſſe gehören. Ohne dieſe geht es nicht, wie jeder Lehrer weiß. Um aber Vorſtellungen zu erweitern, muß man neue Vorſtellungen organiſch erwachſen laſſen, indem man Grund und Folge, Urſache und Wirkung (lauter Wahrnehmungsurtheile) als Bindemittel gebraucht, d. h. die Vorſtellungen tiefer in die Zellenſchichten eindringen läßt, wo ſie durch natürliche Faſern in Verbindung treten als organiſche Thätigkeit. Bringt man in die bunte Maſſe der Wahrnehmungen dieſen organiſchen Zuſammenhang, erhebt man die vereinzelten Vorſtellungen zu einem Urtheile oder Schluß, ſo entſtehen im Gehirn organiſche Verkehrswege, die Erſcheinungswelt erſcheint uns als geordnete und vernünftige, und nun verkehren die Wahrnehmungszellen mit Urtheils- und Schlußzellen, wodurch eine unabſehbare Vermittelung in den inneren Zellenſchichten hervorgerufen wird, durch deren Hilfe ſich eine Kette von Folgerungen bildet, welche unſern Vorſtellungskreis erweitern und das Wiſſen in organiſchen Zuſammenhang bringen. Die Leitungen gehen nun nach Innen und pflanzen ſich über weite Zellengebiete fort.

Eine ſolche Ausbildung der Vorſtellungen giebt ein lebendiges Wiſſen, eine wahre Bildung, ein Begreifen und Erkennen, weil die verſchiedenen Vorſtellungen nicht vereinzelt als zufällige Wahrnehmungen neben einander ſtehen, ſondern als ein organiſches Gewächs ſich ausbilden. Durch Denken kann man Vorſtellungen entwickeln zu Reihen, indem man Merkmal an Merkmal fügt, den Werth der einzelnen Merkmale abſchätzt, den Grund aufſucht und die nothwendigen Folgen ermißt, alſo nach beiden Seiten

hin die Vorſtellungen erweitert. Dies iſt die naturgemäße Unterrichtsmethode, welche man nur in der Geometrie zu befolgen verſucht hat.

15. Begriffe, Ideen und Ideale.

Der Menſch iſt organiſirt, in Begriffen zu denken. Wie der menſchliche Embryo alle Thierformen durchmacht, ehe er als Menſch geboren wird, ſo durcheilt auch der Menſchengeiſt die Formen des thieriſchen Empfindungs- und Anſchauungsdenkens. Die Menſchheit bedurfte Jahrtauſende, unſre vervollkommnete Organiſation macht dieſe Entwickelungsperiode in einigen Kinderjahren ab. Wie der Magen mit ſeinen zahlreichen Hilfsorganen dazu beſtimmt iſt, genoſſene Nahrung in nahrhaftes Blut zu verwandeln, ſo iſt unſer Gehirn auch derart eingerichtet, daß es Sinneseindrücke in Begriffe und Ideen umwandelt. Zum Verdauen bedürfen wir der Zähne, des Speichels, Magenſaftes, Darmzellen, Galle, Nieren, Lymphgefäße u. ſ. w. und dann wieder Blutreinigungsorgane. Das Gehirn als Verdauungsorgan ſinnlicher Reize wird ähnliche Organe haben, wir kennen ſie noch nicht. Doch müſſen wir aus der ſehr zuſammengeſetzten und formenreichen Geſtalt des Gehirns mit Recht muthmaßen, daß jeder einzelne Theil ſeine Beſtimmung und ſeinen Thätigkeitskreis hat. Werden wir dies einſt erforſcht haben, dann werden wir unſer geiſtiges Thun als organiſche Thätigkeit begreifen. Es giebt mangelhafte Verdauungsorgane, Störungen in der Blutbereitung, Magenkrankheiten, bei denen der Körper abmagert. Soll es denn in dem Organismus des Gehirnbaues mit ſeinen Millionen von Faſern, Zellen, Ganglien u. ſ. w. anders ſein?

Bereits weiß man, daß die Hirnrinde des Stirnhirns, namentlich die Gegend um die Sylviſche Spalte, Organ der Vorſtellungen

und des Gedächtniſſes iſt, wie Meynert anatomiſch es nachgewieſen hat, was Andre beſtätigen. Im Stabkranz und den ſogenannten Gehirnganglien müſſen wir die Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane ſuchen, in dem verlängerten Mark die Bewegungs-(Willens-) Werkzeuge, im Rückenmark die Organe für inſtinctive und Reflex-Bewegungen. So viel hat die experimentirende Phyſiologie bereits ergründet. Daher muß man folgerichtig ſchließen, daß für die übrigen geiſtigen Thätigkeiten leibliche Organe vorhanden ſein müſſen.

Die Hirnrinde beſteht, wie Meynert nachweiſt, aus 6—8 Schichten, jede hat ihre beſondre Art von Nervenzellen, die wieder verſchieden gruppirt ſind. Stellt man nun Darmzellen, Leber, Nieren, Lymphgefäße, Lungen u. ſ. w. neben dieſe Zellenarten, ſo liegt es nahe zu vermuthen, daß in den verſchiedengeſtalteten und vertheilten Zellen Umwandlungen der Sinneserregungen (Molecularbewegungen) vor ſich gehen. Wenn die Molecularbewegung der Empfindungs- und Sinnesnerven im Großhirnganglion ankommt, ſo wird ſie dort auch eine Bewegung veranlaſſen, deren Natur wir gar nicht kennen. Wir nennen ſie eben Wahrnehmung — ein Empfindungszuſtand von der erregten Bewegung. Nervenbogenfaſern leiten ſie weiter. Da die Leitung eine neue iſt, ſo wird ſie eine veränderte ſein. Die Bewegung geht zu den Zellen der Hirnrinde und erregt dieſelbe. Wir empfinden alſo eine Erregung in den Nerven der Fußzehen im Gehirn und lernen aus Erfahrung, daß dieſe Erregung von der Fußzehe herſtammt. Erfahrung, d. h. Wiederholung derſelben Erregungszuſtände, führt zum Urtheil, welches eben aus Grund und Schlußfolgerung beſteht. Wollen wir uns dies phyſiologiſch erklären, ſo müſſen wir annehmen, daß die Erregung in tiefere Zellenſchichten eindrang und aus der Dieſelbigkeit oder Verſchiedenheit der Empfindung, des Empfindungszuſtandes) das Urtheil als Erkenntniß hervorging.

An jedem Urtheile haften mehr oder minder viel ſinnliche Wahrnehmungselemente, es entſteht aus verſchiedenen Faſerleitungen und hängt davon ab, welche Wahrnehmungen und Vorſtellungen den Centren der Urtheilszellen zugeführt wurden, weshalb die Urtheile verſchiedener Perſonen über dieſelbe Sache ſehr verſchieden ausfallen können. Dazu kommt noch die augenblickliche oder Temperamentsſtimmung, in deren Folge man über dieſelbe Erfahrung je nach der Stimmung ganz verſchieden urtheilt. Temperament und Stimmung beherrſchen die Nerven und deren Empfänglichkeitszuſtand; ſie ſtimmen die Saiten des Wahrnehmungsapparates um und führen gefälſchte Wahrnehmungen zu den Urtheilsorganen, wie eine verſtimmte Geige gefälſchte Töne erzeugt.

Das Urtheil bleibt daher zum Theil dem Zufall unterworfen, wird oft von Nebenſtrömungen beeinflußt, falſch geleitet. Weil das Urtheil leicht irre zu führen iſt, ſo fängt der Menſch durch Lockſpeiſe, Locktöne und andre Täuſchungen die Thiere, indem er ſie zu falſchen Urtheilen verführt. Unſre meiſten Irrthümer entſtammen aus falſchen Urtheilen in Folge falſcher ſinnlicher Wahrnehmungen, aus denen ſich, wenn ſie aus Gewohnheit dauernd werden, Vorurtheile bilden, indem wir uns über Grund oder Folge irren, Vorſtellungen und Erfahrungen falſch combiniren, denn darin beſteht jeder Irrthum (in ungeeigneter Nervenfaſerleitung).

Dringen die Urtheilserregungen tiefer in die Hirnrinde ein, ſo wird ſich dort der Begriff bilden in den Centren der Begriffszellen. Es werden bei Urtheilen dieſelben Erregungen ſich wiederholen, wenn dieſes Gebiet überhaupt erregt wird, andre werden nur zeitweiſe vorkommen. Wir empfinden alſo eine Verſchiedenheit des Erregungszuſtandes in den Urtheilszellen; welche jedenfalls unterwegs noch Hemmungszellen überwinden müſſen. Aus dieſer Verſchiedenheit der Zuſtrömung der Erregung, die an Kraft und Zahl der Eindruckswellen abweicht, entnimmt die Empfindung

den Unterſchied der Urtheilsmerkmale (Zellenerregungen). Die ſchwächeren, ſeltenen Erregungen ſchwinden, werden ſchwach oder gar nicht wahrgenommen, die ſtarken, ſtets ſich wiederholenden dagegen bleiben, erhalten die Bewegung in den Zellen und dieſen Zuſtand nennen wir Begriff. Man könnte den Begriff eine Filtrirung der Urtheile nennen, durch welche das zufällig Sinnliche ausgeſchieden wird und der allgemeine Erregungszuſtand uns zum Bewußtſein kommt, indem wir ihn mit einem Worte bezeichnen, d. h. mit einem an ſich bedeutungsloſen Lautzeichen, welches wir erſt lernen müſſen.

Sobald der Menſch eine gewiſſe Bildungsſtufe erreicht hat, denkt er in Begriffen, in abſtracten, zufälligen Laut- und Schriftzeichen, welche die Jugend mühſam lernen muß. Nicht jeder Menſch kann in Begriffen denken, ſondern je nach Alter und Bildung denkt er in Vorſtellungen und Urtheilen wie das Thier. Der Gebildete dagegen denkt in fertigen überlieferten Begriffen, und erſt wenn er ſich Klarheit verſchaffen und den Inhalt der Begriffe faßlich machen will, zerlegt er die Begriffe in Urtheile, dieſe in Vorſtellungen und dieſe in Wahrnehmungen. So verfährt der Elementarunterricht und mancher Vortrag an Univerſitäten, wenn er ganz neue Begriffe faßlich machen will.

Lehrer und Schriftſteller beachten dieſen Umgeſtaltungsvorgang zu wenig, und dann werden ſie nicht verſtanden, weil die Begriffsbildung eine lückenhafte iſt. Der Begriff vereint in ſich mehr oder minder viel Urtheile, je nachdem mehr oder weniger Urtheilszellen gleichzeitig erregt werden, ſo daß ein enger oder weiter Begriff entſteht. Viele gelehrten Streitigkeiten entſtehen aus dieſer Verſchiedenheit des Umfangs, in welchem Urtheilszellen gleichzeitig erregt werden. Jeder meint dann Recht zu haben und hat auch perſönlich Recht, weil er nur den Erregungszuſtand gewiſſer Hirnzellen empfand. Je mehr Urtheile man im Gedächtniß gegenwärtig hat, alſo willkürlich erregen kann, um ſo vollkommener und tref-

fender wird der Begriff. Wenn wir nachdenken und überlegen, wie wir über dieſes und jenes urtheilen ſollen, ſo führen wir uns Erinnerungen von Urtheilen vor, aus denen dann organiſch das Geſammturtheil als Begriff entſteht. Wir ſammeln uns im Nachdenken Urtheilsmerkmale, im Ueberlegen Bewegungsmotive, um das Allgemeine in den Einzelheiten zu finden.

Die Sprache der cultivirten Völker iſt eine Begriffsſprache, daher circuliren Begriffe unter uns wie Münze, aber Wenige verſtehen dieſe Sprache, d. h. überſehen den Geſammtinhalt verſchiedener Urtheile, welchen der Begriffsausdruck enthält. Die ſinnliche Vorſtellungsſprache iſt begreiflicher, und darin beſteht der populäre Vortrag, daß er Begriffe in Vorſtellungen und Anſchauungen zerlegt. Da nun die Wiſſenſchaft nur in Begriffen denkt, ſo kann man ſie nie populariſiren, ſondern nur in Bilderſprache überſetzen. Ein populärer Vortrag kann bis zur Urtheilsbildung erheben, aber nie bis zum begrifflichen Denken. Man hat alſo nicht Unrecht, wenn man ſagt, das Populariſiren der Wiſſenſchaft iſt eine Verflachung und Erniedrigung derſelben. Es arbeiten ja im Gehirn ganz andre Organe, die nie einen Begriff erzeugen können, ſo wenig die Darmzotten Blut bereiten, da ſie es nur vorbereiten. Begriffliches Denken ſetzt eine vollkommene Entwickelung des Gehirns voraus, wird nur dem Manne möglich. Selbſt das Frauenhirn eignet ſich ſelten zum Denken in Begriffen, wie anatomiſch nachgewieſen iſt, weil das Empfindungsorgan ſtärker entwickelt iſt als das Denkorgan (Hinterhirn und Vorderhirn). Daher hat die Emancipation der Frauen ihre Naturgrenzen, die Frau iſt und bleibt Gemüthsweſen und empfindet feiner als der Mann, bildet ſcharfe Empfindungsurtheile, aber wenig Begriffsurtheile.

Wenn wir in Begriffen denken, ſo arbeiten wir nur mit Gattungsmerkmalen, laſſen die ſinnliche Gewißheit und Erfahrung bei Seite liegen, combiniren nach irgendwelchem Verfahren (Syſtem) Begriffe und kommen daher oft ganz abſeits von der Wahr-

heit. Daher tritt die Empirie in ihr volles Recht ſolchen nahe liegenden Abirrungen gegenüber. Theologie und Philoſophie haben ſich oft genug in den Irrgarten abſeitsleitender Begriffsbeſtimmungen begeben, aus denen ſie die verachtete Empirie rettete. Der Materialismus und Realismus unſrer Zeitbildung iſt der nothwendige Rückſchlag gegen die ins Blaue hinein faſelnde Begriffsphiloſophie, die Alles mit Redensarten abmachen möchte, wozu doch poſitive Kenntniſſe und Erfahrungen gehören.

Aus der Verbindung von Begriffen und deren gegenſeitiger Anregung ergeben ſich Begriffsbewegungen, welche den Urtheilsthätigkeiten des Grundes und der Folgerung entſprechen, indem ſie die Unterſchiede der Begriffe wahrnehmen und deren Urſache aufſpüren. Das Urtheil nahm die Erfahrung zu Hilfe, um Urſache oder Folge kennen zu lernen, der Begriff benutzt dazu Urtheile, er telegraphirt rückwärts, ſammelt Urtheile, vergleicht ſie mit dem vorliegenden Begriffe, ſondert die beſonderen Fälle und findet dann das allgemeine Geſetz als die zu Grunde liegende Idee, als Urgrund alles Denkens und Seins. Weiter kann es der Menſch nicht bringen. Hier iſt die Grenze ſeiner Kraft.

Die Idee iſt ein Begriffsurtheil, umfaßt Urſache und Folge, und findet aus den Allgemeinheiten der Urtheile die höchſte Allgemeinheit. Jedenfalls hat das Denken in Ideen auch ſein Organ in der Hirnrinde, und daher kann man ſich erklären, daß bevorzugte Menſchen in Ideen zu denken vermögen, wenn ſie die Organe dazu beſitzen, Begriffe in Ideen umzuſetzen. Man kann ſich dann auch erklären, daß Männer große Ideen erzeugen, die ſonſt einſeitig gebildet ſind (Peſtalozzi, Thorwaldſen, Jac. Böhm, Apoſtel Paulus, Muhamed, Rouſſeau, Joſeph II., Friedrich II., Stein). Es iſt dies ein inſtinctives Handeln und Denken, welches jedenfalls davon abhängt, daß die Faſerleitung der Zellen ſofort bis zur innerſten Schicht geht und dort umfaſſende Geſammtbegriffe erzeugt, eine Menge von Erſcheinungen, Urtheilen und Be-

griffen bis zum Urgrund überſieht. Dies iſt die Organiſation des Genies, worüber man eben nur Vermuthungen ausſprechen kann, die aber vorhanden ſein muß, weil alles Daſeiende ſeinen materiellen Grund hat. Wie je nach der Organiſation (der Faſerverbindung und Zellenbildung) ein Gehirn ſcharfes Wahrnehmungs-, Urtheils- und Begriffsvermögen beſitzt, ſo kann ein Gehirn ſo organiſirt ſein, daß Urtheile ſofort zu Ideen werden, weil die Ideenzellen ſtark entwickelt ſind und die Nervenfaſern der Urtheils- und Begriffszellen ſofort weiter leiten. Phyſiologiſch kann man ſich dies ſo erklären, daß aus ſtets wiederholten Begriffserregungen ſich durch Begriffsurtheil (Erregungsunterſchied) der Geſammt- und Urbegriff ergiebt als Geſammtempfindung der inneren Hirnrinde.

Verbinden ſich Ideen zu einem Ganzen, wie es Vorſtellungen und Urtheile thun, ſo nennen wir dieſe Geſammtheit unſrer ausgebildetſten Begriffe ein Ideal, wie es Nationen inſtinctiv in ihrem Geſchichts- und Kunſtleben darzuſtellen verſuchen. Gelingt es einem Künſtler, eine Idee zu veranſchaulichen, ſie in den Kreis der Wahrnehmung und Anſchauung zurück zu überſetzen, ſo hat er ein Ideal geſchaffen, eine Idee verkörpert, ein ewiges Kunſtwerk erzeugt, wozu wieder inſtinctives Handeln in Folge beſonderer Gehirn-Sinnesorganiſation gehört, daß er Begriffe und Ideen ſinnlich denkt und empfindet.

---

16. Die Entwickelung der Urtheilsreihen zu Anſichten, Grundſätzen und wiſſenſchaftlicher Erkenntniß.

Wie ſich Vorſtellungsreihen zu Vorſtellungsreihen fügen und neue ſich daraus entwickeln, ſo geſchieht es auch mit der Maſſe von Urtheilen, welche wir bilden oder fertig überliefert empfangen, um ſie im Gedächtniß und Bewußtſein anzuſammeln. Hat ſich ein Vorrath von Urtheilen und Erfahrungen geſammelt, ſo bildet

er zugleich ein mechaniſches Ganzes, indem die verwandten Vorſtellungsmaſſen ſich an einander ſchließen, Urtheile und Erfahrungen einander ergänzen und berichtigen, wodurch eine Schlußkette die ganze Gedankenwelt zu einer einheitlichen Grundanſicht verbindet. Alle Einzelurtheile ſind nach einem Geſammturtheile geordnet, gerichtet und verbeſſert, ſo daß eine elektriſche Kette entſteht, in welcher man, von welchem Ringe aus man auch zu experimentiren anfange, ſtets eine Reihe von Schlüſſen und Folgerungen findet, welche nothwendig zu der Grundanſicht hinleitet. Auf dieſe werden dann alle Erfahrungen und neuen Kenntniſſe bezogen, ihr angepaßt und untergeordnet. Es entſteht eine in ſich abgerundete Weltanſchauung, ein wiſſenſchaftliches Syſtem.

Man nennt dieſe angelernte oder angewöhnte Art, nach gewiſſen Geſammturtheilen die Welt und deren Vorkommniſſe zu betrachten und abzuſchätzen, eine perſönliche Anſicht, dagegen eine Weltanſchauung, wenn ſie umfaſſend iſt. Leitet man aus dieſer Grundanſicht Verhaltungsmaßregeln für das Handeln ab, ſo gewinnt man Grundſätze; entſtehen ſolche Anſichten aus falſcher einſeitiger Auffaſſung, indem man die Grundanſicht unverändert und unverbeſſerbar behaupten will, ſo folgt man Vorurtheilen, vorgefaßten Meinungen, von denen kein Menſch frei iſt. Die Entwicklung der Wiſſenſchaft beſteht darin, ſolche Vorurtheile zu berichtigen, um den Menſchen von Irrthümern zu befreien.

Das ganze menſchliche Leben beſteht aus einem raſtloſen Ausbau und Umbau unſerer Anſichten; ſo lange der Menſch dazu geneigt und fähig iſt, nimmt er an der Entwickelung zeitgemäßer Ideen Antheil, verharrt er aber hochmüthig und gedankenfaul auf ſeinen Anſichten, achtet er nicht auf Erfahrungen und Fortſchritte, ſo geräth er mit der ewig jungen Welt in Widerſtreit, fühlt ſich unbehaglich und wird reactionär. Je nach dem Lebensalter und den Lebensverhältniſſen pflegen ſich die Anſichten zu ändern, da ſie beweglicher Natur ſind, bis ſich aus der Maſſe ſittlicher Vorſtel-

lungen bleibende Grundſätze herausbilden. Für jede Entwickelungsperiode beſitzen die gewonnenen Anſichten Wahrheit, weshalb man Menſchen mit fertigen Anſichten nicht anders machen kann, weil man ihr ganzes Denkſyſtem umformen und die Maſſe ihrer Urtheile anders ordnen müßte. Weil jede Generation, jede Zeitperiode gleichmäßige Anſichten hat, da ſie unter gleichmäßigen Einflüſſen, Erfahrungen und Ueberlieferungen ſteht, ſo entſtehen Altersanſichten und Zeitanſichten, Jugendmeinungen, Zeitmeinungen.

Der Mann gewinnt nach und nach in Folge erweiterter Kenntniſſe und vielſeitiger Erfahrungen feſte Anſichten, die er ungeändert beibehält. Beſchäftigen gewiſſe Gedanken eine Generation, ſo wird ſich auch in der Mehrzahl der Gleichalterigen eine Uebereinſtimmung der Anſichten ausbilden, welche gegen Andersdenkende vertheidigt wird. Die meiſten Menſchen nehmen ſolche Anſichten auf Glauben und aus Achtung vor den Stimmführern an und ſtreiten dann dafür, auch wenn ſie wenig urtheilsfähig ſind. Je handgreiflicher und einſeitiger ſolche fertigen Anſichten ſind, um ſo mehr finden ſie den Beifall der urtheilsſchwachen Menge. Werden nun gar materielle Intereſſen berührt, ſo hört das Nachdenken auf, es herrſcht die Begierde, der Gedanke wird zur Gemüthserregung, und als ſolche für Gründe unzugänglich. Auf dieſe Weiſe entſtehen geiſtige Epidemien, d. h. Stände und Genoſſenſchaften, welche unter demſelben Druck der Verhältniſſe ſtehen und deren Beſtrebungen daher nach derſelben Richtung getrieben werden, bilden ſich über ihre Lage einſeitige Urtheile, empfangen dadurch einen geiſtigen Krankheitsſtoff, welcher nun das ganze Denken und Trachten ergreift, weil er zur Gemüthsbewegung, zum Triebe und zur Sucht, alſo zur Naturkraft wird.

Es giebt aber unter den gereiften Männern ſolche, welche ſich jung erhalten, indem ſie fortwährend ihr Wiſſen erweitern und demnach ihre Anſichten berichtigen, alſo richtiger urtheilen als die Mehrzahl ihrer Zeitgenoſſen und das Kommende als nothwendige

Folge erkennen, das Erſcheinen deſſelben vorbereiten. Andre ſind ſo organiſirt, daß ſie ſofort das Richtigere, Umfaſſende, Höhere und Kommende erkennen. Natürlich erfahren ſie von vielen Seiten Widerſpruch, es entſteht ein Streit entgegengeſetzter Anſichten, in welchem keine Partei nachgiebt, weil jede ja nach einem fertigen, in ſich abgeſchloſſenen Syſtem denkt. Dagegen wächſt die Jugend unter den Einflüſſen der neuen Zeit heran, ſie iſt ja die heranwachſende Zukunft, beſitzt noch keine fertige Weltanſchauung, ſchwärmt leicht für große, neue Gedanken, iſt kampfbereit und nicht ſelbſtſüchtig, daher finden neue Anſichten gerade in der Jugend Anhänger, die ſich hineindenkt, mit Begeiſterung hineinfühlt und in den neuen Gedanken ſo emporwächſt, daß ſie ihre Natur werden, und ſo ſteht plötzlich eine ganze Generation von Neuerern da, durch welche die Zeit eine andere wird, weil man anders denkt und die widerſtrebenden Alten nach und nach ausſterben. Auf dieſe Weiſe verbreiten ſich Ideen und Zeitrichtungen von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Volk zu Volk, bis ſie endlich die Herrſchenden werden und nun eine neue Zeitperiode eingetreten iſt, wozu oft jahrhundert langes Ringen und Kämpfen gehört.

Wie das leibliche Leben in einer ſteten Umwandelung der Stoffe und in Erneuerung der Organe beſteht, indem Abgenutztes aus dem Körper entfernt, Neues eingeführt wird, ſo erhält ſich auch der Geiſt lebendig, indem er alte Urtheile beſeitigt (vergißt) oder umgeſtaltet und neue Erkenntniſſe aufnimmt. Auf dieſe Art lebt der einzelne Menſch, ganze Völker, Zeitalter, Künſte und Wiſſenſchaften. Da ſich aber naturgemäß eine Grundanſicht aus den vorhandenen Urtheilen bildet und wieder naturgeſetzlich nach dieſen Urſachen ſich in beſtimmter Weiſe entwickeln muß, ſo gewinnt jede Entwickelung einen inneren, naturgemäßen Zuſammenhang, verliert der Zufall ſeine Macht, weil nur das Naturgeſetz wirkſam bleibt.

Es giebt aber auch Stauungen und Hemmungen im Kreislauf der Ideen, die zu geiſtigen Auswüchſen führen und nicht

ſelten als Kriſis Revolution und Krieg veranlaſſen. Stände und Genoſſenſchaften halten aus Gewohnheit oder aus Selbſtſucht an veralteten Anſichten feſt, widerſetzen ſich jeder Neuerung, verſagen ſich alſo die Verjüngung des Lebens und ſehen ſich alſo im Laufe der Zeit in eine ganz fremde Welt verſetzt, in welcher ſie ihre Anſprüche und ergrauten Vorurtheile wollen geltend machen. Dies verurſacht eine Stockung, es häufen ſich in den lebensunfähigen Organen die Ernährungsſtoffe an, werden endlich zu Geſchwüren oder zur Erkrankung des ganzen Organismus, bis endlich der Stoff als Eiter ausbricht oder der Organismus langſam hinſiecht. Die Geſchichte des Abſolutismus in Spanien, Frankreich und Oeſterreich ließe ſich pathologiſch als ein unvermeidlicher Zerſetzungsproceß darſtellen. In den hochadeligen Familien und den Kirchenfürſten herrſchen ganz andere Anſichten, ihre Jugend wird unter andren Eindrücken und Urtheilen groß gezogen, daß ſie die Gegenwart einſeitig beurtheilen und oft da Unheil ſtiften, wo ſie dem Volke Wohlthaten zu erweiſen beabſichtigen. Dieſe großen Herren wiſſen nicht, wie mühſam der Bürger ſich das Brod verdienen muß, wie ſchwer ihn die Steuern drücken, die man entbehrlicher Bedürfniſſe wegen aufbürdet; der Bürgerſtand empfindet dies, ſieht ſich machtlos dem Willen Weniger gegenüber, alſo wird er nothwendig regierungsfeindlich, verliert die Anhänglichkeit an die Dynaſtie, welche Repräſentant des Volksgeiſtes ſein ſoll, bekrittelt jeden Fehler der Behörden, und ſo entwickelt ſich der pietätloſe, reſpectloſe Geiſt unſrer Zeitungen, die mit Regenten und Miniſtern umſpringen wie mit Schulbuben — was man Preßfreiheit nennt — ſelbſt zu Lügen und Erdichtungen greifen, um Stoff zu hochweiſem Tadel zu erhalten, und endlich die Grundlage der ganzen Staatsgeſellſchaft unterwühlen. Es ſind dies die Krankheitsſymptome, daß die modernen Ideen nicht frei circuliren und ſich umſetzen können, und daher ſteht die rothe Republik ſtets als Geſpenſt im Hintergrunde.

Wenn man die großen Bewegungen unſrer Gegenwart, auf der einen Seite das Haſchen nach Geld, auf der andern die zunehmende Genußſucht des Arbeiterſtandes überſieht, ſo kommt man in die Verſuchung zu glauben, daß wir einer Revolution entgegenſtrudeln, gegen welche die von 1793 nur ein Kinderſpiel war. Die Kluft zwiſchen den höheren bevorzugten Klaſſen und dem arbeitſamen, intelligenten Mittelſtande, und die Kluft zwiſchen dieſem und der Maſſe der Arbeiter wird täglich größer, einige Regierungen ſind ſogar ſo kurzſichtig, daß ſie ſich der Maſſe bedienen gegen den liberalen Mittelſtand. Egalité, Lafayette, Danton und Andere haben daſſelbe Experiment gemacht und eine Pöbelherrſchaft in Scene geſetzt, welche ſie aufs Schaffot und in den Kerker brachte. Spiele nicht mit Schießgewehren! warnt das Sprichwort.

Man ſoll jeder Zeit ihr Recht und ihre Berechtigung gewähren, ſich den Geſetzen natürlicher Entwickelung nicht widerſetzen, Gedanken frei durch Generationen kreiſen laſſen, dann werden ſie ſich zu organiſchen Gebilden ſammeln, umgeſtalten und dem Volke geiſtige Geſundheit ſichern. Gegen Naturgeſetze vermag Menſchenmacht nichts, ſie wird zermalmt und zerſtampft von den ungeheuren Kräften weltgeſchichtlichen Lebens. Man ſollte Zeiterſcheinungen und Zeitſtimmungen nicht vom polizeilichen Standpunkt aus auffaſſen, ſondern vom pſychologiſchen, dann würde man viele Mißgriffe verhüten und Uebelſtände leicht beſeitigen. Die Heilung liegt in einer mit umfaſſenden Mitteln durchgeführten Volkserziehung und Volksbildung, aber da entſteht der Streit zwiſchen Kirche, Staat und Schule. Man treibt durch hartnäckiges Feſthalten an Veraltetem, Lebensunfähigem, Unberechtigtem und Gemeinſchädlichem alle denkenden Menſchen aus der Kirche und aus der Monarchie. Dahin deuten alle Anzeichen, denn wie man es treibt, ſo geht es, wer Wind ſäet, wird Sturm ernten. Kirche und Monarchie haben ſich ſelbſt um ihre moraliſche Macht gebracht und behaupten ſich nur durch Chaſſepots und Hinterlader. Gegen

Demokraten helfen zu Zeiten Soldaten, aber gegen die vernichtende Gewalt der öffentlichen Meinung ſind gezogene Kanonen und Panzerſchiffe nutzlos.

---

17. Verſtand und Vernunft.

Man ſpricht von Verſtand, Vernunft, gar noch von Intelligenz, aber man ſagt nicht, was denn dieſe Wörter bezeichnen und welche Unterſchiede ſie kennzeichnen. Die Berliner Intelligenz kennt man allerdings durch Wrangels und Manteufels geiſtreiche Sprachfehler. Man hat in der Noth auch den Thieren Verſtand zugeſtanden, weil ſie klug, überlegend und berechnend handeln, für den Menſchen konnte man alſo nur den Vorzug der Vernunft retten. Was bleibt denn da für Gott übrig? — Die höchſte Vernunft! — Köſtliche Logik! Können Thiere Verſtand haben, die keine Sprache beſitzen? Der Menſch denkt, wenn er erwachſen iſt, nur in Begriffen, in abſtracten Gattungsbezeichnungen, d. h. in Wörtern, das Thier nur in Erinnerungs- und Erfahrungsbildern. Thiere merken ſich nur den einzelnen Fall als Erinnerung, weshalb man ſie fangen kann, wenn man ihr Erfahrungsurtheil täuſcht. Der Menſch dagegen erfaßt kraft ſeiner Gehirnorganiſation nur das Allgemeine, er nimmt ſofort in Gattungsbegriffen wahr und bezeichnet dieſe durch Laute, ſteht alſo auf einem ganz andern Boden der Wahrnehmung, präparirt aus ſinnlichen Wahrnehmungen ganz andre Ergebniſſe. Man könnte ſagen, Thiere erkennen und denken mehr mit den Rückenmarksorganen, weshalb der Inſtinct vorherrſcht, Menſchen mit den Nervenzellen des Vorderhirns, obſchon ich dieſe ſchroffe Auffaſſung nicht bis in ihre Einzelheiten vertreten will.

Dagegen möchte ich behaupten, daß kein Thier Verſtand beſitzt Sinne, wie wir dies Wort zu verſtehen gewohnt ſind;

denn dem Thiere fehlt die articulirte Sprache, und ohne Sprache giebt es keinen Verstand. Thiere besitzen das „Unbewußte", aber der Mensch ist erst Mensch im Bereiche des Bewußtseins. Da wir nun als körperliche Wesen dem Thierreiche angehören, so nehmen wir auch am Unbewußten (Instinct, instinctiven Handlungen, Reflex-Bewegungen, Gedächtniß u. s. w.) Theil, aber erheben uns über diese Niederung des Lebens, sobald wir in die Region der Bildung und des Culturlebens eintreten, wo sich Instincte verlieren, dagegen freier Wille, Forschungen, Entwickelungen und Ideen die Atmosphäre unsres Daseins füllen.

Die Psychologie faßt das geistige Leben als einen Mechanismus auf, verwandelt den Geist in das Fachwerk eines Schriftsetzerkastens und nennt dies eine ideale Auffassung. Sie scheidet daher auch Verstand und Vernunft als niedere und höhere Geistesvermögen, wenn man aber den Unterschied zwischen beiden bis in seine Einzelheiten verfolgen will, so erkennt man die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens. Die Gesammtthätigkeit der Denkorgane umfaßt das, was man Verstand nennt. Diese kann auf verschiedene Stoffe gerichtet sein, ein weiteres oder engeres Gebiet bearbeiten, sie bleibt trotzdem Verstand. Stehen dem Verstande wenig Urtheile und Erfahrungen zu Gebote, so ist er ein einseitiger, beschränkter; verwendet er eine Menge von Urtheilen (Kenntnissen), um den Gegenstand des Denkens von allen Seiten und in allen seinen Beziehungen zu erfassen, so zeigt sich ein umfassender Verstand. Bei großer Gewandtheit im Gebrauche der Denkformen entwickelt sich ein scharfer Verstand, der feine Unterschiede auffindet, und ein tiefer Verstand, der den verborgenen Zusammenhang aufzufinden vermag; aber die Thätigkeit bleibt doch immer Verstand. Jedes Denken muß ein verständiges sein, sobald es ein normales ist und geschwächte oder kranke Hirntheile ein naturgemäßes Denken nicht hindern, oder Angewohnheiten und Vorurtheile die Erregungen und Correspondenz der Hirnzellen nicht etwa auf falsche Linien leiten.

Jedes Denken als Naturproceß hängt ab von der Beſchaffenheit der Organe und von der Gewohnheit der Gedankenverbindungen (Erziehung, Unterricht, Gewohnheit), weshalb nicht nur der einzelne Menſch je nach Alter, Geſchlecht und Lebensſtellung zu verſchiedenen Zeiten verſchieden denkt, ſondern auch Völker in den verſchiedenen Perioden ihrer Entwickelung andre Gedankenverbindungen, Folgerungen, Schlüſſe und Geſammturtheile bildeten. Man kann daher kaum ſagen, wer verſtändig und wer unverſtändig denkt. Welche Maſſe von Vorurtheilen ſchleppt heute noch die Wiſſenſchaft und die Kirchenlehre mit ſich herum und legt ſie als ungeheure Laſt und Hemmung der Volksbildung auf die Schultern! Der Katholik, der die Heiligenverehrung mit Gründen rechtfertigt, denkt in ſeiner Art ebenſo vernünftig wie der Proteſtant, der ſie verwirft; beide gehen nur von entgegengeſetzten Grundſätzen und Vorausſetzungen aus, ſind von Kindheit an gewohnt, andre Vorſtellungsreihen und Schlüſſe zu bilden.

Es iſt bereits als Thatſache nachgewieſen, daß das Gemüth in das Denken hineinſpielt, ihm Wärme, Thatkraft, Färbung, Friſche und Begeiſterung giebt, daſſelbe entweder erhöht oder ſchwächt. Nenne man alſo das gemüthvolle, gemüthergreifende Denken rundweg Vernunft als rein menſchliche Thätigkeit, dagegen das mechaniſche Denken in Urtheilen u. ſ. w., die vom Gehirn als Naturproducte erzeugt werden, Verſtand. Es vereinigt die Vernunft alſo Denken und Empfinden, durch welche das Denken zum Inhalt des Gemüthslebens wird und die Gemüthserregungen leitet. Vernunft und Verſtand können einander nie widerſprechen, weil ſie ja in einander enthalten ſind; aber ein verſtändiges Denken, welches alſo das Gemüth nicht berührt, empfinden wir als ein kaltes, trocknes, hartes Thun. Es kann ſich mit den höchſten Fragen beſchäftigen, bleibt aber dann für uns nur Sache des abſtracten, theoretiſchen Erkennens; ſobald aber das Gemüth hinzu

ſo nimmt die innerſte vollſte Perſönlichkeit Antheil, das Denken

wird beflügelt, seine Kraft vermehrt, die Phantasie vergegenwärtigt uns die gewonnenen Ergebnisse des Denkens, und dann nennen wir die Erzeugnisse der Vernunft nicht mehr Begriffe, sondern Ideen, die abschließenden Endurtheile, Principien und gewonnene Weltanschauung werden ideale, sobald sie ganz im Gemüth aufgehen. In der Idee vereinigen sich Glauben, Wissen und ästhetisches Können. Im gewonnenen Ideal schließt der Mensch und jedes Volk und jede Culturperiode ihre Bildung ab, denn sie ist zur Verwirklichung der Vernunft gelangt, so weit sie derselben mächtig war.

Der Sprachgebrauch unterscheidet also nicht bestimmt genug zwischen verständig und vernünftig, weil es eben schwer ist, für jeden einzelnen Fall zu forschen, ob das Gemüth bei dem Denkprozesse betheiligt wurde. Dagegen empfindet man bei Betrachtungen über Kunstwerke sofort das Unpassende, wenn diese lediglich nur zum Inhalt des verständigen Denkens gemacht werden. Ebenso richtig ist es aber auch, wenn man der Vernunft die Erzeugung von Ideen zuschreibt, weil in der Idee eine Gemüthsbewegung inbegriffen ist, kraft deren die Idee im Ideale vergegenwärtigt, in ihr angeschaut und empfunden wird. Kirchen- und Rechtslehre entstehen durch Verstandesthätigkeit, im religiösen und sittlichen Denken verwandelt sich der Verstand in Vernunft, Frömmigkeit, Gewissen, Ehrfurcht, Andacht, Rührung u. s. w.

Es kann aber auch das niedere Denken der Kinder vernünftig sein, wie ja jedes Denken, sobald es ein freier Willensact ist und aus Interesse entsteht, ein vernünftiges wird. Will man auch Thieren verständiges Denken zuschreiben, je nachdem man das Denken auffaßt, so muß man ihnen auch vernünftiges zugestehn. Pferd und Hund handeln verständig, wenn sie sich den Menschen anvertrauen, sie sind treu, dankbar, gehorsam, lernbegierig, zeigen also Gemüthsbewegungen, schützen ihren Herrn und opfern sich für ihn.

Um das Gemeinte kurz auszusprechen, sollte man sagen: was die Natur von selbst thut, soll man Verstand nennen, der die Summe der Urtheile und unentbehrlichen Meinungen erforscht und den Kram der Vorstudien im Gedächtniß behält auf Jahrtausende. Was aber der Mensch unabhängig von der Zeitrichtung erstrebt als sein menschenwürdiges Ziel, das ist seine Vernunft, d. h. die von ihm gebilligte Gemüthsrichtung. Sind denn die Denklehrer oft nicht recht sehr einseitig? Warum nicht ihre Schüler?

18. Träume, Hallucination, Illusion und Delirium.

Der Traum spielt in der Mythologie und Poesie eine große Rolle, auch Philosophen haben sich mit ihm beschäftigt, um ihn in ihrem System unterzubringen, obschon nur Physiologen sein Entstehen nachweisen können. Uebrigens giebt er über das Seelenleben lehrreiche Aufschlüsse, weshalb er besondere Aufmerksamkeit verdient.

Noch ist die Frage über das, was den Schlaf veranlaßt, nicht entschieden. Wahrscheinlich dürfte Erschöpfung des Blutes an Sauerstoff Schuld sein, welchen man bei der Ruhe während des Schlafes reichlicher einathmet und dadurch den Verlust ersetzt. Weil wegen der Ruhe weniger Stoff verbraucht, mithin das Blut nahrhafter wird, die Gehirnorgane sich stärken und dadurch empfänglicher für Reize werden. Die Müdigkeit soll ihren Grund darin haben, daß sich in den Muskeln Milchsäure ansammelt, welche während der Ruhe von nahrhaftem Blute muß weggeschafft, der Muskel ausgewaschen werden.

Bei einigem Nachdenken über den Traum erkennt man, daß das Gehirn noch thätig ist, so daß man sehen, denken, hören kann u. s. w., woraus man ersieht, daß jene Erzeugnisse aus organischer Thätigkeit hervorgehen. Urtheilen und Schließen sind ange-

borene Fähigkeiten, das lehrt der Traum, in welchem dies ohne unſer Zuthun von ſelbſt geſchieht, ſobald die betreffenden Organe zur Thätigkeit angeregt werden.

Ferner giebt uns der Traum Aufſchluß über die Natur der Erinnerung. Wir ſchaffen im Traume nichts Neues, ſondern wiederholen in oft ſeltſamer Verbindung Vorſtellungsbilder. Daraus muß man folgern, daß die Wahrnehmungen als wechſelnde Erregungszuſtände ſtets ſich ändern, ſobald ſie aber in die Centralorgane der Rinde geleitet werden, ſo verharren ſie dort in bleibendem Zuſtande. Jede Vorſtellung erregt einen Ganglienbezirk, — und es giebt ja 500—600 Millionen Nervenzellen, welche in dem Erregungszuſtande der Wahrnehmung verharren als Anſchauung, daher können ſie als Vorſtellungserinnerung beliebig wiederholt werden, wenn die Anſchauungsorgane ihren Erregungszuſtand zu den Wahrnehmungsorganen zurückleiten. In den Anſchauungen ſammeln wir uns einen Schatz der Erkenntniß an, den wir Bewußtſein und Wiſſen nennen, und der weiter organiſch in Urtheile u. ſ. w. umgewandelt wird. Da wir gewohnt ſind — und dazu gehört Uebung — unſre Anſchauungen, Urtheile u. ſ. w. mit Worten zu bezeichnen, ſo vertritt das Wort endlich die ſinnliche Wahrnehmung, indem Auge oder Ohr beim Wort die Anſchauung erzeugen, oder uns bei der Anſchauung das Wort einfällt. Groß- und Kleinhirn correſpondiren unaufhörlich, ſo lange der Stoffwechſel kreiſt; eintretende Blutleere unterbricht die Correſpondenz, ebenſo übermäßige Stoffzufuhr.

Während des Schlafs ſchwinden eine Menge Erregungsurſachen, einestheils weil die Organe erſchöpft ſind, anderntheils weil Erregungsurſachen fehlen, da wir Dunkelheit und Stille verlangen, wenn wir ſchlafen, auch nicht ſchmecken, riechen und taſten wollen, und nur das dunkle Gemeingefühl über die Zuſtände des vegetativen Lebens berichtet. Dieſes Gemeingefühl begleitet uns den ganzen Tag und verurſacht die wechſelnden, uns oft unerklär-

lichen Stimmungen. Sobald aber die übrigen Empfindungsorgane ruhen, gelangen die Stimmungen des ſympathiſchen Nerven ins Kleinhirn und werden die vorwaltenden. Es kommt nun auf den Zuſtand des Gehirns an, ob und wie weit es von dieſem Gemeingefühl angeregt wird, welche Zellenpartien etwa noch wach oder halbwach ſind und die Leitung des Gemeingefühls annehmen, um dann als Reflexe dieſelben in Vorſtellungen und Urtheile umzuwandeln. Fühlen wir uns ſehr behaglich, ſo empfinden wir dies im Gehirn als Leichtigkeit, als körperloſes Schweben oder Dahinfliegen. Dadurch werden die Denkorgane erregt, ſie erfinden einen Grund für das Gefühl und meinen, man ſchwebe ſanft in der Luft. Dieſe Vorſtellung reflectirt auf die Augennerven, von da auf die Anſchauungsorgane und ſiehe da, wir ſehen uns ſchweben oder fliehen, wozu dann eine erlebte Scene, ein geſehenes Bild in der Erinnerung erwacht und den Hintergrund giebt. Stockt dagegen der Blutumlauf, wird ein Körpertheil gedrückt, ſo empfindet man Unbehagen, Angſt, Beklemmung, wozu in den Vorſtellungsorganen ein Grund erdacht wird, ſo daß man zu fallen meint, von wilden Thieren verfolgt wird, ermordet werden ſoll, fortlaufen will und nicht kann. Da nun viele Vorſtellungszellen nicht erregungsfähig ſind, ſondern nur die eine oder andre wenig benutzte Gruppe, dieſe aber ihre Erregung auf andre Zellen fortleitet, ſo entſtehen ſeltſame, oft ſinnloſe Combinationen von Urtheilen und Schlüſſen, weil von jeder Anſchauungszelle in der Regel die Zelle der Urtheils- und Folgerungsſchicht angeregt wird. Miſchen ſich noch einige halbwache Zellen hinein, die vor dem Schlafengehen beſchäftigt wurden, ſo kann ein ſolcher Traum ſehr bunt und zuſammenhangslos werden.

Eine andre Art von Träumen entſteht aus vereinzelten Erinnerungsbildern von eben Erlebtem oder Gedachtem, welche von den Nervenzellen mechaniſch durch Reflexe verbunden, in Zuſammenhang gebracht und dieſen Nachbildern irgend welche Ur-

ſachen untergeſchoben werden, welche von den Wahrnehmungsorganen geſehen und gehört werden, wie es bei jeder Sinnestäuſchung geſchieht. Verfolgen wir beim Erwachen den Traum, ſo erkennen wir, daß einzelne Gedanken, Beobachtungen, Ereigniſſe, die wir kaum zu beachten ſchienen, im Gehirn erwachten, ſich entwickelten u. ſ. w., weil die betreffenden Zellen ſich noch im Erregungszuſtande befanden und nun mechaniſch arbeiteten.

Es giebt außerdem noch vielerlei Veranlaſſungen, wodurch Träume entſtehen können, d. h. wodurch die Gehirncentren zur Thätigkeit angeregt werden, wie denn der Wahnſinn —, auch eine traumartige Thätigkeit der Gehirn- und Nervenzellen — verſchiedenartige Urſachen haben kann. Eine Menge von Eindrücken ſtürmen den Tag über auf das Nervenſyſtem ein, weshalb daſſelbe viele Hemmungapparate beſitzt, um nicht an Einem Tage vernichtet (abgenutzt) zu werden. Es ſchlüpfen aber doch unbewacht Wahrnehmungen ins Kleinhirn, welche nicht ins Bewußtſein (Großhirn) gelangen, weil daſſelbe zu ſtark beſchäftigt iſt. Es bleiben ſolche Depeſchen alſo unerledigt, weil das Großhirn ſie nicht expedirt. Sobald dieſes aber ermattet iſt und das Expeditionsbüreau leer wird, drängt ſich dieſe und jene Wahrnehmung an den Vorſtellungsapparat heran und fängt an zu telegraphiren. Aber es fehlen die ſachkundigen Telegraphiſten (Verſtand und Wille), auch haben viele Stationen die Drähte außer Thätigkeit geſetzt. Wenn alſo eine ſolche verſpätete Wahrnehmung jetzt eigenmächtig ihre Depeſche ſelbſt expedirt, ſo kann dieſe nur da aufgenommen werden, wo die Drähte (Nervenfaſern) noch leitungsfähig ſind. Demnach werden ohne Ziel und Abſicht jene Nervenzellen erregt, die noch nicht abgenutzt ſind, und es entſtehen die ſonderbarſten, unſinnigſten Vorſtellungscombinationen je nach den Gehirnzellen, welche in die Erregung eintreten. Da ſpielt der Zufall die Hauptrolle, und weil Zuſammenhang fehlt, können wir uns beim Erwachen nur auf Einzelnes beſinnen. Unſinn kann man

ja nie behalten, weil unſer Denken und Erinnern logiſchen Zuſammenhang verlangt und ihn organiſch erzeugt.

Jeder Traum iſt alſo das Nachzittern irgendwelcher Partien der Gehirnzellen. Aber, wird man fragen, weshalb vergeſſen wir Träume oder erinnern wir uns derſelben? Thatſache iſt es, daß wir uns nur des Endes der Träume erinnern, und ſtets nur Bruchſtücke uns vergegenwärtigen, ja wollen wir uns dieſe recht klar machen, ſo verſchwinden ſie. Warum dies? — Ein angeſtrengtes Gehirn reagirt ſauer, ſagt der Chemiker, es muß Sauerſtoff ſammeln, um neutral zu reagiren. Sauerſtoff in Ueberſchuß hat es nur gegen Morgen geſammelt, weshalb dann erſt die Vorſtellungszellen wieder thätig werden. Bis dahin vegetirt das Gehirn nur. Außerdem bleibt ja der Wille, das ordnende, zweckbeſtimmende Urtheil, unthätig, weiß alſo von dem Vorgefallenen nichts, und da wir uns nur deſſen vollſtändig erinnern, was als logiſche Vorſtellungsreihe ſich organiſch entwickelt, ſo können wir die Fata Morgana eines Traumes in der Erinnerung nicht nach rückwärts verfolgen und aufwickeln, weil eben logiſcher Zuſammenhang fehlt.

Mayer ſchließt ſein lehrreiches Buch „Sinnestäuſchungen u. ſ. w.“ mit den ernſten Worten: „Die Wiſſenſchaft muß die Exiſtenz und Fortexiſtenz eines individuellen geiſtigen Weſens entſchieden in Abrede ſtellen und damit Illuſionen des Egoismus zerſtören. Diejenige Moral ſteht höher, welche dahin wirkt, daß das Individuum nicht aus eigennützigen Motiven und des Vortheils wegen handelt, ſondern zu dem Zweck, der geſammten menſchlichen Geſellſchaft, den mitlebenden und nachlebenden Geſchlechtern Nutzen zu bringen, ſie zu vervollkommnen, ihnen zu richtiger Erkenntniß und edlen ſittlichen Grundſätzen zu verhelfen.“

Auch Hallucinationen und andre Sinnestäuſchungen ſind ...iſche Thätigkeiten; „denn alles Empfinden, Wahrnehmen, ...en, Abſtrahiren u. ſ. w. darf man nur als Verrichtungen

organiſcher Elementartheile betrachten, welche unter ſich eigenthümlich geformt und eigenthümlich zuſammengeſetzt ſind", alſo je nach Form und Beſtandtheilen eigenthümliche organiſche Wirkungen hervorbringen. Treffen inadäquate Reize auf die Gehirnganglien, werden die Sinnesnerven von den Centralpartien, alſo von innen aus erregt, ſo werden die Sinnesnerven die gewohnte Thätigkeit entwickeln, und wir glauben dann zu hören, zu ſehen u. ſ. w., obſchon nur eine Erregung der Gehirnganglien auf ein Sinnesorgan überging. Es kann aber auch das Centralorgan krankhaft geſtimmt, oder gar entartet ſein. In dieſem Falle müſſen die Eindrücke, welche die Sinnesnerven herzuführen, falſch aufgefaßt, falſch beurtheilt werden. Mit einem kranken Auge kann man nicht richtig wahrnehmen, und umgekehrt kann ein erkrankter Sehhügel die Geſichtsbilder nicht klar und treu auffaſſen, es müſſen alſo gefälſchte Bilder entſtehen, die ſich in irrige Urtheile umwandeln. Solche Erſcheinungen nennt man Sinnestäuſchungen, Hallucinationen, Illuſionen, Viſionen, Delirien. Denn im Traum wie in der Hallucination entſtehen Vorſtellungen, ohne daß von außen auf den Sinnesnerv gewirkt wird, und doch werden dieſe Vorſtellungen als Thatſachen in die Außenwelt verſetzt. Die Geſetze der normalen Verrichtungen wiederholen ſich in den krankhaft veränderten nach den Anlagen, welche den organiſchen Gebilden innewohnen.

„Im Traume werden durch Erregungen der Vorſtellungscentren Erinnerungen des wachen Lebens hervorgerufen, die vor kürzerer oder längerer Zeit gehabten Wahrnehmungen treten ſpontan auf und mit ſolcher Lebendigkeit, daß erſt beim Erwachen durch den Vergleich mit der Wirklichkeit der Traum als ſolcher erkannt wird. Während des tiefen Schlafes ſcheinen keine Träume zu entſtehen, die Blutgefäße des Gehirns ſind während deſſelben wenig gefüllt, und ſollten dennoch ſich Träume bilden, ſo kommen entweder die Erregungen des inneren Vorſtellungsapparates nicht

zum Bewußtſein oder haften wenigſtens nicht darin; erſt die bei nahendem Erwachen auftauchenden Traumvorſtellungen bleiben in der Erinnerung. Traumvorſtellungen ſcheinen von Zeit und Raum unabhängig zu ſein, da ſie Ereigniſſe verbinden, die weit aus einander liegen. Trotzdem laufen im Traume wie in der Hallucination die Vorſtellungen geſetzmäßig, durch Cauſalität geregelt, an beſtimmtem Orte und zu beſtimmter Zeit ab. Regellos erſcheinen dieſe Vorſtellungen nur dadurch, daß verwandte und nothwendige Zwiſchenvorſtellungen nicht zum Bewußtſein kommen, der Traum alſo lückenhaft wird, weil Zwiſchenglieder fehlen. Auch beim Wachen ſchlagen die Gedanken zuweilen eine Richtung ein, über welche man ſich keine Rechenſchaft geben kann. Im Traume ſpiegeln ſich namentlich die Beſchäftigungen und Beſtrebungen des wachen Lebens, mithin kann man ſie nicht für göttliche Wahrzeichen, Warnungen u. ſ. w. halten, wie das Alte Teſtament es lehrt, und Homer es erzählt.

„Hallucinationen entſtehen, wenn ein oder mehrere Vorſtellungscentren im Gehirn krankhaft geworden ſind, daher die eine ſinnliche Vorſtellung von der andren nicht kann controllirt werden; daher kann der Erkrankte ſich in der Wirklichkeit nicht orientiren. Alkoholreiche Getränke bringen dieſelbe Wirkung hervor, indem der in das Blut aufgenommene Alkohol die Nervenzellen des Gehirns reizt, welche nun Vorſtellungen in organiſcher Thätigkeit erzeugen, wie wenn ſie von einem Sinnesnerven erregt wären. Man hält dann Sinnestäuſchungen für Wirklichkeit, die Vorſtellungscentren wirken folgerecht auf die Bewegungscentren, es entſtehen Handlungen bei einſeitig arbeitenden Erkennungsapparaten. Werden die Gehirncentren öfter auf dieſe Weiſe erregt, ſo entwickeln ſich Erkrankungen, Lähmungen und der Zerfall der elementaren Formen.“

„Opium, Tabak wirken gleichfalls erheiternd oder betäubend, auch wohl tödtlich auf die Gehirnganglien, welche dann verfetten,

ſich verändern und Blödſinn zur Folge haben. Belladonna bewirkt Hallucinationen und Tobſucht, ähnlich wie Bilſenkraut, Stechapfel und andre Pflanzengifte, welche fremde Beſtandtheile ins Blut bringen. Strychnin erzeugt Zuckungen, reizt und lähmt den Herzmuskel. Daher entſtehen auch in Fieberkranken Hallucinationen, wenn das Blut verändert, die Haut oder andre Sinnesorgane heftig gereizt werden; beſonders erregend wirkt große Hitze, welche als Hitzeſchlag oder Sonnenſtich den Tod zur Folge hat. In Fiebern entſtehen Hallucinationen faſt nur durch die hohe Temperatur der Fieberhitze, wobei die Herzmuskeln verfetten, die kleinen Gefäße entarten, weil die Ernährung der Zellen bei dem raſchen Blutumlaufe verändert wird. Führt der Blutſtrom einzelne Theilchen der Ausſchwitzungen an der inneren Herzwandung ins Blut, ſo wird die Ernährung der Schlagaderpartien geſtört, es erfolgt Lähmung der Bewegung und Empfindung, Störungen in den Sinnesnerven und gar Verſtopfung oder Zerreißung der Gefäße und Gehirnrinde. Beim Erblaſſen ſchon ziehen ſich Gehirngefäße zuſammen, beim Erröthen dehnen ſie ſich aus. Angſt, Schreck, Furcht wirken auf Blut und Blutgefäße, ſo daß ſie Sinnestäuſchungen und falſche Urtheile veranlaſſen; ſelbſt in der Muttermilch wirkt dieſer veränderte Ernährungsſtoff nach.

„Die Regulirung der Ausdehnung und Zuſammenziehung der Gehirngefäße und deren Häute ſteht unter dem Einfluſſe des am Halſe verlaufenden ſympathiſchen Nerven; durch deſſen Lähmung werden die Gefäße erweitert, durch Reizung verengt. Manche Beſchäftigungen erzeugen Congeſtionen nach dem Kopfe, da ſie Andrang nach dem Kopfe bewirken oder den Abfluß des Blutes hindern, woraus Irrſinn werden kann. Im Schlafe gleicht ſich der vermehrte Blutzufluß zum Gehirn wieder aus, das Blut bringt neuen Stoff und ſchafft verbrauchten fort. Daher kann abgekürzter Schlaf verhängnißvolle Folgen haben, weil die nothwendige Erholung fehlt, und geſteigert wird die Gefahr, wenn man das Ge-

hirn durch künſtliche Reizmittel zur Thätigkeit antreibt. Haben die Organe Fehler, daß das verbrauchte Blut nicht ſchnell vom Gehirn abfließen kann (Kropf, Herzklopfen, Milz, Leber, Aſthma), ſo verfetten die Schlagadern und werden ſtarr, die Arterien verſtopfen ſich, und das Organ der Intelligenz wird gelähmt und erkrankt (Mayer)."

Hallucinationen entſtehen bei Blutleere, nach langem Faſten, bei Erſchöpfung durch anhaltendes Beten und Nachtwachen, weshalb die Erſchöpften himmliſche Erſcheinungen, Engelſtimmen u. ſ. w. wahrnehmen. Epilepſie entſteht durch übermäßige Zuſammenziehung der Gehirngefäße, herbeigeführt durch Reize in den Empfindungsnerven der Haut und des Darmkanals. Dieſe plötzliche Zuſammenziehung der Gehirngefäße bewirkt Blutleere, dann Zuckungen und Betäubung, die auf das ganze Gehirn oder nur auf einen Theil ſich ausdehnen kann.

Sinnestäuſchungen entſtehen, wenn man Wahrgenommenes auf unrichtige Urſachen zurückführt, es ſind alſo die Erkenntnißapparate geſtört, oder man verwechſelt die Gegenſtände, wenn man Bekanntes nicht wieder erkennt, alſo die Erkenntnißapparate einſeitig wirken und falſche Urtheile und Schlüſſe erzeugen. Es kann zuweilen ſchwierig ſein, Irrthum und Illuſion zu unterſcheiden, ſo unmerklich gehen ſie in einander über, weil wir nicht immer wiſſen, ob unſre Gehirnwerkzeuge krank ſind, die Reize auf falſche Bahnen geriethen, oder ob unſer Wille falſche Combinationen der Urtheile anordnete. Der Angetrunkene, Wahnſinnige, Abergläubiſche, Viſionär u. ſ. w. geben daher nie zu, daß ſie irren, und haben in ihrer Art Recht, denn nur die Sinne und Ganglien-centren arbeiteten falſch.

Alle Sinnes- und Gefühlsnerven können uns durch falſche Berichte täuſchen, uns zu falſchen Urtheilen verführen und ſogar bis zum Wahnſinn treiben, namentlich das Gemeingefühl und der Geruch; Hungernde träumen von ſchönen Speiſen, Wahnſinnige

ſehen oft die koſtbarſten Gerichte vor ſich. Am auffälligſten ſind aber die Täuſchungen des Gehör- und Geſichtſinnes. Ein verſtopftes Trommelfell empfindet dieſen Druck als Geräuſch, daſſelbe geſchieht in der Paukenhöhle, wenn ſich Schleim in derſelben angeſammelt hat, Blutandrang bewirkt Ohrenſauſen und Klingen, ebenſo Chinin, wenn es in ſtarken Doſen genommen wird, was die Kranken „Singen" nennen. Auch bei Blutverluſt geht Ohrenklingen der Ohnmacht voraus, weil bei Blutleere dem Ohrennerven die Nahrung fehlt.

Jene Gehirnpartie, welche die Sprachlaute und deren Begriffe aufbewahrt, wird dieſelben reproduciren, wenn ſie gereizt wird, denn dies iſt ja ihre organiſche Thätigkeit. Es liegt aber in unſerem Gehirnorganismus, daß für jeden Reiz die veranlaſſende Urſache geſucht wird. Erfolgen alſo krankhafte Reize, ſo ſchieben wir ihnen die gewohnte Urſache unter und erzeugen Illuſionen. Werden im Traume Gehörsnerven gereizt, ſo hören wir den ihnen zukommenden Ton, denken uns dabei aber die Urſache (Perſon, Waſſerfall u. ſ. w.) ja wir ſehen die Perſon, welche zu ſprechen ſcheint, und antworten ihr laut im Traume, ſo daß wir ein förmliches Geſpräch führen. Daher reden Fieberkranke irre, weil der Blutandrang auf die Gehörsnerven wirkt, welche nun wieder die Sprachmuskeln anregen, weil Sprechen und Denken faſt dieſelbe Thätigkeit ſind. Eine Menge Geſchichten der Heiligen und Wunderthäter kann man aus krankhaft erregter Thätigkeit der Gehör- und Geſichtsnerven erklären. Uns erſcheinen Todte, ſo lange wir eine Auferſtehung für möglich halten und die Sehnſucht nach den Todten unſer Gemüth ſo erregt, daß die Geſichtserinnerung an den Todten hervortritt. Irrſinnige hören ſcharf, aber falſch, verſtehen alſo den Redenden ungenau und ſchieben in das Gehörte ihre fixen Vorſtellungen ein, weil ſie eben falſch urtheilen in Folge der krankhaften Beſchaffenheit der Vorſtellungsorgane.

Das Auge erzeugt Hallucinationen, wenn es falſch empfindet, falſch wahrnimmt und falſch abſtrahirt. Die Augennerven erzeugen oder empfinden, wenn ſie von Aetherwellen erregt werden, Farben und Licht, aber ſie antworten auf jeden Reiz auf dieſelbe Weiſe, weil ſie andre Wahrnehmungen nicht machen können. Werden die Gefäße der Netzhaut durch Blutandrang überfüllt, ſo erfolgen im Gehirn Farbenerſcheinungen; werden dieſe Reize dauernde Zuſtände (Erkrankungen), ſo erfolgen falſche Geſichtsbilder, die zu Wahnideen werden, wenn ſie ſich bis in den Vorſtellungsapparat fortſetzen. Der Genuß von Santonin bewirkt Gelbſehen, Hitze, anhaltende Anſtrengung des Auges, grelle Beleuchtung Entzündung der Netzhaut, Blutungen im Auge verurſachen Hallucinationen und oft noch heftige Schmerzen. Denn es wirken die Nerven der Vier- und Sehhügel auf die Großhirnwindungen als das Vorſtellungsorgan zurück; zugleich übertragen ſtark erregte Empfindungsnerven ihre Erregung auf andre Empfindungsnerven, indem vom Centrum aus die Erregung nach außen geleitet, dahin verlegt wird. Bei ſchnell eintretender Blutleere wird einem ſchwarz vor den Augen; verſtopft ſich die Netzhaut mit rothem Blut, ſo erliſcht das Sehvermögen ſchnell.

Treffen Reize das Centrum der Wahrnehmung und Abſtraction, ſo werden dieſe thätig, und es erſcheinen ganz andre Bilder, welche nur von der Phantaſie geſchaffen ſind. Es bilden ſich Schreckgebilde, wenn die Vorſtellung für ihren Erregungszuſtand den Grund ſich erdichtet. Viele ſolche Augenkranke wurden ihrer Zeit als Heilige und Propheten verehrt.

Außerdem ſind wir Geſichtstäuſchungen ausgeſetzt, wenn die Gegenſtände ungünſtige Beleuchtung haben; dann ſucht die Vorſtellung das zu ergänzen, was das Auge nicht wahrnehmen kann, trägt Vorſtellungsbilder auf die Sehnerven über und ſieht dann Phantaſiegeſtalten. Wer an Hexen, Geſpenſter und Engel glaubt, wird ſie ſo ſehen, wie ſie abgebildet werden, er über-

trägt alſo die Erinnerungsbilder auf die Sehnerven und nun erſcheinen ihm die erdachten Geſtalten.

So ſchwer es iſt, die Grenzlinie zwiſchen Irrthum und Wahnſinn anzugeben, wie ja die Hexen- und Ketzerverbrennungen nur als ein religiöſer Wahnſinn aufzufaſſen ſind, ſo dicht grenzen Sinnestäuſchungen an Irrſinn. Geiſtesſtörungen haben ihren Grund entweder in einer Krankheit des Gehirns, ſo daß die Gehirnthätigkeit eine falſche wird, oder in den falſch ausgebildeten Vorſtellungen, in Wahnvorſtellungen, welche erregend auf die Sinnesnerven zurückwirken oder die Bildungsproceſſe der Vorſtellungen, Urtheile und Schlüſſe ſtören, indem ſie Zwiſchenpartien überſpringen und Ungehöriges durch falſche Erregungsleitung zu einer Geſammtvorſtellung vereinigen. Liegt der Grund zur Geiſtesſtörung in den Gefühls- und Gemüthsorganen, ſo artet ſie in Tobſucht, Melancholie, Narrheit u. ſ. w. aus; mangelhaft gebildete Vorſtellungsorgane erzeugen Blödſinn.

19. Gedächtniß und Erinnerung.

Wir gebrauchen viele Ausdrücke, mit deren Hülfe wir uns über unbekannte Dinge und unerklärte Erſcheinungen hinweg helfen, um dann hinterher zu meinen, wir verſtehen die Sache und ſind mit ihr fertig. Zu ſolchen Ausdrücken gehört auch das Wort „Gedächtniß", welches wir ſo oft gebrauchen, und es wie ein Hexenwerk betrachten, ohne uns die Mühe zu nehmen, über Entſtehung und Weſen nachzudenken. Lehrer meinen, mit Stock, Nachſitzen und dergleichen Parforcecuren laſſe ſich ein gutes Gedächtniß erzwingen, führen Memorirübungen ein, um etwas zu üben, über deſſen Weſen ſie ſich gar keine Rechenſchaft geben können. Pſychologen bringen es in die Schablone ihres Syſtems, umſchreiben die

Erſcheinungen des Gedächtniſſes, erheben es wohl gar zu einer beſondern Geiſteskraft, und dann ſind ſie fertig, ſie ſind bis zum „Begriff" dieſes Ausdrucks vorgedrungen. Nur Phyſiologen haben es der Mühe für werth gehalten nachzuforſchen, wie das Gedächtniß entſteht und worin es beſteht, und ihnen verdanken wir eine begründete Erklärung dieſer Erſcheinung.

Beobachtet man die Thatſachen des Gedächtniſſes, ſo findet man, daß es nicht eine Kraft, ſondern eine Fähigkeit iſt. Das Gedächtniß erzeugt nichts, ſondern ſpeichert auf, hält den ganzen Vorrath ſtets in Bereitſchaft, und dann nennen wir die ganze Maſſe des gegenwärtigen Gedächtnißvorrathes das Bewußtſein, weil wir uns erinnern, das und das zu wiſſen. Es iſt bereits darauf hingewieſen, daß unſre Sinne und Muskeln auch Gedächtniß haben, worauf alle Gewohnheitshandlungen, Uebungen und Ausbildung derſelben hinauslaufen. Unterſuchen wir nun das, was wir unter Gedächtniß im gewöhnlichen Sinne uns vorzuſtellen haben.

Wenn die Lichtwellen die Endſpitzen des Sehnerven berühren, ſo theilen ſie denſelben die Schwingungen ihrer Bewegung mit, und zwar Lichtpunkt neben Lichtpunkt zu gleicher Zeit, ſo daß ſich nun das Bild der Netzhaut des Auges bis zu den Nervenwurzeln im Gehirn fortpflanzt. Es kann dieſe Bewegung aber eine ſo ſchwache ſein, daß ſie nicht bemerkt wird, d. h. daß der Stoffwechſel die eingetretenen Veränderungen ſofort wieder verwiſcht. Oder wir haben unſre Aufmerkſamkeit auf einen Ton oder einen andern Gegenſtand gerichtet, d. h. die elektriſche Spannung auf andre Nerven übergetragen, weshalb die Ganglien dem neuen Eindrucke Widerſtand leiſten, alſo die Molecularbewegung hemmen, ſo daß wir alſo keinen Eindruck oder nur einen dunkeln, theilweiſen erhalten, welchen der Stoffwechſel wegſpült. Pflanzt ſich die Bewegung der Moleküle aber regelrecht bis zu den Centralorganen im Gehirn fort, ſo muß ſie dort eine Veränderung hervorbringen,

mag dieſe nun ſein, welche ſie will, und mögen chemiſch-elektriſche Wirkungen ſich dabei entwickeln oder nicht.

Natürlich erhalten wir die Empfindung, daß in einem Gehirntheile eine Veränderung vorgegangen iſt, daß ein Reiz auf ſie einwirkte, und dieſe Empfindung nennen wir Wahrnehmung, ſobald ſie uns zum Bewußtſein kommt und wir die Urſache der einwirkenden Reize erkennen. Bleibt die Wahrnehmung eine ſeltene, ſo erleidet der betreffende Gehirntheil durch den kreiſenden Stoffwechſel ſo viel Veränderungen, daß die vom Reize bewirkte Verſchiebung der Moleküle ganz ausgeglichen wird. Dann geht die Wahrnehmung verloren, ſie verſchwindet ſpurlos aus den Gehirnganglien. Wiederholt ſich dagegen derſelbe Reiz öfter, ſo dringt er nicht nur tiefer in die Hirnrinde mit ihren verſchieden geſtalteten Gehirnzellen ein, ſondern ergreift auch die Nebenganglien, und erzeugt eine neue Ordnung der Moleküle, welche endlich eine bleibende wird. Wir bemerken dann mittels des Gemeingefühls, daß ein Reiz dieſelbe Wirkung hervorbringt, wir empfinden die Gleichheit des Gehirnzuſtandes, unterſcheiden ihn alſo von andern Zuſtänden und dieſe Fähigkeit der Nerven nennen wir Gedächtniß. Dieſes iſt daher nur eine Art Urtheil und liegt im Weſen der Nervenwirkung, weil das Gemeingefühl nothwendig zu der unterſcheidenden Empfindung treibt, daß es denſelben Zuſtand bereits empfunden hat. Im Gedächtniß erkennt ſich das Ich wieder, daher wird es in der Geſammtheit ſeiner Zuſtände die Grundlage des Bewußtſeins.

Gedächtniß beſitzt jedes Organ, daher kann es geübt werden, wenn man dieſelben Reize wiederholt, ſo daß die Molecularbewegung dieſelbe Bahn einſchlägt, dadurch die Widerſtände der Ganglien überwindet, die ſich nun dem Dienſte bereitwillig fügen und andern Reizen Widerſtand leiſten. Wenn das Kind gehen lernt, ſo zwingt der Mechanismus zum Schreiten, weil Streck- und Beugemuskeln ſich gegenſeitig in Spannung erhalten. In-

dem das Kind ſich aber nach einer beſtimmten Richtung und in einem gewiſſen Tempo bewegen will, ſo arbeitet demgemäß der Muskelmechanismus ganz regelrecht, aber das Kind weiß nicht, was mit ihm geſchieht. Es fürchtet ſich, da es von unbekannter Gewalt fortgeführt wird. Erſt nach und nach bemerkt es, wie die Bewegung vor ſich geht und wie es mit ſeinem Willen eingreifen kann, indem es gewiſſe Ganglien hemmend eingreifen macht, wodurch wieder in die Bewegungsmaſchine Stockung kommt, bis ſich die Muskeln daran gewöhnen und die Elektricität nach dem Willen geleitet wird. Die Empfindung dieſer Bewegungen dringt bis ins Gehirn, in deſſen grauer Rinde ſie in eine Vorſtellung umgewandelt wird. Entſtehen dort viele ſolche Vorſtellungen, ſo bilden ſie einen Kreis verſchiedener Vorſtellungen. In den tieferen Schichten der Gehirnrinde entwickelt ſich aus der Verſchiedenartigkeit die Empfindung des Unterſchieds oder der Gleichheit, es entſteht ein Urtheil, welches als Ganglienzuſtand haften bleibt und nun Gedächtniß heißt. Tritt dieſes Gedächtniß ins Bewußtſein, wirkt es thätig, ſo nennen wir es Erinnerung. Denn wir erhalten die Wahrnehmung, denſelben Reiz bereits empfunden zu haben; oder wir ſagen, es tritt eine Vorſtellung wieder ins Bewußtſein.

Gedächtniß iſt die Fähigkeit, Erinnerung die Thätigkeit des Wiedererkennens von Gehirnzuſtänden, die wir bereits wahrgenommen haben. Es ſetzt das Erinnern alſo einen weitläufigen Mechanismus von Ganglien-Thätigkeiten voraus; wenn demnach der Ganglien wenige ſind, oder wenn ſie mehr oder minder ſchwach conſtruirt ſind, ſo müſſen auch Gedächtniß und Erinnerung einen verſchiedenen Grad der Leiſtungsfähigkeit beſitzen. Ja es kann ſein, daß einzelne Gehirnpartien beſſer organiſirt ſind als andre, weshalb man für gewiſſe Sinneseindrücke (Muſik, Farbe, Zahl ein gutes, für andre ein ſchwaches Gedächtniß haben, ſich leicht oder ſchwer erinnern kann.

Da nun das Gedächtniß wahrgenommene Eindrücke feſthält,

ſo behält man um ſo beſſer, je deutlicher man wahrnahm. Man muß aber auch annehmen, daß jede Wahrnehmung eine betreffende Nervenzelle in einen bleibenden Zuſtand der Moleküle verſetzt, während die Gefühlszellen veränderlich bleiben, alſo kein Gedächtniß beſitzen.

Fragen wir aber nach, wie es möglich iſt, daß man etwas im Gedächtniß behält, was man gehört, geſehen und gefühlt hat, ſo bemerkt man, daß man an Gefühle ſich nicht erinnern kann, ſondern nur an Geſehenes und Gehörtes. Dieſe alltägliche Erfahrung bringt uns zu der Erkenntniß, daß wir nur das im Gedächtniß behalten, was Vorſtellung und Begriff wurde.

Jetzt bilden wir uns eine neue Frage! Wie geht es zu, daß man ein Wort, einen Ton, eine Scene aus dem Leben Zeitlebens im Gedächtniß behält, und daß dieſe Erinnerung für die Handlungsweiſe von entſcheidendem Einfluſſe wird? Ein Wort iſt ein Schall, eine Scene eine Aetherbewegung, die auf die Augennerven wirkte. Wie kann man Luft-, (Schall-) und Aetherbewegungen im Gedächtniß behalten? Sind ſie ein Nichts, flüchtige Erſcheinungen der Außenwelt, nun wohlan, wie, wo und weshalb haften ſie im Gedächtniß? Es muß doch im Gehirn eine bleibende Veränderung vorgegangen ſein, wenn eine Erinnerung Jahrzehnte lang im Gedächtniß gegenwärtig bleibt! Lernt man Lateiniſch und weiß nach vielen Jahren noch, was jedes Wort auf Deutſch heißt, ſo kann dies doch nicht ein unſichtbarer Hocuspocus ſein, ſondern der Grund muß im Organismus unſres Weſens (Gehirns) liegen. Auch Thiere haben ein Gedächtniß, ſie erkennen Feinde und Freunde wieder, kennen ihre eigne Spur, ja werden durch das Gedächtniß geſcheidt. Pferde und Hunde kann man dreſſiren, Vögel lernen Melodien nachahmen, weil ſie Gedächtniß haben. Selbſt dem niedrigſten Thiere muß man Gedächtniß zuſchreiben, ſobald es zweckmäßige Bewegungen ausführt, welche es nur aus Erfahrung kennen lernte. Auf manche Träume können wir uns nur

unklar besinnen, besonders wenn sie sehr verworren waren. D Fieberkranke und Trunkene hat kein Gedächtniß für seine Re und Handlungen — und das ist ein Segen —, wogegen der a merksame Polizeibeamte, Geschäftsmann, Hausaufseher u. s. genau wissen, was sich zu der und der Stunde an diesem T zugetragen hat. Warum? Solche Menschen, die einen engen H rizont haben, achten und merken auf alles, weshalb sie sich m Gewißheit an Vorgänge erinnern, welche einem andern entgang sind, der höhere Lebenszwecke verfolgt.

Ueberſieht man die verschiedenen Arten und Erscheinung weisen dessen, was man Gedächtniß, Erinnerung und Vergeß nennt, so wird man einsehen, daß hier materielle Verhältnisse vor liegen. Wie kann man ein gehörtes Wort behalten; wie nac Jahren wissen, an welchem Orte und bei welcher Gelegenheit man jenes Wort gehört oder gesprochen hatte? Mit philosophischem Geschwätz kann man diese Thatsache nicht begreiflich machen. Ein Wort besteht aus einer Reihe von Schallwellen, welche sich bis zu dem Centralorgan im Gehirn fortsetzen und dort wie eine telegra phische Depesche in Vorstellungen, Begriffe und Empfindungen übersetzt wird. Wie kann man nun diese Nervenbewegung im Ge dächtniß behalten, so daß man sich erinnert, wenn Jemand jenes Wort ausspricht, es gehört und verstanden zu haben?

Versuchen wir es, diesen Vorgang uns begreiflich zu machen. Jede Wahrnehmung, sobald sie bis ins Gehirn dringt, muß dort irgend welche Veränderung bewirken. Bleibt die Wahrnehmung eine schwache, so wird die Veränderung der Moleküle, welche sie hervorrief, nach und nach durch den Stoffwechsel beseitigt und der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt, was wir vergessen nennen. Denn wir müssen festhalten, daß unsre Vorstellungen, Begriffe und Ideen nur Gehirnzustände sind, die wir als Urtheile, Schlüsse u. s. w. empfinden als unsre Gehirnzustände und sie uns dadurch zum Bewußtsein bringen.

Wir können daher nur das im Gedächtniß behalten, was ins Bewußtsein eingetreten ist, d. h. was wir klar und scharf als Veränderung einer Gehirnmasse empfunden haben. Darin liegt das ganze Geheimniß der Gedächtnißkunst. Je öfter ein äußerer Reiz im Gehirn wahrgenommen wird, um so empfänglicher werden die Gehirnganglien für diesen Reiz in Folge des oft erwähnten Naturgesetzes, daß sich das Organ am meisten ausbildet kraft des häufigen Stoffwechsels, welcher das Organ nährt und sich dahin wendet, wo der meiste Stoff verbraucht wird. Je öfter man dasselbe hört und sieht, um so häufiger wird der betreffende Nerv in Thätigkeit versetzt, verbraucht also mehr Stoff (Blut, Elektricität), schafft aber auch wegen des lebhaften Zu- und Abströmens verbrauchte Stoffe fort, wodurch er eben kräftiger wird. Daher kann man das Gedächtniß üben und ausbilden wie jeden Muskel. Kommt Interesse an der Sache dazu, also eine Aufnahmswilligkeit für Reize, so kann man das Gedächtniß sehr einseitig ausbilden, weil die Gehirnganglien in Folge des Interesses (Neigung, Liebhaberei) nur für gewisse Reize empfänglich sind. Geschieht dies, so greift die sogenannte Phantasie mit ein, und man sieht, „im Geiste" das Wort, das Bild, die Person u. s. w., daran man sich erinnern will. Das heißt, es werden die Sinnesorgane zu Reflexen veranlaßt, welche frühere Sinnesreize wiederholen. Der Rechenkünstler Dase sah nach seinem Geständniß alle verwickelten Exempel geschrieben vor sich und rechnete im Kopfe wie der Schuljunge auf der Tafel. Er hatte Zahlengedächtniß, sagt man.

Wenn man einen Hund weggiebt und meilenweit fortführen läßt, so findet er sich zurück. Sein früherer Herr behandelte ihn nicht so gut wie der neue, der ihn an das Haus gewöhnen will. Aber der Hund sieht um sich lauter neue Gegenstände, es wird ihm in dieser unbekannten Welt seiner Umgebung unheimlich, das Heimweh ergreift ihn und er entläuft. Wie findet er sich zurück? Seine Spur kann er nicht verfolgen, da diese doch bereits verwischt

iſt. Aber alle Gegenſtände prägten ſich ihm, der nur widerſtrebend folgte, tief im Gedächtniß ein; er kam ja in eine neue Welt, daher erinnert er ſich beim Heimwege einer Menge von kleinen Merkzeichen, auf welche der Menſch nicht achtet, weil er den Weg kennt und andre Merkzeichen im Gedächtniß hat als der Hund. Man hat Katzen meilenweit im Sacke weggeſchickt, trotzdem fanden ſie den Heimweg. Warum? Weil die eingeſackte Katze mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit alles beobachtete, was ſie unterwegs ſah. Der Indianer findet ſich im Urwald, der Fuhrmann in der Steppe zurecht, weil ſie jedes Merkzeichen beobachten; der civiliſirte Menſch dagegen achtet auf ſolche Dinge nicht, verläßt ſich auf den Wegweiſer oder auf den Zufall, einen Begegnenden um Rath zu fragen, welcher Weg einzuſchlagen iſt. Wenn Wandervögel die verlaſſene Heimath wiederfinden, ſo nennt man dies Inſtinct, aber jedenfalls iſt es nur Schärfe der ſinnlichen Wahrnehmung, worauf die Thiere wegen der Selbſterhaltung gewieſen ſind, alſo die Sinne mehr üben und ausbilden als der Menſch, der ſich lieber künſtlicher Hilfsmittel bedient.

Ueberlegt man ſich daher genauer, was Gedächtniß iſt, ſo beſteht es zunächſt in dem Gefühl (oder der Erkenntniß), dieſelben ſinnlichen Wahrnehmungen bereits empfunden (gehabt) zu haben. Der Muskel, von demſelben Reize erregt, reagirt auf dieſelbe Weiſe, und dies nennen wir Muskelgedächtniß. Je öfter er auf gleiche Weiſe erregt wird, um ſo ſicherer erfolgt die Wirkung dieſer Erregung, weil der Organismus, um das Gleichgewicht des Stoffwechſels zu erhalten, dahin ſeine Stoffzufuhr richtet, wo der meiſte Stoff verbraucht wird. Der Bauer fährt ja auch mit ſeinem Wagen gern in ausgefahrenem Gleiſe, der Wanderer geht gebahnte Wege, um vorwärts zu kommen, und ſo geht auch jeder Stoffwechſel (Blutzufuhr) die bequemſten Wege. Dieſes Gleis, ſo weit es uns zum Bewußtſein kommt, nennen wir Gedächtniß, oder richtiger geſagt: es führt zu dem Weſen des Gedächtniſſes.

Gedächtniß iſt daher nur die Empfindung deſſelben Zuſtandes irgend eines Gehirntheiles, es iſt eine urtheilende Empfindung, ein unterſcheidendes und erkennendes Gemeingefühl oder Sinnesgefühl. Dieſe Fähigkeit gehört den Sinnen an; wir erzeugen ſie nicht. Iſt die Sinneswahrnehmung unklar, der Sinn ſchwach organiſirt, ſo fehlt ein gutes Gedächtniß. Je ſchärfer die Wahrnehmung, um ſo ſicherer das Gedächtniß; der Forſtmann erkennt Bäume und Pflanzen, die ein Anderer nicht unterſcheidet, daher findet er ſich im Walde leicht zurecht, hat Ortsgedächtniß, der Sprachforſcher Wortgedächtniß, der Muſiker Tongedächtniß u. ſ. w.

Was wir alſo Gedächtniß nennen, muß nothwendig in den Wurzeln der Sinnesorgane liegen, die im Gehirn ihren Urſprung haben. Gedächtniß kommt allen Sinnesnerven zu, darf alſo nicht für eine beſondere Kraft gehalten werden, beſteht vielmehr nur in Nerven- und Ganglienreflexen, die uns nicht einmal immer ins Bewußtſein treten, wie es bei eingelernten, gewohnten und inſtinctiven Bewegungen der Fall iſt. Reize (elektriſche Strömungen) gehen ihren gewohnten Gang, und dies nennen wir Gedächtniß.

Gehen wir jetzt weiter! Unſere Vorſtellungen ſind urſprünglich Gehirnzuſtände, welche wir mit Wörtern bezeichnen und dann endlich aus Gewohnheit mit dieſen wirthſchaften, worin das Weſen der Abſtraction beſteht. Wenn wir uns eines Dinges oder Wortes erinnern, d. h. empfinden, daß wir ſie bereits beſitzen, ſo müſſen Wörter (Ding) in den betreffenden Gehirnganglien, deren wir 400—600 Millionen beſitzen, einen bleibenden Zuſtand hervorgebracht haben, weil wir ſonſt ja ſtets etwas Neues, aber nie etwas Bekanntes wahrnehmen könnten. Kinder behalten leicht, Greiſe ſchwer, ja ſie vergeſſen ſogar. Warum? Die Gehirnganglien der Kinder ſind noch ungeformt, alſo empfänglich für Reize, von denen ſie in ſolche Ordnung der Moleküle gebracht werden, die wir Vorſtellungen, Begriffe u. ſ. w. nennen. Bei Greiſen ſind dieſe Ganglien bereits feſt geformt, ſie verändern ſich ſchwer, neh-

mithin ſtockt der elektriſche Strom und kommt nicht zum Bewußtſein oder er geht auf falſche Nervenbahnen über und erzeugt Irrthum, Verwechſelung, falſche Urtheile, weil falſche Ganglien arbeiten. Gelangt er bis zum Ziele, ſo kann er ein ganzes Gebiet von Ganglien erregen, wenn der Reiz ein umfaſſender iſt. Wiederholt man als Erinnerung dieſen Reiz abſichtlich, ſo regt ſich das ganze Gangliengebiet und man erinnert ſich einer langen Geſchichte, ſagt Kapitel aus dem Cicero wörtlich her.

Weil das Gedächtniß auf Reflexbewegungen der Ganglien beruht, ſo kann es geſchehen, daß irgend ein Reiz eine ganze Reihe ungewollter Erinnerungen hervorruft. Wer einen Apfel ſieht, denkt plötzlich an einen Jugendſtreich, wie er auf den Apfelbaum ſtieg, die Kleider zerriß, vom Vater tüchtig abgeſtraft wurde u. ſ. w. Man will ſich deſſen nicht erinnern, ja mancher Erinnerungen ſchämt man ſich, aber die Reflexe erfolgen mechaniſch gegen Wunſch und Willen. Der Verbrecher möchte ſeine That gern vergeſſen, denn ſie laſtet ihm auf der Seele und erweckt die Furcht, entdeckt zu werden; aber es geht nicht, die Erinnerung verfolgt ihn als Furie und Erinnye bis ins Grab. Im Traume und Delirium erinnern wir uns erlebter Ereigniſſe, ſehen bekannte Perſonen, mithin arbeitet auch in dieſem krankhaften Zuſtande das Gedächtniß, welches demnach eine organiſche Function des Gehirns ſein muß. Wenn dagegen die Krankheit gehoben iſt, die Delirien aufgehört haben, ſo erinnern wir uns derſelben nicht, weil ſie krankhafte Erregungen in Folge ſtarker Blutzuflüſſe u. ſ. w. waren und bei der Geneſung der normale Zuſtand eintritt. Die Ganglien waren überreizt, daher die Erinnerung derſelben mehr oder minder entſtellt; ſchwindet die Ueberreizung, ſo tritt der normale Zuſtand ein und wir behalten nur das dunkle Gefühl (Schwäche), ſehr krank geweſen zu ſein.

Es iſt ferner bewieſene Thatſache, daß der Druck eines Knochenſplitters auf gewiſſe Gehirntheile (Sylviſche Spalte) hinreicht,

bewußtlos zu machen, und daß dann auch jede Erinnerung unmöglich wird, weil wir bewußtlos ſind, d. h. alle elektriſche Spannung des Gehirns verloren haben und unempfänglich bleiben. Dazu kommt noch Blutmangel, die Ganglien verſchlacken und werden erſt wieder brauchbar, wenn Blutzufuhr und Sauerſtoff ſie wieder empfänglich für Reize gemacht haben. Von Ohnmachten gilt daſſelbe, ebenſo vom Schlafe, der ja durch Erſchöpfung des Vorrathes von Sauerſtoff verurſacht wird und geringere Blutzufuhr bewirkt. Haben wir durch Athmen die erforderliche Menge von Sauerſtoff uns verſchafft, ſo wird der Schlaf leichter, wir erinnern uns des Endes der Träume und erwachen. Von Träumen bei feſtem Schlaf wiſſen wir nichts.

Verſuchen wir es nun, uns die phyſiologiſchen Vorgänge beim Merken, im Gedächtnißbehalten, Beſinnen, Nachſinnen, Erinnern, u. dgl. zu erklären!

Wenn uns ein gewußtes Wort wieder ins Gedächtniß tritt, dem Bewußtſein gegenwärtig wird, ſo nennen wir dies eine Erinnerung, welche zufällig durch Reflexe erfolgen kann. Wir ſehen Kinder vor einem Hauſe ſpielen und erinnern uns, daß wir eine ſolche Scene in unſerer Heimath auch geſehen haben oder als Kind auch ſo ſpielten. Wie geht dies zu? Der Reiz der Augennerven weckt die alten Vorſtellungsbilder auf, er erregt ſie, aber die benachbarten Ganglien, in denen die Vorſtellungen vom Vaterhaus und der Kindheit ſchlummern, treten durch Reflexe mit in Thätigkeit und reproduciren ein altes Vorſtellungsbild auf dem neuen. Unſer Gefühl nimmt zugleich wahr, daß die erregten Ganglien bereits zu Vorſtellungsbehältern umgewandelt ſind, und daraus urtheilen wir, daß wir dieſe Scene ſchon erlebt haben. Der Nervenreiz geht alſo auf benachbarte Gangliengebiete über, wodurch der Eindruck der augenblicklichen Erregung geſchwächt wird. Wir nehmen dann undeutlich wahr und können uns auf dieſe augenblickliche Scene ſpäter nicht recht beſinnen.

Betrachtet man dieſes Erinnerungsbild genauer, ſo wird man bemerken, daß es von der früheren Erfahrung nur Bruchſtücke vorlegt, nicht das ganze volle Bild. Denn entweder haben wir damals ungenau wahrgenommen, oder unſre Ganglien ſind durch den Stoffwechſel etwas verändert, können alſo die alten Vorſtellungsbilder nicht erneuern, die damaligen Erregungszuſtände nicht genau wieder herſtellen. Es treten Zuthaten hinzu, weil die Ganglien mechaniſch arbeiten, und wir halten das entſtellte Bild für richtig. Daher kann man ſich beim Erinnern irren. Außerdem wirken Gemüthszuſtande gewaltig ein. Bei Gemüthserregungen nehmen wir ſchärfer, aber einſeitig wahr, und ebenſo hindern Gemüthserregungen das Erinnern, weil ſie das Gehirn mit Blut überfüllen oder es entleeren. Daher kann man in der Angſt, im Schrecken, vor Freude kein Wort hervorbringen, es iſt für den Augenblick dem Gedächtniß entſchwunden, wir finden keine Worte, weil es den betreffenden Ganglien an den normalen Reizen fehlt.

Wollen wir uns abſichtlich an etwas erinnern, ſo verfahren wir auf verſchiedene Weiſe, um Gedächtnißreflexe hervorzurufen, damit wir die betreffenden Ganglien zur Thätigkeit bringen. Wir beſinnen uns, denken hin und her, tappen auf der Claviatur des Nervenapparates herum, um die Nervenzellen zu elektriſiren, welche den gewünſchten Zuſtand wiederholen, den wir dann als die richtige Erinnerung empfinden. Wir denken an Aehnliches, an die Anfangsſylbe des geſuchten Ortes, an das Buch, wo wir es laſen, an Ort und Veranlaſſung, wo wir es hörten, und hoffen, daß dann, wenn dieſe ganze Scene ſich in der Erinnerung wiederholt, auch das vergeſſene Wort mit erſcheinen wird in Folge des Reflexes eines Gangliengebietes.

Das ſogenannte Beſinnen muß man ſich als einen ſehr verwickelten Vorgang vorſtellen. Denn im Gehirn beſitzen wir eine dunkle Vorſtellung von dem, worauf wir uns beſinnen wollen. Es wirkt alſo hier ein Wille mit, und zwar ein bewußter

Wille, welcher einen Namen, eine Zahl u. ſ. w. durch Gehirnreflexe wieder herſtellen will. Wenn man etwas will, ſo iſt für die weitere Gehirnthätigkeit ein beſtimmtes Thema gegeben, weil man doch wiſſen muß, was man will. Der Wille verlangt ein Ziel, einen Zweck, eine Richtung. Der Wille als Rückſtrömung eines Gefühlsbedürfniſſes kann nicht ins Unbeſtimmte hinein gehen, ſondern muß dem Gefühlsdrange entſprechen, welchen er befriedigen ſoll, d. h. er ſoll durch eine That die Spannung löſen, die ſich in den Gefühlsorganen angeſammelt hat.

Der Drang des Bedürfniſſes, ſich an dieſes und jenes zu erinnern, ſetzt als der mächtigſte den ganzen Organismus in Alarm, ſo daß ſich jedes Organ anſtrengt, dem Uebel abzuhelfen. Zunächſt greift die Aufmerkſamkeit ein, d. h. jenes Gefühlsurtheil, welches entſcheidet, ob einem Gefühlsbedürfniß, einem Stimmungszuſtand entſprochen wird durch äußere Reize oder nicht. Wenn man alſo auf ein vergeſſenes Wort ſich beſinnen will, ſo kann man den Reflex nicht hervorrufen, der jenes Wort wiederholt. Man vermag ihn aber deshalb nicht hervorzubringen, weil man das Wort nicht mehr weiß. Jedoch man kennt es, d. h. man weiß ſeine Merkmale. Sobald nun der Gefühls- oder Willensdrang erwacht, jenes Wort ſich zu vergegenwärtigen, ſo iſt dem Organismus die Richtung angewieſen, nach welcher hin man ſuchen muß. Wir haben z. B. eine ganze Vorſtellungsreihe, aber in ihr fehlt der Name einer Perſon oder Stadt. Dieſes Wiſſen, daß nur der Name einer beſtimmten Gattung fehlt, giebt dem Bewußtſein (Organismus) die Richtung an, welche Ganglien es um Antwort erſuchen muß. Da der ganze Satz einen Bezirk von Ganglien in Bewegung ſetzte, ſo pflegen dieſe alleſammt thätig zu werden, wenn eine gereizt wird. Das Bewußtſein (das geiſtige Gemeingefühl) empfindet, wo es fehlt, es ſucht durch Combinationen verſchiedener Art auf das geſuchte Wort zu kommen, d. h. erregt ein Ganglion nach dem andern. Alle antworten, aber das geiſtige Gemeingefühl

fühlt ſich nicht befriedigt, die Lücke der Vorſtellungsreihe bleibt ungefüllt, und das Bewußtſein empfindet dieſe Leere. Dies dauert ſo lange, bis man das geſuchte Wort findet, wodurch die peinliche (negative) Spannung der Erwartung ausgelöſt wird, die Thätigkeiten des Gehirns ungehemmt vor ſich gehen und dadurch das Gefühl der inneren Befriedigung erwecken. Man hat ſich beſonnen, heißt es. Wer aber gewohnt iſt, ſich zu beobachten, der wird wiſſen, daß einen ſolch ein Beſinnen tage- und wochenlang quälen, auf Schritt und Tritt verfolgen, am Tiſch und neben dem Glaſe Wein ſitzen und furchtbar peinigen kann. Man möchte das Vergeſſene gern vergeſſen ſein laſſen, aber der Gefühlsdrang, ſich des Begehrten zu erinnern, drangſalt ſo lange, bis man es herausbekommt oder wochenlang verſtimmt umhergeht. Das Beſinnen kann zur Qual werden.

Bei dem Beſinnen und Nachſinnen kommt denn aber doch noch etwas Anderes zur Mitwirkung, und dies iſt das Unterſcheiden oder Urtheilen. Wie bereits nachgewieſen iſt, entſteht das Urtheilen aus der organiſchen Thätigkeit der tieferen Schichten der grauen Gehirnrinde, es iſt alſo eine angeborene Fähigkeit. Wenn wir uns beſinnen, ſo führen wir uns kraft eines Willensactes mehr oder minder viel Vorſtellungen u. ſ. w. vor, müſſen alſo doch unterſcheiden können, ob die vorgeführten Vorſtellungen die geſuchten ſind oder nicht. Denn ſobald wir das geſuchte Wort (u. ſ. w.) gefunden und als ſolches wieder erkannt haben, forſchen wir nicht weiter nach, weil wir nun befriedigt ſind. Die elektriſche Spannung des Begehrens iſt nun ausgelöſt, das Gefühlsbedürfniß geſtillt, das Gleichgewicht der Kräfte, Strebungen und Leiſtungen hergeſtellt. Demnach geht das Beſinnen aus einem Gefühls- oder Gemüthsdrange hervor, welcher befriedigt ſein will und ſich daher beſonders an die Reflexionskraft der Ganglien wendet, aber deren Thätigkeit bis zu der Schicht der Urtheilsganglien eindringen läßt, worauf das Gefühl ſein Gleichgewicht herſtellt.

Recht deutlich wird dieſer ganze Vorgang, wenn man ſich vergegenwärtigt, was die Beſonnenheit eigentlich leiſtet. Sie beſteht darin, daß man augenblicklich alle Erfahrungsurtheile bei der Hand hat kraft des Gedächtniſſes, um zu wiſſen, was in dem unerwarteten Falle zu thun iſt. Bekanntlich hängt die Beſonnenheit zum Theil von Temperament und Conſtitution ab. Erregt ein unerwartetes Ereigniß Herz und ſympathiſche Nerven ſo gewaltig, daß ein Blutandrang oder Blutabfluß erfolgt, ſo verliert man die Beſonnenheit, d. h. die Gehirnganglien arbeiten nicht normal, wir können alſo keine klaren Vorſtellungen und Urtheile bilden. Man muß alſo zum Seemann, General u. ſ. w. geboren ſein, d. h. eine Conſtitution beſitzen, daß die heftigen Erregungen der Sinnesnerven abgeſchwächt werden, ehe ſie ihre Rapporte in den Centralorganen abſtatten. Wie dies geſchieht, weiß man nicht, aber es muß ſo ſein und einen ſo organiſirten Mann nennt man einen willensſtarken, kaltblütigen, unerſchrockenen u. ſ. w. Werden die Centralorgane von den Reizen der Sinnesnerven überwältigt, gewiſſermaßen von der ungeſtümen Molecularbewegung überfluthet, ſo verlieren wir die Beſinnung, weil nun die Organe rein mechaniſch wirken, ohne vom hemmenden Willen geordnet zu werden.

Sobald wir nachſinnen, wollen wir uns darauf beſinnen, was unter den obwaltenden Verhältniſſen zu thun iſt. Dem Beſinner ſchwebt dunkel die Richtung vor, welche der Wille einzuſchlagen hat. Dahin treibt das natürliche Gefühl, der Drang der Befriedigung eines drängenden Bedürfniſſes. Das Nachſinnen dagegen iſt eine Urtheilsthätigkeit oder vielmehr eine Schlußthätigkeit, die in den tieferen Schichten der Hirnrinde vorgeht. Das Gemeingefühl meldet ein Mißbehagen, eine geſtörte Harmonie an, aber die Urſache derſelben bleibt noch unbekannt. Das Nachſinnen muß alſo experimentiren, wie der Arzt am Kranken, wo die Veranlaſſung liegt, muß durch Schlußfolgerungen rückwärts gehen und zu entſcheiden vermögen, ob die vorgelegten Urtheile und Schluß-

Recht deutlich wird dieſer ganze Vorgang, wenn man ſich vergegenwärtigt, was die Beſonnenheit eigentlich leiſtet. Sie beſteht darin, daß man augenblicklich alle Erfahrungsurtheile bei der Hand hat kraft des Gedächtniſſes, um zu wiſſen, was in dem unerwarteten Falle zu thun iſt. Bekanntlich hängt die Beſonnenheit zum Theil von Temperament und Conſtitution ab. Erregt ein unerwartetes Ereigniß Herz und ſympathiſche Nerven ſo gewaltig, daß ein Blutandrang oder Blutabfluß erfolgt, ſo verliert man die Beſonnenheit, d. h. die Gehirnganglien arbeiten nicht normal, wir können alſo keine klaren Vorſtellungen und Urtheile bilden. Man muß alſo zum Seemann, General u. ſ. w. geboren ſein, d. h. eine Conſtitution beſitzen, daß die heftigen Erregungen der Sinnesnerven abgeſchwächt werden, ehe ſie ihre Rapporte in den Centralorganen abſtatten. Wie dies geſchieht, weiß man nicht, aber es muß ſo ſein und einen ſo organiſirten Mann nennt man einen willensſtarken, kaltblütigen, unerſchrockenen u. ſ. w. Werden die Centralorgane von den Reizen der Sinnesnerven überwältigt, gewiſſermaßen von der ungeſtümen Molecularbewegung überfluthet, ſo verlieren wir die Beſinnung, weil nun die Organe rein mechaniſch wirken, ohne vom hemmenden Willen geordnet zu werden.

Sobald wir nachſinnen, wollen wir uns darauf beſinnen, was unter den obwaltenden Verhältniſſen zu thun iſt. Dem Beſinner ſchwebt dunkel die Richtung vor, welche der Wille einzuſchlagen hat. Dahin treibt das natürliche Gefühl, der Drang der Befriedigung eines drängenden Bedürfniſſes. Das Nachſinnen dagegen iſt eine Urtheilsthätigkeit oder vielmehr eine Schlußthätigkeit, die in den tieferen Schichten der Hirnrinde vorgeht. Das Gemeingefühl meldet ein Mißbehagen, eine geſtörte Harmonie an, aber die Urſache derſelben bleibt noch unbekannt. Das Nachſinnen muß alſo experimentiren, wie der Arzt am Kranken, wo die Veranlaſſung liegt, muß durch Schlußfolgerungen rückwärts gehen und zu entſcheiden vermögen, ob die vorgelegten Urtheile und Schluß-

folgerungen die ſachentſprechenden ſind. Das Nachſinnen recapitulirt den Vorrath des Gedächtniſſes, bis es das findet (wieder erkennt), was es ſucht. Das Nachſinnen führt zum Beſinnen und dieſes gelangt zur Erinnerung.

Klopfen wir beim Nachſinnen und Beſinnen an ein Erinnerungsganglion nach dem andern an, ſo können wir dabei auf eine ganz falſche Spur kommen, indem wir in Gangliengebiete gerathen, die mit der geſuchten Erinnerung nichts zu thun haben. Bei dieſem Anklopfen iſt es möglich, daß eine Antwort erfolgt, welche irgend welche Aehnlichkeit mit der geſuchten hat. Dies erinnert uns an die Eigenſchaft der geſuchten Erinnerung, und ſofort ſpringt der Reflex auf das betreffende Ganglion über, dann ſagen wir: es ſchoß mir durch den Kopf, es fiel mir dabei ein. Im Grunde veranlaßte die Aehnlichkeit der Ganglienzuſtände, die man Vorſtellungsaſſociation nennt, einen unerwarteten Gehirnreflex, die Natur half ſich kraft ihres Organismus, die telegraphiſche Leitung fand die rechte Bahn, und — das geſuchte Wort u. ſ. w. fiel uns plötzlich ein.

Unterſuchen wir noch die Frage, wie man ſich etwas merken, alſo im Gedächtniß behalten kann, wie man etwas auswendig (eigentlich inwendig) behält. Für Lehrer, Handwerker und Arbeiter iſt dies eine wichtige Frage, die ſich leicht beantworten läßt. Merken kann man nur das, was man ſcharf und klar wahrgenommen hat, weshalb es große Entwickelung der Sinne vorausſetzt. Wir erkennen die Dinge und Begriffe an ihren Merkzeichen, und dieſes Erkennen iſt eine Erinnerung, jedes Urtheil, jeder Schluß beruht zum Theil auf dem Gedächtniß, denn wenn wir nichts behalten im Gedächtniß, ſo können wir nichts unterſcheiden. Unſere Cultur, unſere Wiſſenſchaften und Fortſchritte bleiben ohne Gedächtniß unmöglich. Da wir Gedächtniß zu unſerer Exiſtenz ebenſo brauchen, wie die Thiere, ſo muß das Gedächtniß eine organiſche Thätigkeit des Gehirns und der Muskeln ſein, welche wir auszubilden vermögen und als Erinnerung durch Willenskraft erregen,

aber sie uns nicht geben können. Da nun die Dinge mit vielerlei Reizen auf uns einwirken, da wir sie in Veränderung, Ruhe u. s. w. sehen, hören, fühlen u. s. w., so haften diese Bewegungen als Ganglienzustände an der Gehirnrinde. Unter dieser befinden sich verschiedene Schichten von Nervenzellen, die durch Nervenfäden mit einander in Verbindung stehen, sich also erregen können, so daß ganze Bezirke in Erregung gerathen, wenn einige Ganglienzellen heftig erregt werden vom Willen. Sieht man einen Baum im Sonnenschein, Sturm, Abends u. s. w., so dringen diese Reize tiefer in die Rinde. Gewisse Merkmale bleiben, werden also stets wiederholt, andere bleiben aus oder wechseln. Dadurch entsteht ein Urtheil, indem Wesentliches kräftiger einwirkt als das seltnere Unwesentliche. Das Merken besteht demnach darin, daß die Dinge Ganglienreize veranlassen, welche wir dann für Merkmale der Dinge halten. Treten uns dieselben Dinge entgegen, so müssen dieselben Reize erfolgen. Unser Gefühl unterscheidet (erkennt) dies nach einiger Erfahrung (Uebung), dann empfinden wir sofort, wenn die betreffenden Ganglien erregt werden, was dies zu bedeuten hat; es erfolgt dieselbe Vorstellung, d. h. derselbe Ganglienzustand, und sind wir dessen gewiß, so haben wir uns das Ding gemerkt, wir nehmen es ins Gedächtniß als bestimmten Ganglienzustand auf.

20. Bewußtwerden und Bewußtsein.

Die philosophische Psychologie macht sich mit dem Bewußtsein viel zu schaffen, wogegen Hartmann siegreich die Gewalt des Unbewußten als Urgrund des geistigen Lebens nachgewiesen hat. Als besonderes Vermögen des Geistes kann das Bewußtsein nicht aufgefaßt werden, weil es ja erst muß erworben werden, vielmehr ist es seiner Natur nach nur das Reservoir aller Vorstellungen, gewissermaßen das Gemeingefühl der Vorstellungsorgane.

Wenn Nervenerregungen in die Rindenzellen des Großhirns geleitet werden, ſo werden ſie kraft des Organismus in Wahrnehmungen umgewandelt, die ſich dann organiſch zu Vorſtellungen geſtalten, welche wir mit Worten bezeichnen. Auf dieſe Weiſe bilden ſich im Thiere und im Kinde Vorſtellungen, die ſich zur Zeichen- oder Lautſprache entwickeln, da die Vorſtellungsfaſern mit den Sprachorganen in Verbindung ſtehen. Nach und nach werden die Vorſtellungen durch das Gefühl der Dieſelbigkeit oder der Verſchiedenheit zu Urtheilen, und ſo gelangen die Kinder in einem gewiſſen Alter dahin, ſich von den Dingen zu unterſcheiden und zu empfinden, daß Vorſtellungen, Erfahrungen und Gefühle Erzeugniſſe der eigenen Thätigkeit, daß ſie Eigenthum des Denkens ſind. Sie beginnen dann ihr Thun als gewollte, beabſichtigte Zweckthätigkeit zu empfinden, und dies nennen wir das Bewußtwerden. Das Kind fragt, beobachtet, horcht und verſucht, um die Eigenſchaften der Dinge, ihr Weſen kennen zu lernen. Daher zerſtören Kinder ihre Spielzeuge, weil ſie wiſſen möchten, wie das zugeht, und was hinter den Erſcheinungen ſteckt. Sie forſchen nach dem Grunde, der bewirkenden Urſache, wollen Folgen ſehen und abprobiren, damit ſie ſich über die Wahrheit und Art ihrer Vorſtellungen und Urtheile Rechenſchaft geben können. Inſtinctiv unterſuchen ſie ihre Denkoperationen, um die Dinge zu begreifen und ſich über deren Entſtehen und Richtigkeit Rechenſchaft zu geben. Je mehr ihnen dies gelingt, um ſo mehr werden ſie ſich inſtinctiv und im Gemeingefühl ihres Vorſtellens bewußt, daß die Welt für ſie aus Vorſtellungsbildern entſteht, daß ſie die Eigenſchaften, den Gebrauch und die Natur der Dinge durch ihr Denken und Verſuchen entdecken. Dadurch erlangen ſie Bewußtſein, indem ſie beliebig über ihren Vorſtellungsvorrath verfügen, da ſie fühlen, dieſer iſt ihr Eigenthum, welches ſie nach Laune und Bedürfniß verwenden können.

Das Bewußtſein entſteht alſo aus der Rückwirkung der Vor-

ſtellungsmaſſen auf die Gefühlsorgane. Bilden wir dieſes Gemeingefühl in Vorſtellungen um, ſo wird es Bewußtſein, welches unſer weiteres geiſtiges Schaffen als treibendes, zuſammenhaltendes Gemeingefühl begleitet. Aus den Vorſtellungen kann nie ein Bewußtſein werden, weil ſie ja nur das Ergebniß organiſcher Thätigkeit ſind. Sie bilden unſer Wiſſen, werden Inhalt des Gedächtniſſes, aber erſt wenn das Gefühl der Perſönlichkeit hinzukommt, welches ſich im Unterſchiede von der Außenwelt empfindet, dann beginnt das Bewußtſein als dunkle Empfindung der Perſönlichkeit, das Ich. Affecte, Nerven- und Blutzuſtände können ſo auf das Gehirn wirken, daß wir dieſes Gefühl verlieren und bewußtlos werden. Dann wirken alle Organe noch fort, wir gewinnen beim Erwachen aus der Betäubung oder Ohnmacht das Gedächtniß wieder, von unſerem Bewußtſein iſt alſo nichts verloren gegangen, weil es an ſich inhaltslos, nur ein Zuſtand des geiſtigen Gemeingefühls iſt, und Gefühle erſcheinen und ſchwinden, da ſie eben nur für Nervenzuſtände können gehalten werden.

Wenn das Gallertthierchen einen Strudel erzeugt und dann das kleinere Thierchen, welches ihm entgegen getrieben wird, verſchluckt, ſo liegt darin das Bewußtſein, daß es ein Anderes iſt als die Beute. Verſperrt man der Raupe, dem Käfer u. ſ. w. den Weg, ſo ſuchen ſie Neben- und Umwege, alſo empfinden ſie doch, daß ſie einen fremden Gegenſtand vor ſich haben. In ihnen lebt das Gefühl der Perſönlichkeit, weshalb man keinem Thiere das Bewußtſein abſprechen kann. Man könnte das Bewußtſein auch das dunkle Lebens- und Daſeinsgefühl nennen, welches ſich über den ganzen Organismus verbreitet und als Inſtinct zur Handlung d. h. zur Lebenserhaltung treibt. Hartmann nennt es das Unbewußte.

An ſich iſt das Bewußtſein ohne beſonderen Inhalt, es empfindet als Centralgefühl nur das Ganze. Wie das Ganglienſyſtem der Verdauungswerkzeuge als dunkle Empfindungs-Stim-

mung von dem Zuſtande der Ernährung unterrichtet, ſo entwickelt ſich in den großen Hirnganglien, in denen Sinnes- und Hirnnervenfaſern in Verbindung treten und auch der ſympathiſche und herumſchweifende Nerv Faſern eintreten laſſen, ein ähnliches Gemeingefühl, indem da, wo dieſe Organe einander erregen, ein Gefühl des Austauſches und der Thätigkeit entſteht, welches wir Bewußtſein nennen. Wir empfinden dieſe Geſammtthätigkeit als Leben, als Vorgänge in uns. Wird dieſes Zuſammenwirken unterbrochen und gehemmt, correſpondiren die Faſerenden nicht mehr mit einander, ſo muß dieſes Lebensgefühl ſchwinden und wir werden bewußtlos, weil ja von dieſem Centralheerde aus die einzelnen Organe angeregt werden . Ebenſo werden wir der Vorſtellungen und Gefühle uns bewußt, wenn ſie in das Gemeinbewußtſein als beeinfluſſende Zuſtände eintreten. Wir empfinden eine Veränderung im Geſammtzuſtande des Hirns, eine erhöhte Thätigkeit, einen Zufluß von Kraft (Geiſtesnahrung) und dann tritt uns das Neue ins Bewußtſein. Wir lernen dabei nichts, werden nicht klarer, ſondern empfinden die neuen Urtheile als Beſtandtheile des Geſammtwiſſens. Jede organiſche Thätigkeit wird im Bewußtſein wahrgenommen. Weil dieſes aber nur aus einem unbeſtimmten Gemeingefühl beſteht, ſo bleibt es dunkel und geſtaltlos, und kann, wenn es auf die Gefühlsorgane übergeht, zum Triebe, zur Neigung u. ſ. w. werden, erregt es die Bewegungsorgane des Rückenmarks, ſo wird es zum Inſtinct, wirkt es auf die Vorſtellungsorgane, ſo klären dieſelben das Dunkel ſo weit auf, daß das Selbſt, das Ich als Inhalt erkannt wird, und wir gewinnen dann Selbſtbewußtſein.

Eigentlich iſt jedes Bewußtſein ein Selbſtbewußtſein, weil es ja nur die Zuſtände des Ich zum Inhalte hat, aber jedes Gefühl beſteht ja in der unbeſtimmten dunkeln Empfindung eines Inhaltes, über welchen erſt Vorſtellungen Klarheit verbreiten, indem ſie als Grund des Gefühls deſſen Inhalt herausfinden. Wenden ſich

alſo die Urtheilsorgane auf die Unterſuchung des Bewußtſeins, ſo erkennen ſie darin Zuſtände der Organe, gewinnen über deren Thätigkeit und Erzeugniſſe Urtheile, und dann wird das Bewußtſein natürlich zum Selbſtbewußtſein. Dieſes ſetzt alſo Denken und Bildung voraus. Je mehr der Menſch vermöge ſeiner Bildung im Stande iſt, ſich und ſein geiſtiges Schaffen zu beobachten, um es zu erkennen, um ſo umfaſſender und wahrer wird ſein Selbſtbewußtſein. Das Bewußtſein kann man alſo auffaſſen als Wiſſen in der Form eines Gemeingefühls, Selbſtbewußtſein dagegen wird durch Willen, Uebung und Geſchicklichkeit geſchaffen, iſt ein Erzeugniß der Vorſtellungsorgane, auf deren Secirtiſch das Bewußtſein in ſeine Beſtandtheile zerlegt wird. Eitle Menſchen haben ein ſtarkes Selbſtbewußtſein, weil ſie ihre Aufmerkſamkeit ſtets auf ſich lenken, und ſich zum Gegenſtand ihrer Beobachtungen und Urtheile machen. Muthige zeigen viel Selbſtbewußtſein, weil der Muth als Gemüthserregung ſein Organ in den Ganglien des Kleinhirns hat und Blut ſie kräftig erregt, vom Sanguiniker gilt daſſelbe, wie vom Choleriker; dagegen erzeugt mangelhafte Blutzufuhr zu den Bewußtſeinsorganen, zum Hirn überhaupt ſchwaches Selbſtbewußtſein. Ein Sieg bringt erhöhtes Kraft- und Werthgefühl, mithin wächſt auch das Selbſtbewußtſein, welches dann zum Uebermuth und zum Dünkel, aber auch zu edler Großmuth und Schonung werden kann je nach der Perſönlichkeit und der Art ihrer Affecte. Am gründlichſten unterſucht der Denkforſcher den Inhalt des Selbſtbewußtſeins, aber für das praktiſche Leben gewinnt es als Urgrund der Affecte und Triebe große Bedeutung, wie ja im Leben ſtets Eines ins Andre eingreift, und das Leben ſelbſt aus dieſer endloſen Kette von Urſachen und Wirkungen beſteht.

Weil die Thiere nicht über das Empfindungsleben hinauskommen, deshalb auch ſtark entwickelten Inſtinct, Begierden, Triebe und ſelbſt Leidenſchaften beſitzen ir nicht er-

warten, daß ſie ſich bis zum Selbſtbewußtſein entwickeln. Es giebt auch Völker und Stände, bei denen das Selbſtbewußtſein nur als dunkles Vermögen ſchlummert. Das Selbſtbewußtſein entwickelt ſich mit und in der Sprache, überhaupt mit den Begriffen und Ideen, wird zum Inhalte des Geiſtes, wie das Bewußtſein Inhalt der Seele iſt. Selbſtgefühl iſt die Empfindung des geiſtigen Zuſtandes des Ich; kehrt ſich aber der Vorſtellungsinhalt heraus, ſo wird es ſofort zum Selbſtbewußtſein, eine Bewegung der Vorſtellungsthätigkeit, wie es ein Rechtsbewußtſein, Gottesbewußtſein u. ſ. w. giebt.

21. Phantaſie.

Stellt man das zuſammen, was man für Schöpfungen und Thätigkeiten der Phantaſie ausgiebt, ſo erkennt man ſehr leicht, daß ſolche Erſcheinungen aus einem lebhaften Verkehre zwiſchen den Vorſtellungs- und den Sinnesorganen hervorgehen, daß ſie nur den umgekehrten Weg einſchlagen. Wie ſich aus allen Sinneswahrnehmungen Vorſtellungen entwickeln in einem beſondern Hirnorgane, ſo können auch Vorſtellungsganglien anregend auf die Wurzeln der Sinnesnerven wirken und dieſelben in Thätigkeit ſetzen, ſo daß wir nun Geſtalten ſehen und Töne hören. Zunächſt verarbeiten ſolche Phantaſiebilder nur bekannte Sinnesbilder, woraus man ſieht, daß ſie nichts Neues ſchaffen, daß ſie überhaupt eine alltägliche Erſcheinung der Erinnerung ſind. Phantaſie wird eine vielfache organiſche Thätigkeit des Gehirns, denn einestheils zehrt ſie von Gedächtniß- und Erinnerungsbildern, zugleich wandelt ſie dieſelben um in zweckentſprechende ſinnliche Vorſtellungsbilder, ſo daß alſo viel Gangliengebilde arbeiten, angeregt von einem Vorſtellungstriebe, welcher gewiſſe Vorſtellungen verſinnlichen will, um ſie dem Gemüth zugänglich zu machen, oder mit

andern Worten, Verſtandesthätigkeiten in Gemüthserregungen (Gemüthserkenntniſſe) umzuwandeln.

Trachtet z. B. der Verſtand nach einer Verſinnlichung großer Schnelligkeit, großer Kraft u. ſ. w., ſo ſucht die Erinnerung aus dem Vorrathe des Gedächtniſſes diejenigen Erſcheinungen hervor, welche die Vorſtellung der Schnelligkeit erzeugten. Dieſe Erinnerung kann z. B. ein Pferd ſein. Da aber nicht das wirkliche Pferd gemeint iſt, ſondern nur Eine Eigenſchaft deſſelben, ſo bezeichnet der Erfinder ſein Bild dadurch näher, daß er ihm Flügel anſetzt, oder 6 Füße giebt. Alſo giebt ſtets die Reflexion den Anſtoß zu Phantaſiegeſtalten und es kommt auf den Bau des Organismus an, ob dem Erfinder die zweckentſprechenden Geſtalten, Töne, Ausdrücke u. ſ. w. im Augenblick einfallen und zu Gebote ſtehen. Maler, Componiſten u. A. machen daher zuvor Studien, ſie legen ſich einen Vorrath von Gedächtnißbildern an, um das Bild endlich herauszugeſtalten, welches ihrer künſtleriſchen Vorſtellung und Auffaſſung entſpricht. Mithin kann die Phantaſie keine beſondre Thätigkeit ſein, ſondern iſt mit jedem geiſtigen Thun verbunden. Der Schuſter ſieht, wenn er Leder zu einem Stiefel zuſchneidet, im Voraus bereits, wie der Stiefel ausſehen muß. Abergläubiſche ſehen Geſpenſter und ſprechen mit ihnen, Verzückte ſehen Engel, die aber gewiß denen gleichen, welche ſie auf Bildern der Kirchen oder Gebetbücher geſehen haben.

Anatomiſch iſt nachgewieſen, daß die Denk- und Sprachorgane in Verbindung ſtehen mit den Wurzeln der Augen- und Ohrennerven ſowie mit den Verzweigungen des ſympathiſchen und herumſchweifenden Nerven, ſo daß ſich die Erregungen jedes einzelnen Nerven auf die anderen fortpflanzen können. Nur auf dieſe Weiſe können ja Sinneswahrnehmungen zu Vorſtellungen und Wörtern werden; aber es kann auch der Erregungsſtrom von den Vorſtellungen ausgehen, und dieſe Bewegung nennen wir Phantaſie.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß dem wirklich ſo iſt. Propheten und Heilige hörten Engelsſtimmen, ſahen Engel; im Traume, in Delirien, bei tiefem Verſenken in Nachdenken, bei Sterbenden beobachtet man daſſelbe; Kinder ſehen Geſpenſter, von denen man ihnen erzählt; wenn ein ſpielendes Kind das Steckenpferd füttert, ſo glaubt es, daſſelbe eſſen zu ſehen; als man an Geiſter, Hexen, Zauberer u. ſ. w. glaubte, ſah man auch ſolche Exemplare und verbrannte ſie. Nach dieſer Seite hin gehört die Phantaſie in das Gebiet der Sinnestäuſchungen, behauptet jedoch den Unterſchied, daß ſie von den Vorſtellungen und dem Willen geleitet wird; ohne dieſelben wird ſie zu Phantaſterei.

Es laſſen ſich ſolche Vorgänge recht gut natürlich erklären aus dem Weſen unſrer geiſtigen Thätigkeit. Bekanntlich ſind die Vorſtellungen, welche wir uns von den Außendingen machen, nur Gehirnvorgänge und Ganglienzuſtände. Weil aber die Reize von außen her einwirken, ſo verlegen wir dieſe Gehirnerregungen als Dinge und wirkende Urſachen in die Außenwelt. Wir ſind dies nicht etwa gewohnt, ſondern es beſteht darin die Thätigkeit des Nervenorganismus, und erſt durch Erfahrung und ſcharfe Beobachtung erkennen wir den wahren Vorgang und müſſen uns gewöhnen, die wirkliche Welt uns anders vorzuſtellen als ſie uns vorkommt. Wenn alſo Nerven und Gehirnganglien durch irgend eine Abnormität überreizt oder nur gereizt werden, ſo treten ſie in Thätigkeit und erzeugen die gewohnten Ganglienbilder. Befinden wir uns in krankhaftem Zuſtande, ſo glauben wir die Geſtalten zu ſehen, die Töne zu hören, jene Subſtanzen zu ſchmecken oder zu riechen, welche die Nervenzuſtände hervorbrachten, in denen ſich die Nerven ohne äußeren Reiz befinden. Der Weg von Illuſionen, Viſionen zu Wahnbildern iſt nicht weit, es beſteht nur ein gradweiſer Unterſchied, der Nervenvorgang iſt derſelbe. Wenn der Heilige mit Engeln ſprechen will, ſo kann der Trieb ſo ſtark werden, daß ſein ganzes Gemüth ergriffen wird und dieſe Erregung

die Nachbargebiete der Augen- und Ohrennerven ergreift, welche nun mechaniſch das Engelbild reflectiren, welches der Heilige in der Kirche andächtig betrachtete, und welche als Worte die Gedanken reproduciren, die das Gehirn eben beſchäftigen und füllen.

Aus dieſen Beiſpielen erkennt man, daß die Phantaſie ihre Hauptwurzel im Gemüth hat, daß ein organiſcher Trieb das Vorſtellungsvermögen antreibt, auf die Sinnesnerven zu wirken, um das zu erzeugen (jene Ganglienzuſtände hervorzubringen), was den Gemüthstrieb befriedigt. Befindet ſich der Dichter in einer lyriſchen Stimmung, ſo treibt ihn die ſtark entwickelte Organiſation der betreffenden Gehirntheile, dieſe Stimmung in Reim, Versmaß und Worten ſich zu verſinnlichen. Dieſes Streben ergreift ihn wie ein Naturtrieb, inſtinctiv findet er die paſſenden Reime und Worte; er verfährt grade ſo wie die Spinne, wenn ſie das Netz macht, und wie der Vogel, wenn er das Neſt baut. Bei dem Dichter wendet ſich der Gemüthsdrang auf die Vorſtellungs- und Sprachorgane, aber es werden auch Gehör- und Geſichtsorgane dabei ergriffen. Tritt dieſe Betheiligung ſtark hervor, ſo ſagen wir, der Dichter hat muſikaliſches Gehör, feinen Sinn für Wohlklang und Versmaß; greifen Geſichtsbilder mit ein, ſo ſchreiben wir ihm plaſtiſche Darſtellungsgabe zu. Dies heißt denn doch, die Vorſtellungen der Gemüthserregungen reflectiren auf Augen- oder Ohrennerven und erzeugen dadurch angemeſſene Geſichts- oder Gehörsbilder. Weil nun jeder Dichter eine beſondere Conſtitution hat, in früherer Zeit dieſes oder jenes Sinnesorgan mehr entwickelt wurde, ſo werden die Darſtellungsweiſen oft ganz individuell. Die dichteriſchen Bilder werden aber als Gedächtnißvorbilder aus der Umgebung und Erfahrung entnommen, daher wird der Dichter local und national.

Fühlt ſich der Tondichter von ſchöpferiſchem Gemüthsdrange ergriffen, ſo reizt dieſer vorzugsweiſe die Gehörsnerven, wozu man eben muß geboren (organiſirt) ſein, und er [illegible] in Tönen den Aus-

mäßigkeit, die vollendetste Zweckmäßigkeit darstellt, obschon wir viel Mängel entdecken und empfinden, so sucht der Geist durch das Erkennen dieser vollkommenen Weltordnung Trost und Gemüthsruhe. Er will selbst das Uebel seinem Grunde, Wesen und Werthe nach begreifen, seine Ideenwelt mit der wirklichen Welt in Uebereinstimmung bringen.

Nur wenige Menschen sind befähigt, diese höchste Aufgabe des denkenden Menschen in ihrem welterfassenden Umfange zum Zielpunkte ihres Strebens zu machen; aber in kleinerem Maße vollbringt sie Jedermann im Nachdenken und Ueberlegen, weil diese doch zu einer Erkenntniß führen, welche befriedigt, sobald sie den vorhandenen Geistesfähigkeiten entspricht. Der psychische Vorgang dabei ist ein wunderbarer, gehört zu dem Wunderbarsten auf Erden, denn auch schon bei Thieren beobachten wir sehr oft ein reifliches Ueberlegen und Nachdenken, ehe sie eine Handlung ausführen. Daher wird es schwierig, bei jedem Thun derselben zu unterscheiden, ob sie aus Instinct oder aus Ueberlegung handelten.

Wenn wir nachdenken, so überblicken wir unsern ganzen Vorrath von jenen Begriffen, die sich auf den Gegenstand des Nachdenkens beziehen. Zugleich haben wir einen bestimmten Endpunkt, ein Ziel vor Augen, wohin wir mit dem Nachdenken gelangen wollen, obschon wir das Ergebniß desselben keineswegs wissen. Wie wir zu Begriffen gelangen mit Hilfe von Schlüssen und Folgerungen, so bedienen wir uns derselben auch beim Nachdenken, indem wir die vorhandenen Begriffe zusammenstellen, so lange versuchen, sie durch Schluß- und Folgerungsformen zu einer ununterbrochenen Kette richtiger Urtheile zu ordnen, bis das Endurtheil das enthält, was wir durch das Nachdenken suchen. Wir führen gewissermaßen ein Rechenexempel in Begriffsordnungen aus, um die unbekannte Größe zu finden. Gelingt es uns nicht, das vorhandene Material von Wissen in eine wohlgegliederte Ordnung zu

bringen, bleibt Material übrig, welches ſich nicht unterbringen läßt, entſtehen Lücken u. ſ. w., ſo laſſen wir den ganzen Rechenanſatz fallen und verſuchen ſo lange neue Ordnungen, bis uns das Ergebniß befriedigt, indem es mit unſrem bisherigen Denken und ſeinen Ergebniſſen übereinſtimmt. Natürlich hängen Art und Tiefe des Nachdenkens von der Perſönlichkeit des Nachdenkenden ab.

Das Nachdenken entſteht aus dem Gemüthsdrange (Intereſſe, Wunſch, Willen), etwas zu erkennen, und iſt in jedem Denken und Urtheilen enthalten, wie die Vorſtellung im Urtheil und Begriff. Es iſt eben nur der Zuſtand des Vorderhirns bei Begriffsbildungen, welche im Allgemeinen ſo ſchnell vor ſich gehen, wenn ſie angelernt und angewöhnt ſind, daß wir es nicht bemerken. Nur über Neues, Unbekanntes denken wir nach und empfinden bei langem Nachdenken Ermüdung in dem Stirnhirn, weshalb wir Zerſtreuung ſuchen, d. h. andre Hirnpartien in Thätigkeit ſetzen, um die ermüdeten ausruhen zu laſſen. Wenn wir ein Buchenblatt von einem Eichenblatt unterſcheiden wollen, ſo müſſen wir nachdenken, inwiefern ſich beide unterſcheiden, indem wir die Merkmale vergleichen und Gemeinſames vom Abweichenden trennen, um die unterſcheidenden Merkmale herauszufinden. Wenn der Säugling Mama und Papa unterſcheiden lernt, ſo hat er ſchon nachgedacht, und durch Schlüſſe Unterſchiede gefunden und ſich gemerkt, wenn auch nur durch das Sinnesgedächtniß (Geſichts- und Gehörbild). Der Denkforſcher verfährt ebenſo beim Nachdenken, nur wählt er ein ſchwieriges Thema.

Das Nachdenken prüft aber auch, ehe es abſchließt, das Ergebniß ſeiner Thätigkeit, indem es gewiſſermaßen die Probe macht, wie beim Rechnen. Denn es unterſucht, ob ſich von dem Ergebniß aus nach rückwärts alle Thatſachen (Begriffe) erklären laſſen und man endlich auf den Ausgangspunkt zurückkommt.

Für den Unterricht wird die Uebung im Nachdenken ein vorzügliches Bildungsmittel des Denkens, weil dieſes eben alle b

treffenden Begriffe vergleichen, ſachentſprechend an einanderreihen und überſehen muß, um als neuen Begriff das Ergebniß des Nachdenkens anzureihen. Dadurch wird das Gedächtnißwiſſen zu einem Erkennen, zum Verſtehen, wachſen alle Begriffe zu einem organiſchen Ganzen zuſammen und entwickelt ſich das lebendige, praktiſche Wiſſen. Man ſollte daher in den Schulen weniger dociren, ſondern das Nachdenken üben, damit die Jugend das Wiſſen aus ſich ſelbſt erzeuge und ſich ein geiſtiges Eigenthum erwerbe. Dies geſchieht bekanntlich durch geſchickte Fragen, mit deren Hilfe man der Jugend den Weg zeigt, wie ſie Begriffe prüfen, aneinander reihen und zum Abſchluß bringen muß. Vergleichungen, Analyſe und Syntheſis ſind die Formeln, deren man ſich bedient beim Nachdenken, indem man ſich in Folgerungen und Schlüſſen rückwärts und vorwärts bewegt, um die einzelnen Begriffe an einander zu ketten.

Das Nachdenken erhält ſeinen Anſtoß vom Gemüthe aus, zu welchem es dann auch das Ergebniß ſeiner Thätigkeit zurückleitet, um den Gemüthstrieb zu befriedigen, um zur Ruhe zu kommen. Befriedigt uns das Ergebniß nicht recht, ſo empfinden wir dies als Meinung, die wir als Anſicht ausſprechen, wobei wir nicht gewiß ſind, ob wir mit Andern übereinſtimmen, ob wir das Wahre gefunden haben. Die Meinung empfinden wir als rein perſönliches Endurtheil des Nachdenkens. Mehr können wir nicht leiſten, wir beſcheiden uns mit einem unſichern Ergebniß. Empfinden wir aber im Gemüth vollſtändige Uebereinſtimmung zwiſchen unſerem Begriffsvorrath und den neuen Erkenntniſſen, Harmonie in unſrem geſammten Denken und mit dem Gemüth, ſo wird die gewonnene Erkenntniß zur Gemüthsſache, ſie wird Ueberzeugung. Daher opfert der Menſch der Ueberzeugung Alles, Beſitz und Leben, denn in der Ueberzeugung wurzelt ſein Ich, ſeine wahre Perſönlichkeit. Mit der Ueberzeugung würde er ſich ſelbſt, ſeine ganze Begriffs- und Gemüthswelt aufgeben. Gegen Ueber-

zeugungen läßt ſich mit Gewalt nichts ausrichten, was die politiſchen und hierarchiſchen Eiferer nie bedenken: ja ſelbſt mit Gründen kann man ihr nicht immer beikommen, wenn ſie aus einer andern Art der Bildung von Begriffsreihen hervorgegangen iſt. Dann muß erſt die ganze Denkweiſe umgeſtaltet werden, das ganze Material von Begriffen nach einer andern ungewohnten Richtung hin geordnet und an einander gekittet, die Leitung der Reflexe zwiſchen den Hirnzellen umgeändert werden. Dazu gehören Jahre. Je älter man wird, um ſo weniger kann man die Ueberzeugung ändern. Daher beharren alternde Gelehrte und Lehrer bei ihrem Syſtem, wenn deſſen Einſeitigkeit auch ſchlagend nachgewieſen wurde. Meinungen giebt man leicht auf, ändert ſie leicht ab, wie die täglichen Erfahrungen im politiſchen und wiſſenſchaftlichen Leben beweiſen. Menſchen von beſchränktem Verſtande halten aber ihre Meinung für Ueberzeugung, laſſen ſich daher leicht fanatiſiren, weil nun die Meinung, obſchon ſie nur ein Endurtheil iſt, bei ihnen zur Gemüthsſache wurde. Geiſtliche betrachten gar zu gern ihre Meinungen als Glaubensſätze, und daher ſtammt ihre Verfolgungsſucht, weil ſie nun ſich für Vertreter der Kirche, für Vertheidiger Gottes halten. Denn auch die Ueberzeugung bleibt eine perſönliche Gemüthsſtimmung, und wird zum Glauben, ſobald ſie der Begründung nicht bedarf, auf dieſelbe verzichtet.

Es ſpielen hier Denken (Verſtand) und Gemüth in einander, her- und hinüber, und dieſer Widerſtreit findet nur in der Vernunft ſeinen befriedigenden Ausgleich. Das Gemüth regt zum Nachdenken an, dieſes aber erregt dann das Gemüth ſo heftig, daß das Denken zum willkürlich verwandten Werkzeug der Gemüthserregung wird. Im Glauben findet das Gemüthsleben Befriedigung, wenn es feig, träumeriſch und arbeitsſcheu vom Denken ſich abwendet, es wohl geradezu verwirft, weil es dem Glau[illegible]ſchade, ihn verdränge, „zur Sünde verführe.“

Entſteht das Nachdenken aus dem Erkenn[illegible]e, ſo für[illegible]r

Handlungs- oder Willenstrieb zum Ueberlegen. Das Nachdenke forſcht nach dem Grunde, nach der Wahrheit, das Ueberlege richtet ſich auf die Wahl der Mittel, um einen beſtimmten Zwe zu erreichen. Es iſt ein Denken im Dienſte des Willens. De Zweck kennt der Geiſt, aber Ausführung, Mittel u. ſ. w. ſucht e aus, erwägt Gründe und Gegengründe, ehe er zu einem Entſchlu kommt, als Endurtheil über das, was geſchehen muß. Weil hie das Gemüth mächtig mitwirkt, zur That drängt, das Denken da gegen ſpricht, ſo macht es oft große Pein, ehe man zum Entſchlu kommt. Dieſe Qual kann ſich ſo ſteigern, daß man wie in Ver zweiflung endlich raſch die That vollbringt, ehe man ſich ent ſchloſſen hat, um nur die Qual des unentſchiedenen Ueberlegens los zu werden. Je ſtärker der Gemüthsdrang iſt, je ſchwächer das Denken entwickelt wurde, um ſo leichter handelt der Menſch ohne Ueberlegung oder entſchließt ſich kurz, bündig im Drange der Gemüthserregung.

Die Ueberlegung kann zu einem doppelten Endergebniß führen. Wenn man nach ruhiger Erwägung aller Gründe durch das Denken zu einem letzten Beſtimmungsgrunde gelangt, ſo hat man einen Beſchluß gefaßt. Es ſetzt dies aber voraus, daß Mehrere nach vorhergehender Discuſſion ſich einigten, weshalb Körperſchaften, Verſammlungen u. ſ. w. Beſchlüſſe faſſen, deren Ausführung Andern überwieſen wird. Mit dem Beſchluß iſt der Denkprozeß beendet; mit der That hat er nichts zu thun, weshalb dann auch Landtagsbeſchlüſſe von den Regierungen nach Ermeſſen beachtet werden. Der Entſchluß aber ſtammt aus dem Gemüth, auf ihn folgt die That. Aber zu dieſer bedarf das Gemüth der Denkorgane, weil von dieſen die Bewegungsnerven angeregt werden. Mithin ſtehen Ueberlegen und Nachdenken in umgekehrtem Verhältniß; jenes kann, wenn es vom Gemüth übermächtig auf die Denkorgane wirkt, zur Muskelthätigkeit der That werden, dieſes aber, wenn es mächtig aufs Gemüth reflectirt, zur Gemüthsange-

legenheit ſich umgeſtalten und ſich dann gleichfalls gegen das Denken richten. In dieſem Kreis der Wechſelwirkung zwiſchen Urtheilen und Empfinden, Verſtand und Gemüth, bewegt ſich das Leben der einzelnen Menſchen und ganzer Völker, aus ihm erwächſt das Schickſal als nothwendige Folge, weshalb man vom Zufall nichts Bleibendes erwarten darf.

23. Merken, Bemerken, Anmerken, Beobachten, Kennen und Erkennen.

Weil wir die Bewegungen der Hirnzellen mit beſonderen Namen zu bezeichnen pflegen, ſo meinen wir dann, es mit beſonderen Geiſtesvermögen zu thun zu haben.

Das Merken gehört zu der Gedächtnißthätigkeit oder iſt vielmehr dieſe ſelbſt, verbunden mit dem Beſtreben, Wahrnehmungen im Gedächtniß feſtzuhalten. Vorſtellung und Gemüth vereinigen ſich im Merken. Zuerſt beginnt die Gefühlsregung, daß man etwas in der Erinnerung aufbewahren möchte, und es entſteht im Senſorium, dem Organ des geiſtigen Gemeingefühls, eine Bewegung nach den Vorſtellungsorganen, wodurch dieſe beſonders erregt werden. Man könnte ſich dieſe Bewegung als rückkehrenden elektriſchen Strom vorſtellen, welchen wir Aufmerkſamkeit nennen und ſie für die Regung eines Gefühlsdranges halten müſſen. Es iſt uns Bedürfniß, etwas zu bemerken oder zu merken, es waren uns die Erregungen des bereits einmal Bemerkten angenehm, oder umgekehrt wir fürchten Unangenehmes von dieſer Seite und ſo leiten wir nach dieſer Richtung einen Gefühlsſtrom, welchen wir als Aufmerkſamkeit empfinden. Aufmerkſamkeit iſt eine Spannung im Senſorium, die nach den Wahrnehmungszellen der Hirnrinde oder den Ganglien der Sinnesnerven geleitet wird und dieſe da-

durch ſo erregt, daß ſie die Hemmungsfähigkeit gegen Reize verlieren, weshalb man dann leichter und beſſer wahrnimmt. Aufmerkſamkeit kann ſich daher bis zur Spannung ſteigern bei heftigem Verlangen und dieſe Spannung gehört als Erwartung in das Gebiet der Gefühlsvorſtellungen, des Gemüths. Weil Aufmerkſamkeit eine gewaltſame Erregung iſt, ſo macht ſie müde, dann tritt nur zeitweiſe Aufmerkſamkeit ein, die Zellen ſuchen die Richtung ihrer Bewegungen zu ändern, wenden dieſe bald hierhin, bald dorthin, und dann erſcheinen wir zerſtreut. Findet ſich unſre Erwartung befriedigt, oder erwarten wir mit Sicherheit Angenehmes und Zuſagendes, ſo gewinnt die Wahrnehmung für uns Intereſſe, d. h. die Aufmerkſamkeit, geſteigert durch den Gemüthsdrang, wird eine angenehme und dauernde. Es intereſſirt uns aber nur das, was dem Gefühl zuſagt, weshalb unſer Intereſſe je nach der Stimmung wechſelt. Beim Unterricht überſieht man dieſen pſychologiſchen Zuſammenhang und meint, man könne durch Strafen Intereſſe erwecken, eine Gemüthsregung veranlaſſen. Weil die Aufmerkſamkeit eine kräftige, anſtrengende Spannung der Nervenfaſern iſt, welche von den Empfindungsorganen zu den Vorſtellungsorganen führen, gewiſſermaßen eine Verkürzung derſelben, ſo ermüdet ſie die Faſern nicht nur, ſondern ſetzt überhaupt friſche Kraft voraus. Ein körperlich Müder oder Kranker kann gar nicht oder nur kurze Zeit aufmerkſam ſein, und man kann in den letzten Unterrichtsſtunden des Tages oder bei großer Hitze von den Schülern keine Aufmerkſamkeit verlangen, ſollte alſo auf dieſe Stunden leichte Lehrgegenſtände oder mechaniſche Uebungen verlegen.

Die Aufmerkſamkeit erleichtert das Merken, weil aus den Wahrnehmungsorganen die Hemmungen entfernt ſind, ſo daß die Wahrnehmung eine ſcharfe wird. Da aber der Wille als Gefühlstrieb auf die Hirnzellen einwirkt, ſo regen ſich zugleich die Urtheilsorgane und beurtheilen die einzelnen Wahrnehmungen, ſo bald ſie oft und lange wiederholt werden, indem ſie das abſon-

dern, was die empfundene Wahrnehmungserregung mit andern verwandten gemeinſam und was ſie Beſonderes hat. Dieſe Beſonderheiten hebt das Urtheil als Merkmale hervor und macht ſie zu Kennzeichen für den betreffenden Gegenſtand.

Das Merken beſteht demnach in der beabſichtigten Urtheilsthätigkeit, das Wahrgenommene in ſeinen beſondern Kennzeichen aufzufaſſen, dieſe Kennzeichen als Merkmale für die Erinnerung in den Zellen feſtzuhalten, um dadurch die Dinge kennen zu lernen. Der Wille leitet die Urtheilsthätigkeit, weiſt ihr Richtung und Zweck zu, und da ſich die Aufmerkſamkeit auf die Merkmale richtet, ſo werden dieſe Merkmalszellen heftiger erregt, alſo Hilfsmittel der Erinnerung, weil deren Drang am leichteſten jene Zellen wieder erregt und nun an dieſe Merkmale ſich durch Reflexe die übrigen Merkmale anſchließen, wenn ſie nicht bereits vergeſſen ſind. Der Wille begleitet als Aufmerkſamkeit das Merken, wenn dieſer alſo nachläßt, ſo merken wir nichts mehr.

Geſchieht das Merken abſichtslos, daß dieſe und jene Wahrnehmung beſonders einen Eindruck macht, ohne daß die Aufmerkſamkeit dazu nöthigt, ſo bemerken wir Merkmale, die aber leicht wieder im Gedächtniß können verloren gehen, wenn ſie kein Intereſſe für uns haben. Oft gebraucht man den Ausdruck „merken" falſch, wenn wir „bemerken" ſagen müßten. Wir merken z. B., daß uns Jemand zupft, dies iſt jedoch ein Bemerken. Ebenſo können die Merkzeichen ganz zufällige ſein, wie ſie grade dem Intereſſe entſprechen, denn das Urtheil wird beim Aufmerken vom Gefühl beherrſcht, wir nehmen die Gegenſtände mit dem Organ des Gefühldenkens auf. So kann uns heute beim Pferd ſeine Haltung und ſeine Kraft, ein andresmal ſeine ſchöne Farbe, ein drittesmal ſein Muth intereſſiren; wir merken nur auf dieſe Eigenſchaften und beachten die übrigen nicht. Durch Aufmerken und Bemerken können wir zu einſeitigen Urtheilen gelangen, wie denn auch der Pferdekenner, der Kutſcher, der Sonntagsreiter und der

Nichtkenner ganz verſchiedene Urtheile fällen. Daſſelbe gilt beſonders von Kunſtwerken, Politik u. ſ. w., wo ſich dann Kunſtſchulen und Parteien bilden, je nachdem ſie einzelne Merkmale (Begriffe, Manieren, Dogmen) für die Hauptſache halten, weil ſie ihrer Gemüthsrichtung entſpricht, die zum Geſchmack wurde.

Macht ſich der Verſtand frei von ſolchen Gefühlseinflüſſen und beherrſcht ihn dagegen der Wiſſens- und Erkennungstrieb, ſo wird die Aufmerkſamkeit zur Beobachtung, das Merken zum Erkennen, das Gedächtniß zum Kennen.

Man merkt ſich je nach der Gemüthsſtimmung oder dem Zweck Zufälliges, Zweckentſprechendes, wie es Theologen und Philoſophen machen, wenn ſie ihre Dogmen ſcheinbar mit den Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaft in Uebereinſtimmung bringen wollen. Der Naturforſcher dagegen beobachtet, wo der Reiſende nur bemerkt. Der Forſcher merkt ſich jede Beobachtung, aber weil er dem unterſcheidenden und prüfenden Verſtande die Leitung überläßt, ſo kommt er zu ganz andern Ergebniſſen. Er findet allgemeine Geſetze, nicht bloß perſönliche Anſichten und Meinungen, weshalb denn auch die Philoſophie ſich verjüngen und einen ſichern Boden gewinnen kann, wenn ſie tüchtig Empirie treibt.

Das Beobachten beſteht aus vielerlei Thätigkeiten. Zuerſt verlangt es eine angeſtrengte Thätigkeit, jede einzelne Wahrnehmung deutlich aufzufaſſen (wie viel Forſcher ſchwächten dabei Auge und Ohr!). Dann muß das Gedächtniß dieſe Wahrnehmungen ſorgfältig ſammeln, das Urtheil ſie ſortiren, wobei Urſache und Wirkung als Hauptfächer für die verſchiedenen Wahrnehmungsarten dienen. Während der Beobachter alſo ſcheinbar nur materiell beſchäftigt iſt, arbeitet er ſtets mit dem Verſtande, er ordnet und ſortirt nach logiſchen Geſetzen, forſcht nach den Urſachen der Erſcheinungen, entwickelt deren Folgen, ſetzt alſo ſeine ſinnlichen Wahrnehmungen ſofort in Urtheile, Begriffe und Ideen um. Es iſt daher ein bedauernswerther Dünkel, wenn Theologen und Phi-

loſophen geringſchätzig auf die Empirie und die Beobachtung der Dinge herabſehen. Bequemer iſt es freilich, Begriffe ins Blaue hinein zu entwickeln, wenn ihnen auch jede reale Unterlage fehlt. Da grade die Deutſchen, denen jede Theilnahme an realen (ſtaatlichen) Intereſſen verboten war, ſich in die Nebelwelt der Principien zurückziehen mußten, ſo haftet ihnen mehr oder minder Unpraktiſches an. Erſt ſeit dem Emporkommen der Naturwiſſenſchaft fangen ſie an, das Leben und die Zuſtände vom praktiſchen Geſichtspunkte aufzufaſſen. Aber ſie fangen eben erſt an, mehr erlaubt die Sonderlichkeit der Kleinſtaaterei nicht.

Der Beobachter verwendet alle Geiſtesthätigkeiten. Er ſchärft das Wahrnehmungsvermögen, ſammelt die Wahrnehmungen, prüft ſie ihrem Werthe nach, ſcheidet Zufälliges vom Weſentlichen aus, ſucht die Urſache der wechſelnden Erſcheinungen zu entdecken, indem er die Verſchiedenartigkeit der Thatſachen vergleicht, und gelangt dahin zu wiſſen, was nun kommen muß. Der Beobachter wendet alle Formen und Thätigkeiten des Erkennens an, und wenn der Kreis ſeiner Beobachtungen ein umfaſſender iſt, ſo daß er die verſchiedenartigſten Urtheile ſammelt zu einem Geſammturtheil, ſo gelangt er nothwendig zu Ideen. Kann man ſich alſo wundern, wenn die Naturforſchung zur weltbeherrſchenden Macht wird, ſo daß die Rechtsgelehrſamkeit, die Sprachforſchung, die Staatslehre u. ſ. w. dahin ſtreben, eine naturgemäße Grundlage zu gewinnen, ſich im Einklang mit den Naturgeſetzen zu fühlen? Was nützt es, wenn ein ökumeniſches Concil und ein preußiſches Oberconſiſtorium ein Zetergeſchrei darüber erheben! Die Welt geht unbarmherzig ihren Lauf, wie ſich heute noch trotz der Proteſte des Papſtes, Luthers-Melanchthons, und Knaks die Erde um die Sonne dreht. Wer will es hindern? Ein allgemeiner Bettag gewiß nicht.

Unſre Urtheile bekommen erſt dann Werth und dürfen ſ Wahrheiten gelten, wenn ſie mit der Wirklichkeit übereinſtimm

Um dies zu erfahren, bedarf man der Beobachtung, welche Erfahrungen ſammelt, ihrem Werthe und Gehalte nach prüft und dann das Erklärungsurtheil aufſtellt. In dieſem hohen geiſtentwickelnden Werthe liegt die ungeheure Bedeutung der Naturwiſſenſchaften, durch welche eine Menge vorgefaßter Meinungen und unbegründeter Urtheile (Dogmen) hinweggefegt werden.

Das Beobachten hat das Erkennen zum Zweck, und dieſes ſtrebt danach, das Weſen der Dinge zu finden, indem es aus der Menge der Merkzeichen, die dem rein perſönlichen Merkungsvermögen entſprechen, die bleibenden, unveränderlichen Kennzeichen herausfinde, und dies ſind die zu Grunde liegenden ewigen Geſetze. Je weiter der Horizont der Beobachtung iſt, um ſo mehr allgemeine Geſetze treten hervor, ſo daß die fortgeſetzte Beobachtung nothwendig zu Ideen führen muß, welche die Naturforſchung in ihrer Syſtematik niederlegt.

Das Erkennen muß man unterſcheiden von dem flüchtigen Kennenlernen, welches nur ein Bemerken iſt, es ſtrebt vielmehr nach dem Urgrund der Dinge. Wenn alle Merkmale (Grundgeſetze und Grundwahrheiten) ſich vereinigen zu einer einheitlichen Idee, ſo gelangte man zur Erkenntniß, welche, wenn ſie verſchiedenartige Erkenntniſſe in ſich faßt, zur Weltanſchauung wird, alſo zu einem Geſammtbegriffe, aus welchem alle übrigen Begriffe abgeleitet werden, und nach welchem wir unſere Einzelurtheile zurecht machen.

Die Erkenntniß gehört in das Reich der Begriffe und erzeugt aus ſich Ideen. Haben wir alſo eine Maſſe von Urtheilen und Begriffen ſyſtematiſch zur Erkenntniß geordnet, vermögen wir Gründe und Folgerungen aus und wegen dieſer Erkenntniß anzugeben, ſo dürfen wir ſagen, daß wir den Begriffsgegenſtand kennen. Im Kennen ſind wir Herr des Stoffes, es iſt nicht blos Wiſſen, ſondern wir vermögen über jedes Begriffsmerkmal Rechenſchaft zu geben, können das Vorhergegangene nachweiſen, das

Kommende im Voraus deuten. Wenn man einen Menſchen kennt, ſo weiß man, wie und warum er ſo und nicht anders handelt. Das Erkennen iſt Thätigkeit der Ideen, Vernunftthätigkeit, das Kennen Vernunftgedächtniß, das höchſte Wiſſen des Menſchen.

Wie wir überall im Wachsthum der geiſtigen Thätigkeiten einen Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft, thieriſchem und menſchlichem Geiſt, beobachten, ſo auch im Aufmerken und Beobachten, im Erfahren und Erkennen.

24. Erfahrung, Wiſſen, Begreifen und Verſtehen.

Unſre Urtheile und Begriffe entſtehen aus ſinnlichen Wahrnehmungen, hängen alſo ihrem Werthe nach von der Beſchaffenheit und Ausbildung der Sinnesnerven ab. Wir laufen daher ſtets Gefahr, uns zu täuſchen und Irrthümer für Wahrheiten zu halten. Dazu kommt noch, daß wir aus ſinnlichen Wahrnehmungen abſtracte Begriffe bilden und dieſe dann weiter entwickeln, indem wir Ueberſinnliches zu begreifen ſuchen. Waren nun unſre Wahrnehmungen einſeitig und irrig, ſo müſſen unſre Begriffsentwickelungen noch mehr zu Irrthum führen, Vorurtheile und Unwahrheit erzeugen. Die Kirchengeſchichte und die Kulturgeſchichte liefern dazu Beiſpiele in übergroßer Auswahl. Welchen Kampf hat es gekoſtet, ehe man zugeſtand, daß die Erde ſich um die Sonne drehe! Der Papſt hat erſt ſeit 1824 erlaubt, dieſen mathematiſch bewieſenen Satz für eine Wahrheit zu halten, und Erzbiſchöfe warfen dem Columbus Ketzerei vor, als er behauptete, es gebe Gegenfüßler.

Was ſchützt uns alſo gegen Irrthum? Der Erfahrung und die Empirie, wie ſie kenntnißreiche Denkforſcher als Grundlage des Denkens verlangten. Darin liegt die gewaltige Macht tigen Naturforſchung, daß ſie ihre Lehrſätze durch

und mathematiſche Berechnungen als Wahrheiten beweiſt und dadurch furchtbar unter den Vorurtheilen aufräumt, welche, als aus ſinnlicher Wahrnehmung hervorgegangen, für greif- und unbeſtreitbare Thatſachen galten. Wir erkennen in ihnen nur Sinnestäuſchungen, einſeitige Beobachtungen, die wohl gar durch vorgefaßte Meinungen oder anbefohlene Anſichten veranlaßt wurden. Die Menſchheit verdankt ihre Fortſchritte einzig und allein gut benutzten Erfahrungen, welche wir, zur ſinnlichen Wahrnehmung zurückkehrend, prüfen, nach allen Seiten unterſuchen, um endlich aus einer Menge von wohl unterſuchten Erfahrungen deren gemeinſame Merkmale und ſich ſtets wiederholende Erſcheinungen als Geſetz, als Begriff und Idee aufzuſtellen.

Da nun unſre Urtheile nur aus Hirnthätigkeiten entſtehen, ſo können unſre Erfahrungen auch nur als Urtheile über die Dinge betrachtet werden. Für uns iſt jedes Ding, jeder rohe Stoff nur eine Vorſtellung, ein Urtheil. Erſt wenn wir durch Erfahrungen lernen, daß ſich bei denſelben Dingen dieſelben Urtheile bilden, meinen wir, daß wir den Gegenſtand richtig beurtheilten, daß wir Wahrheit erkannten. Erfahrung ſchließt alſo ein reiches geiſtiges Leben in ſich, denn einestheils beſteht ſie in Erinnerung, anderntheils in vielſeitiger Denkthätigkeit. Zunächſt beſteht die Erfahrung in einer Erinnerungsthätigkeit, inſofern man bemerkt, daß man daſſelbe bereits erlebt hat. Erfahrung entſteht durch Wiederholung derſelben Wahrnehmungen, denn was man das erſte Mal wahrnimmt, iſt noch keine Erfahrung, ſondern wird es erſt, wenn man wiederholt daſſelbe wahrnimmt. Nun wurde bereits wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß die Erinnerung eine Urtheilsthätigkeit iſt, denn man muß eben empfangene Eindrücke vergleichen mit früheren, um zu erkennen, daß ſie gleichartige ſind. In dieſer Beziehung erſcheint die Erinnerung als eine umfaſſende Thätigkeit des Erkennens, weil man die Merkmale früherer und gegenwärtiger Wahrnehmungen vergleicht und durch Schlüſſe zu

der Erkenntniß kommt, daß kein Unterſchied ſtattfindet. Erinnerung wird nur möglich durch wiederholte Erfahrungen, die im Bewußtſein haften. Würden ſie dies nicht thun, ſo könnte man alte und neue Erfahrungen nicht vergleichen.

Die Erfahrung geht aber noch weiter: indem ſie die einzelnen gleichartigen Wahrnehmungen und geiſtigen Erlebniſſe im Gedächtniß vergleicht, ſcheidet ſie Bleibendes und Weſentliches vom Zufälligen aus. Dies vermag ſie nur, wenn ſie die Urſachen der Erſcheinungen aufſucht, aus ihnen die Art der Folgen ableitet und dadurch auf das Gemeinſame als das verurſachende Geſetz kommt. Es giebt daher verſchiedene Arten von Erfahrungen je nach Inhalt und Anwendung, aber alle laufen darauf hinaus, daß man Einzelurtheile berichtigt nach dem Geſammturtheile, welches man aus einer erſchöpfenden Menge von einzelnen gleichartigen Thatſachen auszieht. Mithin treten alle Formen des Denkens in der Erfahrung in Thätigkeit. Materialiſtiſch betrachtet, verbeſſert und ergänzt ein Sinn den andern und macht dadurch das Geſammturtheil vielſeitiger, logiſch ausgedrückt, beſteht die Erfahrung in der Zurückführung vieler einſeitigen Urtheile und Schlüſſe auf einfache Denkformeln, indem Nebenſächliches in Folge von Schlüſſen und Folgerungen ausgeſchloſſen wird vom Gattungs- und Allgemeinbegriff. Die Erfahrung vollzieht realiſtiſch daſſelbe, was die Begriffsbildung theoretiſch entwickelt, aber jene iſt ſicherer, weil ſie ſich auf dem feſten Boden von Thatſachen bewegt, nicht in dem luſtigen Gebiet von Abſtractionen und leeren Denkformeln. Mithin kann alle wahre (ideale) Erkenntniß aus der ſinnlichen Gewißheit der Erfahrung erwachſen.

Der Erfahrung und ihrer Gewißheit gegenüber ſtellt ſich das Wiſſen, aber auch das Erkennen, Begreifen und Verſtehen, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch oft verwechſelt. Unter Wiſſen kann man nur den gegenwärtigen Inhalt des Gedächtniſſes verſtehen, alſo nur die Reflexfähigkeit der Hirnzellen. Was man im

Gedächtniß hat, alſo beliebig wiederholen kann, das weiß man. Es giebt Gelehrte, die ſehr viel wiſſen, und doch nicht einen einzigen eigenen Gedanken zu erzeugen vermögen. Die Schuljugend muß ſich einen Wiſſensvorrath anlegen, aber nur zu dem Zwecke, wenn der Lehrer der Mann danach iſt, um Urtheilskraft zu üben und ſich ſelbſtändig eigene Urtheile zu bilden. Das Wiſſen bleibt nur Material, oft nur Ballaſt, der die eigene Geiſtesthätigkeit hindert. In den Schulen ſtrebt man nach Wiſſen, wobei die Jugend oft genug verdummt, denn Gedächtnißwiſſen als Reflexthätigkeit iſt eben nur ein Mechanismus, durch welchen kein Gedanke erzeugt wird, ſondern welcher nur wie eine Spieluhr die Taſten der Gedächtnißclaviatur nach der in der Walze in Stiften eingenagelten Melodie ableiert. Die meiſten Prüfungen — Schul- und Staatsamtprüfungen — gleichen einer Drehorgelmelodie bis auf die Mißtöne; es wird ja nur eine tonweiſe eingeübte Melodie abgeorgelt. Wie der Klavierſpieler mechaniſch einen Walzer vorträgt und die Finger von ſelbſt die erforderlichen Griffe machen und Taſten anſchlagen, ſo klaviert das Wiſſen auf den Hirnzellen herum, ohne daß der Wiſſende verſteht, was er ſagt, oder begreift, ob er Sinn oder Unſinn auskramt. Bloßes Wiſſen iſt daher wenig werth, es erſchlafft den Geiſt, verfettet gewiſſermaßen die Vorſtellungsorgane. Daher halten Regulative, Jeſuiten und orthodoxe evangeliſche Schulräthe ſo viel auf das mechaniſche Wiſſen, weil es kein ſelbſtändiges Denken aufkommen läßt und der denkfaule Menſch ſich auf das Ruhebett des Glaubens legt, und ſeine Denkunfähigkeit mit dem Feigenblatt des Glaubens zu verdecken ſucht.

Das wahre ächte Wiſſen ſetzt dagegen Begreifen voraus und erwächſt aus dem Verſtehen, um nun zur Wiſſenſchaft zu werden, in welcher daher die Männer des Glaubens ihre Todtfeindin inſtinctiv wittern. Dem Verſtehen geht ein Begreifen und Erkennen voraus, und wenn dieſe Thätigkeiten des Urtheils dem Bewußtſein gegenwärtig ſind und als Erinnerung wiederholt werden kön-

nen, dann erſt haben wir das höhere Wiſſen erlangt, zu welchem es nicht einmal die Gelehrten immer bringen.

Das Wiſſen beſteht nur in einem Anſammeln und Aufſpeichern von Vorſtellungen und Erfahrungen, welche man aber nicht weiter verwerthen kann, weil man Werth und Verwendung des Wiſſens nicht kennt. Es wird alſo zu einem todten Capital, ſobald es nicht durch Denken und Begreifen zum Verſtehen geworden iſt. Will man aber etwas begreifen, ſo muß man einen Stoff vor ſich haben, deſſen Inhalt und Weſen der Verſtand zu erforſchen ſich beſtrebt, indem er den Stoff ſo lange von allen Seiten betaſtet, bis er deſſen Weſen, Urſache und Art des Daſeins erkannt hat. Das Begreifen macht ſich zunächſt mit den äußeren Merkmalen bekannt, welche Sinneswahrnehmung und Gedächtniß vorlegen. Dann beginnt es Haupt- und Nebenſache zu trennen, die Urſachen des Entſtehens durch Vergleichung mit ähnlichen Thatſachen zu erforſchen, um als Ergebniß der Schlüſſe und Folgerungen endlich dasjenige auszuſcheiden, was der vorliegenden Thatſache eigenthümlich iſt. Indeſſen richtet das Begreifen ſich vorzugsweiſe auf die Entſtehungsart, indem es die Urſachen aufſpürt, um dann als Folgen das Weſen des Dinges abzuleiten.

Das Begreifen iſt daher eine Urtheilsform, welche vorzugsweiſe in der Urſache das Weſen der Dinge ſucht, indem ſie dieſes aus der Entſtehungsart ableitet. Es ſcheidet und trennt, zerlegt und ſondert, um in eine Maſſe von Merkmalen und Urtheilen Ueberſicht und Klarheit zu bringen. Für den Lehrer bleibt es Hauptſache, den Lehrſtoff begreiflich zu machen, aber in den meiſten Fällen hält man Wiſſen für Begriffenhaben. Alle Lehrmethoden drehen ſich um die Frage, wie man Begriffe begreiflich machen kann, indem man ſie in ihre Theile zerlegt (Analyſis), um dann in der Zuſammenfaſſung der Theile als untergeordneter Merkmale den Geſammtbegriff durch die Syntheſis wieder herzuſtellen. Dieſe beiden Methoden ergänzen einander, und die Pädagogen befinden

ſich in Irrthum, wenn ſie die eine oder andre empfehlen. Beide ſind nothwendig für das Begreifen, weil man zuerſt die Gründe des Soſeins aufſuchen muß, um zu erkennen, daß die Thatſache ſo ſein mußte und nicht anders ſein konnte. Der ungeheure Fehler liegt darin, daß man Wiſſen für Begriffenhaben hält, wozu die vorgeſchriebenen Klaſſenpenſen zwingen.

Hat man dagegen eine Sache begriffen, dann kann die Vorſtellungsthätigkeit frei über das Wiſſen verfügen, indem ſie die Sache von jedem beliebigen Punkte aus nach jedem gegebenen Ziele hin entwickeln kann. Dann verſtehen wir die Sache, ſind Herren der Vorſtellungsmaſſen, welche ſie umfaßt, erkennen ſie in jeder Form und Anwendung wieder und erzeugen ſie in beliebiger Form. Das Verſtehen iſt alſo nur das Ergebniß des Begreifens, etwas Fertiges, welches ſoll angewendet werden. Man kann aber nur das zweckmäßig verwenden, was man verſtanden hat. Mit dem Verſtändniß hört das Lernen auf, denn das Verſtandene wird Inhalt der Vernunft, in welches es durch das Begreifen als einer Verſtandesthätigkeit verwandelt wurde, denn es wirkt auf das Gemüth, befriedigt das Streben nach Erkenntniß, giebt Selbſtvertrauen, Muth und die Kraft der Ueberzeugungstreue. Nur für Verſtandenes kann man einſtehen, denn es iſt Inhalt des Ich geworden. Nur Verſtandenes behält man leicht im Gedächtniß, weil es in einen organiſchen Beſtandtheil des Geiſtes verwandelt wurde. Daher iſt es ein gewaltiger Mißgriff, wenn man Unbegreifliches und Unverſtehbares zum Inhalt des Wiſſens machen will.

Vom Erkennen unterſcheiden ſich Begreifen und Verſtehen dadurch, daß jenes nur die Merkmale aufſucht, nur äußere Eigenſchaften erforſcht, an denen ſich der betreffende Gegenſtand von andern unterſcheidet. Es iſt alſo nur eine einſeitige Richtung des Begreifens, welches das Weſen ergründen will. Kenntniſſe bilden nur die vereinzelten Stoffe des Wiſſens, man kann viel Kenntniſſe beſitzen und doch urtheilsſchwach ſein. Erkenntniſſe ſcheiden

Unwesentliches von Wesentlichem, das Begreifen führt zum Begriff als der Summe aller Erkenntnisse, und wenn man diese Begriffe angemessen zu verwenden weiß, dann hat man das Verständniß gewonnen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß tüchtige Theoretiker oft sehr mittelmäßige Praktiker sind. Dies kann seinen Grund zunächst darin haben, daß die Muskeln nicht geübt oder geeignet sind, den Willensantrieben zu folgen, um einen Stoff so zu gestalten, wie ihn die Vorstellung der Phantasie überliefert, wie dies bei technischen Fertigkeiten der Fall zu sein pflegt. Man ersieht daraus, in welcher innigen Verbindung Geist und Materie, Gedanke und Muskeln stehen.

Der tiefere Grund aber, warum tüchtige Denker in praktischen Verhältnissen so häufig Mißgriffe begehen, liegt in der Einseitigkeit der Urtheils- und Schlußbildungen. Wenn der Gymnasiast die Regeln der Grammatik fest im Kopfe hat, so macht er trotzdem Fehler, die er sofort erkennt, wenn man ihn darauf aufmerksam macht. Sein Wissen besteht nur in einem theoretischen Erkennen und im Aufbewahren im Gedächtniß, es stehen die Hirnzellen der einzelnen Begriffe noch nicht in Reflexverbindung, so daß bei jedem einzelnen Wort auch die betreffende Regel ins Bewußtsein träte. Man muß daher üben, um solche Reflexe hervorzubringen, bis sie zur Gewohnheit werden. Auf diese Weise lernt man namentlich Sprachen, Rechnen u. s. w. Wenn man Wort für Wort überlegt, was dabei zu beobachten ist, und sich gewöhnt, für jeden einzelnen Fall — Gehirnzelle — das allgemeine Gesetz der Regel sich zu vergegenwärtigen, so entwickeln sich Faserreflexe, die dann nach einiger Uebung sofort thätig werden, wenn eine Hirnzelle erregt wird, mit welcher sie in Verbindung stehen. Darauf läuft die ganze Unterrichtsmethode hinaus, welche alsdann den naturgemäßen Weg geht, wenn sie mit Sprechübungen beginnt, da man eine Sprache mit dem Ohre und der Zunge lernt, nicht aber

mit dem Auge, welches ſich nur die Schreibung zu merken hat. Das Ohr faßt den Laut genau, Muskelbewegungen ahmen ihn nach, und durch öftere Wiederholung erſcheinen alle Formen und Worte als organiſche Hirnthätigkeit, woraus ſich Sprachgefühl und Sprachtakt entwickeln und man inſtinctiv den Sprachgeiſt erfaßt.

Die Ungeſchicklichkeit, Vorkommenheiten des alltäglichen Lebens zu beurtheilen, ergiebt ſich leicht aus der Natur des abſtracten Denkens. Während das realiſtiſche Denken von Sinneswahrnehmungen ausgeht und die Wahrheit der Urtheile an Verſuchen und Erfahrungen prüft, entſtehen Faſerleitungen von den Sinnesorganen nach dem Vorderhirn, wo ſie ſich zu Urtheilsgruppen ausbilden, ſo daß für den einzelnen Fall das Urtheil als allgemeines Geſetz leicht gefunden wird. Wenn dagegen einſeitig im Großhirn nur Begriffe entwickelt werden mit Hilfe abſtracter Ausdrücke, ſo treten die Erinnerungsganglien durch Faſerleitung in Verbindung mit einander und erzeugen Reflexe. Treten nun Sinneswahrnehmungen ein, die ſich auf ſolche Begriffe beziehen ſollten, ſo finden ſie keine vorbereitete Faſerleitung, ſondern gelangen auf andre Bahnen, vereinigen ſich gar nicht oder nur theilweiſe mit den vorhandenen Begriffen, welche alſo auf die Sinnesvorſtellungen nicht reflectiren können, ſo daß falſche Auffaſſungen entſtehen müſſen. Der Geometer z. B. hat es nur mit Winkeln u. dgl. zu thun, achtet aber nicht auf die Erfolge gewiſſer Speiſen, ſondern hat ſich über deren Weſen nur abſtracte Begriffe gebildet. Will er nun eine beſondre Speiſe beurtheilen, ſie unter den Geſichtspunkt eines angewandten Urtheils bringen, ſo vermag er die Wahrnehmungen der vorgeſetzten Speiſe nicht in Beziehung zu ſetzen mit ſeinem abſtracten Begriff, kommt daher auf Nebenſachen (falſche Faſerleitung) und kann vom Begriff aus nicht reflectiren auf den einzelnen Fall. Wer dagegen auf Alles achtet, wie es umſichtige Geſchäftsleute thun, ſich alle Erſcheinungen in Urtheile und Begriffe

umwandelt, wird ohne Weiteres vom Begriffe aus den einzelnen Fall beurtheilen, weil die Faserleitung bereits hergestellt wurde.

25. Wie lernen wir?

Unsere Jugend und die älteren Generationen sollen mit jedem Jahre mehr lernen, weil des Wissenswerthen immer mehr wird. Die Lehrpensen der Schulen schwellen mit jedem Jahrzehnt an; man klagt bereits über Ueberfüllung der Schulpensen, und trotzdem bringt jede allgemeine Lehrerversammlung neue Lehrstoffe. Man glaubt in einem Narrenhause zu sein, wenn man liest: „Die Schule im Lichte des erziehlichen Princips." Seit wann und wie leuchtet denn ein Princip? Was ist denn ein Princip? Eine Phrase. Ist denn ein solches Kauderwelsch deutsch? — Wer von alle den allweisen Pädagogen der Phrase hat sich denn die Frage vorgelegt: Wie lernen denn eigentlich deine Schüler? Man arbeitet nach dem Recept des seligmachenden Methodenbuchs, und wenn die Medicin nichts hilft, so ist natürlich der Schüler, das Elternhaus, der Staat, die Gemeindeverwaltung Schuld, nimmer aber der Lehrer, denn der Seminardirector muß ja Alles wissen, besonders wenn er sinnlose Commentare schreibt oder gar in der „Illustirten" abkonterfeit ist.

Was ist denn lernen? Eine vielgeartete und vielseitige Thätigkeit. Seminardirectoren meinen, eine große Weisheit auszusprechen, wenn sie es durch das Wort Selbstthätigkeit übersetzen. Kann man denn jemals lernen, ohne dabei selbstthätig zu sein? Ist denn der gedrillte Schuljunge nicht selbstthätig, wenn er sich das unverständlich sinnlose Zeug der Kernlieder mechanisch in die Zellen seiner Sylvischen Spalte einpfropft? Kann ein Andrer für ihn lernen? O ihr Schulmeister, lernt zuvor selbst etwas denken, ehe ihr Andre dressiren wollt! Diese sinnlose Pedanterei der

Schulmeiſter, die ſich auf Peſtalozzi berufen, den ſie nicht geleſen, wenigſtens nicht verſtanden haben!

Was iſt das Lernen? Zum Lernen gehört Verſtehen des Vorgetragenen und Behalten (Erinnerung) deſſelben. Das Letztere beruht nur auf beabſichtigten Reflexen der Hirnzellen und Hirnfaſern. Aber man kann ſich nur deſſen erinnern, was man begriffen und verſtanden hat. Mithin bleibt für das Erinnern auch das Verſtehen die Hauptſache. Da die Erinnerung nur eine Reflexbewegung iſt, alſo ein Nervenmechanismus, ſo kann man die Gehirnthätigkeit auch mechaniſch ausbilden, wie es bei der Dreſſur der Thiere mit Hilfe der Prügel, des Hungerns und beſonderer Fütterung geſchieht. Auf gleiche Weiſe verfährt man mit der Schuljugend, trotz aller ſchönen Bibelſprüche, welche dieſer entwürdigenden Praxis ins Geſicht ſchlagen.

Alſo wie lernen wir? Der Geiſt als unſichtbares, ſtoffloſes Weſen kann weder lernen, noch Gelerntes behalten. Wo ſoll er denn den Vorrath ſeiner Erkenntniſſe aufbewahren? Er braucht Organe zum Verſtehen und zum Behalten. Nur ſpeculative Philoſophen können dieſe Thatſache bezweifeln. Die Organe des Geiſtes liegen im Gehirn; wird dort ein Theil krank, ſo wird auch der Geiſt krank. Obſchon die tägliche Erfahrung dies beweiſt, ſo beſtreiten die „Weltweiſen" doch dieſelbe, weil ſie von der Welt eben nichts wiſſen, ſondern aus Phraſen ſich eine phantaſtiſche Welt zurecht machen.

Wenn wir lernen, ſo gebrauchen wir als Vermittlung Auge oder Ohr, noch beſſer beides: wir hören oder ſehen oder hören und ſehen (Anſchauung). Hören wir einen Vortrag, ſo werden zunächſt die Endſpitzen des Gehörnerven durch Schallwellen erregt, verbreiten dieſe Erregung auf das Centrum der Wahrnehmung (Senſorium), von wo aus die Bewegung auf die Vorſtellungsorgane übergeht. Der Vortragende begann aber mit der Erregung der Vorſtellungsorgane, trug die Bewegung auf die Sprachmuskeln

über von der Sylviſchen Spalte aus, und drückte ſeine Gehirnerregungen und Zellencombinationen in Lauten aus. Ein ſolcher Vortrag beſteht aus Tauſenden von Erregungen und Verbindungen von Erfahrungen, Urtheilen, Schlüſſen, Begriffen und Ideen, weshalb er den Vortragenden ermüdet und erſchöpft, weil die Gedankenerzeugung auch eine phyſiſche Arbeit iſt. Der ganze Gedankenlauf richtet ſich nach der Stimmung und der Hirnorganiſation des Vortragenden, er kann ja nur ſeine Gedanken und Anſichten produciren, und wenn die einzelnen Gehirnorgane früher ermatten, ſo wird der Vortrag matt, der Vortragende wird confus — die Leitungen auf Urtheilsfaſern gehen unregelmäßig — und endlich bleibt er ſtecken oder verwickelt ſich in Widerſprüche, wenn ſeine Urtheile auf falſche Schlußfaſern gerathen. Der ganze Vortrag — das Sprechen — iſt eine mechaniſche Thätigkeit, denn für jede Urtheilsart muß ihm das paſſende Wort zur rechten Zeit einfallen und die Sprachmuskeln daſſelbe im Nu als Wortlaut erzeugen. Findet dieſer Mechanismus Hinderniſſe, ſo ſtockt der Vortrag. Es muß im Telegraphenamt des Gehirns nachgeforſcht werden, wo die Leitung ſtockte. Man beſinnt ſich, d. h. man geht im Gehirn von Zelle zu Zelle, von Faſer zu Faſer rückwärts, um die Station zu entdecken, wo der Gedanke auf falſche Faſern geleitet wurde, ſo daß der Schluß nicht zum vorhergehenden Urtheile paßt. Ein kaltblütiger, geübter Redner wirft in dieſem Falle allgemeine Redensarten dazwiſchen, welche das Gehirn in ſeiner gewohnten Reflexthätigkeit von ſelbſt auf die Sprachmuskeln überträgt — man ſpricht mechaniſch weiter und beſinnt ſich unterdeſſen auf das, was man eigentlich ſagen wollte. Auf dieſe Weiſe entſtehen Vorträge, Reden, Bücher. Wer ſich beim Reden zu beobachten weiß, wird zugeſtehen, daß er in ſolchen Pauſen manches ſagt, was er nicht ſagen wollte; er hat den Faden verloren und ſchwatzt ſo lange, bis er ihn wiederfindet. Es kann aber auch geſchehen, daß er dabei auf ganz andre Gedanken kommt. Iſt er dann fertig,

ſo weiß er nicht, was er geſagt hat, er producirte ja nur mechaniſch.

Gedanken — Urtheile, Schlüſſe — entſtehen aus Faſerleitungen naturgemäß, und dann nennen wir ſie logiſch. Dieſes Geſetz der Leitung liegt im Bau des Gehirns, weshalb Menſchen ſich verſtehen können, weil die Erregungen von einem Organ zum andern dieſelbe Bahn gehen. Wird aber die Gedankenentwicklung rein perſönlich, d. h. hängt ſie von augenblicklicher Nervenſtimmung oder gewohnter Leitung der Urtheile ab, ſo wird einem Andern der Vortrag unverſtändlich, weil ſeine Urtheils-, Schluß- und Begriffsbildung eine andre iſt. Daher bleibt jede neue Wiſſenſchaft ſchwierig, weil man ſich auf beſondre Urtheilscombinationen erſt einüben, neue Leitungen der Zellenbewegung ſich angewöhnen muß. Hat man dies erreicht, ſo hängt man dem neuen Syſtem an, weil die Urtheilsbildungen mechaniſch den angelernten (angewöhnten) Bahnen folgen; man gelangt zur Phraſe, d. h. reproducirt mechaniſch angelernte Urtheile und Begriffe.

Will man alſo lernen, ſei es durch Hören oder Leſen, ſo muß man den ganzen umfaſſenden Vorgang, durch welchen Urtheile und Begriffe erzeugt werden, demjenigen nachmachen, der da vorträgt, wie das Kind vorgeſagte Worte nachſagt, indem es die Erregungen der Gehörsnerven auf die Sprachmuskeln überträgt und ſich dann durch dieſelben Gehörsnerven controllirt, ob es dieſelben Laute hervorbrachte, welche es hörte.

In ungeheurer Geſchwindigkeit müſſen wir beim Lernen alle Gedankenbewegungen, Schluß- und Urtheilsverbindungen nachmachen, welche der Vortragende (Lehrer, Buch) vormacht. Da ſich aber ſtets Perſönliches einmiſcht, wir den Gedankenverbindungen des Vortragenden ſo ſchnell nicht folgen können, weil unſre Hirnzellen Hinderniſſe entgegen ſtellen, ſo faſſen wir von einem Vortrage nur Einzelnes, was grade unſrer Stimmung zuſagte. Ein Lehrer muß ſich daher oft wiederholen, ſeine Gedanken auf ver-

ſchiedene Art darſtellen, damit er verſtanden wird, d. h. es dahin bringt, daß die Reflexe der Nervenfaſern im Hirn der Kinder den ſeinigen entſprechen. Darum heißt es: repetitio est mater studiorum. Die Hirnfaſern müſſen auf die Gedankenentwickelung ſo lange eingeübt werden, bis alle Hinderniſſe überwunden ſind. Um ſicher zu gehen, daß dieſe Gehirnthätigkeit auf den gewünſchten Bahnen vor ſich geht, benutzt man das Lehrbuch. Was man lieſt, kann man ſich überdenken, kann die Urtheilsorgane nach und nach durch Wiederholung derſelben Verſuche einüben, die vorgeſchriebene Bahn zu gehen, ſo daß Erinnerungsreflexe von ſelbſt erfolgen, wenn nur Eine Zelle erregt wird.

Weil jede Perſon ihre Eigenthümlichkeit in Bau und Leitungsfähigkeit der Hirnzellen hat, ſo lernt der Eine leicht, der Andre ſchwer, je nachdem ſeine Perſönlichkeit mehr oder minder individualiſirt iſt. Alltagsmenſchen — und ſie bilden die Mehrzahl — lernen bis zu einem gewiſſen Grade je nach der Fähigkeit ihres Auffaſſungsvermögens leicht — Talente und Genies beſitzen eigenthümliche Neigungen zu Erregungsleitungen und kommen daher auf eigne Gedanken, die ihnen oft ſchlechte Schulzeugniſſe einbringen.

Wir können daher nur das lernen, was wir verſtehen, was wir nach unſrer gewohnten oder perſönlichen Art in Urtheile und Begriffe umbilden können durch Zellenfaſerreflexe. Dieſe ſind dem Menſchen angeboren, denn ſie ſind organiſche Thätigkeiten des Gehirns. Angeregt werden dieſe Hirnbewegungen durch Intereſſe, welches ſich in der Aufmerkſamkeit bethätigt, durch andere Gemüthserregungen (Lob, Lohn, Strafe, Furcht), aber ausgeführt können ſolche Beſtrebungen nur werden, wenn der Vortrag den allgemeinen logiſchen Geſetzen folgt bei Entwickelung der Vorſtellungs- und Begriffsreihen. Daher muß man beim Lehren eine ſtrenge Methode befolgen, indem man naturgemäß einen Gedanken an den andern anreiht und dann ganze Reihen zu einem (höheren

Grundgedanken vereinigt. Auf dieſe Weiſe wird es dem Lernenden leicht, die vorgezeigte Gedankenbewegung nachzuahmen, indem er der Reihe nach naturgemäß die einzelnen Zellenpartien im Gehirn in Bewegung ſetzt, ganz ſo als ob er durch Muskelbewegungen verlangte Laute erzeugt.

Inſtinctiv hält die Schule, aber auch die Wiſſenſchaft, auf eine Methode; ſie iſt die Gymnaſtik des Gehirns, wie der Turnlehrer methodiſch die Muskeln auf die kühnſten Bewegungen einübt. Lernen beſteht alſo in einer Nachahmung der Vorſtellungsbewegungen, welche um ſo leichter von Statten geht, je einfacher und naturgemäßer die Methode iſt. Statt Buchſtabiren lehrt man daher Sillabiren, wendet naturgemäß das Schreibleſen an, legt das Leſebuch dem Sprachunterricht zu Grunde u. ſ. w.

Soll aber das Lernen keine mechaniſche Reflexthätigkeit ſein, ſo muß es vom Verſtehen geleitet werden bei den Nachahmungsreflexen. Hat man das Gelernte verſtanden, ſo vermag man willkürlich den ganzen Mechanismus der Urtheilserzeugung zu wiederholen, weil man weiß, was und wie es geſchehen muß. Irgend eine Vorſtellung reicht aus, die Erinnerungsthätigkeit dahin zu leiten, daß auch die übrigen Vorſtellungszellen thätig werden und in ihrer Geſammtthätigkeit ins Bewußtſein treten. Man muß alſo beim Lehren analytiſch verfahren, die einzelnen Theile der Vorſtellungsreihen einüben, dann die Verbindung derſelben zu mechaniſcher Fertigkeit bringen, indem das Verſtändniß den Zuſammenhang reflexiv bewerkſtelligt, ſo daß wir nun ſelbſtändig aus dem Bewußtſein heraus den ganzen Vorſtellungskreis wieder erzeugen. Dadurch wird das Gelernte ein Theil des Bewußtſeins, freies Eigenthum, welches wir beliebig anwenden und umgeſtalten können. Es wird organiſcher Beſtandtheil des Geiſtes und fördert deſſen Entwickelung. Dagegen bleibt mechaniſches Lernen ein geiſt- und fruchtloſes Thun, entwickelt Vorſtellen und Urtheilen nicht, verfettet gewiſſermaßen das Gehirn, ſo daß der Menſch dabei endlich

verdummt, d. h. unfähig wird, eigne Gedankenreihen zu bilden — das Ziel der Regulative.

26. Was ist Bildung?

Jedermann schreibt sich Bildung zu, verwechselt sie aber meistentheils mit Gedächtnißwissen; auch unterscheidet man je nach Richtung und Inhalt verschiedene Arten von Bildung, z. B. gelehrte, humane, allgemeine u. s. w. Bildung ist das Ergebniß eines naturgemäßen Unterrichts, welcher das Denken entwickelt, indem er über Thatsachen Urtheile verschiedener Art und vielfachen Umfangs bilden lehrt. Zum Lernen gehören gegebene Thatsachen, über welche gedacht werden soll, bis man sie ihrem Wesen und Werthe nach begreift. Vermag man dies, unterscheidet man Haupt- und Nebensache, findet sofort den richtigen Gesichtspunkt, den Kern der Sache, so besitzt man Bildung.

Um diese zu erwerben, muß das Urtheil nach vielen Seiten hin und an vielen Stoffen geübt werden. Wer sich nur an Einem Stoffe übt, muß einseitig werden, weil er nur gleichartige Urtheile bilden kann, die andern Beziehungen und Eigenschaften des Stoffes nicht kennen lernt, also dessen Werth und Stellung zu andern Stoffen überschätzt und sich zuletzt diese einseitige Denkweise so angewöhnt, daß er überhaupt nur in den eingelernten Urtheils- und Schlußformen sich bewegen kann. Alle beschränkten Köpfe, Spießbürger, Innungsmeister u. s. w. verfahren auf diese einseitige Weise, vermögen nichts zu beurtheilen, was außerhalb ihres Alltagslebens liegt, und gewinnen über die Dinge und Verhältnisse der Welt ganz irrige Ansichten, an denen sie hartnäckig hängen und wie Bleigewichte den Fortschritt der Bildung erschweren.

Daher hat nicht nur die Noth, sich vielseitige Kenntnisse zu

erwerben, ſondern auch der Inſtinct — um mich ſo auszudrücken — die Pädagogen dahin gebracht, daß ſie der Jugend vielartigen Stoff vorlegen, um Gewandtheit, Vielſeitigkeit und Umſicht im Urtheil zu erzielen. Die Sprache entwickelt das Denken nach anderer Richtung als Chemie und Phyſik, die Geographie anders als die Geometrie, das Zeichnen anders als Rechnen. Wer ſein Denken nur auf einen oder wenige Stoffe richtet, bewegt ſich mit ſeinen Urtheilen in einem engen Zirkel, macht nur gleichartige Erfahrungen, verliert die Veranlaſſung, andere Dinge in den Kreis ſeiner Urtheilsbewegungen zu ziehen, bohrt ſich vielmehr in Einen Gegenſtand, den er nun für den wichtigſten hält und in Folge langer Dieſelbigkeit derſelben Hirnzellenthätigkeit die Beweglichkeit des umfaſſenden Urtheilens verliert. Daher werden Gelehrte ſo leicht einſeitig, vermögen nicht die einfachſten Vorgänge des Lebens richtig aufzufaſſen, weil dieſe abſeits des Kreislaufs des eingeſchulten Denkens liegen.

Der Vorzug der höheren Schulen und Univerſität liegt in dieſer Vielſeitigkeit geiſtiger Anregung, wodurch das deutſche Volk ſich geiſtig friſch erhalten und alle andern Völker in dieſer Beziehung überholt hat. Selbſt die Ferien leiſten hierin viel Wohlthätiges. Denn die Schule und Univerſität haben in ihrer ganzen vielſeitigen Thätigkeit doch auch etwas Einſeitiges, weil die geiſtige Thätigkeit ſtets auf die Bildung von Urtheilen, auf Bücherleſen, Syſteme und andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände gerichtet iſt, woraus ſich endlich eine abgeſchloſſene Welt bildet mit ihren beſondern Intereſſen, Gewohnheiten, Sitten, Beſtrebungen und Zielen. Das bürgerliche, geſchäftliche Leben und die wirkliche Welt verſchwinden aus dem Geſicht, weshalb die Jugend ſo leicht der Schwärmerei und Phantaſterei verfällt. Verweilen die jungen Leute dagegen längere Zeit in der Familie und den proſaiſchen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, ſo machen ſie neue Erfahrungen, müſſen andere Urtheile bilden, Dinge und Rückſichten

in Betracht ziehen, von denen ſie bisher keine Kenntniß nahmen. Eine Ferienreiſe macht mit der Welt und ihrer Vielſeitigkeit bekannt, es erſcheinen neue Landſchaften, Sitten, Denkungsweiſen, das ganze geſchäftige Erwerbsleben tritt an den Reiſenden heran mit nachhaltigen Eindrücken und bewahrt ihn vor einſeitiger Urtheilsbildung.

Bildung kann alſo nicht für eine beſondere Thätigkeit, für einen beſonderen Beſitz gelten, ſondern beſteht nur in der Fertigkeit, ſofort allgemeine Urtheile aus einzelnen Thatſachen zu bilden. Da dies nur bei reichhaltigem Wiſſen möglich wird, ſo ſetzt die Bildung ein umfaſſendes Wiſſen voraus. Es muß alſo jede Bildung eine allgemeine ſein, weil ſie ja das Allgemeine ſofort erfaßt.

Eine Fachbildung bleibt einſeitig, weil der Urtheilskreis ein mehr oder minder beengter wird. Ein Arzt z. B., der nicht zugleich Chemiker und Phyſiker iſt, kann gar viele Vorkommenheiten ſeiner Praxis nicht richtig auffaſſen, wie der Gymnaſiallehrer ſein Griechiſch einſeitig beurtheilt, wenn ihm die Kenntniß des Sanskrit fehlt. Es entſtehen alſo Irrthümer, indem man einſeitig beobachtet, oder Erfahrungen falſch auffaßt. Dies geſchieht, wenn man ſich bei den Gedankenverbindungen eines falſchen Mechanismus bedient, d. h. Dinge als Urſache und Folge oder als Grund und Wirkung durch eine Schlußformel verbindet, welche auf die vorliegenden Thatſachen nicht anwendbar iſt.

Je vielſeitiger ein Volk ſich beſchäftigt, um ſo reichhaltiger werden ſich ſeine Urtheile ausbilden, um ſo nothwendiger müſſen alle Richtungen des Wiſſens, Erfahrens und Denkens vertreten ſein, um ſo inhaltsreicher wird die Literatur, um ſo allgemeiner die Bildung, weil eine Beſchäftigung auf die andre hinweiſt, ſich auf dieſelbe ſtützt, in ſie eingreift, jeder Einzelne alſo im engen Kreiſe eine Vielſeitigkeit des Urtheils ſich aneignen muß, um die vielfachen Beziehungen der Verhältniſſe auf einander aufzufaſſen. Daher iſt der rationelle Oekonom gebil[illegible] Bauer, dieſer

geſcheiter als ſein Knecht. Völker, welche Handel und Induſtrie treiben, ſchreiten daher in der Bildung weiter, wogegen Ackerbauvölker zurückbleiben auf einer gewiſſen Bildungsſtufe, welche für ihre einfache Beſchäftigung und ſeßhafte Lebensweiſe genügt. Im Großen wiederholt ſich, was im Kleinen geſchieht.

Ohne Bildung wird ein Fortſchritt nicht möglich, weil man von allgemeinen Geſichtspunkten ausgehen muß, wenn man Einſeitigkeiten vermeiden will. Jedes Culturvolk muß daher der Bildung pflegen, weil in ihr ſein geiſtiges Wohlbefinden, ſein Daſeinsrecht beruht. Fehlt die Bildung, oder iſt ſie eine einſeitige, ſo bleiben viele Kräfte des Volks unbenutzt, herrſchen einſeitige Urtheile, giebt es mangelhafte Geſetze und Einrichtungen, ungeſchickte Beamte, blinden Parteifanatismus, Parteiherrſchaft und zehrt ſich die geiſtige Volkskraft auf in Revolutionen ohne Erfolg, in ſchlechter Finanzwirthſchaft und ſchwächendem Genußleben.

27. Ideale Bildung.

Unter Ideal pflegt man ſich Gebilde vorzuſtellen, welche eigentlich gar nicht vorhanden ſind. Unter idealer Bildung verſteht man jenes Wiſſen, welches keinen Nutzen bringt, worauf die Philologen ſo ſtolz ſind und verächtlich auf alles banauſiſche Wiſſen herabſehen, wie wenn ſie nicht überreich wären an Trivialitäten der Wortklauberei und Wortzänkerei. Dieſe ideale Richtung wird von der Philoſophie und Kunſt vertreten; daß die Philoſophie ſich durch ihren ſogenannten Idealismus um ihren Credit gebracht hat, dieſe Thatſache liegt unleugbar vor, und daß die Poeſie einen großen Theil von Vorurtheilen, falſchen Auffaſſungen und Unbegreiflichkeiten von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt, dazu ließen ſich Beiſpiele genug in dem Spielen mit ſchielenden, unwahren Bildern nachweiſen. Die ächte Poeſie iſt ſtets wahr, denn es iſt

ja ihre Aufgabe, die Wahrheit in ſchöner Form darzuſtellen, aber Täuſchungen, Entſtellungen und falſche Spiegelungen dürfen nicht für Kunſtwerke gelten.

Die Kunſt ſoll die Zeitgedanken, große bewegende Ideen, den ewig wahren Inhalt des zum Höchſten ſtrebenden Menſchenherzens darſtellen, und ſolche Gebilde verehren wir als Ideale, als Ideen, die in ſinnlicher Form faßbar werden und ins Gemüth eindringen. Der Inhalt der Kunſt muß die Wahrheit, die höchſte, tiefſte Wahrheit ſein, weshalb große Künſtler die Bildner und Lehrer ihrer Zeitgenoſſen werden. Einſeitige Zeitrichtungen enthalten nie die volle Wahrheit, entwickeln daher keine Ideale; indem aber der Künſtler die Wahrheit in der Form des künſtleriſchen Gefühls erfaßt, wird er objectiv, denn ſeine Perſon iſt erfüllt von dem ewig Wahren, welches in unvertilgbarer Herrlichkeit über Zeiten und Völkern thront gleich dem ungetrübten Blau des Himmels. Mithin ſoll man Ideale auffaſſen als höchſte Wahrheiten, von denen Kunſtwerke erfüllt ſind.

Dem Künſtler iſt die Gabe angeboren, in Thaten und Erſcheinungen die Idee als das Urweſen, das Urleben anzuſchauen und ſeinen Gefühlsanſchauungen jene Form zu geben, in welcher der Beſchauer die Idee wieder erkennt. Dem Künſtler verleiht ſein Genie dieſe Anſchauung und Formfindung, der Laie gewinnt ſie erſt durch tiefe längere Studien, weshalb denn jene ideale Bildung, welche ſich die höheren Schulen zur Aufgabe machen, nur in beſcheidenem Maße kann verſucht werden.

Wenn die Wiſſenſchaft bis zur Idee vordringt, ſo hat ſie das Höchſte geleiſtet, was ſie zu vollbringen vermag; und ſo kann auch nur der geniale Künſtler Ideale ſchaffen, welche nur der zu erkennen vermag, der die Idee begriffen hat. Mithin darf man nicht erwarten, daß jeder Künſtler Ideale erzeugt, denn gar zu oft geräth er in Geſchmacksverirrungen, vorübergehende Ze[illegible]n und Phantaſterei. Der idealen Künſtler giebt es wer

Volk beſitzt gar keine, von den höheren Culturvölkern jedes höchſtens nur einen oder einige. Solche Künſtler aber verdienen einzig und allein den Namen Claſſiker, und es iſt Thorheit, jeden römiſchen und griechiſchen Schriftſteller einen Claſſiker zu nennen, wie Cotta und ſeine Nachahmer ihre Verlagsartikel als claſſiſche Werke feil bieten für einige Silbergroſchen.

Im Ideal macht das künſtleriſche Genie die ewige Wahrheit anſchaulich, ſinnlich wahrnehmbar, und wenn ſich ein Volk in dieſes Anſchauen vertieft, im Kunſtwerk das Daſein der Idee empfindet, ſo wird es veredelt und zum Intereſſe an der Idee erhoben. Zu ſolchen Darſtellungen eignen ſich Baukunſt, Bildhauerei, Malerei, beſonders aber Drama und Epos, weshalb Schiller-Göthe das Theater zu einer nationalen Erziehungs- und Bildungsanſtalt erheben wollten; leider haben Regierungen dazu weder den rechten Sinn, das tiefere Verſtändniß, noch geſtattet der maßloſe Militäraufwand die Mittel für die edelſten, höchſten Beſtrebungen des Menſchengeiſtes. Jene Regierungen, die mit Preßprozeſſen und Polizei ſo gern den Materialismus verfolgen, ſtecken ſelbſt im roheſten Materialismus, in dem der phyſiſchen Gewalt, welchen ſie für den höchſten Staatszweck halten. Eroberungen, Schlachten ſollen unſterblich machen, und doch wurde Achilleus ja nur durch den Homer, Siegfried und Chriemhilde durch den Nibelungendichter unſterblich. Daß unſre Jugend bei der Maſſe des materiellen Lehrſtoffs, der Geſangbuchsverſe, Kirchen- und Dynaſtiengeſchichte, der politiſchen Geographie und einiger lyriſchen Gedichte ſich nicht zu einer idealen Weltanſchauung erheben kann, daß ſie dies bei ihrer geringen Geiſtesentwickelung nicht vermag, ſondern in Schwärmerei und Phantaſterei verfällt, das dürfte zu erklären nicht ſchwer ſein. Jeder Menſch, dem am Fortſchritte der Volksbildung liegt, muß von Herzen wünſchen, daß das Volk das Ideale achte und als das Höchſte verehre.

Die Griechen ſchufen Kunſtwerke ewigen Werthes, weil ſie

ein freies Volk waren und daher das Ideale empfanden und verehrten; die römiſchen Sieger ſtahlen überall Kunſtwerke, um die große Raubhöhle Rom zu ſchmücken, aber die grauenvolle Sittenloſigkeit, verbrecheriſcher Ehrgeiz und käufliche Geſinnungstüchtigkeit bezeugen, daß jedes leiſe ideale Streben vom gemeinſten Sinnesgenuß und roheſter Herrſchgier überwuchert ward. Im Mittelalter, als der Bürger noch frei und wohlhabend war, blühten die Künſte, aus jenen Zeiten ſtammen die großartigen Dome, die ſinnigen Steinmetz- und Eiſengußarbeiten, die unergründlich tiefen Sagen vom ewigen Juden, vom Fauſt, vom getreuen Eckart, an deren ewig-friſchem Born unvergänglicher Poeſie wir uns heute noch laben, wenn unſre Tendenzkünſtler uns zu langweilen anfangen.

Männer der alten Schule wollen uns glauben machen, unſre Zeit ſei in Folge naturwiſſenſchaftlicher Studien durch und durch materialiſtiſch, während doch grade kaum eine Zeit ſo viel ideales Streben zeigt, wie die unſre. Die Naturforſchung ſucht unter Anſtrengungen, Sorgen und auch Verfolgungen den Urgrund der Dinge, die Urgeſetze zu erkennen, welche allen Erſcheinungen zu Grunde liegen, die Urformen aufzufinden, aus denen ſich in ſtreng geſetzlicher Reihenfolge alle ſpäteren Formen entwickelten. Sie ſucht den Zuſammenhang der Dinge als gewaltigen, urewigen Organismus zu begreifen. Iſt dies nicht ein höherer Idealismus als philoſophiſches Phraſengeklingel? Unſre Zeitgenoſſen verlangen eine Einigung des Wiſſens und Glaubens, um aufrichtig und aus Ueberzeugung ſich zu den Religionslehren zu bekennen; ſie fordern einen Rechtsſtaat, rückſichtsloſes Geltendmachen des Rechts, Gleichberechtigung der Menſchen vor dem Geſetz ohne Unterſchied zufälliger Standeseigenthümlichkeit; ſie arbeiten auf eine vernünftige geſellſchaftliche Ordnung hin, welche jedem Arbeiter eine menſchenwürdige Exiſtenz ſichert und ihn ſo weit bildet, daß er die Geiſteswerke tüchtiger Menſchen verſtehen und zu ſeiner W[illegible]

benutzen kann. Sind dies nicht lauter ideale Bestrebungen gegenüber dem stellenhungrigen Junkerthum und dem habgierigen Pfaffenthum, welche mit Hohn und Trotz auf das „Volk" herabsehen und in ihrem einfältigen Dunkel meinen, das Volk sei nur dazu da, damit es für die großen Herren arbeite, welche oft sinnlos Capitalien verschwenden? Ist es Materialismus, wenn der Arbeiter für sein erdarbtes Geld sich Vorträge halten läßt, in Gesangvereine eintritt, große nationale Feste opferbereit und begeistert mitfeiert? Für jeden denkenden Menschen ist es entschieden, wo der wahre genußsüchtige, geistig verdummende Materialismus zu suchen ist, ob bei Büchner oder bei Knak und Fournier, beim Concil und Consistorium oder in Handwerkerbildungsvereinen, in den Kernliedern des Gesangbuches oder in Volksliedertafeln.

Zweite Abtheilung.

Die Denkthätigkeiten als Gemüthsstimmungen und Gemüthszustände, das heißt: Einwirkung der Vorstellungsorgane auf die Gefühlsorgane.

1. Das Entſtehen der Gefühle.

„Die Form der Nervenerregung (Spannung) hängt nicht allein von den quantitativen Schwankungen des Reizes ab, ſondern auch von der Art der Erregung, von der Beſchaffenheit des Reizes und den Umſtänden, unter denen die Erregung geſchieht, und endlich von dem Zuſtande der Erregbarkeit der Nerven. Denn es handelt ſich hier auch um die Deutlichkeit, Kraft der Vorſtellungen, um deren Inhalt und die begleitenden Umſtände, um den augenblicklichen und früheren Inhalt des Bewußtſeins und um die Beſchaffenheit der Nerven ſelbſt. Alles dieſes zuſammen bedingt die Art, Stärke und Kraft der Veränderung des Selbſtbewußtſeins, welche uns als Gefühl bewußt wird. Gemüth iſt nicht ein beſondres Vermögen, ſondern der Ausdruck für das Bewußtwerden des formellen pſychiſchen Geſchehens. Die Form des Geſchehens wird im Gefühl der Luſt oder Unluſt bewußt, welches alle Vorſtellungsthätigkeit begleitet, wie die Empfindung der Luſt oder des Schmerzes die Erregung peripherer Nerven begleitet. Gefühle ſind bei ihrer erſten Entſtehung nicht ſogleich fertig, vielmehr bildet ſich auch das Gemüth erſt allmählich aus den einfachen Empfindungen der Empfindungsnerven zu beſtimmteren Gefühlswahrnehmungen aus, daher muß das Gemüth ausgebildet und erzogen werden, man kann es kräftigen und abſtumpfen, denn es kann nur in und durch die ſtete Beziehung zu peripheren Nerven wirkſam ſein, weil es ſeine Gefühle auf ganz beſtimmte Empfindungsnervenbezirke und in der Reproduction ganz beſtimmter Empfindungen in ein-

zelnen Organen nach außen projicirt, ſondern auch Bewegungs- und Ernährungsnerven beeinflußt." (Wachsmuth.)

Weil die Spannung der erregten Nerven Löſung ſucht, ſo ſpringt die Kraft der Bewegung entweder auf die Vorſtellungsorgane über, oder ſie erregt Bewegungsnerven, weshalb man Gefühlseindrücke am Blick, an Mienen und Geſticulationen, ſelbſt an der Sprache und ihrer Betonung erkennt, und manche Phyſiologen das Gemüth als Reflex der Vorſtellungen auf die peripheren Nerven betrachten. Das Gefühl drückt nur das perſönliche Verhalten gegen Erregungen aus, es beſteht in einer Gegenſpannung oder in veränderter Spannung des Ich, welche wir Stimmung nennen, der es an einem entſchieden ausgeſprochenen Inhalte fehlt, welche vielmehr nur als allgemeine Spannung der Empfindungscentren empfunden wird. Vermögen wir Gefühle nicht in Vorſtellungen umzuwandeln, ſondern dauern ſie als unklare Spannung fort, ſo beherrſcht uns dieſe Geſammtmaſſe der Gefühle als Stimmung. Liegt in der Conſtitution und in der Organiſation des Nervenſyſtems die Neigung, bei Gefühlserregungen in eine beſtimmte Stimmung oder in einen Stimmungswechſel zu gerathen, ſo bezeichnen wir dieſe Art der Empfänglichkeit für gewiſſe Gefühlsarten als Temperament, über deſſen Weſen noch große Verſchiedenheit der Meinungen herrſcht. Da der Nervenbau bei jedem Menſchen ſeine Eigenthümlichkeiten hat, ſo müſſen die Temperamente und Gemüthsſtimmungen unendlich verſchieden ſich geſtalten, weil im Gefühl der Menſch eben nur ſich ſelbſt, ſein Ich empfindet. Außerdem ändern ſich während des Lebens die Nerven, ja werden nach jedem Ernährungsvorgange verſchieden erregt, weshalb Gefühle und Stimmungen ſchwanken, oft plötzlich wechſeln und ins Gegentheil umſchlagen, ohne daß wir Gründe auffinden können. Daher iſt denn auch die Sprache ſehr arm in der Bezeichnung der Gefühle, da wir im Grunde nur eine verminderte oder vermehrte Erregbarkeit der Nerven zu unterſcheiden vermögen.

Wenn das Gefühl Inhalt der Vorstellung wird, so bekommen die Vorstellungen Leben, Frische und Färbung, und der innige Verkehr zwischen Fühlen und Denken erhöht die Denkkraft oder schwächt sie, erregt aber auch das innerste Seelenleben, denn Gefühle und Gemüthsbewegungen wirken auf uns mit der Stärke einer Naturkraft, sie drängen zur That, ohne sie würde das Denken ein thatloses Erzeugen von Abstractionen bleiben. Man darf das Gefühl für die erste Regung des geistigen Lebens, die Empfindung für das erste Vorstellungsgebilde halten, aus welchem alles weitere geistige Leben in wachsender Entwickelung sich herausbildet. Gefühle walten daher mit Naturgewalt; Thiere und ungebildete Menschen stehen vorzugsweise unter der Führung von Gefühlen, die sich zum Instinct ausbilden, wo es sich um Selbsterhaltung handelt.

Wenn man festhält, daß wir unter Gefühlen nur Spannungsverhältnisse zwischen dem Ich und äußeren Eindrücken uns zu denken haben, so werden manche psychischen Vorgänge klar. Wir besitzen in dem sympathischen Nerven das Organ, welches uns mit dem Ernährungs- und Befindungszustande unsres leiblichen Ich bekannt macht, wogegen Empfindungs- und Sinnesnerven uns mit der Außenwelt in Beziehung setzen. Jede Sinneserregung bringt uns irgend eine Eigenschaft eines Dinges ins Gehirn, wo sie in eine Wahrnehmung und Vorstellung umgewandelt wird. Dabei entstehen aber auch begleitende Gefühle, weil ja die Veränderung des Nervenzustandes, die Bewegung der Moleküle gefühlt wird. Dasselbe muß geschehen, wenn sich Vorstellungen bilden und auf andre Seelenorgane ihre Bewegung übertragen. Jede solche Veränderung des Nervenzustandes wird als Veränderung des Ich gefühlt, weshalb eine noch so leise Stimmung jede Vorstellung begleitet. Auf diese Weise können ästhetische, religiöse und andre Gefühle entstehen, wenn solche Vorstellungen mit der Stärke auftreten, daß sie vorzugsweise empfunden werden.

Man ſagt daher, Gefühle verdrängen einander oder rufen einander hervor und entwickeln ſich zu Gefühlszuſtänden. Unſre Gefühlsorgane im Kleinhirn befinden ſich in einem gewiſſen Zuſtande, welcher fortwährender Veränderung ausgeſetzt iſt in Folge des Stoffwechſels und der Erregungen durch Sinneseindrücke. Der Organismus beſitzt aber einen ſtarken Selbſterhaltungsdrang, d. h. er will ſich in naturgemäßer, angenehmer Beſchaffenheit erhalten, und darin beſteht ja die Heilkraft der Natur. Gegen peinliche Zuſtände wehrt er ſich mechaniſch durch Bewegung einzelner Organe, indem Bewegungsnerven erregt werden, und angenehme Zuſtände ſucht er zu erhalten. Weil aber Gefühle von dem Zufall ſinnlicher Erregungen abhängen, ſo können ſie ſich nicht planmäßig verbinden, ſondern folgen willkürlich, da der ſtärkere, augenblickliche Eindruck ſich geltend macht und die andern inſofern verdrängt als die Nervenmoleküle ihre bisherige Stellung aufgeben müſſen. Wir können nicht beliebig Gefühle an einander reihen, weil ſie ohne Gedächtniß ſind. Erſt wenn ſie zu Vorſtellungen wurden, kann man der Gefühle Herr werden, indem man Grund und Folgen der Gefühle aus Erfahrung kennen lernt, und nun die bewirkenden Urſachen zu entfernen vermag, wenn man die Gefühle ſelbſt beſeitigen will. Kennen wir die Natur der Gefühle, ſo erregen wir ſie durch die Vorſtellung oder durch abſichtliche Einflüſſe von außen, erzeugen alſo innerhalb gewiſſer Grenzen Gefühle, wie wir ſie wünſchen, indem wir bewirkende Urſachen herbeiſchaffen, oder die Aufmerkſamkeit ablenken oder Gegengefühle hervorrufen, je nachdem wir ſtarke Willenskraft beſitzen und geübt ſind durch Erziehung und Gewohnheit, durch Vorſtellungen die Gefühle zu lenken. Achten wir Gefühle für gering, ſo verlieren ſie an Kraft, beſchäftigen wir uns mit andern Dingen, ſo werden wir ſie nicht gewahr. Dazu gehört ein Maß von Bildung, indem wir mit unſern Vorſtellungsmaſſen den Strom der Gefühle eindämmen, weshalb denn ungebildete Menſchen die Sclaven ihrer

Gefühlsſtimmung werden, und weshalb eine conſequente Gewöhnung der Kinder das beſte Erziehungsmittel iſt, weil die Gewohnheit über die Gefühle ſiegt.

Das Aneinanderreihen der Gefühle fällt der Vorſtellungsthätigkeit als ordnender Macht zu, wobei natürlich nur ein natürlicher Prozeß kann ausgeführt werden. Verwandte, gleichartige Gefühle ſchließen ſich leicht aneinander, weil die Veränderung der Molekülenſtellung eine leichtere iſt. Gewohnte Gefühle kann man ſchnell und ſicher wiederholen, wogegen entgegengeſetzte nur dann auf einander folgen, wenn es einen Gegendruck, eine Abwehr gilt. Zu gleicher Zeit können wir nur Ein Gefühl empfinden und dieſes nur eine kürzere Zeit erhalten, wenn der Gefühlszuſtand nicht zum Temperament geworden iſt, in deſſen Folge die Moleküle geneigt ſind, in einem gewiſſen Zuſtande zu beharren, und für gewiſſe Erregungen in beſonderer Art empfänglich ſind.

Endlich darf man nicht vergeſſen, daß man von Gefühlen nur theoretiſch ſprechen kann, wie dies auch von Wahrnehmungen gilt, ſie ſind ja nur die Urzellen, aus denen Gemüthszuſtände und Gemüthserregungen erwachſen, weshalb das Meiſte, was wir den Gefühlen zuſchreiben, nur von Gemüthsbewegungen gelten kann. In der Sprache fixiren wir ſolche Zuſtände, durch die Sprache erregen und lenken wir ſie, weshalb auch nur die Thiere Gemüthsanlage zeigen, welche eine entwickelte Geberden- und Lautſprache beſitzen.

---

2. Gefühle und Gemüthszuſtände im Allgemeinen (nach Domrich).

Jede Vorſtellung wird von einem Gefühle begleitet, deſſen Urſache in der veränderten Lage der Nervenmoleküle zu ſuchen iſt. Es kann ſich die Wechſelwirkung ſo ſteigern, daß lebhafte Vorſtellungen z. B. Trauer, Freude, Mitgefühl erregen, indem ſie auf

die Gefühlsorgane wirken. Je klarer und abſtracter dagegen eine Vorſtellung wird, um ſo weniger erregt ſie das Gefühl, weil die Bewegung tiefer ins Vorderhirn eindringt. Durch Denken und Ueberlegen ſchwächt man daher Gefühle und Gemüthsbewegungen ab.

Unter Gefühl müſſen wir die Veränderung des bisherigen Zuſtandes eines Organes verſtehen; ſie entſtehen durch Reize, und die Veränderungen ſind entweder angenehm oder unangenehm. In dieſer Form nehmen wir ſie wahr, weil ſie auch das Bewußtſein verändern. Lernen wir ihren Inhalt kennen, ſo werden ſie zu Empfindungen, und bilden wir uns daraus Urtheile über die Eigenſchaften der verurſachenden Dinge, ſo entſtehen Vorſtellungen. Gefühle hängen alſo von der Natur der Nervenfaſer und den Verhältniſſen ihrer peripheren und centralen Lagerung ſowie von der Stärke des Reizes ab. Auffallen muß es, daß nur in den Empfindungsnerven Ganglien eingelagert ſind, und daß ſie beſondre Endorgane beſitzen. Alles Empfinden iſt ein ſubjectives Fühlen und Wahrnehmen der Verhältniſſe empfundener Reize, z. B. Lage, Geſtalt ꝛc. Genauer kann man ſagen: die Empfindungsnerven fühlen, die Sinne empfinden kraft ihrer höheren Organiſation. Jene findet man in dieſen und in andern Organen, und aus dieſer verſchiedenartigen Lagerung ergeben ſich Verſchiedenheiten der Auffaſſung. Jeder Reiz gelangt ins Hirn als Wahrnehmung eines veränderten Zuſtandes der erregten Organe, und wir empfinden nun eine Veränderung in den Hirnorganen, deren Urſache wir nach und nach aus Erfahrung in die Außenwelt verlegen. Das Gemeingefühl localiſirt ſich und trägt ſich zugleich auf Gehirnfaſern über, wo je nach Erfahrung und Vergleichung auf die Urſache geſchloſſen und der Vorfall dann als Urtheil über das erregende Ding aufgefaßt wird. Veränderungen im ſympathiſchen Nervenſyſtem empfinden wir nur, wenn ſie krankhafte Zuſtände ſind, was aus den anatomiſchen Verhältniſſen begreiflich macht.

Denn Schmerz wird durch abnorm erhöhte Thätigkeit der Empfindungsnerven veranlaßt. Wirken Vorstellungen auf Empfindungsnerven, so erregen sie deutliche Gefühle, so daß die unbestimmten, unaussprechbaren Stimmungen zu klaren Empfindungen und Gemüthserregungen werden können und wir im Kopf eine dunkle Veränderung fühlen.

Da im Körper ein steter Stoffwechsel kreist, so müssen auch die Nerven in steter Veränderung sich befinden, die wir aber nicht gewahr werden, so lange sie eine gleichmäßige bleibt; tritt aber eine Erhöhung oder Erniedrigung ein, so entstehen Unlustgefühle bei übermäßig erhöhter Thätigkeit (Spieß) oder bei einem Mißverhältniß des angeregten Nervenprozesses (Lotze). Dagegen bedingen gewisse Thätigkeitsgrade einzelner Fasern und Erregungssummen mehrerer gleichzeitig oder unmittelbar nach einander erregten Empfindungsnerven angenehme, andre aber unangenehme Gefühle. Dazu kommt, daß man durch Uebung die Feinheit in der Auffassung der Gefühle ausbilden kann, wie denn Menschen von niederer Bildung Körperschmerzen weniger empfinden als feiner gebildete; Seelenschmerzen kommen bei rohen Menschen selten vor, den Gebildeten können sie zur Qual werden.

Die Summe aller dunkeln Gefühle nennen wir Gemeingefühl, welches aus der steten Thätigkeit der Nerven hervorgeht. Daher wirken Farben, Töne, Gerüche u. s. w. auf unsre Stimmung, auf Behagen und Unbehagen, Aufgelegtsein und Unaufgelegtsein, da jene Stimmung auch im Centralorgan Veränderungen bewirkt. Das Muskelsystem erweckt je nach seiner Beschaffenheit das Gefühl der Frische und Kraft oder des Gegentheils. Wir verlangen dann Bewegung oder Ruhe. Durch Einwirken der Vorstellungen verlegen wir die Gefühle in einzelne Organe: Haut, Herz, Zunge. „In diesen dauernden Stimmungen oder rasch aufwallenden Gefühlsbewegungen, welche unser Vorstellen begleiten, bestehen die eigenthümlichen psychischen Zustände der intellectuellen Gefühle, welche

alſo in letzter Inſtanz organiſch-ſinnlich vermittelt ſind, indem di beim Vorſtellen thätigen immanenten Hirnfaſern ihre Erregungs zuſtände auf den centralen Empfindungsapparat und die centrale Enden der ſich peripheriſch in den Organen des Körpers verbrei tenden ſenſiblen und motoriſchen Nerven übertragen." — Lot ſagt: „Man kann zweifeln, ob nicht das kältere ſittliche und äſthe tiſche Urtheil oder die Reflexion, die wir über Gefahr und Glüc eines Zuſtandes uns ausbilden, erſt ihre lebhafte Innigkeit durc nebenher ſpielende ſinnliche Gefühle erhalten, die uns das an ſic Werthvolle zugleich in ſeiner Harmonie mit den innerſten Be dingungen unſrer eignen perſönlichen Exiſtenz zeigen. Der heitre Genuß ſchöner Verhältniſſe iſt nicht blos dieſe abſtracte Freude ſondern in dem lebhafteren, freieren Athmen, dem beſchleunigter Herzſchlage und der gediegenen Spannung der Muskeln fühlen wi unſer eignes Selbſt davon getragen und gehoben. Reue und Be kümmerniß um Vergangenes iſt nicht blos ein ſittliches Verdam mungsurtheil, das, innerlich ausgeſprochen, nur von der Seele vernommen wird. Die Erſchlaffung unſrer Glieder, die mindere Größe des Athmens, die Beklemmung der Bruſt, zeigen deutlich, wie ſelbſt die körperliche Organiſation ein Verſchmähtes auszu ſtoßen ſucht. Andacht macht die Bewegung langſamer und gehal tener, richtet Kopf, Augen und Körper; ſie erſcheint als die ſich unterwerfende Kraft, und bringt in das Bewußtſein ein Gefühl zurück, ihre Stimmung verſtärkend."

Alle Luſtgefühle bewirken Befriedigung, daher Genuß, und zwar Sinnen- und Vorſtellungsgenuß; jener entſtammt meiſt dem Gemeingefühl niedriger Art und führt nicht ſelten zu Verbrechen. wogegen die Künſte edlen Sinnesgenuß verſchaffen, inſofern ſich der Menſch zur Befriedigung durch das Schöne, Wahre und Gute erhebt, die religiöſen Gefühle ihn beherrſchen, weil ſie aus der Liebe und dem Abhängigkeitsgefühl entſtammen. Religiöſe Gefühle haben aber auch eine ſinnliche Färbung, je nach dem Bildungs-

grade und der Phantasie des Frommen, und können zu Schwärmerei und phantastischer Gefühlsschwelgerei ausarten. Die Gefühle des Guten oder Bösen wirken stark auf den Körper (Zittern, Blaß-, Rothwerden, Bangigkeit, Reue, Unruhe, Furcht), denn sie verlangsamen oder beschleunigen Blutumlauf und Athem, wirken auf Herz, Lunge und Verdauungsorgane.

Jedes Lustgefühl schwindet wieder; um es zu wiederholen, entsteht das Verlangen, uns dazu die Mittel zu verschaffen, und diese leise Regung zu einer Bewegung nennen wir Begehren, den ersten Ansatz zur Handlung aber das Streben. Aus beiden werden Begierden, so lange Streben und Begehren lange und wiederholt demselben Ziele zugewandt sind, und die Aufmerksamkeit sich vorzugsweise auf Befriedigung des Genusses richtet. Gehen die Vorstellungen der Begierde auf Bewegungsmuskeln über, drängen sie zur That, so nennt man sie Triebe, zu denen auch die unbewußten Instinchandlungen gehören, da sie auf Erhaltung des Lebens gerichtet sind. Selbst Vorstellungsgefühle erregen ein Streben, sittliche Begierden und Gefühle (Ehrtrieb, Ehrsucht, Ehrgefühl, Ehrgeiz).

Wir nennen die Summe der Stimmungen, Gefühle und Vorstellungen, soweit sie zum instinctiven Triebe eines Strebens werden, Gemüth und unterscheiden je nach den Individuen verschiedene Gemüthsarten und Gemüthsstimmungen. Im Gemüth ist also das Gefühl als starke treibende Macht enthalten, aber ebenso wirken Vorstellungen, welche durch ihr Zusammenwirken Gemüthsbewegungen (Affecte) und Leidenschaften erwecken. Menschen von lebhafter Phantasie werden leicht erregt im Gemüth. Unerwartete Vorstellungen und Gefühle, die gar den vorhandenen entgegengesetzt sind, erregen heftige innere Bewegungen, welche so gewaltig werden können, daß sie das Gemüth erschüttern und gar zerrütten.

Gemüthszustände können vorübergehen oder anhaltend sein, können angenehme oder unangenehme Gefühle wecken, Begehren

oder Abscheu erregen und so einander widersprechen, daß die Besonnenheit des ruhigen Urtheils aufgehoben wird. Selbst körperliche Zustände wirken auf Art und Stärke der Gemüthserregungen ein, klingen wie ein Resonanzboden mit, weshalb Personen von reizbarer Constitution heftiger von Gemüthserregungen ergriffen werden.

Andauernde Gemüthszustände heißen Triebe, Begierden und werden Leidenschaften, wenn man nach deren Befriedigung trachtet, welche mächtig auf Körperzustände, Gesticulation, Blick, Sprache u. s. w. einwirken.

Man bringt Gemüthszustände in zwei Hauptklassen, in die der Befriedigung und Nichtbefriedigung.

1) Erheben sich angenehme Erregungen über die gewöhnliche Gemüthsstimmung, so heißen sie Heiterkeit, Lustigkeit, Ausgelassenheit, Entzücken, Begeisterung, Bewunderung. Werden sie plötzlich erregt, so entsteht Freude, erwartet man Befriedigung, so haben wir Zuversicht, Muth, Hoffnung.

2) Sinken die Erregungen unter das Gefühl der Befriedigung, so entstehen Verstimmung, Langeweile, Niedergeschlagenheit, Traurigkeit, Verdruß, Kummer, Aerger, Gram, Pein, Reue, Verzweifelung. Plötzlich eintretende unbefriedigte Gefühle erzeugen Ueberraschung, Verlegenheit, Verwirrung, Scham, Verwunderung, Bestürzung, Schreck, Entsetzen. Erwartet man Nichtbefriedigung, so fühlt man Sorge, Furcht, Angst.

3) Zusammengesetzte Affecte verstärken und schwächen einander und werden leicht zu Leidenschaften. Vorwiegend ist die Befriedigung in der Liebe, Freundschaft, Schwärmerei und Andacht; dagegen überwiegt die Nichtbefriedigung in der Eifersucht, im Neid, Haß, Ingrimm, Zorn, Wuth, Rache.

Jeder Gemüthszustand ist rein persönlich, weshalb man sich schwer in die Gemüthsstimmung Anderer versetzen kann. Diese drückt sich aber in Geberden, Erblassen, Athmen u. s. w. deutlich

aus, ſo daß man ſie oft nur daran erkennt. Dieſe Reflexe beginnen in den Geſichtsmuskeln und verbreiten ſich bei Stärke und Dauer des Affectes über Bruſt, Ober- und Untergliedmaßen. Sie erfolgen um ſo leichter, je näher die Bewegungsnerven den Hirnhemiſphären liegen. Doch kann man durch Uebung, Erziehung, Gewohnheit und Willen ſie beherrſchen, ſich alſo verſtellen. Vorſtellungen, die ſich auf beſtimmte körperliche Lebensthätigkeiten beziehen, reflectiren ſich in dieſen Organen, können daher auch Krankheiten verurſachen. Denn jede Gemüthserregung wirkt ſtark auf kranke Organe, erregt bei heiterem Affect die Bruſteingeweide, bei traurigem die Unterleibsorgane und richtet ſich bei dieſen Wirkungen wieder nach Temperament, Conſtitution, Lebensweiſe, Erziehung, Gewohnheit u. ſ. w.

---

3. Gemeingefühl und Stimmungen.

Wir müſſen einer Nervengruppe beſondre Aufmerkſamkeit ſchenken, deren Faſern und Ganglien den Verdauungs-, Blutbereitungs- und Athmungsorganen beigegeben ſind, deren Nervenzellen beſondre Form beſitzen, und die im ſympathiſchen Nerven mit dem Rückenmark, dem Klein- und Großhirn in Verbindung treten. Dieſe Gruppe berichtet über den Zuſtand und die Thätigkeit der ſogenannten vegetativen (Unterleibs-)Organe, beherrſcht den Herzſchlag, bewirkt das Erröthen, Erblaſſen, die Ausrufungslaute, das ausdrucksvolle Sprechen und Singen und erzeugt jene unerklärlichen Stimmungen und Verſtimmungen, welche Gemüthserregungen und Gedankenentwickelungen umgeſtalten, ihnen eine beſondre Färbung verleihen.

Wir fühlen uns manchmal heiter, manchmal verdrießlich geſtimmt, ohne daß wir einen Grund angeben könnten. Solche Stimmungen verurſacht das Nervengeflecht der Unterleibsganglien.

haben wir gut verdaut, ſo fühlen wir Lebensluſt, Heiterkeit und Thatkraft; ſchlechte Verdauung und unvollkommene Blutbereitung machen uns traurig, muthlos, ärgerlich und unaufgelegt zu Thätigkeit. Leberkranke erkennt man an der Neigung, ſich zu ärgern, heftig zu werden. Ebenſo wirken Athmungsbeſchwerden auf die Stimmung, ſie erregen Angſt und Muthloſigkeit.

Man nennt dieſe Menge dunkler, unſagbarer Gefühle, in denen ſich der Zuſtand unſres vegetativen Lebens ausdrückt, das Gemeingefühl, welches Säuglinge und Thiere niederer Klaſſen beherrſcht, weil es im Rückenmark die Bewegungsnerven erregt, dadurch Zuckungen, Zappeln, Laufen, Fliehen u. ſ. w. veranlaßt, ſo daß man ſich Inſtincthandlungen durch das Zuſammenwirken dieſer beiden Nervengruppen erklären kann. Dazu bedarf man keines Gehirns, es geſchehen ja nur Reflexbewegungen, indem ein Reiz den andern erregt, auch wenn er andrer Art iſt. Vielleicht iſt auch das Schlafwandeln und Hellſehen ein übermächtiger Einfluß der Unterleibsnerven auf das Rückenmark, weshalb Mondſüchtige und Traumwandler nichts von dem wiſſen, was ſie vornehmen. Beſonders thätig ſcheint das Taſt- und Temperaturgefühl zu ſein, und letzteres mahnt die Vögel, wenn es Zeit zur Abreiſe iſt, wie die Fledermaus durch ihr feines Temperaturgefühl Gegenſtände wahrnimmt, welche ſie nicht ſieht, hört und fühlt. Alle myſtiſchen Erſcheinungen des Geiſteslebens dürften ihre Urſache in den Unterleibsnerven haben. Viel Faſten macht geneigt zu geiſtiger Ueberſpannung, beeinflußt den Vorſtellungsverlauf, es erzeugt durch Blutmangel Illuſionen und Hallucinationen aller Art. Bekanntlich befreit man ſich am leichteſten von Verſtimmungen, wenn man ſich tüchtige Bewegung macht, und gegen Hypochondrie bleibt Holzhacken das beſte Heilmittel. Unſere moderne Lebensweiſe verurtheilt uns zu langem Sitzen, wobei wir natürlich den Unterleib einklemmen. In der Schule fängt dieſe ungeſunde Lebensweiſe an, wird in der Werkſtätte und hinter dem Schreibtiſch der Amts-

ſtube fortgeſetzt, und namentlich die vornehmen Frauen lieben das Hocken im Lehnſeſſel, oder ſie fahren ſpazieren, und leiden daher an Migräne, Hyſterie und böſer Laune. Wir ſind trotz unſrer hohen Civiliſation noch nicht ſoweit, unſer geſelliges und geſchäftliches Leben nach den Erforderniſſen der Geſundheitspflege regeln zu dürfen. Wir verhocken und entarten.

Aus ſolchen Stimmungen, welche ihren Grund in rein körperlichen Zuſtänden, namentlich im ſchlecht zubereiteten Blut haben, entwickeln ſich Gemüthszuſtände, von denen wieder die Vorſtellungen (durch das Gemeingefühl) beeinflußt werden, ſo daß endlich Gemüthskrankheiten entſtehen können.

Zunächſt darf man vermuthen, daß die Temperamente nur der Einfluß, gewiſſermaßen die Saitenſtimmung ſind, in welche das Gehirn durch die Art und Beſchaffenheit des Blutes verſetzt wird. Blut und Waſſer wirken erregend auf die Nerven, die deshalb auch eine gewiſſe Menge Waſſer enthalten. Ebenſo bedarf der Nerv zur Thätigkeit einer Menge Sauerſtoff, welcher ihm im Blute zugeführt wird, woraus ſich ergiebt, daß die Beſchaffenheit der Athmungsorgane großen Einfluß auf die Gemüthsſtimmung äußert. Aus ſolchen Thatſachen kann man folgern, daß die Blutbeſchaffenheit auf jene Hirnthätigkeit Einfluß haben muß, welche wir Gefühl und Gemüth nennen, denn mit dieſen Organen (Kleinhirn) nehmen wir die Blutbeſchaffenheit als Stimmung wahr. Nun ſind aber Temperamente nichts als bleibende Stimmungen, in denen wir wahrnehmen, fühlen und denken. Der Sanguiniker iſt lebhaft, ſorglos, athmet ſtark, hat aber weniger Blutkörperchen im Blute, dagegen mehr Waſſer. Daher iſt er reizbar, kraftlos und ohne Ausdauer. Der Choleriker hat ſauerſtoffreiches, gut zubereitetes Blut, der Melancholiker ſchlecht zubereitetes, der Phlegmatiker ſauerſtoffarmes, und daraus erklären ſich die Merkmale der Temperamente. Weil aber die Bereitung des Blutes abhängt von individuellen Beſonderheiten der Organe, auch nach Nahrung und

Lebensweiſe wechſeln kann, ſo trifft man die Temperamente nie rein, ſondern gemiſcht, ja ſie ändern ſich mit Alter und Lebensverhältniſſen. Napoleon war bekanntlich ſtarker Eſſer, ebenſo Friedrich II., Karl XII., Peter I. Daher bewegten ſie ſich viel, daher die Energie ihres Willens, welche Fürſten mit verdorbenem Magen und vergiftetem Blut (Mätreſſen) nie beſitzen können.

Das Gemeingefühl und die Stimmung beherrſchen unwillkürlich unſre Geberden, Mienen, überhaupt unſern Gefühlsausdruck im Sprechen und Singen, wie dies anatomiſch bereits nachgewieſen iſt. Redner, Dichter und Schauſpieler ſprechen und geſticuliren anders, weil die Gemüthsſtimmung auf die Bewegungsmuskeln der Lunge und des Kehlkopfs einwirkt. Erhöhter Blutumlauf und tieferes Athmen, die der ſympathiſche Nerv veranlaßt, verleihen dem Blick Glanz und Feuer, ſetzen die Geſichtsmuskeln in Bewegung, ohne daß der Erregte es weiß, ja er möchte ſeine Erregung verbergen, aber Blick und Miene verrathen ſie. Angſt, Furcht, Schrecken wirken bekanntlich auf den Herzſchlag, das Athmen und die Darmentleerung. Alſo beherrſcht die Materie unſern Geiſt in vielen Beziehungen.

Im Kleinhirn wird unter beſtimmten Zuſtänden das Gemeingefühl zur Stimmung, zum Gemüth, in welchem ſich die Vorſtellungen in Gefühle zu Triebsvorſtellungen umſetzen und nun oft den Willen beherrſchen. Aus dem Gemüthe ſtammen daher auch die äſthetiſchen, religiöſen und ſittlichen Gefühle, wenn die betreffenden Urtheile uns ſo erfüllen, daß ſie zum Gemüthsinhalte werden, wie wir dies ſpäter nachweiſen werden.

In der Stimmung geht die ſinnliche Empfindung des vegetativen Lebens ins Gefühl und Gemüth über; ſie verhält ſich zu dieſen, wie die Wahrnehmung zur Anſchauung und zum Begriff. Das ganze Leben hindurch beherrſchen uns mehr oder minder fühlbar dieſe dunkeln Stimmungen als Zuſtände des allgemeinen Befindens. Der Kranke iſt anders geſtimmt als der Geſunde, wir

ſind Morgens anders geſtimmt als Nachmittags, nach einem guten Mittagsmahle anders als bei leerem Magen. Irgend eine Nachricht, ein Anblick verſtimmt uns auf kürzere oder längere Zeit und wir kämpfen gegen ſolche Verſtimmungen an, indem wir uns andre Eindrücke zuführen, die Aufmerkſamkeit auf andre Dinge lenken, uns eine tüchtige Bewegung machen oder Geſellſchaft aufſuchen, um uns zu zerſtreuen.

Alle dieſe Stimmungen laſſen ſich auf die Gefühle des Wohlbehagens oder Mißbehagens zurückführen, weiter haben ſie keinen Inhalt, weshalb ſie dunkel bleiben und wir nicht einmal im Stande ſind, die Arten der Schmerzen, die Abſtufungen der Freude zu bezeichnen. Es macht ſogar Schwierigkeit, das Wort Schmerz zu erklären, Lachen und Weinen phyſiologiſch zu erläutern, obſchon anatomiſch die Bewegungen der Muskeln nachgewieſen ſind. Schmerz empfinden wir, wenn ein Organ gehindert wird, ſeine normale Thätigkeit zu verrichten, wodurch Muskelzuſammenziehungen veranlaßt werden, die entweder Thränen aus den Augenwinkeln preſſen oder durch den ſympathiſchen Nerven auf die Eingeweide wirken, dieſe Bewegung kann Kitzel am Zwerchfell erregen und dann lachen wir, oder heftige Windungen, und dies ſind die furchtbarſten Schmerzen. Man kann daher vor Freude und vor Leid weinen, aus Fröhlichkeit und aus Verzweiflung lachen, vor Freude und Schmerz ſterben wegen allzuheftiger Herzbewegung und Blutüberfluthung. Ein andauernder heftiger Schmerz wird zur Qual und treibt zur Verzweifelung, andauernde Freude oder Luſt wird zur Wonne und ſteigert ſich bis zur Verzückung.

Wie Wahrnehmungen der Sinnenwelt angehören, von welcher wir abhängig ſind und wie ſie uns über die Außenwelt unterrichten, ſo ſtammen Stimmungen aus den vegetativen Zuſtänden unſres Körpers und geben Nachricht von den Vorgängen in unſrem Innern. Im Gefühl klären ſie ſich zu geiſtigem Inhalt der Seele auf, und wir bauen uns aus Gefühlen unſre ideale

Welt auf, als die schönste Schöpfung des Gemüths, in welcher Begriffe und Ideen, die von der Außenwelt stammen, als unser geistiges selbst geschaffenes Eigenthum walten. Wahrnehmungen und Gemeingefühl gehören dem thierischen körperlichen Theil unsres Wesens an, aber wir arbeiten uns aus ihnen heraus, was kein Thier vermag. Diese einfachen Betrachtungen reichen hin, um begreiflich zu machen, daß der Mensch nicht von irgend einem Thiere abstammen kann, weil er geistig ganz anders organisirt ist. Die Affentheorie ist nur eine Epidemie erregter Geister, keine naturwissenschaftliche Wahrheit.

---

4. Stimmung und Umstimmung als Streben.

Alle geistigen Vorgänge haben äußere Ursachen. Werden die Moleküle der Empfindungsnerven durch irgend einen materiellen Reiz in Bewegung gesetzt, verändern also Stellung und Lage zu einander, so kommen sie in diesem Zustande im Kleinhirn an, übertragen ihre Bewegung auf dasselbe, und diesen Zustand bemerken wir als Gefühl. War der bisherige Zustand des Kleinhirns ein behaglicher, so wird jede Veränderung desselben unangenehm sein, wogegen das entgegengesetzte Gefühl entsteht, wenn der neue Zustand, das erregte Spannungsverhältniß zu dem Befinden des ganzen Körpers paßt. Dies ist der Ursprung der Gefühle und Stimmungen, welche die Weltgeschichte beherrschen, wenn sie sich weiter entwickeln.

Gefühle werden von allen Sinnesorganen erregt, wirken aber bei heftiger Erregung auf den sympathischen Nerven, der Zweige ins Kleinhirn und weiter sendet, weshalb starke Gefühle auf Herzschlag, Athmen, Sprache und Unterleibsorgane wirken. Indem aber Gefühle auf die Vorstellungsorgane übertragen werden, er-

kennen wir den Inhalt der Gefühle und nennen sie nun Empfindungen. Jedenfalls entstehen die meisten Vorstellungen aus sinnlichen Erregungen, weshalb ihnen ein leises Fühlen anhaftet, da sie behagen oder nicht behagen, mit Lust oder Unlust erzeugt werden. Nach einem allgemeinen Naturgesetz übertragen aber auch die Vorstellungen die Erregung der Hirnzellen auf das Kleinhirn, wo sie als sogenannte höhere Gefühle auftreten und mit der Kraft einer Naturgewalt wirken. Wir empfinden Freude oder Verdruß über Gedanken, die wir uns erschaffen haben, finden unsre Urtheile in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, ergründen die tiefere Bedeutung und das Wesen der Dinge und erzeugen dadurch eine so gewaltige Ueberfüllung von elektrischer Bewegung, daß dieselbe abgeleitet wird zum Kleinhirn, wo sie als sittliche, religiöse, ästhetische, u. s. w. Gefühle erscheint, die wir nach ihrem Inhalte benennen und ordnen. Hier wirken die Vorstellungen als Gefühle auf die Bewegungsorgane und werden zur Gemüthsbewegung. Ehe dieselbe eintritt, erkennen wir sie als Gefühle, insofern wir Behagen oder Mißbehagen an den geistigen Erzeugnissen unsres Denkens, Wahrnehmens und Strebens empfinden. Ueber die allgemeinen Empfindungen der Lust oder Unlust kommen solche Vorstellungsgefühle nicht hinaus, wenn man ihren Begriff theoretisch festhält.

Da es nachgewiesen ist, daß die Ganglienzellen der Empfindungsnerven an Gestalt und Größe sich von den Zellen andrer Nervenarten unterscheiden, im Hirn aber ähnliche Schichten sich erkennen lassen, so erscheinen Vorgänge, wie der gesagte, als anatomisch begründet. Da wir fortwährend geistig thätig sind, wahrnehmen, beobachten, denken u. s. w., so sammeln sich verschiedenartige Vorstellungsgefühle im Kleinhirn an, welche nach den Gesetzen der Vorstellungsverbindungen sich zu gleichartigen Gruppen vereinigen, einander kräftigen, beschränken, widerstreiten, sich umwandeln, uns also innerlich umgestalten. Wenn eine Vorstellungs-

maſſe ſich als die vorwaltende behauptet, und anders geartete zurückweiſt, weil die Hirnzellen nicht mehr empfänglich ſind, ſo verſetzt ſie alſo in eine gewiſſe Stimmung, die nun unſer Denken beherrſcht, ihm eine gewiſſe Gefühlsfärbung giebt. Dieſe Stimmung iſt nur der Zuſtand der Geſammtſpannung, welche, wenn ſie ein gewiſſes Maaß erreicht hat, ihren Inhalt abgeben, d. h. die Bewegung auf andere Organe übertragen muß. Wir nennen dieſe beginnende Regung nach Ableitung der Erregung das Streben, aus welchem ſofort der Wille wird.

Die höheren Gefühle beſitzen einen beſtimmten Gedankengehalt, wir kennen ihre Urſachen, auch wohl die Folgen, wiſſen aus Erfahrung bereits den ganzen Verlauf der Bewegungen, und vermögen denſelben, vermöge dieſes Vorherwiſſens, nach Belieben zu leiten. Iſt das Kleinhirn überfüllt mit ſolchen Gefühlen und werden andre deshalb ausgeſchloſſen, ſo entſteht ein Drängen und Wogen an den Grenzen deſſelben, ein Abwehren und Anſtürmen entgegengeſetzter Bewegungen. Im Großhirn nimmt man davon Kenntniß und dort entſteht nun das Nachdenken über den Grund dieſer Vorgänge. Je nach dem Ergebniß dieſes Nachdenkens und Ueberlegens nehmen wir Partei für die eine Gruppe der Gefühle, die uns zuſagen, und ſinnen auf Mittel, ihnen die Herrſchaft zu erhalten. Wir müſſen ſie zur That werden laſſen, den Gefühlen gemäß auf die Außenwelt einwirken, unſer Denken und Fühlen ihnen unterordnen und durch Denken ergründen, auf welche Art dies ſicher geſchehen kann. Wir ſetzen uns ein beſtimmtes Ziel, einen Zweck, auf den wir unſere Handlungen richten, und nennen die Richtung dieſes ſich regenden Strebens Abſicht. Behalten die Vorſtellungen die Oberhand, ſo erwägen wir zuvor Urſache, Zweck, Abſicht, Mittel, ehe wir zur Handlung übergehen und handeln dann als verſtändige und vernünftige Menſchen. Wenn dagegen die Gefühlsſpannung übermächtig wirkt, ſo folgen wir dieſem Drucke, den wir als Unruhe des Triebes empfinden, und handeln

unüberlegt. Es treibt uns die Gefühlsmacht. Wird dieſer Antrieb zu Handlungen zum Gewohnten, zum Beſtimmenden und Maßgebenden, ſo werden wir zu Gewohnheitsmenſchen, und ſolche bilden die ungeheure Mehrzahl, oder zu Gemüthsmenſchen. Denn in dieſem Falle iſt das Gefühl Gemüth geworden, d. h. zum Anreger zu Handlungen, zum unmittelbaren Beweggrunde. Im Gemüthe ſammeln ſich Vorſtellungsmaſſen, welche die Stärke der Gefühle beſitzen und ohne Weiteres zu Handlungen antreiben, welche dem Gemüthszuſtande entſprechen, in denen dieſer elektriſch explodirt, indem er die Bewegung der Hirnzellen wie etwa eine Wärme auf die Bewegungsorgane überträgt, dieſe elektriſch ladet und die Bewegung als That in die Außenwelt ableitet. Daher geht jeder That eine Spannung, Unruhe, Weben und Wallen im Gemüthe voraus, welcher nach der That Ruhe folgt, da die Ueberladung beſeitigt wurde.

Gefühle bleiben eine Zeitlang Zuſtände, erlauben noch ein theoretiſches, abſtractes Ueberdenken, aber bei einiger Stärke gehen ſie zu Gemüthserregungen über, an denen ſich der ſympathiſche Nerv beſonders zu betheiligen ſcheint und ſie auf Rückenmark, Herz, Lunge, Betonungsmuskeln überträgt, weshalb eine gemüthserregte Sprache oder Geſang möglich werden, die ſich von der Verſtandesſprache und dem einſtudirten Singen ſcharf unterſcheiden. Für das treibende Element des Handelns muß man alſo das Gemüth halten. Denn es enthält das Gemüth Gefühle, für welche der Verſtand nicht verantwortlich iſt, weil ſie von der Außenwelt angeregt werden. Im Gemüth verbirgt ſich aber auch ein Denken, welches in der Gewalt des Menſchen liegt. Philoſophen (Denkforſcher) ſind zum Theil damit einverſtanden, daß alle großen weltgeſchichtlichen Thaten vom Gemüth ausgehen, und wenn einmal die Pädagogen ſich die Mühe nehmen werden, phyſiologiſche Pſychologie zu ſtudiren, werden ſie zugeben, daß auch die Kinder im Gefühls- und Gemüthsdrange handeln.

In den höheren Gefühlen und im Gemüth liegen Vorſtellungsmaſſen als erregende Veranlaſſer verborgen; bleiben ſie im Umkreis der Gefühle, ſo werden ſie zu Kunſt und Wiſſenſchaft, wirken ſie auf Thaten ein, ſo werden ſie zu Werkzeugen der Culturgeſchichte und weltgeſchichtlicher Leiſtungen. Zugleich liegt hier die Grenze zwiſchen Menſch und Thier. Das Thier ſteht unter der Herrſchaft der Gefühle, weil dieſe eben Naturmächte, eine Art von Reflexen ſind, der Menſch aber beſitzt Gemüth, wird geleitet vom Gemüth zu ſeinem Vortheil — denn das Orakel des Gewiſſens iſt ja auch nur Gemüthswirkung —, und deshalb beſitzt er eine Geſchichte, wenn auch eine dornenvolle voller Scheiterhaufen, Schaffots und Schlachtfelder. Aus dem Körperſtoff der Materialiſten entwickelt ſich alſo auch in dieſer Beziehung etwas rein Geiſtiges.

Denn in dem wandelbaren, hinfälligen Körper entſtehen unſterbliche Gedanken, ewige Wahrheiten werden nach und nach erkannt, das Wiſſen, das Recht, das Gute und Ewige gewinnen nach und nach in der Menſchheit nach bluttriefenden Irrſalen die Oberherrſchaft, und endlich werden ſie als Freiheit und Wahrheit herrſchen über die Menſchheit. Dies iſt das Walten Gottes in der Weltgeſchichte, welches manchen Tempel mit ſeinen Altären und Opfertiſchen, manchen Thron mit ſeinen Ordenscommiſſionen und Hofſchranzen ausgelöſcht hat aus dem Inventar des Daſeienden, damit die Menſchheit vorwärts kommt. Gott gab uns Verſtand und Gefühl, dieſe ſtellen den Compaß des Gemüths, welches das Gewiſſen der Weltgeſchichte wird. Der Compaß ſchlägt bald nach Norden, bald nach Süden über, wie wir ſagen, weil wir ſeine Geſetze noch nicht kennen, aber er führt doch ſicher über Meere und Wüſten. Danken wir Gott, daß wir Gemüth beſitzen! Die Germanen ſind das gemüthvollſte Volk, weil es am tiefſten denkt. — das Senkblei des Gedankens in die Tiefen der Vergangenheit [illegible] ſeits wirft —, daher ſind ſie auch Träger der mo-

dernen Cultur, verbreiten Cultur, wo sie hinkommen, und werden nur von Barbaren angefeindet, die ihre Barbarei für nationale Eigenthümlichkeit halten, um ihre Eitelkeit zu hätscheln. Aber was fragt die Weltgeschichte nach solchen Eitelkeiten! Sie wirft sie in die Rumpelkammer!

5. Interesse, Neigung, Aufmerksamkeit, Spannung.

Die in der Ueberschrift genannten Ausdrücke werden vielfach gebraucht, sie circuliren wie Scheidemünze, die niemand recht besieht und sich hinterher verwundert, wenn er betrogen wird. Untersucht man genau, worin die viel verlangte Aufmerksamkeit besteht, so muß man zunächst anerkennen, daß etwas muß vorhanden sein, was die Aufmerksamkeit erregt. Sie setzt also einen Gegenstand, eine Veranlassung voraus, weshalb man überhaupt aufmerksam wird, denn so ohne alle Ursache geschieht dies nicht. Aufmerksam wird man, wenn die Wahrnehmungsorgane heftig erregt werden, z. B. durch Lärm, Geschrei u. s. w., oder wenn man an der Sache Interesse hat. Man kann aber kein Interesse haben für das, was man nicht kennt, mithin muß eine Neigung, eine Gemüthsstimmung, ein stummer Wunsch vorausgehen. Daher muß die Veranlassung zur Aufmerksamkeit entweder von innen oder außen kommen.

Denken wir uns, daß von den zahlreichen äußeren Eindrücken einer oder einige unsre Aufmerksamkeit erregen, so wissen wir, daß eine Nervenbewegung nach innen zu bis zu den Wahrnehmungsorganen stattfindet. Diese befinden sich in irgend welchem Zustande, welcher durch den Zufluß der Nervenerregung verändert wird. Dieser Zustand muß überwunden werden, es kostet mitunter einen Kampf, und diesen Zusammenstoß empfinden wir als Aufmerksamkeit, weshalb wir manchmal andre Mittel zu Hilfe nehmen, um uns bereit zu halten, Eindrücke zu empfangen. Viele

derſelben bringen nur unvermerkt und leiſe ins Gehirn, weil dieſes erſchöpft oder anderweitig beſchäftigt iſt, und dann ſind wir unaufmerkſam. Weil aber doch einige Erregungen ins Großhirn eindrangen, ſo beſinnen wir uns auf Einzelnes. Wahrnehmungen entwickeln ſich nur unter der Beihilfe der Aufmerkſamkeit, denn unter ihr muß man die Empfänglichkeit der Nervencentren verſtehen, Erregungen anzunehmen und weiter zu leiten. Sie iſt keine beſondre Thätigkeit, ſondern nur ein Verhalten, ein Stimmungszuſtand des Kleinhirns, ſich erregen zu laſſen. Dieſe Stimmung ſtammt aus dem Gefühl, daher kann man ſie eine Neigung zur Zellenveränderung nennen. Wird dieſe Gefühlsſtimmung zur Gemüthsſtimmung, der es angenehm iſt, ſich durch erwartete wohlthuende Eindrücke erregen zu laſſen, ſo nennen wir dieſe geſteigerte Aufmerkſamkeit Intereſſe an der Sache, welche Schulmeiſter durch Stock, Strafarbeiten und dergleichen Abſchreckungsmittel erregen wollen. Man intereſſirt ſich für das, was dem Gemüth wohlthut, und gegen Gemüthszuſtände helfen weder Strafen noch Verſtandesgründe. Wie viel Talente betraten die ihnen zuſagende Lebensbahn gegen Willen und Zwang der Eltern und Vormünder! Intereſſe und Neigung trieben ſie.

Verſuchen wir, das Geſagte an Beiſpielen uns klar zu machen! Man muß eine willkürliche (freiwillige) und unwillkürliche (unfreiwillige) Aufmerkſamkeit unterſcheiden je nach den bewirkenden Urſachen.

Wenn ein Redner oder Prediger einen Vortrag hält, welchen er eintönig ſpricht oder welchem neue anregende Gedanken fehlen, ſo fehlt den Wahrnehmungsorganen der Stoff zur Vorſtellungsbildung. Wir finden daher den Vortrag langweilig, d. h. er beſchäftigt den Bildungs- und Thätigkeitstrieb der Vorſtellungszellen nicht. Weil uns die Anregung fehlt zur Thätigkeit, ſo werden wir unaufmerkſam. Siehe da hört der Redner plötzlich auf, oder er ſpricht mit erregter Stimme, oder ſchlägt in Begeiſterung auf

den Tiſch. Sofort werden wir aufmerkſam. Was geſchah denn eigentlich? Unſre Wahrnehmungsorgane konnten mit den Vorſtellungszellen nicht correſpondiren, weil ſie durch die vergebliche Erwartung, Anregungsſtoff zu erhalten, ermatteten, ſich daher andern Stoff ſuchten — zerſtreut waren und eigenen Gedanken nachgingen — alſo den Wahrnehmungsberichten ſich verſchloſſen. Die Klangbilder kamen ins Gehirn mittels der Ohrnervenfaſern, aber die Vorſtellungszellen wurden bereits mit andrem Inhalt gefüllt, weil wir uns eigne Gedanken bildeten, oder erſchlafften in Folge vergeblicher Spannung (Erwartung), und ſo verloren wir die Aufmerkſamkeit. Hört der Redner auf zu ſprechen oder verurſacht er ein auffallendes Geräuſch, ſo werden die Widerſtände der Vorſtellungszellen überwunden und wir merken fortan auf, bis etwa dieſelbe Geſchichte (Experiment, Erfahrung) ſich wiederholt. Schulmeiſter verfahren gern ſo und meinen auch, eine Ohrfeige oder ein Jagdhieb erzeugen Aufmerkſamkeit. Ja ſie bewirken nur eine ſtarke Wahrnehmung ſinnlicher Empfindung, aber iſt der Vortrag langweilig, ſo bleibt trotz ſolcher Kraftmittel die Unaufmerkſamkeit auf der Tagesordnung.

Wenn ein äußerer Eindruck, eine Erregung an den Wahrnehmungs- oder Vorſtellungsorganen anlangt, ſo ſind dieſe entweder im Zuſtande der Erſchöpfung oder Ueberfüllung, alſo nicht fähig, eine neue Erregung aufzunehmen, und dann gehen dieſe Eindrücke ſcheinbar ſpurlos (unbemerkt) vorüber, um gelegentlich im Traume oder im Affect in den Vordergrund zu treten. Dringt aber der ſinnliche Eindruck, die Wahrnehmung, mit ſolcher Kraft an die Vorſtellungszellen heran, daß dieſe dagegen bemerkbaren Widerſtand leiſten, ihre Molecularordnung ändern müſſen, ſo erwecken ſie einen widerſtrebenden Erregungszuſtand, welchen wir Aufmerkſamkeit nennen.

Wenn wir uns beobachten, ſo erkennen wir bald, daß wir auf das aufmerken, was gewaltſam auf unſre Wahrnehmungsorgane

andringt. Die Aufmerkſamkeit iſt nur die Reaction der Wahrnehmung gegen Eindrücke; ſiegen dieſe, ſo kommt es zu Vorſtellungen, unterliegen ſie, ſo behalten wir nur eine dunkle verſchwindende Empfindung von dem beſtandenen Kampfe. Daher darf man Aufmerkſamkeit nicht für etwas Beſondres halten, wie Seminardirectoren meinen, ſondern ſie iſt nur das Gefühl des Widerſtandes, welchen der Nervenzuſtand den Erregungen entgegenſetzt. Wird dieſer Widerſtand überwunden, ſo nehmen wir die Eindrücke als Vorſtellungen auf; weiſen wir die andrängenden Erregungszuſtände zurück, ſo lernen wir nichts, weil neue Vorſtellungen nicht gebildet werden, da es an Erregungen dazu fehlt. Aufmerkſamkeit bleibt demnach ein Spannungszuſtand der Wahrnehmungs- und Vorſtellungszellen, welcher zur Neu- und Wißbegierde ſich entwickelt, worin man eine Löſung dieſes Spannungszuſtandes erſtrebt.

Man kann durch äußere Anregung zur Aufmerkſamkeit gezwungen werden. Wer auf einem ſchmalen Steig über einen wilden Gebirgsbach geht, wird aufmerken, daß er alle Vorſichtsmaßregeln beobachtet. Es greifen hier Vorſtellungsreihen ein, aber wenn vor einem Spaziergänger ein Dachſtein niederfällt, da wird er aufmerken, weshalb der Stein niederfiel. Urtheile und Erfahrungen werden erregt, um einen ungewohnten Vorfall zu erklären, d. h. ihn unter ein allgemeines Erfahrungsgeſetz zu bringen. Geht der Jäger in den Wald, ſo merkt er auf Alles auf, weil er bei jedem Geräuſch, bei jeder Fußſpur auf die Urſache ſchließen will. Er betritt den Wald in der Abſicht, auf Alles zu merken; daher ſind ſeine Wahrnehmungsorgane bereit, jede Veränderung des gewohnten Zuſtandes zu erkennen. Man kann dies nicht mehr Aufmerkſamkeit nennen, hier wirkt vielmehr das Gemüth oder der Verſtand, und dieſe Zuwendung der Vorſtellungsorgane auf erwartete Eindrücke nennt man Intereſſe, welches einen beſtimmten Zweck, einen beſtimmten Inhalt hat, den es ſich an-

eignen will. Wir merken auf das gern, was uns intereſſirt, weshalb die Schulmeiſterregel inſtinctiv ſagt, man ſoll in der Jugend Intereſſe für den Gegenſtand erregen, dem ſie ihre Aufmerkſamkeit zuwenden ſoll.

Aber Intereſſe und Aufmerkſamkeit ſind ganz verſchiedene Zuſtände. Intereſſe ſtammt aus dem Gemüth, als der Stimmung. Man intereſſirt ſich für das, was angenehm iſt, dem Gemüthszuſtande entſpricht. Daher läßt ſich Intereſſe nicht erzwingen, ja es wechſelt nach den Gemüths- und Bildungsbedürfniſſen, weil man ſich nur für das intereſſirt, was man haben möchte, um ſich befriedigt zu fühlen. Intereſſe iſt das Gefühl eines Bedürfniſſes, eines Mangels, darf alſo nur für einen Zuſtand des geiſtigen Gemeingefühls gehalten werden; man könnte es für einen geiſtigen Appetit halten, welcher ſchwindet, ſobald er befriedigt iſt. Niemand intereſſirt ſich für etwas, was ihm gleichgiltig oder gar unangenehm iſt. Lehrer berückſichtigen dies gar nicht und meinen, durch Strafen und Furcht könnten ſie Intereſſe erwecken. Intereſſe erwächſt aus der Erwartung, Annehmliches zu erlangen; wird dieſes Intereſſe ein dauerndes, ſo nennen wir es Neigung, welche ſich ein gewünſchtes Luſtgefühl verſchaffen und erhalten will. Man intereſſirt ſich für alles, was der Neigung entſpricht; und wenn die Erfüllung des Intereſſes befriedigt und man dieſen Genuß ſich zu erhalten wünſcht, ſo wird das Intereſſe zur Neigung, die zur Begierde und zur Leidenſchaft werden kann.

Die Aufmerkſamkeit, ein Spannungs- und Richtungszuſtand der Wahrnehmungsorgane, hat mit Gemüthszuſtänden zunächſt nichts zu thun, weil ſie als ein rein mechaniſcher Vorgang muß aufgefaßt werden. Die Anregung zur Empfänglichkeit für Reize kann von den Sinnesnerven und von den Vorſtellungs- oder Gefühlsorganen kommen, die Aufmerkſamkeit ſelbſt bleibt immer nur ein organiſcher Act, den man alſo nicht für eine beſondre Geiſteskraft halten darf, weil ſie eben nichts leiſtet, ſondern nur eine

Leiſtung vorbereitet und einleitet. Man kann ſich ja auch bei der Aufmerkſamkeit getäuſcht ſehen, und dann ſchwindet ſie von ſelbſt.

Wie aufmerkſam beobachten Seeleute, Naturforſcher, Soldaten im Kriege ihre Umgebung, Wind und Wetter, jeden kleinen Vorfall, aber dabei lenkt im Voraus der Zweck als Wille die Richtung der Aufmerkſamkeit. Hinter dieſer ſteckt bereits eine Abſicht, ein verlarvter Wille; man kann dieſes Verfahren kaum Aufmerkſamkeit nennen, weil dieſe nur eine allgemeine Form der Erweckung der Wahrnehmungsorgane iſt. Die Schildwache muß aufmerkſam ſein als Pflicht und um ſich gegen Gefahr zu ſchützen. Sie bildet aus ihren Beobachtungen ſofort Urtheile und Schlüſſe. Aber mit ſolchen Vorſtellungsgebilden hat es die Aufmerkſamkeit nicht zu thun, weil ſie nur Empfänglichkeit für Reize erzwingen will ohne weiteren Zweck. Aufmerkſamkeit bleibt Wahrnehmungsbereitſchaft, iſt überhaupt der Anfang bewußter Wahrnehmungen. Denn wir wandeln nur jene Wahrnehmungen in Vorſtellungen um, denen wir unſre Aufmerkſamkeit zuwandten. Wir merken aber nur auf das, was unſrer Gemüthsſtimmung zuſagt, und ſo gehört dann die Aufmerkſamkeit als Vorbote des Intereſſes in das Gebiet der Gemüthsregungen. Vorſtellen und Empfinden ſtehen in vielfachem Wechſelverkehr, ſie unterſtützen und ergänzen ſich gegenſeitig wie die Verdauungs- und Athmungsorgane, welche einzeln nicht exiſtiren können. Das Erkennen bedarf des Triebes zum Erkennen, und dieſer Trieb regt ſich embryoniſch in der Aufmerkſamkeit, ſoweit er ſich eben auf das Erkennen bezieht. Weil aber das Gefühl nach verſchiedenen Richtungen ausſtrahlt, ſo kann es auch verſchiedene Intereſſen geben, und die Aufmerkſamkeit auf verſchiedene Dinge ſich richten. Ihrem Weſen nach bleibt ſie eine leiſe Gemüthsregung, kann alſo nur da hervorgerufen werden, wo das Gemüth dazu treibt. Durch Gründe wird Niemand dahin gebracht, einer Sache Aufmerkſamkeit zuzuwenden, die ſein Gemüth nicht befriedigt.

Man überlege ſich die Aufmerkſamkeit hin und her, prüfe alle Beiſpiele, und man wird ſich ſagen müſſen, ſie ſtammt nicht aus dem Großhirn, ſondern aus dem Kleinhirn. In der Aufmerkſamkeit ſteckt ein Wille, und der Wille ſtammt aus dem Gefühl, aus Kleinhirn und Rückenmark.

---

6. Neigung und Abneigung, Begehren, Trieb, Leidenſchaft, Haß.

Die erſte Regung des geiſtigen Lebens muß nothwendig die Selbſterhaltung ſein. Jeder äußere Einfluß verändert den beſtehenden Zuſtand des körperlichen Befindens und ruft ein Gegenſtreben oder wenigſtens ein gewiſſes, von außen bedingtes Verhalten hervor, in welchem man den Uranfang des Willens zu ſuchen hat.

Wirkt der äußere Reiz unangenehm, ſo entſteht als einfacher Reflex das Streben, ihn zu entfernen oder ſich ihm zu entziehen. Behagt er dagegen, ſo begehrt ihn das Gefühl feſtzuhalten. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß jedes Gefühl im Großhirn zur Empfindung und zum Urtheil wird. Schon der Unterſchied zwiſchen Angenehm und Unangenehm muß als ein ſolches ſinnliches Urtheil aufgefaßt werden. Wiederholen ſich die Gefühle und mit ihnen die Erfahrungsurtheile, ſo lernen wir die Oertlichkeit, die Urſache und die Folgen der zuſtrömenden Gefühle kennen, zugleich aber auf dieſelbe Weiſe die Mittel finden, jene Einflüſſe fern zu halten oder ſie uns öfter und längere Zeit zu verſchaffen. Demnach werden Gefühle zu Vorſtellungen, dieſe zu Gemüthserregungen, welche ſich in Muskelbewegungen als Streben und Willenshandlung geltend machen.

Das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen wird im Gemüth empfunden als Luſt oder Schmerz, wird erkannt als Freude oder Trauer, und geht es auf die Organe des Strebens

und Begehrens über, ſo erſcheint es als Zuneigung oder Abneigung, die zu Liebe und Haß ſich ſteigern können.

Die inſtinctive Empfindung, daß uns Dinge, Zuſtände, Perſonen und Verhältniſſe angenehme Gefühle verſchaffen, nennen wir Zuneigung; betrifft ſie Perſonen, deren Erſcheinen und Weſen uns wohlthut, weil wir Angenehmes von ihnen erwarten, ſo entſteht die räthſelhafte Sympathie als inſtinctive Zuneigung und erſter Keim der Liebe. Wir ſehen ein Geſicht gern, lauſchen gern dem Klange der Stimme, finden Wohlgefallen an der Bewegung und am ganzen Weſen einer Perſon, fühlen uns zu ihr hingezogen, nehmen den innigſten perſönlichen Antheil, überſehen aus Schonung ihre Fehler, ſtreben nach ihrem Wohlwollen, finden in der Perſon ſtets uns ſelbſt wieder — und dies iſt die Hauptſache — und können uns doch keinen Grund angeben. Wir begreifen nicht, wie Andern dieſe Perſon widerwärtig ſein kann.

Der natürliche Selbſterhaltungstrieb als der erſte und mächtigſte der Seele wird im Gemüth zum Streben nach Wohlbefinden, wie man das Wort Egoismus überſetzen ſollte. Man ſpricht ſich ungünſtig über die Selbſtſucht aus, aber dieſe iſt nur eine Ausartung, eine Sucht der Selbſterhaltung auf Unkoſten Anderer. Der Selbſterhaltungstrieb dagegen bleibt ein natürliches Streben, weshalb körperliche Organe inſtinctiv als Gegenſtreben Krankheitsſtoffe aus dem Körper entfernen wollen und alle Inſtinct- und Reflexbewegungen dem Zwecke der Selbſterhaltung dienen. Wenn man die Beweggründe des Tugendhafteſten prüft, ſo wird man finden, daß er tugendhafte Handlungen ſelbſt zu ſeinem Schaden vollbringt, weil dies ſeinem Gewiſſen, ſeinem ſittlichen Gemeingefühl wohlthut und er mit ſeinen Grundſätzen nicht in Widerſpruch gerathen will, damit er nicht unangenehme Empfindungen und Gemüthszuſtände hervorrufe. Ihn leitet alſo im Grunde der Selbſterhaltungstrieb, der bei ihm von ſittlichen Vorſtellungen angeregt wird. Alſo nur der Inhalt und das Ziel des Erhaltungstriebes

önnen ihn zu einem lobens- oder tadelnswerthen machen, an ſich
ſt und bleibt er ein Naturgeſetz.

Iſt die Neigung, dieſes Spannungsverhältniß der Gefühls-
rgane, auf einen Gegenſtand des Erkennens gerichtet, ſo nennen
vir es Intereſſe, welches in Aufmerkſamkeit übergeht, ſobald es
ich befriedigt fühlt und andauernd dem Gegenſtande ſich zuwendet.
lle dieſe leiſen Gemüthserregungen beruhen auf einem Span-
nungsverhältniſſe der Hirnzellen. Nimmt die Spannung zu, greifen
Vorſtellungen oder ſinnliche Gefühle ein, ſo geben wir den geiſti-
en Erſcheinungen verſchiedene Namen. Im Gemüth liegt ſeinem
Weſen nach als ein Gegenverhalten gegen Eindruck der Antrieb zu
iner Bewegung, die wir als Handlung wahrnehmen. Aus der
Neigung wird ein Begehren oder ein Streben, welche aber auch
ein Abweiſen und Widerſtreben ſein können. Hat uns ein Ein-
druck behagt oder hoffen wir von ihm Behagen, ſo erwacht der
Wunſch, das Verlangen nach ihm als Neigung zu einem abwe-
ſenden Gegenſtande, und die Vorſtellungen machen Mittel ausfin-
dig, denſelben zu erlangen. Das heftige Verlangen ladet ſich elek-
triſch, und heißt Begehren, das bei der Liebe zur Sehnſucht wird,
welche ſehr leicht zur Handlung ſelbſt, zum Streben übergeht.

Weil alle Gemüthszuſtände aus dem Gefühl des Angenehmen
oder Unangenehmen hervorgehen, Vorſtellungen erwecken, welche
nun im Gefühlsorgan die Spannung ſteigern, ſo werden dieſe Vor-
ſtellungen zu Zweck und Abſicht, weil ſie eine Handlung hervorru-
fen. Man nennt ſie dann Willen, welcher abweiſend oder auf-
nehmend verfährt. Das Begehren und Streben kennt den Gegen-
ſtand, den es begehrt, es ordnet Bewegungen an, um den Gegen-
ſtand ſich zu verſchaffen oder ihn zu entfernen. Dieſes gewußte
Ziel der Handlung, mit welchem ſie aufhört nothwendig zu ſein,
iſt der Zweck: eine Menge von Bewegungsvorſtellungen, die auf
ein beſtimmtes Ziel gerichtet ſind. So lange die Vorſtellungen
auf Mittel, Grund und Ziel ſinnen, heißen ſie Abſicht; Abſicht und

Zweck bilden die Anregungen und Motive zur That. Fühlt ſich Jemand in unbequemer Lage, ſo zwingt ihn das Unbehagen zu einer Bewegung und die Stahlfedern der Muskeln ſchnellen von ſelbſt los. Es entſtehen Reflexbewegungen zwiſchen Beuge- und Streckmuskeln. Sucht man dagegen eine bequeme Lage zu gewinnen, ſo müſſen Urtheil und Erinnerung der Phantaſie eine ſolche vorzeigen, denn die Abſicht auf eine ſolche Lage treibt die Vorſtellungsorgane dazu, ein beſtimmtes Ziel feſtzuſtellen. Die Abſicht iſt ein bewußtes, vereinzeltes Begehren, aus welchem ſich nun ein Streben entwickelt. Die Bewegungen werden auf ein beſtimmtes Ziel gerichtet, von den Vorſtellungen in den Bewegungsorganen mit Hilfe der Abſicht geordnet zu einer in einander greifenden Handlung, deren Leiter der Zweck wird als thätige, zur Handlung gewordene Abſicht. Abſicht iſt die Anregung zum Streben, der Zweck die lenkende Kraft. Da wir es hierbei nur mit Bewegungen und Kräften zu thun haben, ſo dürfen wir uns von dem unſicheren Sprachgebrauche nicht irre führen laſſen. In jedem Willen liegen Abſicht als Antrieb und Zweck als vorgezeichnete Richtung verborgen. Ein abſichts- und zweckloſes Wollen iſt kaum denkbar, weil der Wille ſtets einen Antrieb vorausſetzt. Den bewußten, überlegten Antrieb nennen wir Abſicht als Anfang der Handlung, wogegen deren gewolltes Ende mit dem Namen Zweck bezeichnet wird.

Das Begehren als erſte Regung des Willens führt an und für ſich noch nicht zur Handlung, ſondern es bedarf der Verſtärkung, denn Begehren bleibt nur ein geſteigerter Wunſch, deſſen Erfüllung von andern Umſtänden abhängt. Treibt dagegen das Begehren bei Vermehrung der ſinnlichen Gefühle und Vorſtellungen als beſtimmende Kraft zur Handlung, ſo nennen wir ſie Trieb, der Gutes oder Böſes anſtreben kann. Er enthält Vorſtellungen, welche ſo heftig auf die Gemüthsorgane wirken, daß ſie nur als Gemüthserregungen wirken. Ehrtrieb, Erwerbstrieb, Geſchlechts-

trieb u. ſ. w. ſind an ſich nichts Tadelnswerthes, dies um ſo weniger, als ſie unter der Leitung der Urtheile ſtehen. Ohne ſolche Triebe würde der Menſch kaum zu einer Handlung ſich bewogen fühlen. Alle geſchichtlichen Thaten gehen aus Trieben hervor, weil es der handelnden Perſon ein unabweisbares Bedürfniß iſt, dieſes oder jenes zu thun. Ihr Gemüth befindet ſich in Folge lebhafter Vorſtellung in ſolcher Spannung, daß es die Bewegung als Handlung nach außen leiten muß.

Ueberwiegt bei den Trieben das ſinnliche Begehren, daß es zu einer rohen Naturgewalt wird und zur Wiederholung des Genuſſes treibt, ſo wird der Trieb zur Sucht und Begierde. Nimmt im Triebe das Begehren ſo gewaltig zu, daß es das Ueberlegen hindert, das Begehren ſich zum leitenden Drange macht, ſo entſteht die Begierde, bei welcher alſo das Sinnliche entſchieden vorherrſcht. Ebenſo artet das Streben zum ſinnlichen Triebe aus in der Sucht. Begierden und Suchten verführen den Menſchen zu Untugenden, Laſtern und ſtumpfen die Macht des Urtheils ab.

Die Begierde ſteigert ſich dann, wenn ſie das Gemüth ganz erfüllt und mit der Sucht ſich verbindet, zur Leidenſchaft, welcher gegenüber die Vernunft zu unterliegen pflegt. In der Leidenſchaft herrſchen ſinnliche Erregungen vor, welche aber in die Vorſtellungsorgane übergingen und dort die Urtheile irre leiteten, daß ſie die Begehrungen der Leidenſchaften für unentbehrliche Mittel des Wohlbehagens hielten, dann das Gemüth erregten und zu leidenſchaftlichen Handlungen führen. Der Leidenſchaftliche entwickelt oft einen ſcharfen Verſtand, feine Berechnung und kluge Ueberlegung, aber ſeine Urtheile ſind falſche. Daher iſt er nicht von der Verkehrtheit und Schädlichkeit ſeines Thuns zu überzeugen, weil er ſinnlich denkt und empfindet. Heftige Leidenſchaften führen leicht zu Geiſtesſtörungen, beſonders wenn ſie Widerſtand finden. Thiere, Kinder und Ungebildete gerathen leicht in Leidenſchaft.

7. Haß und Liebe, Neid und Wohlwollen.

In dieſen Gemüthserregungen herrſchen Vorſtellungen und ſittliche Begriffe vor, weshalb ſich die Religions- und Sittenlehre viel mit ihnen beſchäftigt. Jede Liebe und jedes Wohlwollen geht aus dem Streben nach eignem Wohlbefinden hervor. Wer Muſik, Romane, friſches Obſt liebt, verſchafft ſich dadurch einen angenehmen Genuß, der ihm bereits zum Bedürfniß geworden iſt. Wenn Eltern ihre Kinder lieben, ſo bringt ſie das Gefühl dazu, daß die Kinder ihr Eigenthum ſind, deren Gedeihen und Wachſen ihnen Freude macht, deren Schmerzen ihr Mitleid erregen. Das Beſitzthum der Armen pflegen Kinder zu ſein, Vornehme dagegen putzen ihre Kinder heraus und laſſen ſie von Hauslehrern dreſſiren und mit Culturfirniß anſtreichen, damit ſie als Genies bewundert werden. Wie ſtolz lächelt da die Mutter! Aber wenn das Kind krank iſt, dann dingt man einen Krankenwärter, damit die Frau Mutter Zeit hat, Viſiten zu machen und rührend von ihrem häuslichen Unglück zu ſprechen.

Lieben gilt ſo viel als Haben oder Habenwollen. Weil die Liebe ſinnlichen Urſprungs iſt, geht ſie auch leicht ins Sinnliche über; erſt der gebildete Menſch giebt ihr einen ſittlichen Werth, indem ſein Intereſſe in Wohlwollen übergeht und der Liebende ſeinen Genuß darin findet, dem geliebten Gegenſtande Wohlthaten zu erweiſen, ihm Freude und Wohlbefinden zu verſchaffen, weil die ſittliche Liebe ſich befriedigt fühlt, wenn es dem geliebten Gegenſtande wohl ergeht. Die ſittliche Liebe will das Wohlbefinden des geliebten Weſens, weil ſie ſelbſt ſich dadurch befriedigt fühlt. Wie freut ſich die Mutter, wenn der Säugling ſie anlächelt! Da vergißt ſie alle Mühen und Sorgen, denn aus den Blicken des Kleinen lieſt ſie ihre eigne Liebe heraus und malt ſich die Freude aus, wenn der Kleine zu einem friſchen Knaben, tüchtigen Jünglinge herangewachſen iſt, der die Mutter ehrt und liebt, ihr Stolz und ihre

Freude wird. Stirbt das Kind, ſo ſchwinden alle Erwartungen, hin ſind alle Zukunftsträume, die Gegenwart ſelbſt iſt geſtört, da die Gewohnheit, das Kind zu ſehen, es zu pflegen, mit ihm zu tändeln, nicht kann beibehalten werden. Demnach erhält der Schmerz, ſo tief und aufrichtig er iſt, ſeine egoiſtiſche Urſache.

Die Liebe wird zum höchſten Selbſterhaltungstriebe, weil man in die geliebten Dinge und Perſonen ſein ganzes Selbſt hinein legt, das höchſte Intereſſe an ihnen nimmt, ſich alſo höchſt unglücklich fühlt, wenn man die geliebten Gegenſtände nicht erhalten kann oder ſie verliert. Bekanntlich endet unglückliche Liebe oft mit Selbſtmord, da ſie eine tiefgehende Nervenerregung, ein förmlicher Nervenſturm iſt.

Wirken Dinge und Perſonen höchſt unangenehm auf Sinne und Gemüth, ſo ſteigert ſich die Abneigung zum Abſcheu, das Widerſtreben zum Haß, welcher den Gegenſtand des Haſſes vernichten will, um ſich das Unbehagen für immer aus dem Herzen zu ſchaffen, und welcher als Gefühl zum Neid wird, wenn das Daſein und Glück eines Andern Unwillen erregt. Neid erſcheint als geſteigerte Mißgunſt, das Glück Anderer erzeugt unangenehme Empfindungen, welche das eigne Behagen ſtören. Neid iſt Geſinnung, geht er zur dauernden Stimmung über, ſo wird er Haß. Ueberkommt uns eine heftige Verletzung unſres Selbſtgefühls, ſo werden die Vorſtellungen heftig gegen deren Urſache erregt, und wir gerathen in Zorn, in plötzliche Aufregung des Gemüths, welche heftig auf die Bewegungsnerven wirkt, namentlich auf Sprach- und Geſichtsnerven, und ſich bis zur Wuth ſteigert, wenn die Vorſtellungen ganz in den Dienſt der Gemüthserregung treten. Wiederholt ſich Zorn gegen dieſelbe Perſon, ſo wird er zu Haß und Verfolgungsſucht, wohin auch der Neid führt, wenn er in Haß übergeht.

8. Die ſinnlichen Gefühle.

Jedes Gefühl müſſen wir auffaſſen als eine Bewegung (Kraft) der Moleküle in den leitenden Nerven nach den Centralorganen.

Von hier aus geht ſie als Empfindung auf andre Organe über, in veränderter Form entweder auf Bewegungsnerven, wodurch Reflex-, Inſtinct- und Triebbewegungen entſtehen, oder auf Vorſtellungsorgane, deren Veränderung wir ſinnliche Wahrnehmung nennen. Wiederholen ſich Wahrnehmungen gleicher Art unter denſelben begleitenden Umſtänden, ſo unterſcheiden die Vorſtellungsorgane die Wahrnehmung der Sache und die begleitenden Umſtände, welche ſie nun für die bewirkende Urſache halten, wenn ſie eine Reihe von Erfahrungen gemacht haben und deren gemeinſame Merkmale im Gedächtniß vergleichen und zuſammenſtellen.

Gefühle ſind vorübergehende, veränderliche Bewegungen der weißen Nervenſubſtanz, wodurch die Stellung der Moleküle zu einander ſich verändert, in Folge der Reibung Elektricität und chemiſche Veränderungen entſtehen, welche aber nach einiger Zeit wieder verſchwinden, weshalb den Gefühlen etwas Dunkles anhaftet und wir uns ihrer nicht erinnern, ſie beliebig nicht wiederholen können. Anders müſſen die Zellen der grauen Subſtanz beſchaffen ſein, weil ſie eine feſte Geſtalt annehmen und behalten, ſobald dieſelbe Bewegung ſich mit einer gewiſſen Kraft wiederholt hat. In dieſer Eigenſchaft beruht das Weſen des Gedächtniſſes, welches wir als den dauernden Zuſtand unſrer Vorſtellungsmaſſen betrachten müſſen.

Man ſpricht auch von Muskelgefühl, kraft deſſen jede Muskel aus Erfahrung abmißt, welchen Grad der Spannung ſie anwenden muß, um eine beabſichtigte Bewegung auszuführen. Aus dieſem Muskelgefühl entwickelt ſich der Muth, das Selbſtvertrauen, die Zaghaftigkeit, die Furcht u. ſ. w., woraus man ſieht, daß Vor-

ſtellungen und Urtheile dahinter ſtecken, welche man durch Erfahrungen erlangt hat.

Man muß Muskelgefühl und Muskelgedächtniß unterſcheiden, denn letzteres beſteht nur in Gewohnheitsreflexen. Wir machen z. B. beim Gehen einen Schritt ſo weit als den andern, weil wir es gewohnt ſind, Streck- und Beugemuskeln das Maß vorſchreiben, ſo daß der Beugemuskel ſofort eingreift, wenn der Streckmuskel eine gewiſſe Grenze der Dehnung erreicht hat. Wollen wir größere Schritte machen, ſo ſtrengt dies an, weil wir die Muskeln übermäßig dehnen. Muskelgedächtniß iſt daher Mechanismus, eine Auslöſung des Gefühls, welches auf die Bewegungsnerven überſpringt und in der Bewegung die erregende Kraft nach außen leitet. Das Muskelgefühl dagegen verwandelt ſich in eine Vorſtellung von der Bewegung, es hilft Urtheile und Schlüſſe bilden, wir bedürfen ſeiner daher zum Erkennen, namentlich beim Sehen, Hören und Taſten, welche ihre Empfindungsnerven haben müſſen, weil wir ſonſt nichts empfinden könnten.

Das Muskelgefühl überträgt wie jedes Gefühl ſeinen Zuſtand auf die Vorſtellungsorgane, d. h. die Empfindung ſetzt ſich in eine Wahrnehmung um, welche, wenn ſie ſich wiederholt, zum Urtheil wird. Unſer Auge ſtellt ſich, wenn wir deutlich ſehen wollen, derart dem Gegenſtande gegenüber, die Pupille verengert oder erweitert ſich, damit vollſtändig kann geſehen werden, und aus der Stellung der verſchiedenen Muskeln entnehmen wir Entfernung, Ort, Größe u. ſ. w. Die Vorſtellung findet in dem empfundenen, wahrgenommenen Unterſchiede durch Erfahrung den Grund des Soſeins.

Jedes Gefühl iſt in ſeiner Wurzel eine Selbſtempfindung, die wir Luſt oder Schmerz nennen, weil ſie den Zuſtand unſres Daſeins auf angenehme oder unangenehme Weiſe ändert. „Es wird das Vorſtellen jedes Menſchen einestheils durch eine alles pſychiſche Geſchehen begleitende Selbſtempfindung, anderntheils durch eine im

Großen und Ganzen ſich gleichbleibende Form, in der die einzelnen pſychiſchen Acte zu Stande kommen, etwas Eigenthümliches und Individuelles, allem Wechſel der Vorſtellungen Gemeinſames an ſich tragen, da grade auf die Form die individuellen Verhältniſſe der Organiſation immer mitbeſtimmend einwirken. Beſonders durch ſie erhält ſomit die Vorſtellungsthätigkeit jedes Einzelnen vollends das eigenthümliche Gepräge, welches zu der Abſtraction des Ich aus dem Geſammteindrucke führt, der ſich dem Selbſtgefühl ſtets wiederholt. Wenn nun jene mittlere, ſehr bald gewohnt gewordene Form des Geſchehens im Selbſtgefühl ganz in die Vorſtellung des Ich aufgenommen iſt (d. h. wenn dieſes durch ſeine ſtete Erneuerung ein beſtimmtes Ich befeſtigt hat), ſo begreift ſich, daß jede irgendwie bedingte Abweichung von derſelben der Seele als Veränderung dieſes Ich erſcheinen muß. Es geſchieht dadurch, daß auch die Form, in der jeder einzelne pſychiſche Act zu Stande kommt, uns bewußt wird, als Veränderung unſres Ich gefühlt wird unter der Eigenſchaft eines Gefühls, das deshalb nothwendig alle Vorſtellungsthätigkeit begleitet und als Gefühl bewußt wird. Gefühle werden alſo erſt durch Ausbildung des Selbſtbewußtſeins möglich und gehören nicht zu den eigentlichen Elementen des pſychiſchen Lebens, wofür man vielmehr nur die Vorſtellungen halten darf. Indeſſen wird es anders, wenn ein Gefühl mit beſtimmtem Inhalt ſich genau wie eine Vorſtellung und mit beſtimmtem Inhalt erſt allmälich aus den Empfindungen ſenſibler Nerven, wie dieſe aus den Sinneswahrnehmungen, herausbildet." (Wachsmuth, Pathologie der Seele.)

Indem wir durch das Gefühl von dem Verhältniß der Außenwelt zu unſrem Ich unterrichtet werden, oder beſſer ausgedrückt es wahrnehmen, führt das Gefühl nothwendig zum Selbſtgefühl, zur Kenntniß deſſen, was in uns vorgeht in Folge äußerer Einflüſſe. Es müſſen die Gefühle, die man richtiger Empfindungen nen ſollte, in Vorſtellungen ſich umwandeln, in denen wir ihrer

dann bewußt werden. Tritt dieſe Vereinigung ein, ſo nennt man das Gefühl fortan Gemüth, welches ſeinen Inhalt von den Vorſtellungsorganen erhält, welche die Macht und Form der Gefühle annehmen, um dann in Handlungen die Spannung der Nerven zu löſen.

„Es iſt die Form des pſychiſchen Geſchehens, die Art des Wechſels zwiſchen Spannung und Löſung in jedem einzelnen Fall, welche ſich als Gefühl im ſogenannten Gemüth kund thut, in dieſer Weiſe der Seele bewußt wird. Die Art der Erregung und ihrer Ausgleichung wird als Luſt oder Schmerz empfunden." Man kann alſo nur von Gefühlen reden, welche einen Vorſtellungsinhalt haben, alſo von religiöſen, ſittlichen, äſthetiſchen Gefühlen, und von Gemüthserregungen, in denen ſich auch Vorſtellungen verwirklichen.

9. Die verſchiedenen Gemüthsbewegungen und ihre Geberdenſprache. (Nach Domrich.)

a. Mitgefühl, Mitleid und Mitfreude.

Dieſe Erregungen entſtehen entweder aus Sinneswahrnehmungen oder aus Erinnerungsbildern der Phantaſie und werden um ſo lebhafter, wenn wir ähnliche Zuſtände durchlebten oder die betroffene Perſon uns nahe ſteht, oder wenn wir gefühlvoll und phantaſiereich ſind. Jene Affecte erwachſen aus Vorſtellungen, die wir uns von der Luſt oder dem Schmerz Andrer entnehmen und als eigne empfinden. Es entſtehen alſo gewiſſermaßen Mit- oder beſſer Nachahmungsbewegungen im Gehirn, die um ſo ſtärker werden, je mehr das Gemüth einwirkt und die Empfindungsvorſtellungen dadurch verſtärkt. Merkwürdig iſt es, daß das Mitleid auf die Geſchlechtsorgane wirkt, ſo daß eine Verbindung zwiſchen Mitleid und Wolluſt entſteht, Frauen leicht von Gemüthserregungen

hingeriſſen werden. Neckerei und Schadenfreude finden an der Verlegenheit Andrer Freude, Wollüſtlinge werden grauſam, Kinder martern gern Thiere oder zünden Häuſer an zur Zeit der Pubertät, Irre zerſtören Alles, was ſie bewältigen können, Greiſe werden hartherzig, ſelbſtſüchtig und theilnahmlos.

b. Freudige Gemüthsbewegungen.

Heiterkeit iſt ein erhöhtes Gemeingefühl als andauernde befriedigte Seelenſtimmung; einen höheren Grad nennen wir Freude, die in Luſtigkeit und Ausgelaſſenheit ausarten kann. Freude kommt unerwartet, erregt lebhafte Vorſtellungen, die ſchnell vorüberfließen, ſteigert die Phantaſie, erhöht das Selbſtgefühl und macht Unangenehmes leicht vergeſſen, weil der Freudige nur die Gegenwart genießt, aber auch gern Freudige um ſich hat. Drängen ſich ernſte Vorſtellungen ein und trübe Erinnerungen oder Erwartungen, ſo verwandelt ſich die Freude in Wehmuth. Steigert ſie ſich aber bis zum Entzücken und zur Verzückung, ſo vergißt ſie die Gegenwart und Außenwelt, wird eine Art Starrkrampf angenehmer Gefühlsbefriedigung, wogegen Wonne den höchſten Grad heitrer, in ſich ſeliger Stimmung bezeichnet, das höchſte Gefühl innerer Befriedigung. Der Luſtige befindet ſich in erregter Heiterkeit, ſeine Gedanken ſchießen ſchnell und in bunter Folge dahin, er erfindet witzige, geiſtreiche Combinationen derſelben, urtheilt aber unüberlegt, bewegt ſich lebhaft, ſchwatzt gern, ſpringt und tanzt. Der Ausgelaſſene treibt es noch weiter bis zur Unbeſonnenheit, zu unüberlegten Worten und Handlungen, wirren Vorſtellungen, liebt heftige Bewegungen, tolle Sprünge und waghalſige Dinge und verliert die Herrſchaft über Vorſtellungen und Handlungen.

Alle freudigen Affecte erregen die Nerven, wirken auf Blutumlauf und Herzſchlag, welche nun wieder die Vorſtellungsthätigkeit und die Bewegungsmuskeln beeinfluſſen. Sie ſteigern die

Menge der Vorſtellungen, bewegen dieſelben raſcher, vermehren dadurch das Selbſtgefühl und den Bewegungstrieb, der auf Sprach- und Gliedermuskeln übergeht, ſie zum Schwatzen, Singen, Hüpfen u. ſ. w. bringt, und ſogar durch den Kitzel des Zwerchfells das Lachen erregt. Es wirkt aber auf die Muskelbewegung beſonders die Ueberraſchung ein, durch welche plötzlich und unerwartet eine Vorſtellung oder Empfindung lebhaft erregt wird. Dieſe Plötzlichkeit kann von lebensgefährlicher Wirkung ſein, wenn ſie Stockung des Herzſchlages verurſacht und alsdann der heftig einfließende Blutſtrom eine Zerreißung der Wände oder Muskeln bewirkt. Auch die Vorſtellungen ſtocken und ſtehen ſtill bei Ueberraſchungen, die freudiger oder erſchreckender Natur ſein können, anfangs aber jedesmal unangenehm wirken. Die Erregung geht vom verlängerten Mark aus, ergreift die Athmungs- und Herzbewegungsorgane, die nun unregelmäßig arbeiten, dann bei ſtarker Erregung auch den herumſchweifenden Nerven ergreifen, Muskelzuckungen veranlaſſen, die Blutvertheilung abändern, erſt blaß und dann roth machen in Folge ungleicher Blutvertheilung, ſtieren Blick bei der Stockung verurſachen, dem hierauf Glanz im Auge folgt, die Muskeln zur Streckung zwingen, weil eine erhöhte Nerventhätigkeit, Blutbewegung und Muskelkraft eintritt. Der Stoffumſatz ſteigt, mit ihm Blutumlauf und Verdunſtung, der Puls wird kräftig, der Herzſchlag ſtark, das Athmen tief. Der Körper nimmt eine geſtreckte, grade Haltung an, der Kopf richtet ſich aufrecht, die Nackenmuskeln ſchwellen an und ziehen den Kopf rückwärts, die Muskelkraft nimmt zu im Gefühl der Zuverſicht und des Selbſtvertrauens, alle Bewegungen werden leicht und behend, ſelbſt die Zunge kann nicht ruhen und wird geſchwätzig, und dieſe Erregung kann ſteigen bis zu närriſchen Geberden. Dann erfolgt das phyſiologiſch noch nicht erklärte Lachen, deſſen nur der Menſch fähig iſt, da es ein Lachkitzel iſt, der im Zwerchfell entſteht und uns gar Thränen erpreßt, wenn die erſchütterten Muskeln auch auf die Muskeln des Thrä-

nenkanals wirken. Das Lachen wirkt triebartig, weshalb wir wider Willen lachen müſſen und auch Andre zum Lachen zwingen. Lachen ſteckt an wie das Gähnen. Da beim Lachen die Bauchmuskeln ſich zuſammenziehen und die Eingeweide gegen das Zwerchfell drücken, ſo hindert es das Athmen, treibt das Blut gegen den Kopf und färbt das Geſicht roth. Beſonders bemerkt man dies beim unterdrückten Lachen, weil dann der Blutandrang nach dem Geſicht am ſtärkſten iſt. Unerklärt bleibt es bis jetzt, warum man bei der Trauer weint, bei der Freude lacht. Beim phyſiſch erregten Lachen durch Kitzeln ſind es ſchwache Reize, beim pſychiſch erregten ſind es unerwartet eintretende Vorſtellungen und Vergleichungen, frappante witzige Anſpielungen u. dgl., auch mag eine gewiſſe Dispoſition des Nervenſyſtems mitwirken.

Erwartet man von der Zukunft Angenehmes und Freudiges, ſo entſtehen Zuverſicht, Hoffnung und Muth. Aus der Ueberlegung entwickeln ſich ſolche freudige Gefühle, die aber auch zu peinlichen werden, wenn man mit Bangen in die Zukunft ſieht oder wenn die Entſcheidung lange ungewiß bleibt oder ſich verzögert, und Unruhe Leib und Seele ergreift und ſogar die Geſundheit benachtheiligt. Die Hoffnung gründet ſich auf zuverſichtliches Erwarten, dadurch belebt ſie den Fluß der Vorſtellungen, macht erfinderiſch, verleiht Lebenskraft und Lebensluſt und ſteigert dadurch das Selbſtgefühl. Dieſes ſpannt die Muskeln ſtraffer, die Körperhaltung wird ſicherer, der Kopf gehoben, der Nacken ſtolz gehalten, da alle Muskelſtrecker in Thätigkeit ſind. Tritt feſte Zuverſicht des Erfolgs hinzu, ſo erwacht der Muth, der die Schultern zurückzieht, tief athmet, die Naſenlöcher erweitert und zu Stolz und Hochmuth ausarten kann.

Vermindertes Selbſtgefühl dagegen macht beſcheiden und demüthig; die Körperhaltung verliert an Kraft, der Gang wird unbeſtimmt, die Augen geſenkt. Bei der Scham ſenkt man den Kopf, ſieht auf den Boden; daher gehen Frauen leiſe und fehlt ihnen

der feste zuversichtliche Blick. Den Demüthigen erkennt man an der gebeugten Körperhaltung, ja im Gefühl der Abhängigkeit kniet man nieder, erhebt auch wohl hoffnungsvoll die gefalteten Hände.

c. Verwunderung, Verlegenheit, Verwirrung, Bestürzung, Schreck, Entsetzen, Scham.

Diese Gemüthserregungen entstehen aus Ueberraschungen, die einen niederdrückenden Eindruck hervorbringen, den Blutumlauf verlangsamen, die Vorstellungen in Verwirrung bringen, die freie Bewegung der Glieder hindern. Beim Staunen findet man unerwartete Vorstellungen, deren man nicht Herr werden kann und welche doch die Aufmerksamkeit fesseln, daß man Andres vergißt oder nicht bemerkt. Der Mensch erstarrt, bleibt in derselben Stellung, Mund und Auge öffnen sich weit, man athmet langsam und gedehnt. Weiß man nicht, wie man sich Andern gegenüber verhalten soll, so wird man verlegen; das Auge irrt unstät umher, alle Bewegungen werden unsicher, das Selbstvertrauen sinkt, man fürchtet, sich neue Blößen zu geben, weshalb man im Dunkeln nicht verlegen wird, weil man nicht gesehen wird, oder die Verlegenheit meidet, wenn man zuvor das überlegt, was kommen wird, und was man dann zu thun hat. Alle Vorstellungen verwirren sich, die Muskeln versagen den Dienst, die Bewegungen werden unsicherer, die Verlegenheit wächst, es entstehen eine Menge Mitbewegungen, die niedergeschlagenen Augen bewegen sich unruhig und können keinen Gegenstand fixiren, und endlich wird die Sprache stotternd und unbeholfen.

Eine schreckhafte Verwirrung nennen wir Bestürzung, in welcher die Vorstellungen wirr durch einander gehen und falsche Gedankenverbindungen sich wider Willen bilden. Auch die Bewegungen erfolgen willen- und ordnungslos und erregen unwillkommene Mitbewegungen. Bestürzung geht schnell vorüber, greift

über das Nervenſyſtem heftig an. Bei heftiger Ueberraſchung empfinden wir Schreck, der ſich gern mit Furcht paart und das Gemüth mit Grauſen füllt; geſellt ſich ihm Abſcheu bei, ſo entſteht Entſetzen. Schreck wird hervorgerufen durch ſinnliche Wahrnehmungen oder Vorſtellungen. Er leert das Bewußtſein von Vorſtellungen, welche es dann überfluthen als Angſt, Furcht, Kummer u. ſ. w. Das Gehirn erſcheint auf Augenblicke gelähmt, kann aber wirklich gelähmt werden, ſo daß der Schreck zu tödten vermag. Reizbare Perſonen und Kinder erſchrecken leicht und heftig und dabei leiden auch verlängertes Mark und Rückenmark. Den Erſchreckten ſteht der Athem ſtill, die Bewegungen ſtocken, das Herz ſteht ſtill, ſchlägt dann unregelmäßig und ſtark. Daher erblaßt man, die Glieder zittern, Kälte überläuft den Körper, die Stimme verſagt, die Glieder werden ſtarr, die Geſichtszüge ſchlaff, und endlich bricht man zuſammen. Lähmung der betreffenden Gehirntheile oder der Brücke oder des Rückenmarks ſind oft Folgen des Schreckens, heftiger Schweiß und Urinlaſſen befreien von ſolchen Folgen, da ſie Haut und Lunge entleeren helfen. Bei Säugenden und Verwundeten wirkt der Schreck ſehr nachtheilig.

Scham entſteht, wenn wir fürchten, daß etwas bekannt wird, was unanſtändig oder unſittlich iſt, worüber die Begriffe verſchieden ſein können. Sie verengert die Blutgefäße und treibt das Blut nach dem Kopf, weshalb die Wangen roth werden und ſich dieſe Röthe dann über Hals und Bruſt verbreitet. Moraliſche Scham kann ſich bis zum Gefühl der Vernichtung ſteigern, weil ſich andre niederdrückende Vorſtellungen anſchließen. Scham ſpannt die Muskeln ab, Kopf und Glieder hängen ſchlaff herab, der Körper beugt ſich, der Blick ſenkt ſich zur Erde. Ihr folgen gewöhnlich Furcht, Angſt, Verlegenheit, Gram u. ſ. w. Manchmal macht die Scham blaß und zitternd, die verlegene Scham macht roth als vorübergehende ſchreckhafte Verwirrung.

d. Traurige Gemüthsbewegungen: Verſtimmung, Niedergeſchlagenheit, Traurigkeit, Kummer, Gram, Reue, Verzweiflung.

Wenn man von den Eindrücken der Außenwelt unangenehm berührt wird, ſo fühlt man ſich verſtimmt. Dagegen hilft kein Zureden, keine Zerſtreuung, ſondern nur Ruhe. Traurige Vorſtellungen machen verſtimmt, weil ſie den Gehirnzuſtand verändern; aber auch körperliche Zuſtände, z. B. der Milz, Leber, des Magens, Darms u. ſ. w. ſtören die Blutmiſchung und machen verſtimmt. Unbegründeten Wechſel ſchlechter und guter Stimmung nennt man Laune, welche meiſt anerzogen iſt. Verſtimmung verlangſamt den Vorſtellungsverlauf, und dies wirkt wieder unangenehm. Man muß ſich anſtrengen, wenn man Vorſtellungsreihen bilden oder Bewegungen ausführen will, weshalb man bald in theilnahmsloſe Ruhe verfällt, welche wieder peinliche Langweile verurſacht. Reizbare Frauen ſind oft den ganzen Tag verſtimmt, wodurch das Nervenſyſtem abgeſpannt wird. Der Verſtimmte empfindet die Verminderung des Selbſtgefühls und der Erſchlaffung und wird nun niedergeſchlagen bei dem gehemmten Streben. Bleibt dieſe Verſtimmung dauernd, ſo wird ſie zur Trauer, welche durch Gegenwart oder nächſte Vergangenheit unangenehm berührt wird. Kummer und Gram ſind andauernde Trauer über Längſtvergangenes. Reue tritt dazu, wenn man das Unangenehme verſchuldet hat. Trauer wirkt hemmend auf Geiſt und Körper und kann tödtlich werden. Sie wiederholt ſtets dieſelben Vorſtellungen, ermüdet und peinigt den Geiſt dadurch, läßt andre Vorſtellungen ungern ins Bewußtſein eintreten und hat oft in körperlichen Zuſtänden ihren Grund. Der Traurige ſchließt ſich von der Welt ab, meidet Zerſtreuung und Freude, und die ſtehend gewordenen Vorſtellungen beherrſchen endlich ſeinen Charakter und treiben ihn zu abſonderlichen Handlungen. Die Aufmerkſamkeit wendet ſich nur auf Einen Punkt, die Muskeln erſchlaffen, Blutumlauf und

Herzſchlag ſo wie Ausſcheidungen ſtocken, das Geſammtgefühl ſinkt, auch die Geſtalt ſinkt zuſammen, der Kopf neigt ſich nach der Bruſt, Schultern und Bruſt beugen ſich vor, die Füße tragen mühſam den Körper. Selbſt beim Sitzen wird der Kopf geſtützt, der Körper bedarf der Ruhe und liebt Unbeweglichkeit, das Geſicht wird ſchlaff, der Blick ſchwankend oder ſtier. Kämpft der Traurige gegen das Weinen an, ſo zittern die Lippen, der Athem wird ſchwach und langſam, ebenſo Herz- und Pulsſchlag. Die Haut wird kalt, ſchrumpft zuſammen, das Fettpolſter der Haut verſchwindet, Athmungsfaſern ziehen ſich zuſammen und ſchnüren Hals und Bruſt ein, das Athmen wird beengt, das Blut ſtaut ſich in Herz und Lungen auf und macht das Herz ſchwer und ſchmerzhaft, das Verſchlucken der Speiſe geht langſam vor ſich und drückt im Magen, der herumſchweifende Nerv iſt krankhaft gereizt. Nun ſtockt auch die Ernährung, die Zellgewebe werden aufgezehrt, auch Muskeln und Drüſen, das Blut entſäuert ſich mangelhaft, die Haargefäße ziehen ſich zuſammen und der Traurige ſtirbt am gebrochenen Herzen.

Weil das Herz mit Blut überladen, das Athmen unvollkommen iſt, ſo wird tief eingeathmet und kurz ausgeathmet, wodurch das Seufzen entſteht, oder man athmet ſchluchzend kurz ein und aus, wenn das Zwerchfell krampfhaft zuſammengezogen wird und zuckt, wobei der Kopf zurückgezogen wird. Warum der Menſch vor Schmerz, Freude und Zorn weint, das kann man noch nicht recht erklären. Es ſcheint das Gefühl der Ohnmacht, Machtloſigkeit gegen Unangenehmes und Unerwartetes zu Grunde zu liegen, welches auf die Muskeln der Thränendrüſe wirkt, die bei Frauen um ein Drittel größer iſt als bei Männern. Frauen und Kinder — vom dritten Monat an — weinen oft und viel, der Mann ſucht die Thränen zu unterdrücken. Jede heftige Athmungsbewegung erpreßt Thränen, z. B. das Huſten, Lachen, Nießen u. ſ. w. Weinen entſteht durch Vorſtellungen oder Gemüthserregungen.

weshalb Thiere nicht weinen können. Beim Weinen zieht man den Athem kurz und ſtoßweiſe aus und ein und miſcht ſchallende Athemzüge dazwiſchen, zieht dabei das Geſicht in breite häßliche Falten zuſammen. Beim Heulen folgt auf kurzes Einathmen ein lang gezogenes Ausathmen, das von grellen Tönen begleitet wird, der Mund öffnet ſich weit, das Geſicht richtet ſich in die Höhe, der Kopf wird in den Nacken geworfen. Körperlicher Schmerz ruft Stöhnen, Wimmern, Schreien oder Heulen hervor. Sinnliche Entbehrungen bringen Kinder zum Weinen, die dazu beſonders organiſirt ſind; reizbare Frauen gerathen oft ohne Grund in weinerliche Stimmung.

Erinnerung an vergangenes Glück ſtimmt wehmüthig, bei bewegtem Gemüth iſt man gerührt, beſonders wenn man ſich wohl befindet und das Leiden Anderer ſieht, mit denen ſich der Gerührte vergleicht. Vor Freude weint man, wenn ſie unverdient kommt, und man nicht genug danken kann; der Zornige weint, wenn er ſich nicht rächen kann. Die höchſte Trauer bleibt ſtumm, denn das Bewußtſein iſt krampfhaft in die Anſchauung des Schmerzes verſunken, Bruſt und Kehlkopf eingeſchnürt, bis endlich Thränen den Krampf löſen und Herz und Bruſt frei machen.

e. Beſorgniß, Sorge, Furcht und Angſt.

Die Sorge greift in die Zukunft hinaus, von welcher ſie Unangenehmes erwartet; rückt dieſes heran, ſo ſteigert ſich die Sorge zur Furcht und Angſt. Dadurch wird das Selbſtgefühl vermindert, Körperorgane erregt, Unruhe erweckt. Es entſteht ein wechſelvoller Kampf von Gefühlen und Vorſtellungen entgegengeſetzter und erregender Art, bei welchem die Selbſtbeherrſchung verloren geht. Die beunruhigenden Vorſtellungen drängen ſich ſtets in den Vordergrund, ſo daß die Aufmerkſamkeit nur auf dieſe ſich richtet. Da Sorge, Furcht und Angſt nur gedachte Gefahren ſich vorſtellen, ſo erregen ſie die Phantaſie, welche bei falſcher Erziehung

dann Furcht vor eingebildeten Schreckniſſen aus Gewohnheit erweckt, wogegen der Verſtand nichts auszurichten vermag. Sind ſolche abergläubiſchen Vorſtellungen von Hexen, Brunnenvergiftungen u. ſ. w. im Volke als Glaube verbreitet, ſo werden Furcht und Angſt epidemiſch und treiben zu Verfolgungs- und Vernichtungsſucht. Aehnlich verfahren abſolutiſtiſch Geſinnte gegen ſogenannte Revolutionäre, Demokraten u. ſ. w., verfolgen in Perſonen das, was in den Verhältniſſen liegt. Abergläubiſche fürchten ſich im Dunkeln, wenn ſie von Kindheit an gewohnt ſind, mit dem Dunkel Vorſtellungen der Furcht zu verbinden. Die Phantaſie erdichtet oft neue Furchtgebilde und ſteigert dadurch die Furcht, die nun in peinliche Erwartung geräth, ob das Gefürchtete eintreten wird. Endlich wirken auch körperliche Zuſtände hemmend und lähmend ein. Man empfindet im Herzen Unruhe und Wehethun; es beginnt zu klopfen, arbeitet ungeſtüm, treibt kleine Blutwellen, welche die Bruſt erſchüttern. Dabei wird das Athmen gehemmt, leiſe eingezogen und ausgeſtoßen und dann beſchleunigt, raſch, kurz und zitternd, weil die Herznerven ſtark erregt ſind, und verurſacht Herzensangſt, die im Gehirn als Gefühl wahrgenommen wird. Napoleon hatte ein kleines Herz und 40 Herzſchläge in der Minute, war alſo von Natur kaltblütig.

Obſchon das Herz ſtürmiſch ſchlägt, wird doch die Kraft der Muskeln vermindert, der Furchtſame flieht daher, es zittern die Muskeln, weil ſie nur ſtoßweiſe erregt werden und eine feſte Haltung nicht gewinnen können, die Muskelbündel vielmehr nur vorübergehend zucken; auch gerathen wohl größere Muskelpartien in zitternde Zuſammenziehung, ſo daß ſchwere Körpertheile nicht mehr können getragen werden, andre dagegen ſich heftig bewegen, wobei die halbgelähmten Muskeln zittern, die Kinnbacken klappend zuſammenſchlagen, Stimme und Knie zittern. Plötzliche Furcht macht erſtarren, worauf heftiges Zittern folgt, der Geſichtsausdruck hängend wird, die Stimme bebt und vergeht, Schauer den Leib über-

laufen, die Füße nicht tragen, der Körper krampfhaft festgebannt bleibt, die Gedanken sich verwirren, die Besinnung vergeht, die Haut kalt, blaß wird, Schweiß ausbricht auf der Stirn, die Schließmuskeln erschlaffen, worauf Urin und Koth abgehen. Die Haut verwandelt sich in Gänsehaut, denn der herumschweifende Nerv hemmt die Bewegungs- und Athmungsmuskeln krampfhaft, und öffnet die Ausscheidungsdrüsen. Furchtsame werden von ansteckenden Krankheiten leicht ergriffen, weil die Furcht den ganzen Körper schwächt.

f. Verdruß, Aerger, Zorn.

Unangenehm wirkt es, wenn unser Ich beschränkt wird, was je nach persönlichen Gefühlen und Vorstellungen abgemessen wird; am unangenehmsten wirkt daher Spott über die eigne Person und deren Mängel, weil dies unser Selbstgefühl verletzt. Es regen sich Schmerz und heftige Vorstellungen über Vergeltungsmittel. Müssen wir den auflodernden Zorn niederhalten, so empfinden wir Trauer, Verdruß, Aerger, Ingrimm, in denen sich der unwillkürliche Wille als Unwille regt, Gliederbewegungen veranlaßt, verdrießlich stimmt oder sich zur Wuth steigert, weil die verletzende Vorstellungsreihe krampfhaft im Bewußtsein festgehalten wird. Dann wird das Handeln unfrei, die Besonnenheit aufgehoben. Man schwächt diese Erregung, wenn man entgegengesetzte Vorstellungen festhält, oder sich durch Rücksichten zur Selbstbeherrschung zwingt. Dagegen wirkt der Affect unabwendbar auf Herz, Magen, Darm, Leber, Drüsen, erregt Schwindel, regt andre Gemüthsbewegungen an und kann tödtlich werden, besonders wenn die erlittene Verletzung überrascht. Schädlich wirkt der zurückgehaltene und unterdrückte Aerger, wie Zorn auch blaß oder roth macht je nach seiner Art. Bei unerwarteter Reizung wird der Zornige blaß, Herz und Athem sind beklemmt, Wärme steigt nach dem Kopf, in der Haut prickelt es, das Herz klopft, der Athem

wird unregelmäßig und keuchend, die Bruſt wogt, die Augen treten aus ihrer Höhle, der Blick wird wild, das Haar ſträubt ſich, der Mund iſt geſchloſſen, das Geſicht röthet ſich, die Halsnerven ſchwellen an, die Augen funkeln und unterlaufen mit Blut, die Zornader ſchwillt, die Beſonnenheit ſchwindet, convulſiviſche Bewegungen beginnen. Nun rollen die Augen, der Mund öffnet ſich, die Kiefern ſchieben ſich malmend über einander, Speichel fließt, der Athem wird abgebrochen und hohltönend, Hände und Füße zucken, ballen ſich und ſtampfen, es wird getobt und geſchrien, bis ſich der Sturm nach und nach legt, Schwäche und Zittern eintreten.

Die ganze Bewegung geht von vorn nach hinten bis zum verlängerten Mark und das Rückenmark hinab. Augenmuskeln ſpannen den Augapfel, und die vermehrte Exhalation des humor aqueus, die vom Blutumlauf veranlaßt wird, ſpannt die Hornhaut ſtraffer, die Lichtſtrahlen brechen ſich ſtärker und ſo entſteht das Funkeln, wie die Zuſammenziehung der Stirnmuskeln das Haarſträuben verurſacht, vermehrte Secretion und gehindertes Schlucken Speichel bereitet. Aerger wirkt auf Galle und Leber, erregt Erbrechen, ſchlechte Verdauung und iſt daher bei vollem Magen ſehr nachtheilig.

Verbiſſener Zorn veranlaßt einen heftigen inneren Widerſtreit, weil man ſich beherrſchen will. Die Zähne knirſchen, die Lippen kneifen zuſammen, alle Muskeln ſind geſpannt, das Geſicht iſt leicht geröthet, der Blick ſtarr und funkelnd, den Kopf füllen Druck und Blutandrang. Der Athem hält an, wird von Seufzern unterbrochen, die Venen ſchwellen, das Geſicht färbt ſich bläulich, das Herz ſchlägt ungeſtüm, als wolle es zerſpringen, Blut häuft ſich in den Gefäßen. Denn Zorn, Schmerz und Vernunft liegen im Kampfe und erregen das ganze Nervenſyſtem, bis die Kraft erlahmt und Zittern das Ende bezeichnet. Ein ſcheltender Zorn tobt aus und iſt nicht ſo nachtheilig wie ein verſchwiegener Aerger. — So weit Domrich.

10. Der Menſch iſt für höhere Gefühle geboren, von Natur Idealiſt.

Der menſchliche Geiſt ſteigt aus ſehr materieller Grundlage als beſonders geartetes Weſen empor. Man beſtreitet dies von gewiſſen Seiten. Wohlan, meine Herren, wie entſteht denn ein Eichbaum, ein Grashalm, ein Weizenkorn auf demſelben Boden, alſo drei verſchiedene Gewächſe aus denſelben Beſtandtheilen? erhält ſich das organiſche Leben mit Hilfe unorganiſcher Stoffe? Wie geht es zu, daß aus Sauer-, Stick- und Kohlenſtoff, aus Eiſen, Phosphor, Kalk u. ſ. w. ein Göthe wird! Ja, meine Herren, das iſt ja eben das Geheimniß des Lebens. Was wären Sie, meine gelehrten Herren, wenn Sie ſo und ſo viel Loth oder Quentchen Eiſen, Phosphor, Magneſia, Salz u. dergl. weniger hätten? Meine Herren Philoſophen, man brächte Sie ins Kranken- oder Narrenhaus, ins Correctionshaus oder gar aufs Zuchthaus. Der Phyſiologe und Arzt mag Ihnen das Warum auseinander ſetzen.

Man muß den ſogenannten Materialismus in ſeiner Berechtigung als thatſächliche Unterlage anerkennen, aber manche Folgerungen, welche er daraus zieht, ſind einſeitig und voreilig. Man kann Nerven und Gehirn elektriſiren, Zuckungen hervorbringen, aber keine Gedanken ſchaffen. Dazu gehören ganz andere Vorbedingungen! Füttert, elektriſirt und galvaniſirt einen Bauernjungen! Wird er um ein Stäubchen geſcheidter? Nein, er wird höchſtens dümmer, weil man ſeine Organe widernatürlich erſchöpft. Mithin muß es doch ganz anders zugehen, wenn man Gedanken erzeugen will. Die Menſchheit hat unendlich viel Gedanken geſchaffen und ſie denkrichtig entwickelt. Denkforſcher — Philoſophen — ſind hinabgeſtiegen bis zu dem Urgrund der Gedankenbildung, obſchon ſie Niemand dazu zwang, ja man verfolgte und mißhandelte ſie. Anaximander, Anaxagoras, Galilei, Giordano Bruno, Kepler u. ſ. w., u. ſ. w. wurden verfolgt, beſtraft wegen ihrer Anſichten, der

geniale Alex. von Humboldt galt den preußiſchen Hofleuten für einen Narren, und jetzt feiert man dieſe Narren. Die Deutſchen ſind ſtolz auf ihren Humboldt, Arndt (der in Haft ſaß), auf Schiller (der nicht hoffähig war), auf Luther (den man in Bann und Reichsacht that), auf York, den man als Hochverräther anklagte, auf Wolf, den man aufhängen wollte u. ſ. w. Es giebt alſo thatſächlich einen freien Menſchengeiſt, dem die Wahrheit mehr gilt als das Leben. Iſt dies Materialismus? Gewiß nicht, ſondern Idealismus. Jeder Menſch iſt Idealiſt, da er geiſtige Zwecke und Intereſſen verfolgt, und wenn er ſich nur für einige Kreuzer das Bild ſeines Lieblings kauft, alſo opfert.

Kein Materialiſt wird beſtreiten, daß jedem Menſchen ein Rechtsgefühl inne wohnt, ſelbſt die ABCſchützen zeigen es bereits, daß religiöſes und äſthetiſches Gefühl in den ungebildetſten Ständen ſich regt. Woher kommt dies? Wer bringt ſie dazu? Doch nur die Menſchennatur ſelbſt. Der Menſch iſt eben kein vervollkommneter Affe, wie die Anatomie der Schädelknochen und Hirnwindungen nachweiſt, und weil er eigenthümlich organiſirt iſt, beſitzt er geiſtige Bedürfniſſe, welche der Affe nicht kennt. Er will Sprache, Recht, Glauben, Kunſt, Wiſſenſchaft haben, weil ſeine Natur in Folge des Gehirnbaues es verlangt. Er macht ſich Geſetz, Kunſt u. ſ. w. je nach ſeiner Natur, aber was er ſchafft, iſt ſein geiſtiges Eigenthum, nicht mehr Naturerzeugniß, wie man es in der Retorte zu Wege bringt. Der Menſch als Naturkörper ſteht unter dem Geſetz der Materie, aber trotzdem hat er geiſtige Bedürfniſſe, denen er lebt, für die er ſeine materiellen Genüſſe opfert. Kein Affe thut dies, erfindet ſich Muſik und Malerei und hungert, um Muſik zu treiben.

Der Menſch beginnt mit materiellen Gefühlen, wie man es bei jedem Säugling beobachten kann; aber im Gehirn werden daraus ſehr bald geiſtige Vorſtellungszuſtände, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Wir nehmen im Vorderhirn die ſinnlichen Gefühle nur als Empfindungen, d. h. als Vorſtellungen wahr. Dies iſt ſchon kein

rohes Naturproduct, ſondern es hängt von der Eigenthümlichkeit der Erziehung und Anſchauungsweiſe der Eltern und Lehrer ab, was dieſe aus dieſem rein natürlichen Material machen. Schafft man aus dem Flaum der Baumwollkapſel, aus der Flachsfaſer nicht Wunderwerke der Induſtrie? Warum nicht auch aus noch natürlichen Erregungen mit Hilfe der Sprache und des Unterrichts? Aus materiellen Nervenerregungen werden Vorſtellungen, die nun über ihren Urſprung nachdenken und deſſen Geſetze erforſchen. Der rohe Menſch fragt ſich über ſein Daſein und den Urgrund der Weltordnung, die er bemerkt. In ſich findet er den Grund nicht, alſo muß er ihn außer ſich ſuchen, und ſo muß er ein höheres Weſen vermuthen, von deſſen Willen er ſelbſt abhängt. Fertig iſt die Religion! Inhalt und Entwicklung derſelben folgen wieder Naturgeſetzen, wie dies die Religionsgeſchichte nachzuweiſen hat. Man braucht dazu keine übernatürlichen Mittel, Wunder, Propheten u. ſ. w., ſondern nur die unerſchöpfliche Fülle des Menſchengeiſtes, ſeine Entwickelungsfähigkeit und Anpaſſungsvermögen an allgemeine Bildungs- und Denkungszuſtände, ſo erkennt man, daß Alles gerade ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Man kann dies freilich erſt hinterher erkennen, aber die Menſchheit iſt ja keine Eintagsfliege, ſondern zählt nach Jahrtauſenden.

Je tiefer der Naturforſcher in die Erſcheinungen der Welt eindringt, um ſo mehr Wunder treten ihm entgegen, von denen der gemeine Menſchenverſtand keine Ahnung hat. Er muß doch endlich eine Urkraft, einen Urwillen, ein Urgeſetz vorausſetzen, welches er nie erforſchen wird. Daſſelbe Gefühl überkam vor Jahrtauſenden die Urvölker, die es zur Religion ausbildeten. Mithin wird der Menſchengeiſt zur Religion getrieben, ſobald er anfängt über die Dinge und Erſcheinungen um ſich her nachzudenken. Je mehr er die Natur kennen lernt, um ſo mehr muß er ſeine früheren Vorſtellungen berichtigen, alſo auch ſeine religiöſen Anſichten ſeinem beſſeren Wiſſen anpaſſen. Iſt die Prieſterſchaft eigenſinnig oder

unwiſſend genug, daß ſie uralte Anſichten aufrecht erhalten will als ewige Wahrheiten, obſchon ihnen Erfahrung und Forſchung widerſprechen, ſo kommt es zum Bruch, indem ſich die Wiſſenden losſagen. Dabei leidet die Religion keinen Schaden, ſondern nur die Prieſter in ihrer Afterweisheit. Müſſen doch ſelbſt jene freien Gemeinden, die ſich von Gott losſagen, anerkennen, daß Uebereinſtimmung der Anſichten, gewiſſe Formeln u. ſ. w. nothwendig ſind und ſo unendlich viel übrig bleibt, was man nicht begreifen kann und was doch ſehr weiſe iſt. Wenn ſie alſo den Namen Gottes ſtreichen aus ihrem Wörterbuch, ſo müſſen ſie doch deſſen Daſein und Weſen anerkennen — unter andrem Namen. Es gehört nicht viel Verſtand dazu, um einzuſehen, daß ſich ein roher Stoff nicht ſelbſt die Geſetze ſeiner Bildung geben kann. Waſſer beſteht aus Waſſer- und Sauerſtoff. Gut. Aber warum verbinden ſich nur gerade ſo und ſo viele Atome dieſer Stoffe, um Waſſer zu werden? Darauf kann Niemand antworten. Mithin bleibt denn doch hinter der Schöpfung eine gewaltige, unfaßbare Macht, deren Willen — oder wie man es nennen will — in der Schöpfung ſichtbar wird. Was beim Denken in unſerem Gehirn vorgeht, warum und wie ſich Speiſe in Blut verwandelt, wir wiſſen es nicht, ſondern ſehen nur ein, daß es höchſt zweckmäßig iſt und ohne unſere Beihilfe geſchieht, weil wir den Vorgang verderben würden, wie ja Krankheiten nur die Folge unſrer Willkür ſind. „Die Natur iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.“

Der denkende Menſch bedarf der Religion; ſein Gehirn verlangt dies, um mich recht materialiſtiſch auszudrücken. Aber die Religion iſt das Erzeugniß ſeines Denkens, Beobachtens u. ſ. w., weshalb jede Religion ihre Geſchichte hat, da ſie ſich entwickelt mit dem Denken. Daſſelbe gilt vom Recht und Staat. Man war und iſt bis heute oft in Streit, was Recht iſt unter gewiſſen Verhältniſſen. Die Conſervativen fordern, daß ein altes Recht unverändert bleibe, beſtreiten alſo die Nothwendigkeit der Entwickelung. Aber alles

Leben beſteht ja in der Fortentwickelung, und was nicht mehr entwickelungsfähig iſt, nennt man todt. Die Conſervativen verlangen alſo mumienartigen Zuſtand, Einbalſamirung, Tod. Die Radicalen möchten die naturgemäße Entwickelung beſchleunigen, die Natur geſtattet dies aber auch nicht, ſie geht langſam, aber gründlich. Ein Organismus wandelt ſich nach und nach um; je größer er iſt, um ſo mehr Zeit braucht er. Wende man dies auf Nationen an, ſo wird man etwas kühler werden in den Forderungen gewaltſamer, ruckweiſer Umgeſtaltungen. Es geht nicht, und dieſes Nichtgehn nennt man Reaction, ein Geſpenſt für Tollköpfe.

Kein Menſch lebt allein, er bedarf vielmehr der Andern. Man muß ſich gegenſeitig Dienſte leiſten. Um derſelben gewiß zu ſein, muß man ein Rechtsverhältniß herſtellen, welcher Art es auch ſein mag, welches den beſtehenden Zuſtänden entſpricht. Geſtalten ſich dieſelben anders — und dies geſchieht überall, — ſo muß auch das Recht angemeſſen verändert werden. Je vielfacher die Verhältniſſe und Beziehungen der Menſchen zu einander ſich geſtalten, um ſo reichhaltiger wird das Recht. Mein und Dein, Familie, Eigenthum, Perſon u. ſ. w., erhalten im Recht ihre Sicherheit. Je nach Cultur, Geſchichte und andern Umſtänden wird das Recht in Geſetz-, Gemeinde- und Staatsform gebracht und entwickelt ſich dann organiſch mit dem Bildungsleben des Volkes. Aber Rechtsgefühl iſt dem Menſchen angeboren, es fließt aus dem Inſtinct der Selbſterhaltung, weil Andre, die mein Recht anerkannten, mich in meinem Recht ſchützen müſſen, um eben das Recht als Begriff aufrecht zu erhalten. Selbſt der radicalſte Socialismus und Communismus fängt damit an, ein Recht — wenn auch ein neues — aufzuſtellen.

Endlich trägt der Menſch in ſich das Bedürfniß, etwas zu beſitzen, was zum Daſein nicht nothwendig iſt, aber das Daſein verſchönt und angenehm macht. Daraus entwickelt ſich das Schönheitsgefühl, der Kunſtſinn. Selbſt die roheſten Völker ſchmücken

ſich, bemalen ſich, verunſtalten ſich, weil ihnen dies behagt und ſie ſich wohl fühlen. Da man dies bei allen Völkern beobachtet, ſo muß der Trieb dazu doch in der menſchlichen Seele liegen. Wie weit jedes Volk dieſen Kunſtſinn entwickelt, das hängt von vielen Einflüſſen ab. Selbſt der armſelige Eskimo will ſeine Seehundskleider geſtickt und verſchnürt haben, wenn ſie ihm gefallen ſollen.

Es werden alſo im Menſchen ſinnliche Gefühle ſofort zu geiſtigen, da ſie einen Gedankeninhalt erhalten durch die Vorſtellungen, welche auf ihre Anregung entſtanden. Die Entwickelung der höheren Gefühle folgt den Geſetzen der geiſtigen Entwickelung, welche die Culturgeſchichte nachzuweiſen hat. Vorläufig genügt es nachgewieſen zu haben, daß auch der offenſte Materialismus nothwendig auf geiſtiges Gebiet übertreten und zugeſtehen muß, daß in dieſem auch Geſetze herrſchen, aber nicht die des körperlichen Stoffwechſels, ſondern des geiſtigen, daß mithin der Menſchengeiſt Herr iſt im Reiche ſeiner eigenen Schöpfungen. Fleiſchbrühe und Phosphor bringen keinen Schiller und Kant zu Stande, ſondern nur die Geſetze der Culturgeſchichte, der organiſchen Ideenentwickelung.

11. Die religiöſen Gefühle.

Dieſe ſind dem Menſchen angeboren, d. h. ſie liegen in der Natur des Menſchen, weshalb denn auch die roheſten Menſchen Religion beſitzen, ebenſo wie diejenigen, welche als Ketzer verdammt werden. Man darf Religion nicht verwechſeln mit Dogma, Hierarchie, Bekenntniß u. dgl. Erſt mit dem letzten Menſchen wird die Religion ausſterben.

Der Naturmenſch bemerkt um ſich herum Erſcheinungen, Veränderungen, Kräfte, die ihm wohlthätig oder ſchädlich ſind, deren Einfluß er ſich aber nicht entziehen kann. Der Baum blüht und

trägt Früchte, die Sonne wärmt und leuchtet, das Feuer brennt, das Waſſer löſcht den Durſt u. ſ. w., und dazu kann der Menſch nichts beitragen, obſchon er ſolcher Dinge bedarf zum Daſein. Da überkommt ihn das Gefühl ſeiner Macht- und Hilfloſigkeit, ihm wird unheimlich, wie es dem Unkundigen ergeht, wenn er in eine Maſchinenfabrik tritt und das Sauſen, Rollen und Schmettern der Räder, Walzen, Hämmer u. ſ. w. ſieht. Je nach der Stimmung werden dieſe Beobachtungen furchtſam, oder dankbar oder demüthig machen.

In dieſem Gefühl der Ohnmacht und Abhängigkeit von unbekannten Mächten liegt das Urweſen der Religion, welches unter Anregung der Vorſtellungen, welche durch ſolche Gefühle angeregt werden, ſich verſchieden entwickelt, weshalb jede Religion ihre Entwickelungsgeſchichte hat, weil die Vorſtellungen den Gefühlen Inhalt und Richtung geben. Da aber die Religion aus dem Gefühle entſtammt, daß der Menſch die Vorgänge um ſich her nicht begreift und verſteht, ſo muß ſie nothwendig Wunder als Religionsbeſtandtheile in ſich aufnehmen, die man im Alterthum als Mythen durch Hilfe der Phantaſie darſtellte und in ihnen den religiöſen Gefühlsinhalt ſich veranſchaulichte. Je mehr aber das Wiſſen und die Erkenntniß anwachſen, um ſo mehr wird nothwendig das Wunder zurückgedrängt, weil man es entweder auf Naturgeſetze zurückführt oder überzeugt iſt, daß es darauf kann zurückgeführt werden. Der Wunderglaube nahm bei den Griechen und Römern ebenſo ab, wie bei uns nach überſtandenem Mittelalter. Unſre religiöſen Gefühle bekommen einen höheren, edleren Inhalt. Es iſt daher von den Geiſtlichen thöricht, wenn ſie noch an Formen des religiöſen Gefühles feſthalten wollen, die für unſre Bildung inhaltslos ſind. Wie zur Zeit der Reformation die allgemeine Bildung ſich abwandte von den mittelalterlichen Dogmen, ſo wendet ſich auch unſre Bildung von den ſinnloſen unwahren Dogmen der Kirchenparteien ab trotz des Fanatismus der Hierarchen. Wir wiſſen, daß dieſe Leute, die den Willen Gottes allein kennen wollen, den Männern der

Wiſſenſchaft und Induſtrie an Wiſſen und Urtheilskraft nachſtehen, daß ſie oft nur herrſchen und weltliche Güter erlangen wollen und das Gegentheil von dem thun, was ſie lehren. Iſt die Einſegnung der Leiche Religionsſache, warum werden die Leichen der Armen nicht geſegnet, die nicht zahlen können? Warum haben die Friedhofsgräber verſchiedene Preiſe? O der Schacher! Sie üben keine Demuth, keine Vergebung, verkaufen die Segnungen der Kirche nur für Geld, widerſetzen ſich jedem Fortſchritt der Wiſſenſchaft und der Freiheit, brauchen im irdiſchen Jammerthale Weinkeller, Köche, Leibärzte, Equipagen, gold- und perlengeſtickte Kleider, Paläſte u. dgl., und „der Herr hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte." Hierarchie und Pfaffenhochmuth, Prieſterherrſchaft, Verfolgungsſucht, Verfluchen und Verdammen — das iſt nicht Religion. So viel hat der Tagelöhner begriffen, und daher ſinkt der „kirchliche Sinn".

Weil die Religion aus dem Gefühle der Hilfloſigkeit und des Nichtwiſſens entſpringt, ſo ſucht ſich der Menſch das Wohlwollen der unbekannten Mächte zu erwerben durch irgend welchen Cultus (Opfer, Faſten, Beten u. ſ. w.) und ſein Nichtwiſſen ſucht er durch den Glauben zu erſetzen.

Das religiöſe Gefühl liegt im menſchlichen Gemüthe, man darf es in ſeiner rohen Naturform für einen Egoismus halten, da es im Gefühl der Machtloſigkeit wurzelt, welches Unbehagen, Angſt und Furcht erzeugt, die man dadurch beſeitigen will, daß man die unbekannten waltenden Mächte ſich zu Freunden macht. Die Cultur bringt Inhalt in das Gefühl und entwickelt es zur Religionslehre und zum Cultus. Beide entſprechen ſtets der allgemeinen Bildungsſtufe des Volkes, Religionen entſtehen, und werden verbeſſert, um endlich zu vergehen, woraus man ſieht, daß ſie Culturerzeugniſſe ſind.

Der Bewohner der üppigen Tropen ſieht eine Menge Erſcheinungen und Mächte, Lebensformen und Vorgänge, unter deren

Einflusse er steht, die er aber nicht begreifen kann. Daher muß er eine Menge von waltenden Mächten vermuthen, die auch verschiedene Rangstufen einnehmen, und so wird die Vielgötterei ein Erzeugniß seiner Localität und der aus ihr hervorgehenden Weltanschauung. Der steppenbewohnende Nomade unterscheidet nur Winter und Sommer als Hauptmächte, verehrt einen guten und bösen Geist und bevölkert die Einöde des Wolkenhimmels, seiner unheimlichen Bergthäler, Bergschluchten und Gebirgsflüsse mit untergeordneten Wesen, die zum Inhalt der Mährchen, Volkssagen und Geistergeschichten werden. Auch der Ackerbauer unterscheidet je nach seiner Heimath zwei oder drei Jahreszeiten, dabei Tag und Nacht, wird also auch zu einer Naturauffassung gelangen, welche zwei bis drei Wesen an die Spitze des Naturlebens stellt, denen er beliebig viel niedre Wesen als Gehilfen zugesellt. Alle Gottheiten sind Wettererscheinungen oder bezeichnen Jahreszeiten.

Es gehört schon eine höhere Cultur dazu, nur einen einzigen Gott anzunehmen. Die Vielgötterei sortirt die Götter und stellt einen als Herrn oben an. Die Semiten, ein Steppen- und Ackerbauvolk, welches von Wüsten umgeben war, entwickelten in dieser Umgebung die Weltanschauung von einem einzigen Gott, der die Welt schuf und sie zerstören wird wie ein launenhafter Sultan. Diesen Eindruck einer furchtbaren vernichtenden Macht, die lieblos und erbarmungslos ihre Gegner vernichtet, empfingen sie in der Eintönigkeit, im Grauen und der Furchtbarkeit der Wüste. Abrahams Gott war Stammgott, in Egypten wurden die Juden Dualisten, sie nahmen den Apis auf neben dem Stammgotte, in der Wüste wurden sie Monotheisten und machten den Stammgott zum Nationalgott, zum Sinnbild und Inhalt der nationalen Einheit. Muhamed einigte die arabischen Stämme im Glauben an Einen Gott, den Schirmer der Gläubigen, den Vernichter der Ungläubigen. Als die griechische Religion zerfiel und zur Symbolik wurde, die Philosophen andeuteten, es könne nur Einen unsichtbaren Gott geben,

und als Neuplatoniker im myſteriöſen Egypten ihre myſtiſchen Lehren entwickelten, war das Chriſtenthum als kosmopolitiſche Religion vorbereitet, deren überwältigende Macht in ihrem Kosmopolitismus liegt. Noch konnte ſie ſich von den altorientaliſchen Elementen nicht befreien und ward zur byzantiniſchen Kirche, in Rom entwickelte ſie ſich unter den Eindrücken und Erinnerungen der Weltherrſchaft zur Hierarchie, in Deutſchland brach im Gegenſatz zu dem centraliſirenden Römerthum das Recht des individuellen Glaubens durch, und es entſtanden lutheriſche und calviniſche Kirchen, die ſich, ihrem Lebenstriebe folgend, in Secten zerſplitterten, wo der Staat dies erlaubte. Da ſie aber unter deſſen Gewalt gerathen waren, ſo entſtanden der Allgemeinkirche der römiſchen Hierarchie gegenüber Landeskirchen, welche den Glauben zu einem politiſchen Geſetz machten, da nur die Bekenner der Landeskirche politiſche Rechte erhalten konnten. Die weitere Entwickelung des Glaubensinhaltes übernahm die Wiſſenſchaft, weshalb zunächſt das Studium der Alten, dann die Philoſophie, gegenwärtig die Naturwiſſenſchaft beſtimmenden Einfluß auf die theologiſche Wiſſenſchaft, die Auslegung der Schrift und die Formulirung der Glaubensſätze erhielten. Es muß aber auch die Raſſe gewaltigen Einfluß auf die Religionsanſichten haben, da es nicht zufällig ſein kann, daß die Germanen evangeliſch, die Romanen katholiſch, die Oſtſlaven griechiſch-katholiſch, die Semiten muhamedaniſch ſind, obſchon in wiſſenſchaftlicher Beziehung alle genannten Völker Tüchtiges leiſteten und einander zum Vorbild dienten. Der Germane liebt perſönliche Freiheit, der Romane die Centraliſation, die Herrſchaft des Geſammtbegriffs über die Einzelnen, der Oſtſlave hat in ſich aufgenommen die byzantiniſche Kaiſervergötterung und den knechtiſchen Formeldienſt, der Semite die orientaliſche Sinnlichkeit, die Alleinherrſchaft eines Stammes, oder einer Nation, weil die Schrankenloſigkeit der Steppe zum Erobern treibt, um Grenzen zu finden.

Da das religiöſe Gefühl an ſich etwas Unbeſtimmtes iſt, ſo

ſucht das Denken den Inhalt zu ergründen und in Formeln, Ceremonien u. ſ. w. feſtzuſetzen, weshalb jede Religion Religionsbücher und Bekenntniſſe aufſtellt. Aber weil die Religion alles Wiſſen und Sein umfaßt, ſo muß ihr Inhalt für die Volksmaſſe verſinnlicht werden, wozu Kunſt und Poeſie beitragen, die daher in der Religion wurzeln. Man erdichtete Mythen, erfand Symbole, baute Tempel, die den Inhalt des Cultus verſinnlichten, verfertigte Bilder, ordnete die Prieſterkleidung und den Cultus, ſo daß alſo die religiöſen Vorſtellungen gewaltig in das Culturleben der Völker eingriffen. Die herrlichen Statuen und Tempel der Griechen gingen aus dem Drange hervor, die Bedeutung der Götter ſich zu vergegenwärtigen, daſſelbe geſchah in den chriſtlichen Kirchen, wogegen Muhamedaner und Juden ſo etwas nicht duldeten, weil ihnen Sinn für Plaſtik fehlt. Erſt nach Jahrhunderten hat ſich die Kunſt von dem Druck, nur im Dienſt der Kirche zu ſtehen, losgemacht und iſt zur freien Kunſt geworden, wie es auch die Wiſſenſchaft nach langen ſchweren Kämpfen gethan hat, wenn auch noch nicht überall, und der Staat ſich gegenwärtig auch von der Kirche befreien will, um Staat, politiſche Gemeinſchaft, zu ſein.

Die wahre Religion umfaßt die höchſten Wahrheiten in faßlicher Form, in ſymboliſchen Gebräuchen und Einrichtungen; aber ſie darf ſich der allgemeinen Bildung nicht widerſetzen. Jede Wahrheit muß in ihr Aufnahme finden, weil Gott Inbegriff aller Wahrheit iſt, jede Wahrheit alſo zu Gott führt. Sie ſoll aber auch Inbegriff der höchſten Sittlichkeit ſein, die uns in der Nächſtenliebe, in der allgemeinen Menſchenliebe, in Duldung und Demuth als Ideal vorſchwebt, welches wir zu verwirklichen haben. Widerſetzt ſich die Kirche dieſen Zeitbeſtrebungen, ſo hört das kirchliche Leben auf, es fehlt ihr der edle, ewige Inhalt, ſie wird nur menſchliche Einrichtung, katholiſche und proteſtantiſche Hierarchie.

12. Die patriotiſchen Gefühle.

Alle Gefühle als allgemeine Stimmungen und Empfänglichkeitsbedürfniſſe verlangen einen beſonderen Inhalt, wenn ſie in das Bewußtſein in Form von beſtimmten Vorſtellungen eintreten ſollen. Wie das religiöſe Gefühl in dem der Machtloſigkeit wurzelt, alſo eine Abart des Egoismus iſt, ſo läßt ſich auch das patriotiſche Gefühl, der vielgerühmte Patriotismus, auf das Gewohnheitsgefühl zurückführen. Durch das Culturleben erhält dieſes Gefühl einen beſtimmten Inhalt.

Wenn man unbefangen das unterſucht, was man unter patriotiſchen Gefühlen zu verſtehen hat, ſo findet man, daß dies Gewohnheitseindrücke und angelernte Culturreflexionen ſind. Die Thiere beſitzen Ortsſinn und Heimathsgefühl in ſofern, als ſie entweder ihre alten Wohnungen bei der Rückkehr von der Wanderung wieder aufſuchen, oder wenigſtens täglich in ihre Wohnung zurückkommen, dieſelben Wege gehen, in der Noth in die Wohnung flüchten wie in eine Burg, gleich als ob ſie ein inſtinctives Gefühl von Hausrecht hätten, was nicht einmal in civiliſirten Staaten zur geſetzlichen Anerkennung gekommen iſt. Wenn das Thier täglich dieſelben Wege geht, in der Wohnung dieſelbe Umgebung beobachtet, ſo bilden ſich Wahrnehmungsreflexe, die zur Gemüthsſtimmung werden. Man will das Gewohnte wiederſehen, die gewohnten Eindrücke empfangen, in der bekannten Umgebung ſich befinden. Wir Menſchen nennen dieſes Gefühl Heimweh, ein reines Gewohnheitsgefühl. Hund und Katze wollen beim neuen Herrn nicht bleiben, wenn ſie es auch beſſer haben, weil ihnen Alles neu und ungewohnt vorkommt: ein Heimweh befällt ſie wie den Schweizer, [illegible] er ſeine Alpen wiederſieht. Nomaden und wandernde Völ[illegible]nen dieſes Gefühl weniger, weil ſie die Umgebung wech[illegible]er verſetzt man ſie in andre Länder, ſo kommt das Heim[illegible]kimos, die man in Königspaläſten pflegte, wurden krank

vor Heimweh, denn ſie wollten Thran trinken, Gletſcher und Eisſchollen ſehen, den Seehund jagen — was nützte ihnen da das Schlaraffenleben im Schloß, es fehlte ihnen das Gewohnheitsleben. Jeder Auswanderer empfindet die Qual des Heimwehs jahrelang, ehe er ſich an die neue Umgebung, die neuen Verhältniſſe, Namen, Berge, Straßen und Menſchen gewöhnt. Nur materielle Noth oder politiſche Mißverhältniſſe zwingen zur Auswanderung, und wie viel Auswanderer würden heimkehren aus Amerika, Auſtralien, Rußland u. ſ. w., wenn ſie die Mittel hätten. Die Macht der Gewohnheit findet im Heimweh ihren ſtärkſten Ausdruck. Nur in der germaniſchen Raſſe hat ſich die unſtäte Wanderluſt erhalten, die ſie aus den Steppen Sibiriens nach Europa und hinüber nach Amerika trieb, und wenn wir erfahren, daß unſre Götter- und Volksſagen, unſre Sprachwurzeln hinein reichen bis Indien, daß Achilleus und Siegfried dieſelben Perſonen ſind, ſo heimelt uns dieſe Erinnerung an, weshalb wir denn ſo gern und mit Erfolg Sanskrit lernen aus Heimathsgefühl.

Es wurzelt der Patriotismus alſo in der Gewöhnung an die Oertlichkeit, aber da der Menſch ein Culturproduct iſt, ſo wird auch der Patriotismus ein andrer, ein angelerntes Gewohnheitsgefühl. Das Zuſammenwohnen eines Volkes in demſelben geographiſchen Raume, die Gemeinſamkeit der Sitten, Lebens- und Denkweiſe, der Sprache und Geſetze erweckt das Nationalgefühl, in welchem ſich der Menſch bereits über das Heimathsgefühl erhebt, indem er ſich unter Landsleuten heimiſch fühlt, weil er mit ihnen ſympathiſirt. Es erleben aber Völker und Stämme dieſelben Schickſale, ſie beſitzen dieſelben geſchichtlichen Erinnerungen, Sagen und Großthaten oder Leiden und dies bindet ſie an einander, wie Innungen und Stände aus dieſem Naturgefühl zu einander halten, einander beiſtehen, mit einander ſympathiſiren.

Jedes Volk findet ſeinen hiſtoriſchen Mittel- und Einigungspunkt einestheils in ſeiner Staatsverfaſſung, anderntheils in den

Intereſſen für die herrſchende Dynaſtie. Er wird in deren Geſchichte unterrichtet, weil dies die Geſchichte ſeines Volkes iſt, und gewöhnt ſich ſo ſehr an dieſe Erinnerungen, daß ſie ihm ebenſo Gewohnheit und Bedürfniß werden wie die geographiſche Oertlichkeit. Volk und Dynaſtie verſchmelzen in der Geſchichtslehre; im Ruhm der Dynaſtie empfindet das Volk ſeine eigne Kraft und ſo entſtand der moderne angelernte Patriotismus, der oft genug Particularismus wurde, deſſentwegen Patrioten als Rebellen beſtraft werden, wenn eine neue Dynaſtie das Land erobert.

Ein ſolcher angelernter Patriotismus braucht Zeit zum Entſtehen, ehe von Generation zu Generation dieſelben hiſtoriſchen Erinnerungen fortgepflanzt werden, bis ſich das Volk in ihnen heimiſch fühlt aus Gewohnheit. Iſt ein großes Land durch Gebirge in beſondre abgeſchloſſene Landſchaften getheilt, ſo entwickelt ſich der Local- und Provinzialpatriotismus, wie es in Griechenland, Italien und Deutſchland der Fall war und iſt. Frankreich, Spanien, Rußland ſind abgeſchloſſene Gebiete, weshalb dort der Nationalpatriotismus ſich entwickelt, welcher nicht an der Dynaſtie haftet. Das Volk fühlt ſich als ein ungetheiltes Ganzes, der Deutſche kommt erſt durch Reflexion dahin, für ein einiges Deutſchland zu ſchwärmen, welches gar nicht exiſtirt. Selbſt unter den deutſchen Kaiſern fehlte dieſes Gemeingefühl, weshalb die Kaiſer fortwährend mit rebelliſchen Herzögen und Königen Krieg führen mußten. Dies liegt in geographiſchen Verhältniſſen, in der Landkarte. Deutſchland kann nur gewaltſam geeinigt werden und muß dann eine gemeinſame Geſchichte erleben, um deutſchen Patriotismus zu gewinnen. Schulmeiſter meinen in ihrer Weisheit, dies allein ausrichten zu können durch ein paar Stunden vaterländiſcher Geſchichte. O sancta simplicitas!

Der wahre unzerſtörbare Patriotismus bedarf daher als natürlichen Boden eines lebendigen Nationalgefühls, welches in der Nationalſprache ſeinen Ausdruck findet, da in ihr die gemeinſame

Denkungs- und Empfindungsweise sich ausspricht. Der Russe zwingt instinctiv allen unterjochten Völkern seine Sprache und Kirchenlehre auf, denn dadurch werden sie Russen. Der Franzose machte seine Sprache den andern im Lande wohnenden Nationen zum Bedürfniß, weshalb Elsasser und Lothringer zu Franzosen geworden sind. Norwegen hält sich von Schweden fern, weil man in Norwegen dänisch redet; in Oestreich wollen nur die Deutschen Oesterreicher sein, die übrigen Nationen halten sich abseits; in Ungarn und der Türkei geschieht dasselbe, weshalb dort die verschiedenen Völker nur in der gemeinsamen Regierung ihren künstlichen Einigungspunkt haben, sie selbst möchten sich gern losmachen, wenn sie könnten. Der Deutsche fragt noch immer: Was ist des Deutschen Vaterland? Bis heute weiß er noch nicht: ist es Preußen oder Deutschland, mit oder ohne Oesterreich. So fragen denn die gelehrten Deutschen: wo und was denn eigentlich ihr Vaterland ist! So etwas wird nur in Deutschland möglich!

Solche politischen Verhältnisse lassen sich als psychologische Prozesse auffassen. Patriotismus ist ein gesellschaftliches Gemeingefühl, welches aus der Gemeinsamkeit des Wohnorts und der Sprache erwächst, und in der Erinnerung an gemeinsame Thaten seinen Inhalt findet. Patriotismus wird zu einem Gemüthsbedürfniß, zu einem Gemüthsdrange, und daher vermag er Großes, weil jeder Einzelne in der Nation sich selbst liebt und zu erhalten strebt. Daher der Opfermuth, die Begeisterung, das Widerstreben kleiner Völker gegen große herrschende Staaten. Da aber Staat und Nation nicht immer zusammenfällt, so kann der Patriotismus zur Revolution führen in Folge des Erhaltungstriebes der Nation. Denn auch den Patriotismus kann man endlich auf diesen Trieb zurückführen, wenn der Patriotismus wie jeder Gemüthsdrang sich in Thaten seiner Naturgewalt Ausdruck giebt. Die Deutschen unter sich werden kaum sagen können, was sie unter Patriotismus verstehen dürfen, da er sofort in Folge der Kleinstaaterei zu Stamm-

eitelkeit wird, aber wenn ſie gegen einen gemeinſamen Feind ins Feld ziehen, um Deutſchlands Selbſtändigkeit zu wahren, da wird deutſcher Patriotismus Alle begeiſtern. Den öſterreichiſchen Heeren fehlte dieſe Gemüthskraft, daher verloren ſie trotz aller perſönlichen Tapferkeit ſeit Jahrhunderten alle großen Schlachten. Athens und Roms Patrioten ſiegten überall, als aber Söldlinge fochten, entſchied oft der Zufall oder das perſönliche Talent des Führers den Ausgang der Schlacht. Weil alſo Patriotismus im Gemüth wurzelt, ſo kann man ihn in der Schule nicht einexerciren, wie es Regulative commandiren, ſondern er muß aus dem lebendigen Nationalgefühl herauswachſen, muß Bedürfniß des Gemüths, ein geſellſchaftlicher Inſtinct und Lebensdrang ſein. Da nun in den deutſchen und großen deutſchen Staaten der ſchwarzrothgoldne Patriotismus als revolutionär verboten iſt, wo ſoll da deutſcher Patriotismus herkommen?

Die Vaterlandsliebe gehört zu den edelſten Affecten des Gemüths, aber ſie beſitzt einen ganz verſchiedenen Inhalt, weil ſie Naturgefühl, aber auch Erzeugniß der Bildung iſt. Ungebildete Völker zeichnen ſich durch großen Patriotismus aus, aber dieſer iſt in Wahrheit nur Heimathsſinn, geht aus Egoismus hervor und enthält verhüllt nur Herrſchluſt über andre Völker. Der Patriotismus eines Slovenen, Morlachen, Kroaten, Walachen, Hellenen wurzelt nur in der Gewohnheit an Oertlichkeit, Sprache und Lebensweiſe. Da dieſe Völker ohne Cultur und Geſchichtsentwickelung ſind, ſo fehlt ihrem Patriotismus der höhere menſchliche Inhalt, wie ihn Culturvölker beſitzen, welche daher auch auswandern, Colonien gründen, im Intereſſe der Cultur in fernen Ländern thätig ſind, namentlich Engländer, Schweizer, Deutſche, Schweden und überhaupt Germanen, in Aſien die Chineſen. Kroaten, Ruthenen, Bulgaren, Türken u. ſ. w. wandern nicht aus.

Der Culturmenſch iſt nicht an die Scholle gebunden, hält nicht ausſchließlich die Dynaſtie für den Repräſentanten des Volkes,

ſondern ſucht im Staat und deſſen Einrichtungen den Ausdruck des Volksgeiſtes, fühlt ſich im Zuſammenhang mit ſeinem Volke in dieſer Gemeinſamkeit des Culturlebens wohl, achtet und ehrt jede Cultur, giebt alſo immer mehr und mehr die nationale Beſonderheit des Patriotismus auf, um ſich für Cultur im Allgemeinen zu begeiſtern, für ſie zu wirken. Jeder Culturmenſch wird in Folge ſeiner allgemeinen Bildung und vielſeitigen Urtheils ein Weltbürger, der jedem Volke als Beſonderheit gern das Recht des Daſeins gönnt und es im Vorwärtsſtreben unterſtützt. Nation, Heimath und Dynaſtie bleiben Zufälligkeiten, von denen der Culturmenſch ſich unabhängig macht. Je mehr die Bildung wächſt und tiefer in die Volksſtände eindringt, um ſo mehr werden die Naturgefühle verdrängt von den Culturbedürfniſſen; es entwickelt ſich das Weltbürgerthum als nothwendiges Ergebniß gründlicher Bildung. Eiſenbahnen, Telegraphen, Wechſel, Actien und Handel machen gleiches Maß, Gewicht und Recht zur Bedingung, ſie werden auch eine allgemeine Cultur- und Handelsſprache feſtſetzen, und ſo wird der Patriotismus immer mehr zum Kosmopolitismus erweitert. Die Cultur wird alle Reſte der Naturbedürfniſſe und natürlicher Zufälligkeit unter das allgemeine Geſetz des Culturfortſchrittes ſtellen. Kleine Nationen widerſetzen ſich dieſem Aſſimilationsprozeß der Völker zur Menſchheit vergeblich, das Streben, große Staaten zu bilden, bezeichnet dieſen Trieb, die Gemeinſamkeit der modernen Ideen, Bedürfniſſe und Literatur müſſen nothwendig den menſchheitlichen Kosmopolitismus als höchſte Idee der Bildung erzeugen. Die Dynaſtien verringern ſelbſt die Zahl ihrer Reiche, bereiten gegen ihren Willen die Zukunft vor, welche zu ihrem Weltbürgerthum keiner Dynaſtie und einiger Quadratmeilen Erdoberfläche als Privatvaterland bedarf.

13. Die äſthetiſchen Gefühle.

Die ſogenannten äſthetiſchen Gefühle haben denſelben Urſprung wie die übrigen, wechſeln daher je nach Nationen und Zeiten, wie dies die Literatur- und Kunſtgeſchichte lehrt. Betrachten wir dieſe Vorgänge unbefangen, ſo müſſen wir Auge und Ohr für die Organe der äſthetiſchen Gefühle halten, denen der ſympathiſche Nerv und die Unterleibsganglien als Erzeugerinnen der allgemeinen Stimmung die Färbung (Timbre, Colorit, Tonart) verleihen. Man bedarf einer beſonderen Stimmung (Nervenbeſchaffenheit), um für äſthetiſche Eindrücke überhaupt empfänglich zu ſein. Dies wird Niemand beſtreiten. Ein Menſch mit verdorbenem Magen, mit Kopf- oder Zahnſchmerzen bleibt unempfindlich für äſthetiſche Eindrücke. Es bedarf alſo eines beſonderen Körperzuſtandes, um ein Gedicht, ein Bild, eine Melodie beachtenswerth zu finden. Die Unterleibsganglien erzeugen dieſe allgemeine Stimmung, weshalb die Künſtler Wein, Thee u. ſ. w. brauchen, um zu produciren. Ein hungriger Menſch beachtet kaum ein Kunſtwerk, der Geſättigte in der behaglichen Stimmung des Verdauthabens bewundert es; verdaut er ſchlecht, ſo ſieht er gar nicht hin. Man kann vielen Recenſionen anſehen, ob ſie aus hungrigem oder vollem Magen ſtammen, bei guter oder ſchlechter Verdauung geſchrieben wurden, und aus ſolchen Verdauungsprozeſſen werden Literaturgeſchichten deſtillirt.

Um ſolche Auffaſſungsweiſe zu rechtfertigen, betrachte man die Organe der äſthetiſchen Gefühle. Dazu eignen ſich nur Auge und Ohr. Nun hat bereits die experimentirende Phyſik (Phyſiologie nachgewieſen, daß das, was wir Ton und Farbe nennen, nur die Wirkungen von Luft- und Aetherſchwingungen ſind. Ferner ſteht als Thatſache feſt, daß eine gewiſſe Anzahl ſolcher Schwingungen oder Wellen einen beſtimmten Ton, eine beſtimmte Farbe als Wahrnehmung im Gehirn erzeugen. Endlich lehrt die Wiſſenſchaft.

daß Farben und Töne in einem mathematiſchen Größenverhältniſſe zu einander ſtehen, da Ton- und Farbenwellen durch ebenmäßige (proportionale) Schwingungen der Luft oder des Aethers in ein Verwandtſchaftsverhältniß zu einander treten, eine die andre mit erzeugt. Jede Partie der Gehörsnervenfaſern nimmt nur Einen beſtimmten Ton wahr, jede Partie der Augennerven iſt nur für eine gewiſſe Farbe empfänglich. Nach einem gewiſſen Proportionsverhältniß der Schwingungen erregen ſich Nervenfaſerpartien zur Mitbewegung; es klingen Octave und Terz (auch Quinte) von ſelbſt mit, es giebt Ergänzungs-(Complementär-)Farben und Töne. Mithin ſind dieſe Organe ſo geſchaffen, daß ſie Harmonie, Ebenmaß, Rhythmus, Symmetrie empfinden, und dieſe Empfindung nehmen wir wahr als äſthetiſches Gefühl, d. h. unſre Vorſtellungsorgane erkennen darin eben das Geſetz der Ebenmäßigkeit, des ſtrengen Geſetzes der Abtheilungen, in welchem die Theile dem Ganzen entſprechen, und dieſes Gefühl, daß das arithmetiſche Geſetz wahrnehmbar hervortritt, empfunden und verſtanden wird, nennen wir äſthetiſches Gefühl. Aeſthetik iſt die Erkenntniß, daß unſre Sinnesnerven die Proportionsverhältniſſe empfinden und wahrnehmen.

Es liegt im Organismus des Auges und Ohres, Harmonie, Rhythmus und Ebenmaß zu empfinden, weil die einzelnen Nervenfaſern nur für eine gewiſſe Anzahl von Schwingungen empfindlich und unter einander harmoniſch geſtimmt ſind. Daher thut uns der Wohlklang von Wörtern und Silben, gewiſſe Farben und Farbentöne ohne Weiteres wohl, namentlich wenn der ſympathiſche Nerv das Gemeingefühl des Behagens auf das Kleinhirn übertragen und es empfänglich für angenehme Erregungen gemacht hat. Selbſt gewiſſe Gerüche verſetzen in eine eigenthümliche gehobene Stimmung, weshalb man in Tempeln und Kirchen Weihrauch verbrennt, Vornehme ſich, ihre Kleider und Wohnungen durch Parfümerien angenehm duftend machen.

Unſre Sinne ſind demnach ſo organiſirt, daß ſie Ebenmäßigkeit der Bewegungen empfinden, an ihr daher Wohlgefallen finden, weil ſie der Natur der Sinne entſpricht, wogegen Unebenmäßigkeit Unbehagen erweckt, z. B. grelle Farben, unharmoniſche Töne u. ſ. w. Aber wir erkennen mit dem Auge auch Symmetrie, wohin wir blicken, denn wir ſehen Gliedmaßen doppelt, einfache dagegen in der Mittellinie des Körpers, ſehen die Maſſe des Baumes ſymmetriſch vertheilt und gewöhnen uns daher ſo an ſolche Anſichten, daß Unſymmetriſches unangenehm wirkt. Denken wir über das Geſehene nach, ſo entdecken wir die höchſte Zweckmäßigkeit, ja bei tieferen Studien gelangen wir zu der Einſicht, wie durch einfache Mittel dieſe Zweckmäßigkeit erreicht wird, wie die Exiſtenz der Welt und ihrer Dinge in der Zweckmäßigkeit beſteht, und wie Zweckwidrigkeit nothwendig die Zerſtörung der Dinge bewirkt. Dieſes dunkle Gefühl, dieſes unbewußte Wahrnehmen der zweckmäßigen Harmonie macht uns empfänglich für äſthetiſche Gefühle; dieſe ſind uns angeboren, ſind uns Bedürfniß, weshalb die Kunſt zu den weſentlichen Erforderniſſen des geiſtigen Lebens gehört und auch in allen Schulen das äſthetiſche Gefühl ſoll gebildet werden, wenn es auch oft recht ungeſchickt angefangen wird. Thiere haben wohl Sinn für Töne und Farben, aber keine äſthetiſchen Gefühle, weil zum Empfinden der Symmetrie menſchliches Betrachten und Beobachten gehört. Unrichtig iſt es, im Bau der Neſter Bauſinn zu erkennen; es ſind dies blos Inſtincthandlungen, weil jede Vogelart ihren beſondern Neſtbau hat, der ſich nach Bedürfniß und Oertlichkeit richtet, aber nicht dazu dient, dem Auge wohlzuthun.

Der Menſch iſt aber nicht nur befähigt, äſthetiſch zu empfinden, ſondern es iſt ihm auch Bedürfniß, Aeſthetiſches zu ſchaffen, ſeine Gedanken in ſinnlicher Form ſich zu vergegenwärtigen. Der Menſch hat Sprache und Muſik erfunden, weil er ſeine Gedanken und Gefühle Andern mittheilen will. Da ferner ſein ganzes

geistiges Wesen in der sinnlichen Anschauung wurzelt, so treibt ihn seine innere Natur, sich seine höheren, übersinnlichen Vorstellungen zu versinnlichen, in Anschauungen und sinnliche Erregungen zu übersetzen, seine Gedankenwelt sich in Melodie, Rhythmus, Gestalt und Farbe, in Mythe und Poesie gegenständlich als harmonische Gebilde gegenüber zu stellen. Versucht er dies zu thun, so zwingen ihn seine Sinnesorgane und die Gewohnheit der sinnlichen Auffassung, diesem Gemüthsinhalte eine zweckmäßige ästhetische Form zu geben, so daß er in der Aeußerlichkeit der Form einen geistigen Gehalt seines Gemüthslebens empfindet.

Aesthetische Gefühle entstehen daher in uns, wenn wir zweckmäßig Geordnetes, Ebenmäßiges und Harmonisches wahrnehmen, denn dies thut unsern Sinnen wohl und diese Stimmung beherrscht unser Vorstellen, welches die Zweckmäßigkeit als Vollkommenheit erkennt, die nun vom Organe der Gemüthserregung als angenehm empfunden wird. Diesen empfundenen Grundgedanken, die ordnende und beseelende Einheit des versinnlichten Gedankens, welche aus der Vielheit der Theile unmittelbar hervortritt und instinctiv empfunden wird, nennen wir Idee. Die ästhetischen Gefühle sind eine Erneuerung und Verklärung der Urzustände des Geistes, sie sind sinnliches Denken, Erkennen in der Form des Fühlens, eine Sprache in Tönen, Zahlenverhältnissen u. s. w., die in Stimmungen versetzt, dem begrifflichen Denken entgegengesetzt verfährt, und uns durch die Unmittelbarkeit des Verständnisses wohl thut.

Weil uns aber unsre Gemüthszustände dunkel, in Worten selten ausdrückbar, flüchtig und gestaltlos erscheinen, wir aber uns gern ihnen hingeben, so suchen wir sie in einer angemessenen Form zu krystallisiren, um uns dieselben für immer gegenständlich zu machen. Schon der Naturmensch sucht seine Stimmungen in Tönen auszudrücken, oder da ihm dieselben zu allgemeine Zeichen sind, so stellt er in bilderreicher Sprache und sinnlichen Ausdrücken

die Regungen des Herzens dar, bringt aber dieſe Ausdrücke in abgemeſſene Form, benutzt Rhythmus, regelmäßigen Silbenwechſel, Reim, Abtheilung in Verſen u. ſ. w., um eben Ebenmäßigkeit, überhaupt Maß und Form anzubringen, und in dieſem Maß den Rhythmus ſeiner Gemüthsbewegung nachzuahmen und zu verſinnlichen.

Andre Ideen werden dem Menſchen faßbar in leiblicher Geſtalt; er meißelt Statuen, um ſeine Ideen vom Weſen und der Natur ſeiner Götter ſich gegenſtändlich zu machen; er benutzt farbige Darſtellungen, um auch das innere Gemüthsleben kräftiger und eindringlicher dem Gemüth vorzuführen und findet in der Symmetrie ſeiner Tempel und Paläſte ein Abbild ſeiner religiöſen und politiſchen Grundanſchauung, um Macht, Größe, Herrlichkeit und Kraft ſich zu verſinnlichen durch große Räume, Symbole, Prunkſäle u. dgl.

Das äſthetiſche Schaffen entſpringt aus einem Gemüthsdrange, dem das abſtracte Denken helfen muß in der Auffindung von Formen und Mitteln, die Gemüthswelt ſo zu verſinnlichen, daß ſie im Beſchauer dieſelben Gefühle weckt, wie ſie der denkende Verfertiger des Kunſtwerks in ſich trug. Dadurch wird das Gefühl des Einzelnen zum Gefühl des Volkes, es wird Gattungsgefühl, Träger des allgemeinen Bewußtſeins, erhält dadurch Culturwerth und dadurch greifen die Künſte tief in das Culturleben ein, daß ſie deſſen Spiegelbild ſind, aus ihm organiſch herauswachſen.

Wie das Erkennen der Wahrheit zum religiöſen Gefühl wird, das Begreifen der Pflicht zum Gewiſſen, zur Humanität und zum Patriotismus wird, ſo werden die mathematiſchen Verhältniſſe der Zahlen und Theile als äſthetiſches Gefühl empfunden.

14. Ehrgefühl, Ehrtrieb, Ehrgeiz und Ruhmſucht.

Die Worte dieſer Ueberſchrift leſen ſich ganz harmlos und doch enthalten ſie die Geſchichte des Elends der Völker, welche gar zu oft der Ehrſucht Einzelner geopfert werden, oft genug ſich zu Allem hergeben, was Religion und Geſetz als Verbrechen verbieten, wenn es Ehrenſtellen und Ehrenorden einbringt. Kauft man nicht Helfershelfer zu Staatsſtreichen und Intriguen um ein Ordensbändchen, einen Titel, eine Rolle Goldſtücke, um ein gnädiges Lächeln? Man leſe nur die Geſchichte von den Geburtswehen des zweiten Kaiſerreichs in Frankreich, die von der Sprengung der Parlamente in den Jahren 1848 und 49, um nicht davon zu reden, wie Cäſar, Auguſtus, Louis Philipp zur Herrſchaft gelangten.

Was iſt denn Ehre, von welcher die vornehme Welt bis zum Unterlieutenant herab ſo viel Redens macht? Giebt es in ihr keine Giftmiſcher, Betrüger, Wechſelfälſcher, Schwindler u. ſ. w.? Beſchuldigt doch der ſpaniſche Miniſter die entthronte Dynaſtie des Diebſtahls! Alſo was iſt Ehre, was iſt Ehrgefühl! Jedenfalls eine ſehr heilſame Erregung des Gewiſſens, welches den Menſchen abhält vom Böſen und zum Guten antreibt. Das Ehrgefühl wird erregt von Vorſtellungen, welche das Streben erwecken, ſich bei Mitmenſchen einen guten Namen, Achtung, Wohlwollen und Vertrauen zu erwerben und dieſes allgemeine Urtheil auch auf die Nachkommen übertragen zu laſſen.

Dem Menſchen ſoll ſeine Ehre am höchſten ſtehen, ſie iſt ſein ſittliches Ich; die gute Meinung der Mitmenſchen über ihn ſichert ſeine ſittliche Stellung in der Geſellſchaft, die Erfolge ſeiner Beſtrebungen. Ehre verloren, Alles verloren! ſagt das Sprichwort; man muß jeden Verbrecher und Sündigenden für unrettbar und unverbeſſerlich halten, wenn in ihm das Ehrgefühl erſtorben iſt. Dadurch wird das Ehrgefühl das wichtigſte E[illegible]r, ob-

ſchon es leider ſelten oder nur in dem ſchädlichen Maße des Ehrgeizes angewendet wird.

Leider ſind die Begriffe über die Ehre ſelbſt verſchieden, ja nur die wenigſten Menſchen wiſſen vorurtheilsfrei die wahre Ehre von der falſchen zu unterſcheiden, wogegen die Standesehre mit ihren ſinnlichen Vorſtellungen und verkehrten Urtheilen ganze Stände beherrſcht, daher eine Menge ſittlicher Verirrungen veranlaßt und das Gegentheil erzeugt, eine geringſchätzige Meinung über den Ehrſüchtigen. Wer lacht nicht über die Cavalierehre, die keine Schulden zahlen will, den Bürger gering ſchätzt, weil er arbeitet und ſparſam lebt, die Geld in ſinnloſen Zerſtreuungen vergeudet und dabei finanziell ſich ruinirt, die ihre beſonderen Umgangsformeln wie ein altindiſches Ceremoniell ſich erdacht hat und ſich endlich nicht ſchämt, an Bildung, Beſitz und Thatkraft dem verachteten Bürgerſtande weit nachzuſtehen! Wo man kenntnißreiche Leute braucht, wählt man Bürgerliche; aus altem Herkommen eignen ſich zu hohen Staatsämtern nur Hochadelige, was für die Völker ſelten Segen brachte.

Kaum führt eine Vorſtellungsreihe leichter zu falſchen Anſichten als die über Ehre. Um hierüber richtig zu urtheilen, muß man den höheren Zweck des Einzellebens, die Aufgabe der Geſellſchaft, den höchſten Begriff von Pflicht und Gewiſſen ſtreng berückſichtigen, wenn man nicht etwa eine Mode- oder Standesnarrheit für Ehre halten will. Man denke nur an die kindiſch-ſinnloſen Ehrenhändel der Studenten, deren ſich jeder verſtändige Menſch ſchämen muß, und die unter den Profeſſoren Vertheidiger finden. Dem Lieutenant gebietet ſeine Ehre, jeden Unbewaffneten, der ſich ein freies Urtheil über Militärangelegenheiten erlaubt, mit den Waffen anzugreifen, die er nur gegen den Feind gebrauchen ſoll. Er erhebt alſo ſeine perſönliche Angelegenheit zur Staatsangelegenheit, ſieht in ſich den bedrohten, beleidigten Staat, und darf einen Mord begehen, welchen Geſetz und Religion verbieten.

Aber das Heer ſteht ja über Geſetz und Religion; wenn letztere namentlich in den Staaten der Machthaber, die gern die Glaubenseiferer ſpielen und die Kirche ſchützen, beachtet und befolgt würde, ſo könnte man unmöglich ſo mit Menſchenleben ſpielen, wie es bei Paraden, Manövers und in Kriegen geſchieht.

Alſo was iſt Ehre? Der Handwerksburſche ſucht ſie darin, recht viel trinken und bei der Rauferei dreinſchlagen zu können, worüber ihn denn die Polizei eines Beſſern belehrt. Der Student erwirbt ſich Ehre, wenn er den Comment verſteht, oft auf der Menſur ſteht und ein flotter Corpsburſche iſt. Gelernt braucht er nichts zu haben, und die Schulden mag der Herr Papa zahlen. Wir könnten Stand für Stand vom raffinirten Gauner bis zum Hofmann hinauf muſtern, und würden finden, daß das, was ſich die Einzelnen unter Ehre vorſtellen, verkehrte Meinungen, Vorurtheile und Thorheiten ſind. Wie Mancher ward gegen ſeine Ueberzeugung Demokrat, um ſich populär zu machen, ging aus Eitelkeit unter die Rebellen, die ihm ein Ehrenamt anboten, wogegen Andre ihre Ehre für Hofgunſt verkauften, aus Furcht, ſich mißliebig zu machen, ihre Ueberzeugung verleugneten und eine andre erheuchelten, wenn ſie nur konnten zur Tafel geladen werden, vor Ordensſternen ſich verbeugen durften und einen gnädigen Blick erhaſchten.

Nun werden grade die Vorſtellungen über Ehre leicht zur Gefühls- und Gemüthsſache (Ehrtrieb, Ehrliebe), als Ehrſucht und Ehrgeiz gar zur Leidenſchaft, wodurch ſie viel Unheil anrichten können. Verbrannte doch Heroſtrat den Tempel von Epheſus aus Ehrſucht, begannen römiſche Conſuln und Volkstribunen Bürgerkriege aus Ehrgeiz. Selbſt Ehrliebe kann ausarten und zur Eitelkeit werden, welche gern ihre Vorzüge bemerklich macht, um geehrt zu werden. Oft beſtehen dieſe Vorzüge aber aus Schwächen, und macht das Vorzeigen der Auszeichnungen oder das Streben nach ihnen ſehr lächerlich. Hat Jemand etwas Tüchtiges geleiſtet,

ſich Verdienſte um ſeine Mitmenſchen erworben, ſo beſitzt er gewiß auch deren Achtung und wird von ihnen verehrt. Was nützt ihm alſo ein Orden? Wird er dadurch um ein Stäubchen mehr, beſſer, talentvoller? Gewiß nicht. Bekommt jeder einen Orden, der ihn verdient? Muß man ſich nicht bewerben und zahlen? Alſo was iſt ein Orden werth, der für Viele ein Gegenſtand der Eitelkeit und Ehrſucht iſt?

Nach welcher Seite hin man auch die Sache verfolgen mag, man findet, daß im Ehrgefühl eine gewaltige Triebkraft liegt, wie ſich dies namentlich im Kriege und im Heere zeigt, daß aber die Begriffe über Ehre ſelten vor der Vernunft und Moral Stich halten. Grade in dem falſchen Ehrgefühl erkennen wir eine der Hemmungen, welche die Menſchheit im ruhigen Entwickeln der höheren Ideen hindert, allerlei Verwirrungen anrichtet, auf ganz falſche Bahnen lockt und dem Egoismus das Schickſal von Generationen überläßt. Ehre bleibt rein perſönliche Meinung, Ehrgefühl ein unklarer Trieb. Hält es doch der Verbrecher für eine Ehre, hartnäckig zu leugnen, frech aufzutreten und die Strafe nicht zu fürchten! Ein tyranniſcher Fürſt und unwiſſender Miniſter hält es für Ehrenſache, dem allgemeinen Unwillen zu trotzen und ihn zu verachten. Kammerverhandlungen geben dazu Belege. Ehre und Ehrgefühl können daher nie Maßſtab und Trieb ſittlichen Handelns werden, weil ſie zu leicht in Kaſtengeiſt ausarten.

Das falſche Ehrgefühl erwächſt aus dem Egoismus der Eitelkeit, iſt eine ſittliche Schwäche und kann nur Schaden anrichten. Was man im gewöhnlichen Leben Ehrgefühl nennt, iſt nur Ausfluß der Eitelkeit, welche den Schein der Ehrliebe annimmt, um ſich und ihre Selbſtſucht zu verdecken. Die wahre Ehre beruht aber in dem ſittlichen Werthe des Menſchen, in ſeiner gewiſſenhaften Pflichterfüllung, in der Scheu vor dem eignen Gewiſſen und in der Achtung vor ſich ſelbſt. Der Mann von Ehre thut ſeine Pflicht, nicht um deshalb geehrt zu werden, ſondern um

ſich als gewiſſenhafter, vernünftiger Mann zu bewähren; er thut nichts gegen ſeine Ueberzeugung, gegen ſein Gewiſſen, folgt nicht den Vorurtheilen der Menge und Stände, haſcht nicht nach Popularität, thut nichts, deſſen er ſich vor ſeinem Gewiſſen und Erkennen ſchämen müßte, tritt tapfer für Recht und Wahrheit ein — kurz iſt ein ſittlich tüchtiger Menſch, der am Schluß ſeines Lebens von ſich ſagen kann: ich habe nicht umſonſt gelebt und wiſſentlich kein Unrecht begangen, meine Ueberzeugung nie verleugnet. Die wahre Ehre liegt in dem Lohn der Tugend und des guten Gewiſſens. Ein ſolcher Ehrenmann wird oft genug angefeindet, verfolgt, gering geſchätzt, aber um ſo höher achtet ihn die Nachwelt. Warum ehrt das deutſche Volk in nachhaltigſter Begeiſterung ſeinen Schiller und ſpricht nicht von den Hofleuten, die ihm als Bürgerlichen nicht geſtatteten, bei Hofe zu erſcheinen, weshalb ihm der Herzog ein Adelsdiplom erwirkte? Wer ſagt denn: von Schiller? Das „von" iſt längſt vergeſſen, es ehrt den Dichter nicht, es beleidigt den Bürgerſtand, dem man dadurch noch eine gründliche Geringſchätzung beweiſt, daß man adelige Verbrecher in den Bürgerſtand verſetzt. Sind dies nicht ſonderbare Entehrungen? Die größte Ehre kann nur dadurch erworben werden, uneigennützig dem Gemeinwohle zu dienen. Die Anerkennung findet ſich von ſelbſt. Moritz Arndt hat Leben und Gut gewagt, um Preußen retten zu helfen, und wurde endlich als Demagoge abgeſetzt und in Unterſuchung genommen. Trotzdem ehrt ihn das deutſche Volk und wird ihn in Ewigkeit ehren.

Man erſieht aus dem Geſagten, wie wichtig es für unſer Culturleben ſein wird, wenn von der Macht der öffentlichen Meinung die Vorurtheile des falſchen Ehrgefühls beſeitigt werden, denn dieſes zwingt wie ein harter Tyrann Einzelne und ganze Stände zu Handlungen, welche von Geſetz, Moral und dem ſittlichen Bewußtſein unſrer Zeit verurtheilt werden. [illegible] Ehrgefühl Ehrgeiz u. ſ. w. pſychologiſche Vorgänge ſind [illegible] ſie [illegible] auf

pſychologiſchem Wege heilen, indem man die falſchen Vorſtellungen von Ehre berichtigt und durch ſtrenge Geſetze der öffentlichen Meinung Nachdruck verſchafft. Können wir auf die Cultur unſres Jahrhunderts ſtolz ſein, wenn wir faſt täglich von Soldatenexceſſen leſen, welche an unbewaffneten Bürgern verübt werden, und gegen welche es in einem civiliſirten Staate keinen Rechtsſchutz giebt, ſo daß wir im Zuſtande des Fauſtrechts leben? Iſt es nicht Aufgabe der Univerſitätsprofeſſoren und Univerſitätsgerichte, den Opfern der Duellwuth endlich ein Ende zu machen! Gelten denn in unſrem Jahrhunderte noch Gottesgerichte, denn dies ſollen ja die Duelle ſein? Hat die Wiſſenſchaft ſo wenig ſittliche Kraft, daß ſie nicht vor Thorheiten und Verbrechen ſchützt? An den Univerſitäten ſcheint vieles faul zu ſein. So mag die öffentliche Meinung nicht müde werden, die Thorheiten vermeintlicher Standesehre ſo zu beurtheilen, wie ſie es verdient, wie dies namentlich in öſterreichiſchen Zeitungen geſchehen iſt. Schaffen wir uns die Anerkennung unſrer bürgerlichen Ehre, und dieſe beſteht in Arbeitſamkeit, Fortſchritt, Förderung gemeinnütziger und humaner Intereſſen. Vor dieſer Ehre ſoll ſich endlich die vorurtheilsvolle Standesehre beugen, denn es kann doch den höheren Ständen keine Ehre bringen, Vorurtheilen zu folgen, ſich von Vorurtheilen beherrſchen zu laſſen, die zuletzt gar darauf hinaus laufen, daß Arbeiten und bürgerliches Gewerbe nicht ehrenhaft ſind. Leichtſinniges Schuldenmachen, Verſchwenden, öffentlicher Dirnen wegen ſich zu duelliren — iſt dies der Vorzug der höheren Stände? Dann ſind ſie moraliſch vernichtet trotz der Lotterien, in denen ſie ihre verſchuldeten Beſitzungen auszuſpielen — vorgeben.

15. Der Wahrheitstrieb als Entwickelungsdrang.

Dem Menſchen iſt der Trieb zum Forſchen und Erkennen angeboren, er will die Wahrheit wiſſen, und die ganze Weltgeſchichte geht aus dem Suchen nach Wahrheit hervor. Dennoch frug der römiſche Hauptmann Chriſtus, welchen die Juden der Gotteslästerung und der Irrlehren beſchuldigten: Was iſt Wahrheit? So fragen heute noch denkende Menſchen, und müſſen antworten, den Inbegriff aller Wahrheit verehren wir als Gott; ſo viel wir alſo Wahrheit erkennen, um ſo viel nehmen wir Theil am Weſen Gottes. Aber ſiehe da, wir haben ſo viel Hinderniſſe im Erkennen zu überwinden, daß wir kaum wiſſen, ob wir Wahrheit uns angeeignet haben. Um die Dinge zu erkennen, bedürfen wir der Sinne; aber bekanntlich täuſchen ſie uns, ja ſind überhaupt nur fähig, einen engen Kreis von Wahrnehmungen aufzufaſſen. Mit Hilfe optiſcher, akuſtiſcher und chemiſcher Inſtrumente erkennen wir, daß ſinnliche Wahrnehmungen mangelhaft, einſeitig und irrthümlich ſind; wir bemerken nach langen Studien, wie unendlich eng der Kreis unſrer Erfahrungen iſt, und gelangen endlich nur durch muthmaßliche Erklärungsgründe (Hypotheſen) zu allgemeinen Anſichten, welche ſich bei fortgeſetzten Forſchungen als Einſeitigkeiten erweiſen. Wie gar Vieles von dem, was wir in der Jugend als ausgemachte Wahrheit lernten, müſſen wir als Jünglinge und Männer in die Rumpelkammer veralteter Vorurtheile, einſeitiger Behauptungen werfen, ſo daß wir, je mehr wir lernen, um ſo mehr einſehen, wie wenig wir wiſſen, wie einſeitig wir alſo urtheilen müſſen. Daher iſt es mittelalterliche Barbarei, Andre wegen abweichender Anſichten und Ueberzeugungen zu verfolgen, ſie gar des Lebens zu berauben. Leider zeigt gerade die Kirche beſondre Neigung, durch Gewalt ſich der Zweifler zu erwehren und in der unbeſchränkten Macht den Beweis für die Wahrheit der Glaubensbekenntniſſe zu ſuchen.

Wir nenne[illegible] [illegible]enige wal[illegible] Betreff deſſen unſer Denken

mit den Erfahrungen übereinſtimmt. Wenn der einzelne Menſch nach und nach ſein Denken entwickelt, ſich mehr Erfahrungen ſammelt, ſo wird er befähigter, vorgefaßte Meinungen und falſche Urtheile zu beſeitigen, um ſich der Wahrheit zu nähern. Ganzen Nationen ergeht es grade ſo und auch die Wiſſenſchaften entwickeln ſich auf dieſe Weiſe, weshalb ſich in ihnen ein ſtreng folgerichtiger Gang nachweiſen läßt als innerer Zuſammenhang, der keine Lücken und Sprünge duldet.

In jeder Wiſſenſchaft häuft ſich von Zeit zu Zeit ein Stoff von Erfahrungen, Unterſuchungen und Thatſachen an, welche die Wiſſenſchaft kraft ihres organiſchen Triebes zu einer allgemeinen Auffaſſung und Weltanſchauung zuſammenfaßt, um dieſe zum Ausgangspunkte weiterer Forſchungen zu machen. Wenn man die Maſſe des Wiſſens überſchaut, welche während einer Zeit angeſammelt wurde, ſo liegt es in der Menſchennatur, die Einzelnheiten zu verallgemeinern in einem Geſammturtheil. Weil aber gar Viele arbeiten an dieſer Aufgabe, ſo prüft man die Ergebniſſe der Forſchungen, die einander oft widerſprechen, bis ein kritiſches Talent das Allgemeine zu ſcheiden verſteht von perſönlichen Meinungen und die Summe des Additionsexempels hinſtellt als Errungenſchaft der bisherigen Arbeiten. Auf dieſe Weiſe entſtehen Weltanſchauungen, Zeitgeiſt, Grundſätze u. ſ. w., welche nun für ausgemachte Wahrheit gelten. Auf dieſen baut man weiter und entdeckt dabei, daß dieſes und jenes doch noch nicht erhaben iſt über jeden Zweifel, daß hier und da noch Lücken, wichtige Fragen noch nicht genügend beantwortet ſind.

Daher beginnt jede neue Periode mit der Kritik der vorhergehenden, deren Einſeitigkeiten ſie nachweiſt, alſo das beſchränkt und beſtreitet, was als ausgemachte Wahrheit galt. Es bleibt von dieſer Wahrheit nur ein Theil übrig, welchen man als unbeſtreitbare Wahrheit anerkennt und zur Grundlage weitere Forſchungen macht. Jeder Forſcher muß zunächſt das ſich aneignen.

was bereits geleistet ist. Indem er dies thut, findet er hier und da Lücken und Unklarheiten, sucht diese zu füllen und ergänzt dadurch die Ergebnisse der Wissenschaft. Es liegt also im Wesen der einzelnen Wissenschaften, daß sie bis in Einzelheiten hinein von Einzelnen erforscht, von Andern wieder alle diese Forschungen zu einem Gesammturtheile vereinigt werden, die Wissenschaft also nicht weiter kann, bevor nach allen Seiten hin ausreichender Stoff angesammelt ist und ein neuer Abschnitt der Wissenschaft beginnt, wie etwa Hebungen und Senkungen von Landstrichen, wie Geologen sich ausdrücken.

Jede Zeit hat ihre besonderen Hilfsmittel, durchgreifende Weltanschauungen, politische und gesellschaftliche Einflüsse und Vorurtheile, über welche die Wissenschaft ebenso wenig hinauskann wie die Erde über ihre Atmosphäre. Es giebt auch eine solche geistige Dunsthülle, die kein Genie überflügelt, nur hier und da durchbricht. Kann die Wissenschaft also nicht weiter, als bis alle schwebenden Fragen im Sinne der herrschenden Weltanschauung beantwortet sind, und greifen dabei die einzelnen Wissenschaftsgebiete beeinflussend in einander über, so läßt sich leicht begreifen, daß Wissenschaft, Wissen und allgemeine Bildung nur langsam und regelrecht vorwärts schreiten können. Was hilft es, wenn ein Genie mit seinen Gedanken Jahrhunderte vorauseilt; man versteht ihn nicht, denn die allgemeine Bildung kann wegen ihres langsamen Ganges so schnell nicht folgen. Erst jetzt fangen wir an, den Lessing, Herder u. s. w. zu verstehen. Der Knabe wird nicht mit einem Ruck Jüngling, sondern unmerklich.

Die Wissenschaft und das Wissen haben also ihre Gesetze, nach denen sie sich entwickeln, wie dies die moderne Literatur- und Culturgeschichte nachweist. Man darf die Geduld nicht verlieren, wenn es oft recht langsam geht, denn um so gründlicher wird mit der Vergangenheit aufgeräumt. Uebersieht man aber die großen Zeitabschnitte der Bildungsgesch[illegible]nd ihre [illegible]. die ebenso

unabänderlich wirken wie die Naturgeſetze, ſo erkennt man, wie ſchwankend der Begriff der Wahrheit wird. Jede Zeit meint, gewiſſe Fragen ein für allemal abgemacht zu haben, ſie ſchließt ab, wie etwa der Kaufmann ſeine Bilanz zieht, aber da tauchen neue unbekannte Erſcheinungen auf, wie der Kaufmann die Summe der alten Conti in die neuen überträgt, und ſo treibt der Forſchungseifer immer weiter ins Unabſehbare.

Was iſt denn nun Wahrheit? Jede Zeit ſummirt ihr Wiſſen im Zeitgeiſt als allgemeine Ueberzeugung, aber darüber hinaus geht der Trieb nach Erkenntniß der ewigen Wahrheit. Dem Menſchen bleibt nur das Streben, aber zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit kommt er nur, wenn er Gott wird, und dahin wird es der Vogt'ſche Affenmenſch vorläufig nicht bringen. Dieſes Ergebniß wirkt bitter, aber es iſt nun einmal ſo. Wozu uns mit Täuſchungen hinhalten und uns betrügen! Geſtehen wir unſre Ohnmacht ein! Die Ueberzeugung, daß es die Menſchheit mit jedem Jahrhundert weiter bringt, neue Wahrheiten entdeckt, Vorurtheile vernichtet, erweckt in uns den Trieb zu verſuchen, wie weit wir es bringen können, regt aber im Gemüth auch das Bedürfniß an, uns doch einen Abſchluß, ein Ziel zu denken. Dieſes Ziel kann das Wiſſen nicht erreichen, auch wenn wir uns die Menſchheit nach Jahrtauſenden ſehr vervollkommnet denken in Folge der Gehirnentwickelung und verbeſſerter Inſtrumente. Endlich wird doch eine Grenze eintreten, wo man ſagen muß. weiter geht es nicht. Teleſkop und Mikroſkop ſind kaum der Vervollkommnung fähig, die Spectranalyſe hilft zwar aus, aber Menſchengeiſt und Menſchenſinn haben ihre Schranken, ihr Maß und Ziel. Was war der Menſchengeiſt vor der Geburt und was wird er nach dem Zerfall des Körpers ſein? Darauf wird die Wiſſenſchaft nie antworten können. Sie zuckt mit der Schulter und ſchweigt.

Jedes Zeitbewußtſein (Zeitgeiſt) enthält die Wahrheit der Erkenntniß, aber nur für dieſe Zeit, die Nachwelt nennt das oft

Vorurtheil, was zur Zeit für unbeſtreitbare Wahrheit galt. Wie die Erdoberfläche in ſteter Bewegung und Veränderung auf- und abſchwankt, ſo auch die Weltgeſchichte, die eigentlich nur Culturgeſchichte ſein dürfte. Leben, Bewegung, Veränderung — dies ſind die großen Weltgeſetze. Erdtheile heben und ſenken ſich; Staaten, Wiſſenſchaften und Künſte folgen demſelben Geſetz. Daher beſitzt jede Zeit, jeder Zeitgeiſt ſein Recht, und muß man ihn gerecht beurtheilen; aber die ewige Wahrheit tritt nur in Bruchſtücken, Adern und Gängen zu Tage, und auch nur hier und da. Man ſoll daher alles menſchliche Schaffen in geſchichtlichem Sinne auffaſſen und würdigen, nicht aber in Rückſicht auf bevorzugte Familien.

Wenn der denkende Menſch erkennt, daß auf Erden Alles unvollkommen iſt, daß zwar ewige Geſetze auch die Geiſteswelt beherrſchen und die Menſchheit in einzelnen bevorzugten Völkern und Menſchen fortſchreitet, die große Maſſe aber in die engſten Grenzen des Wiſſens und Erkennens gebannt bleibt: da wird es Bedürfniß des bekümmerten Herzens, ſich ein Endziel zu denken. Am Strande der Unendlichkeit wirft der Glaube ſeinen Anker aus, um den Stürmen des Zweifelns und Forſchens zu trotzen. Wo das Wiſſen aufhört, da beginnt der Glaube, weshalb man auch Niemanden in ſeinem Glauben ſtören ſoll. Worauf keine Wiſſenſchaft antworten kann, das überliefert der Glaube dem Gemüth als troſtreiche Verſicherung und erhebt es zur beruhigenden Ueberzeugung. Er wird der Leuchtthurm, welcher im Dunkel der Nacht in der Finſterniß des Forſchens den rettenden Hafen dem geängſtigten Gemüthe anzeigt. Weil wir bei dem ungeheuren Schatz unſres Wiſſens doch nie recht wiſſen, was Wahrheit und was Irrthum iſt, ſo wird es ein Bedürfniß des Menſchenherzens, gewiſſe Wahrheiten unbedingt als geltende und unantaſtbare anzunehmen, um ſich zu beruhigen. Wenn dieſe Glaubenswahrheiten mit ſeinen Erfahrungen übereinſtimmen, ſo fühlt es ſich befriedigt. Die ſittlichen Wahrheiten, Sittengeſetz, Recht, Pflicht und Gewiſſen ſind ſolche Glaubensbe-

dürfniſſe für die Volksmaſſe, ſie ſoll man kräftigen, pflegen und entwickeln. Weitere Fragen über Unſterblichkeit, Himmel, Auferſtehung, Wiederſehn, Weltgericht u. ſ. w. überlaſſe man der perſönlichen Ueberzeugung. Streiten läßt ſich darüber nicht, weil uns alle Erfahrung fehlt. Man glaubt es oder glaubt es nicht.

16. Rechtsgefühl und Fortſchritt.

Jeder Menſch verlangt ſein Recht, aber nicht alle wollen ihre Pflicht thun, in deren Erfüllung doch ihr Recht beſteht. Wir verabſcheuen aus Gewohnheit die Sclaverei, wenn aber ein ſiegreicher König die Unterthanen des „angeſtammten" Herrſchers für ſeine Unterthanen erklärt und ſie wie eine Heerde Vieh in ſeinen Schafſtall treibt, ſo fragt man: Iſt dies kein Menſchenhandel? Was iſt denn Völkerrecht? Bleiben die Unterthanen treu nach Eid und Pflicht ihrem angeſtammten Herrſcherhauſe, ſo beſtraft man ſie als Rebellen und Hochverräther. Friedrich Wilhelm III. trat 1808 ſeine Unterthanen an Napoleon ab und 1813 forderte er ſie auf gegen ihren Herrſcher die Waffen zu ergreifen. Bald darauf wurden Arndt, Jahn u. A. vor die Inquiſition der Demagogenriecher geladen, weil ſie glaubten, es ſei mit der verſprochenen Reichsconſtitution ernſt gemeint. Hat ein Sieger das Recht, die Beſiegten zu ſeinen Unterthanen zu machen, wie wenn er eine Heerde Vieh erbeutet hätte? Nach welchem menſchlichen und göttlichen Geſetz hat ein Sieger das Recht, wenn er ein Heer beſiegt hat, das ganze Land für ſein Eigenthum zu erklären?

Es giebt kaum eine Frage, über welche die Meinungen ſo ſehr verſchieden ſind wie die, was Recht iſt. Man zählt viele Rechte, Staatsrecht, Völkerrecht, — um welches man die Völker nicht fragt — hiſtoriſches Recht, neben welchem man das Recht der Gegenwart nicht achtet, wie wenn es unhiſtoriſch ſei. Das wahre Recht ſoll der Ausdruck der ſittlichen Vorſtellungen ſein,

welche in einem Staate die allgemein anerkannten sind. Durch erkaufte oder eingeschüchterte Kammern kann man die öffentliche Meinung fälschen und den Vortheil einzelner Stände für allgemeines Recht ausgeben, wie es der König-Bankier Ludwig Philipp that, bis man ihn davon jagte. Gefeierte Staatsmänner sagen offen: Gewalt geht vor Recht und erklären damit dem Recht den Krieg. In gewissem Sinne haben sie nicht Unrecht, weil man bestehende Unrechte oft mit Gewalt beseitigen muß, um dem allgemeinen Willen sein Recht zu verschaffen. Eine Einheit Deutschlands ist unmöglich, so lange Duodezfürsten Souveraine spielen wollen und sich Königstitel erwarben, weil sie gegen Kaiser und Reich Krieg führten. Alles Neue muß das bestehende Alte gewaltsam verdrängen, wenn es selbst gedeihen will. Freilich hat der Stärkere nicht immer Recht und ist das Neue deshalb noch nicht das Bessere.

Die Rechtsbegriffe hängen von dem Bildungsgrade der Völker ab; je höher dieser steht, um so feiner, durchgreifender und bestimmter werden die Rechtsbestimmungen; je vielfacher die gesellschaftlichen und geschäftlichen Verhältnisse werden, um so reichhaltiger müssen die Rechtsbestimmungen sich gestalten, so daß sie ein besondres Studium verlangen. Das Recht besteht in dem Urtheil, welches den Werth, die Verpflichtungen und Vortheile der Menschen sammt ihren Gütern zu einander abschätzt, bleibt also etwas Wandelbares, weil diese Verhältnisse dem Wechsel unterworfen sind. Im Großhirn bilden sich diese Rechtsvorstellungen aus je nach der allgemeinen Bildung; werden sie so stark, daß sie nach dem Kleinhirn zurückwirken, so werden sie zum Rechtsgefühl, welches die Denk- und Handlungsweise instinctiv leitet und leicht zur Gemüthsbewegung wird. Jeder civilisirte Staat muß dahin streben, daß das Rechtsbewußtsein zum Rechtsgefühl werde, welches im praktischen Leben als gesetzlicher Sinn wohlthätig wirkt. Wird das Rechtsgefühl verletzt, so kann es bis zur Leidenschaft anwach-

sen, indem sich Rechtsvorstellungen sofort in heftige Triebe umwandeln, die zur Revolution oder gewaltsamen Reaction anwachsen. Wie in jeder Leidenschaft, so sind Parteien und Einzelne mehr oder minder unzurechnungsfähig in der Revolution, weil das Gemüth über den Verstand siegt. Daher wird es so gefährlich, wenn Regierungen oder Parteien das Rechtsgefühl tief verletzen und ins Gemüth der Massen gewaltsam eingreifen. Dann verlieren verständige Rathgeber allen Einfluß, die Leidenschaft wächst, bis sie nach dem gewaltigen Kraftverbrauch ermattet und zur Ohnmacht herabsinkt.

Man irrt sich, wenn man Revolution für gleichbedeutend hält mit Fortschritt, dieser verlangt tiefere Erkenntniß, ruhiges Prüfen, vorsichtiges Umgestalten, seine Kraft liegt in der Verbreitung von übereinstimmenden Gedanken, deren Drucke auch die stärkste Regierung nachgeben muß. Nicht jede Neuerung ist ein Fortschritt, dieser gestaltet vielmehr organisch die Verhältnisse um, daß sie den Rechtsanschauungen entsprechen, deren Verwirklichung werden. Ein Volk kann nur dann fortschreiten, wenn es in der Cultur weiter kommt, das allgemeine Wissen, die Weltauffassung der Gegenwart, also die Errungenschaft der bisherigen Arbeit zum Gemeingut des allgemeinen Bewußtseins macht. Bleiben Völker hierin zurück, so werden sie von andern überholt. Cultur können aber nur große Völker erzeugen, denn dazu gehören Talente und Genies. Diese erscheinen aber selten, müssen bei der Masse des Wissens und der Kunst vielseitige sein, daher besitzen nur große Völker einen solchen Vorrath an fördernden Talenten der einzelnen Thätigkeitsrichtungen, um ein gleichmäßiges Fortrücken auf der ganzen Linie zu ermöglichen. Ein kleineres Volk kann auf dem und jenem Gebiet des geistigen Schaffens sich auszeichnen, aber die Cultur verlangt die Vereinigung aller einzelnen Bestrebungen zu einer Gesammt-Weltanschauung, zu einem treibenden Grundgedanken, der in einer Menge von Nebenrichtungen sich ver-

wirklicht. Wie in jeder Gesellschaft das Talent sich geltend macht und die Führung erhält, auch wenn es nicht darnach strebt, so übernehmen auch bevorzugte große Völker die Führung der Menschheit, übernehmen diese Arbeit entweder gemeinsam oder lösen sich in gewisser Reihenfolge ab. Alle diese Wandelungen folgen den Naturgesetzen der geistigen Entwickelungen, die bei dem einzelnen Menschen dieselbe Wirkung hervorbringen wie bei großen Völkern und großen Zeitperioden. Das Recht verlangt also eine stete Umgestaltung des Bestehenden in Besseres, Angemesseneres und Zweckentsprechendes, weshalb sein Wesen im Fortentwickeln liegt. Sobald es zu historischem Recht versteinert, wird es Unrecht.

---

17. Das Wahre, Gute und Schöne als angeborene Triebe der Selbsterhaltung.

Die Urmenschen waren Menschenfresser und wilde Thiere; wir haben Bibliotheken, Kunstsammlungen, Spitäler, Findel- und Irrenhäuser, schießen zwar im Kriege unschuldige Menschen zu Krüppeln, schicken aber sogleich den Arzt hinterher, damit er das zerschmetterte Bein durch Abschneiden heilt. Es muß also doch in der Menschennatur etwas Besondres liegen. Gorilla, Chimpanse u. s. w. sind älter als die Menschheit, und doch ist noch kein Affe ein Professor geworden, hat Bücher geschrieben über Thierstaaten u. dgl., weil so etwas nicht in seiner Natur liegt.

Jedem Menschen wird dagegen das Streben nach Erkenntniß und Wahrheit angeboren. Das Kind zerstört Puppe und Spielzeug, weil es wissen will, was dahinter steckt. Der Erhaltungstrieb bringt das Thier instinctiv dahin, mit der Außenwelt sich in ein Verhältniß zu setzen, daß es bestehen kann. Der Mensch als ein denkendes Thier will nicht blos seinen Leib erhalten, sondern auch Gedankenwelt, muß also dafür sorgen, daß diese sich mit de:

lichen Welt in Uebereinſtimmung befinde, d. h., daß er die Welt ſo beurtheilt, wie ſie wirklich iſt. Dieſe Uebereinſtimmung nennen wir Wahrheit. Weil wir aber von der Natur und dem Weltganzen wenig wiſſen, ſo können wir die volle Wahrheit nicht erforſchen. Außerdem hat jeder Menſch einen engen Kreis ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrungen, hat ſein Denken in mehr oder minder beſchränktem Umfange entwickelt, weshalb er mit der Wahrheit bald fertig wird, indem er entweder die Thatſachen nach überlieferten Meinungen beurtheilt oder ſich die Welt ſo zurecht macht, wie er ſie haben will. In dieſer pſychologiſchen Thatſache liegt der Grund ſo vieler Meinungsverſchiedenheiten, da es ja auf den engen oder weiten Horizont des Wiſſens und der Erfahrungen ankommt, aus denen man ſich allgemeine Urtheile (Anſichten, Meinungen) bildet. Jeder meint, das Wahre erkannt zu haben, und hat von ſeinem Standpunkte aus Recht, weil ſeine Perſpective eine rein perſönliche war. Glaubensfreiheit und Denkfreiheit iſt ein Naturgeſetz, deſſen Anerkennung man leider erſt nach dreißigjährigem Kriege erzwang, und welches heute noch nicht überall ungefährdet ſich entwickeln darf. Wahrheit iſt das Ziel der Menſchheit, dem ſie ſich ſchrittweiſe nähert, aber ſie bleibt Bedürfniß der Menſchennatur.

Das Streben nach Erkenntniß ſtammt aus dem Erhaltungstriebe; denn da der Menſch der Außendinge zu ſeinem Daſein bedarf, da ſie ihn vielfach beeinfluſſen, ſo muß er dieſelben kennen lernen, um ſich ihrer zweckmäßig zu bedienen oder ſich vor ihnen zu ſichern. Je mehr Dinge er um ſich hat und ſie benutzt, um ſo vielgeſtaltiger werden ſeine Beobachtungen, um ſo umfaſſender entwickeln ſich ſeine Urtheile zu allgemeinen Anſichten, in welche er die Vielheit der Dinge zuſammenfaßt. Bald empfindet er, wie angenehm es iſt, viel zu wiſſen, wie nützlich, ſtets richtig zu urtheilen, und dieſe Gemüthserregung der Freude wirkt nun ſo mächtig, daß aus dem Beobachten ein Forſchen wird. Je tiefer er in das Weſen der Dinge, ihren Zuſammenhang und ihre Beziehung zum Men-

ſchen eindringt, um ſo mehr wird ſein Gemüth befriedigt, wächſt ſeine geiſtige Kraft, wird ihm die Gemüthsbefriedigung zur Hauptſache, und er forſcht nicht mehr grade des Nutzens wegen, ſondern der Wahrheit wegen, weil er bei ſeinem entwickelten Denken erkannte, es ſei die wahre Aufgabe des Menſchengeiſtes, die Wahrheit als das Bleibende, Ewige zu erkennen, das zu begreifen, was ihm der Glaube als unmittelbare Wahrheit überliefert. Zu ſolchen Fortſchritten gehört freilich ein Zeitraum von Jahrtauſenden. Noch heute lernt die Mehrzahl des Nutzens wegen, nicht aus alleinigem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit. Staat und Kirche feinden ſolches Streben geradezu an, weil ſie gewiſſe Wahrheiten für gefährlich halten, da ſie zu Neuerungen führen und den Glauben beunruhigen, indem ſie deſſen Widerſprüche aufdecken. Auch die Thiere müſſen nach Erkenntniß der Dinge ſtreben, um ſich Nahrung zu verſchaffen oder ſich gegen Gefahren zu ſchützen, aber ſie bringen es nicht über dieſen inſtinctiven Trieb; nur am Pudel, Pferd und Singvogel bemerkt man, daß ſie am Lernen Gefallen finden; aber ſie produciren nichts. Mithin bleibt das Streben nach Wahrheit Vorzug des Menſchen; ohne dieſen angeborenen Trieb beſäßen wir weder Bildung, noch Cultur, weder Induſtrie, noch Wiſſenſchaft. Es mögen ſich durch die fortgeſetzte Uebung im Nachdenken die Hirntheile mehr entwickelt, und dieſe Stärke mag ſich auf die Nachkommen vererbt haben, aber dennoch giebt es noch Völker genug, und ganze Stände in Culturſtaaten, wo man Wahrheit nur ſich aneignet, um ſich Brod und Amt zu verſchaffen, ſich gegen Concurrenz zu behaupten und grade ſo viel lernt, als man praktiſch anwenden kann. Wie viele Geiſtliche und Lehrer lernen nur des Brodes wegen; haben ſie dieſes, ſo hat es mit dem Forſchen nach Wahrheit ein Ende. Junge Naturforſcher unternehmen Unterſuchungen, machen Reiſen, — um Profeſſor zu werden. Sei man doch ehrlich! Nur Wenige ſuchen nach Wahrheit wegen und fallen dabei wohl gar dem Staats-

Hänze. Grade dieſe Wenigen, zu denen man Vogt, Moleſchot Uhlich, Wislicenus u. A. rechnen muß, beweiſen um ſo glänzende die Freiheit des Willens und den Wahrheitstrieb des Menſchen.

Der Wahrheitsforſcher bewegt ſich im Kreiſe theoretiſcher Erkenntniſſe, der Begriffe, Ideen u. ſ. w., welche er unterſucht und ihrem Denkgehalte nach ordnet in ein Syſtem der Erkenntniß welches man Logik und Metaphyſik nennt. Dabei iſt er nicht ſicher, daß er Begriffe einſeitig entwickelt, daher zu falſchen Folgerungen gelangt und endlich Irrthum für Wahrheit hält.

Es ſteht aber der Menſch auch mit ſeinen Mitmenſchen in vielfachen Verhältniſſen, denen er durch Sitte und Geſetz eine beſtimmte Ordnung giebt, um einen geſicherten Rechtszuſtand herzuſtellen. Sein Wohlbefinden, die Sicherheit ſeines Eigenthums und ſeiner Perſon, ſeine Stellung in der Geſellſchaft verlangen Rechtsſchutz, deſſen Uranfang alſo wieder im Selbſterhaltungstriebe liegt. Jene Wahrheit aber, welche in dem Urtheil des Geſetzes und Rechtes liegt, in denſelben als Erkenntniß ausgeſprochen iſt, nennen wir das Gute. Daher ſteht die Entwickelung des Rechts im engſten Verhältniß mit der Erkenntniß der Wahrheit im Allgemeinen, denn das Recht ſoll nur die Anwendung der Wahrheit auf menſchliche Verhältniſſe ſein. Die Religion lehrt dieſe angewandte Wahrheit als Sittenlehre, die Rechtswiſſenſchaft als Pflicht und Geſetz; der Staat als Verfaſſung, die Denkforſchung als das allgemein giltige Gute. Der Inhalt bleibt die Wahrheit, den Antrieb dazu giebt der Selbſterhaltungstrieb. Verſuche zu einer Rechtsordnung finden wir in Thierſtaaten, in den unter Führer geſtellten Wanderungen, in der Stellung des Männchens als Schützers und Herrn der Familie. Das Recht aber als ſolches hat nur der Menſch entwickelt, obſchon er in den Urzeiten ganz auf thieriſcher Stufe der Gewalt des Stärkeren ſtand; nach und nach ſchützte man den Schwächeren durch das Recht, welches anfangs nur für die Herrſcher, Kaſten oder für Stände galt, und heute

noch iſt das Recht nicht für Jeden ein Schutz. Die Arbeiter erwarten einen angemeſſenen Schutz der Arbeit gegen ausbeutende Arbeitgeber und dividendenhungrige Actionäre; Zolltarife, Handelsverträge u. ſ. w. beſtreben ſich, gegen gewiſſenloſe Concurrenz einen Rechtsſchutz zu ſchaffen; das internationale Kriegsrecht ſoll unſchuldige Landesbewohner gegen die Gewalt eindringender Heere ſchützen, aber im Frieden iſt der Bürger noch nicht geſchützt gegen eine übermüthige Soldateska und der militäriſchen Ehre fallen wöchentlich Opfer. Im Kriege treten ſogar die Gebote Gottes außer Kraft. So verworren ſind in mancher Beziehung unſre Rechtsbegriffe, obſchon wir doch eine Cultur von 6—20000 Jahren hinter uns haben; wie mag es alſo in noch älteren Zeiten geweſen ſein! Dennoch bleibt es ein ächt menſchliches Streben, das Gute zu erforſchen, es zu lieben, zu ſchützen, und zur Pflicht zu machen!

Hat der Menſch ſich Erkenntniſſe erworben, ſo verwandelt er dieſelben in Begriffe und bei weiterem Forſchen vertieft er ſich immer mehr in dieſe abſtracte Welt, ſo daß die Mehrzahl der Menſchen jenen Forſchern nicht mehr folgen kann. Da aber alles Denken von der Sinnlichkeit ausgeht, ſo kehrt der Menſch gern zu dieſer Erkenntnißform zurück, weil ſie ſein Gemüth ergreift und befriedigt. Es iſt ihm Bedürfniß, tiefe Wahrheiten ſich in ſinnlicher Form zu vergegenwärtigen, allgemeine Wahrheiten an einem beſonderen Falle nachzuweiſen und dadurch faßlich zu machen, wie es ja in der Schule und auf der Kanzel geſchieht. Sichert ihm ſein Recht ein gewiſſes Behagen, ſo entſteht das Bedürfniß, dieſes Behagen im Gemüth recht tief zu empfinden, und damit erwacht der Trieb zur Kunſt. Wahrheit und Recht, in ſinnlicher entſprechender Form ſo dargeſtellt, daß ſie unmittelbar auf das Gemüth wirken, daß das Innerliche als Aeußerlichkeit, das Gefühl als Geſtalt, Thatſache u. ſ. w. hervortritt, nennen wir Kunſtſchönheit, mit welcher der Kreislauf der Vorſtellungen abgeſchloſſen wird, indem ſich das innere Anſchauen der Wahrheit in einer ſinn-

lichen Gestalt der Wahrnehmung darbietet. Das Schöne liegt also auch im Menschengeiste als Wohlbehagenstrieb. Da aber das Wohlbehagen eine gewisse Cultur voraussetzt, da Wahrheiten und Rechtsbegriffe bereits vorhanden sein müssen, so erwacht die Kunst später und entwickelt sich dann als Abspiegelung der Weltanschauung, der allgemeinen Denk- und Empfindungsweise eigenthümlich je nach Zeiten und Völkern, so daß sie ein Geschichtsstudium wird, eigentlich aber in die Seelenlehre gehört.

Das Wahre, Gute und Schöne sind also nicht zufällige Erscheinungen, sondern nothwendige Schöpfungen des sich entwickelnden Menschengeistes, weshalb sie sehr vielgestaltig und vielartig sein können. Denker, Gesetzgeber und Künstler muß man zu den Zierden der Menschheit rechnen, sie wandeln auf deren Sonnenhöhe, zu welcher wir gern emporblicken, um unser Gemüth zu erheben im Kampfe gegen die Kleinlichkeiten des Alltagslebens, auf welche jedes Volk stolz ist und in ihnen die wahren Propheten und Gottgesandten verehrt. Der Cultus des Genius ist für unsre Zeit bezeichnend, die an der Gottgefälligkeit eines David, Abraham u. s. w. zweifelt, aber um so inniger an Humboldt, Kant, Schiller, Pestalozzi u. s. w. glaubt.

18. Nachahmungstrieb, Entwickelung und Fortschritt.

Der uns angeborene Nachahmungstrieb spielt in der Geschichte der Menschheit eine wichtige Rolle. Er herrscht nicht nur als Mode, sondern wird der Anstoß zur Entwickelung. Was Kinder sehen, ahmen sie nach, was sie hören, sprechen sie nach, dadurch üben sie ihre Sinnesorgane und lernen ihre Muskeln willkürlich gebrauchen. In der Schule werden Lesen und Schreiben als Nachahmung beigebracht, wie jedes Lernen das Nachahmen (Nachdenken) von etwas Vorgedachtem ist. Liest man etwas und nimmt

das Geleſene in ſich auf, ſo ahmt man die vorgelegte Vorſtellungsreihe nach, um ſie zum Eigenthum zu machen. Eine Menge von Handlungen begehen wir aus reiner Nachahmung, weil es Andre ſo machen, wie denn unſre Sitten und Gewohnheiten durch Nachahmung ſich erhalten und bei häufiger Wiederholung den Denkformen eine unabänderliche Form, den Muskelbewegungen dieſelbe Geſammtbewegung verleihen.

Indem wir alſo von unſrer Natur zur Nachahmung getrieben werden, nehmen wir dadurch Fremdes, meiſt auch Beſſeres in uns auf, werden inhaltsreicher und vielſeitiger, ſind gegen das erſtarrende Stehenbleiben geſichert, dagegen zum Fortſchreiten, zu Neuerungen aufgelegt, und dadurch entwickeln wir uns. Ahmt man mechaniſch nach, ſo kommt man ſelten auf neue Gedanken; aber oft mißlingt die Nachahmung und ſo entſteht Neues. Ahmt man denkend nach, ſucht nach Urſache und Folge, ſo findet man Mängel, Einſeitigkeiten, Unzweckmäßiges, verbeſſert alſo und erfindet Neues. Die meiſten Erfindungen verdanken wir ſolchen denkenden Nachahmungsverſuchen, welche auf ganz neue Gedanken, Auffaſſungen und Dinge führten. Jede Erfindung iſt die Entwickelung eines bereits vorhandenen Gedankens, den man von Einſeitigkeiten befreit und ihn dadurch vervollkommnet.

Wie der einzelne Menſch geneigt iſt Neues und Fremdes in ſich aufzunehmen, wenn er von deſſen Beſitz einen Genuß oder Vorzug erwartet, ſo ergeht es ganzen Völkern und mit ihnen der Menſchheit. Die Geſchichte des hohen Alterthums bis zur Gegenwart herab erzählt uns, daß es materielle Dinge waren, derentwegen Völker in Verkehr traten und dann von einander lernten. Verkehrſtraßen entſtanden da, wo man ſich Tauſchgegenſtände anbieten konnte. In Folge des Verkehrs tauſchte man Urtheile, Anſichten, Glauben, Gewohnheiten u. ſ. w. aus, ſtudirte dann die Sprachen, erſchloß ſich deren Gedanke[illegible]ätze, eignete ſich Brauchbares an, und bei lange dauernde[illegible]ndung [illegible]te ſich eine

Gleichartigkeit der Denk- und Handlungsweiſe aus, wenn auch nur in engeren Kreiſen, oder das eine Volk gerieth in Abhängigkeit von dem ſtärkeren und klügeren. Die Thatſachen ſolcher verbeſſernden Nachahmungen — die erſte Erfindung iſt die ſchwerſte — erkennen wir in der Entwickelung der Bauſtile, Bildhauerideale, der Religionen und Sprachen, noch mehr in den Literaturen. Sind z. B. in Deutſchland der Reihe nach nicht alte und neue Literaturen nachgeahmt, je nachdem Thomſon, Addiſon, Swift, Scott, Bulwer, Taſſo, Boileau, Virgil u. ſ. w. Mode waren, und wie tief reichen die Einflüſſe nachahmungswerther Vorbilder in Göthe und Schiller hinein! Sind nemlich ſolche Nachahmungen anfangs nur rohe Copien, ſo werden ſie nach und nach immer freiere Nachbildungen anerkannter Vorbilder, bis dann, wenn die rechte Zeit da iſt, ein Genie mit Originalſchöpfungen auftritt, die Vorbilder nur als Studium benutzt und deren Einſeitigkeit aufhebt, um nun wieder Nachahmern als Muſter zu dienen. Auf dieſe Weiſe ſchreitet das einzelne Volk und die ganze Menſchheit fort, indem die große Menge ſich durch Nachahmung — ſelbſt religiöſer und politiſcher Anſichten vorwärts hilft, da Niemand zurückbleiben oder gegen das fehlen will, was Mode, Geſchmack, Sitte, allgemeine Meinung iſt.

Der Nachahmungstrieb iſt ein Bewegungstrieb, welchen auch die Thiere beſitzen, da ſie durch deſſen Hilfe gehen, fliegen, ſingen, ſich Nahrung ſuchen u. ſ. w. Dieſe Bewegungen werden auf Anregung von Vorſtellungsurtheilen vorgenommen, die wieder ihre Veranlaſſung in ſinnlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen haben. Es bildet ſich alſo ein Kreislauf von Wahrnehmung, Urtheil, Willensdrang und Handlung. Nur weil es ſo ſchwer iſt, etwas Neues zu ſchaffen, ſo beſchränkt ſich die Thätigkeit auf das Nachbilden von Vorhandenem, wie es ja die Handwerker u. ſ. w. machen. Sollte jeder Menſch erfinden, was er wiſſen und thun ſoll, ſo käme die Menſchheit nicht über den erſten Anfang hinaus. Weil

er aber Vorhandenes nachahmt, so kommt er vorwärts und bleibt in zeitgemäßer Strömung. Denn was bisher in seinem Fache durch Talente geleistet ist, das kann der Mittelmäßige wenigstens nachahmen und sich dadurch geistig aneignen. Die Nachahmung als Vorstellungsthätigkeit erzeugt eine gewisse Gleichmäßigkeit des Denkens, aus ihr geht der Corporationsgeist, der Stände- und Kastengeist, das Spießbürgerthum, der Zeitgeist hervor, weil gewisse Gehirntheile wegen der Dieselbigkeit ihrer Thätigkeitsrichtung sich organisch übereinstimmend ausbilden. Weil die Thiere nur gleichgeartete Mitgeschöpfe nachahmen, so kommen sie über einen engen Kreis der Ausbildung nicht hinaus, wogegen es dressirte Hunde, Pferde und Kanarienvögel weiter bringen. Ebenso bewegen sich die Gedanken entlegener Völker, Steppen- und Gebirgsbewohner in einem engen Horizont, weil sie zu wenig verschiedenartige Anregung zur Nachahmung haben. Mischvölker sind reicher an Talenten, weil jedes Volk irgend welche Talente besitzt und sie sich gegenseitig zu verschiedenartiger Nachahmung und Gedankenentwickelung anregen.

Es wäre Aufgabe der Culturgeschichte, deren Entwickelung auf einfache Naturgesetze zurückzuführen, die sich aus dem Einfluß der Thatsachen ableiten lassen. Denn aus ihnen erwachsen Verhältnisse, Ideen und Ideale, wie aus sinnlichen Nervenreizen Urtheile und Begriffe, weil jeder Stoff geistigen Inhalt birgt und entwickelt, jede materialistische Untersuchung nothwendig zu ideeller Weltanschauung führt.

Dritte Abtheilung.

Die Denkthätigkeiten und Gemüthserregungen als Reize für die Bewegungsorgane (Willen).

I. Der Wille als Reflexbewegung des Gemeingefühls.

Der Menſch ſteht in jeder Secunde unter dem Einfluſſe unendlich vieler, unberechenbarer Einflüſſe, die ihn zu ſeinen Handlungen beſtimmen, ſo daß man nie nachweiſen kann, wann er aus eigner freier Entſchließung eine That vollbrachte. Dem Criminalrichter macht es daher große Sorge zu ermeſſen, wie weit ein Verbrecher für ſeine That verantwortlich iſt. Wenn man daher die Strafgeſetze von Jahrzehnt zu Jahrzehnt milderte, wenn man Abſchaffung der Todesſtrafe beantragt, wenn man Verbrecher beſſer, d. h. als Irrende behandelt, ſie unterrichtet, ſie zu beſſern und an ehrliche Arbeit zu gewöhnen ſucht, ſo liegt dieſen humanen Beſtrebungen die richtige Einſicht zu Grunde, daß der Menſch ein Verbrechen begeht entweder in der Aufregung (Blutandrang) oder Leidenſchaft, oder daß falſche Urtheile ihn zu einer (verkehrten) That treiben. Kein Menſch will das Böſe, ſelbſt der Boshafte nicht, denn dieſer meint ſtets in ſeinem Rechte zu ſein, wenn er Rache nimmt für eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung.

A. Der Wille als Reflex des Gemeingefühls.

Zunächſt muß man ſich von dem Vorurtheil der Philoſophen losſagen, welche im Wollen, Denken und Fühlen beſondre Kräfte des Geiſtes verehren, oder den lebendigen, allgegenwärtigen Geiſt in dieſes Fachwerk hineinpreſſen. Wenn der Geiſt Kräfte beſitzt, ſo muß er aus irgend einem Stoff beſtehen, denn Stoffloſes kann nie eine Kraft äußern, weil dieſe ja die unbeſtreitbare Eigenſchaft

des bewegten und ruhenden Stoffes ist. Sonderbar klingt es daher, wenn solche Herren über den Materialismus schelten und dabei den rohesten Materialismus zum Gott machen, der auf einem Thron sitzt und Fußschemel braucht, der nach dem Untergange der Welt mit seinen Engeln im „Nichts" wohnt!

Den Willen erkennen und beurtheilen wir aus Handlungen, also aus Muskel- und Nervenbewegungen. Ein rein innerlicher Wille ist kein Wille, sondern eine Vorstellung, eine Ueberlegung. Aeußert sich der Wille in der Bewegung der Muskeln, so müssen diese einen Reiz empfangen haben. Dieser Reiz kann unmittelbar zur Handlung treiben, und dann nennen wir ihn Instinct, Trieb, Begierde; oder der Reiz gewinnt erst durch das Denken die Kraft, eine Handlung auszuführen, dies nennen wir freien Willen, weil er aus Ueberlegung, Entschluß, Grundsätzen, überhaupt aus unsrer Denkungsweise hervorgeht.

Vergegenwärtigen wir uns das Entstehen des Willens. In unserm Körper kreist ein steter Strom des Stoffwechsels, durch Nerven und Muskeln fluthen elektro-chemische Strömungen auf und nieder. Dadurch entsteht ein allgemeines körperliches Befinden, welches wir Gemeingefühl, Stimmung nennen, und woraus jenes Verhalten gegen äußere Eindrücke sich entwickelt, welches Temperament heißt. Außer diesem Gemeingefühl des Behagens oder Unbehagens, der heitern oder schlechten Stimmung sind wir einer wechselnden Menge von äußeren Reizen und Eindrücken ausgesetzt, welche auf unsre Sinne wirken und sie in verschiedenem Grade erregen. Natürlich dringen sie auch auf unser Gemeingefühl ein, indem sie dasselbe abändern, umstimmen, überhaupt beeinflussen. Aber jenes Gemeingefühl ist unser Ich, sei es auch in der dunkelsten Gestalt einer Stimmung. Denn sobald die Außenwelt auf uns einwirkt, fühlen wir diese Gewalt und empfinden dabei, daß wir etwas Andres sind. Wir unterscheiden unser Ich von der Außenwelt, empfinden dunkel ein Innen und Außen und aus

dieſem Gefühl des Gegenſatzes erwächſt das Urtheilen als Denken, aber auch das Wollen als Reaction des Ich gegen die Außenwelt. Wenn wir Sinnesreize als elektriſche Ströme aufzufaſſen haben, ſo müſſen Pole vorhanden ſein, durch welche Rückſtröme erzeugt werden, und von dieſen Polen liegt der eine, der je nach Befinden poſitiv oder negativ ſein kann, in dem erregten Gemeingefühl des Ich und in deſſen Verhalten gegen die äußeren Eindrücke. Das Ich wird ſich aufnehmend oder abwehrend verhalten, je nachdem die zugehenden Reize dem Gemeingefühl angenehm oder unangenehm ſind.

Die erſte Willensregung beſteht in einem Muskelreflex. Wird irgend ein Nerv gereizt, elektriſch geladen, ſo leitet zwar nur ein Nervenfaden dieſen Reiz weiter, aber in den Ganglien, wo Nervenarten ſich kreuzen, wird dieſer Strom entweder aufgehalten oder auf andre Nerven übergeleitet, und ſo entſtehen Muskelzuckungen durch erregte Bewegungsnerven des Bezirkes. Auf die Action folgt eine Reaction, auf den Reiz ein Widerſtand. Stechen wir uns in den Finger, ſo geht die Molecularbewegung bis zu einem Nervencentrum, dort ſpringt die Bewegung in eine rückläufige über, indem der Empfindungsnerv den Bewegungsnerven reizt, ſo daß wir im Nu den Finger zurückziehen, ehe wir kaum wiſſen, was geſchah.

Jedes Weſen iſt derart organiſirt, das ihm die Selbſterhaltung als höchſter Daſeinszweck möglich wird. Daher erzeugen alle äußeren Sinnesreize Muskelreflexe, durch welche das Leben ſich ſchützt, ohne daß ein klares Bewußtſein und ein beſonderer Wille einwirken. Selbſt die Pflanze zeigt in der Ausdehnung ihrer Wurzeln, in dem Suchen nach Licht, in der Acclimatiſation an den Boden ſolche Willensreflexe, wenn ich ſie ſo nennen darf. Im Schlafe, im Fieber, in der Trunkenheit werden Reflexbewegungen ausgeführt, welche wir für die embryoniſchen Anfänge des Willens halten müſſen. Wenn der ausgeſchnittene Froſchſchenkel zuckt,

sobald ein galvanischer Strom ib[illegible] gerathen. Dadurch Reflex einer physikalischen Wi[illegible] Zusammenziehung gereizt,

Je öfter sich solche [illegible], und nach und nach mag erfolgen sie nach dem [illegible]lsvorstellung oder der Gedächt- am meisten gebraucht[illegible] Fangarmen greifen muß, wenn Muskelgruppen ve[illegible] sie gemeinsam i[illegible]tigkeiten und Bedürfnisse erregen das Association ne[illegible] diesem entwickelt sich mit Hilfe der Erfah- bringen wir [illegible] und deren Reflexe der erste Willenstrieb. vollführen [illegible] daß Thiere, die man in andre Welttheile wußten [illegible] neue Lebensweise, an die Gegenwehr gegen [illegible] und klimatische Einflüsse gewöhnen, indem sie um [illegible] erkennen, wie sie sich zweckmäßig zu verhalten, welche die [illegible] und Sitten sie anzunehmen haben.

Soweit wir also die ersten Willensregungen verfolgen, wir kommen stets auf das Gemeingefühl zurück, von welchem der Wille als Reaction eines organischen Reflexes ausgeht. Da nun der sympathische Nerv und auch wohl der umherschweifende Nerv Erzeuger des Gemeingefühls sind, sie selbst mit den Bewegungs- nerven des Rückenmarks, des verlängerten Markes, der Sinnes- organe, des Herzens, der Lunge und Eingeweide in Wechselverkehr stehen, so läßt sich anatomisch erklären, wie Reizungen jener gang- lienreichen Nerven anregend auf Bewegungsnerven, Herz und Lunge wirken, wie Blutbeschaffenheit, Verdauungszustände u. s. w. den Willen beeinflussen.

---

2. Der Wille als Instinct (Reflex des Erhaltungstriebes).

Die Erklärung des Instinctes macht Naturforschern und Psycho- logen viel Noth, denn er ist ja nur eine verallgemeinerte, erhöhte Reflexthätigkeit des organischen Lebens, wobei schwer zu unter-

Trieb der Selbsterhaltung, als Gewohnheit
gewollte Handlung zu betrachten ist.

...bringt eine Menge von Handlungen, die er
..., noch sich Rechenschaft darüber geben kann, obschon
... waren, die man also Instinchandlungen nennen
... sie zur Selbsterhaltung nothwendig sind. Es scheint
...gen Fällen der ganze Organismus seine Kräfte, seine Erfah-
...ngen, Urtheile, sein Gedächtnißwissen im Nu auf einem Punkte
zu sammeln, auf eine That zu richten, um sich zu erhalten. Aus
Erfahrungen kann man die wenigsten Instinchandlungen erklären,
wohl aber aus einem wunderbaren Eingreifen des Gedächtnisses
und der in ihm aufgespeicherten Urtheile, welche im Nu die erfor-
derlichen Muskelreflexe anregen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Ertrinkende sich an jedem
festen Gegenstande anhalten, und sei es auch der Körper ihres
Erretters. Geht der Zimmermann auf dem Gerüst und dieses bricht
zusammen, so wird er sich im Fallen irgendwo anklammern; geht
Jemand im Walde spazieren und sieht plötzlich vor sich eine Gift-
schlange, auf welche er beim Weitergehn treten müßte, so springt
er zurück. Alle diese Handlungen haben die betreffenden Personen
nicht überlegt, auch konnten sie nicht aus Erfahrung handeln, weil sie nie
in ähnlicher Lage sich befanden. Sie handeln also instinctiv ebenso wie
der Spaziergänger, der in Gedanken vertieft dahinschreitet und bei einer
Pfütze einen größeren Schritt macht, ohne es zu wissen. Das Auge sagt
ihm, daß er bei seinem gewöhnlichen Schritt in die Pfütze treten
müsse. Ohne es recht zu wollen, steigert er nach dem Augenmaß,
auf welches er gar nicht achtete, seine Muskelkraft derart, daß er
die Pfütze überschreiten oder überspringen kann. Wenn einem auf
dem Wege ein plötzlicher Windstoß den Hut vom Kopfe wehen will,
so fährt im Nu die rechte Hand — nicht die linke — in die Höhe,
um den Hut zu halten. Spricht man mit Jemandem, der sich im

Strudel, in welchen noch kleinere Geſchöpfe gerathen. Dadurch werden die Greiffäden zur Reaction, zur Zuſammenziehung gereizt, bringen alſo die Beute an den Mund, und nach und nach mag in dem Thierchen die dunkle Gefühlsvorſtellung oder der Gedächtnißreflex erwachen, daß es mit den Fangarmen greifen muß, wenn es Nahrung begehrt.

Alle organiſchen Thätigkeiten und Bedürfniſſe erregen das Gemeingefühl und aus dieſem entwickelt ſich mit Hülfe der Erfahrung, des Gedächtniſſes und deren Reflexe der erſte Willenstrieb. Man hat beobachtet, daß Thiere, die man in andre Welttheile brachte, ſich bald an die neue Lebensweiſe, an die Gegenwehr gegen unbekannte Feinde und klimatiſche Einflüſſe gewöhnen, indem ſie durch Erfahrung erkennen, wie ſie ſich zweckmäßig zu verhalten, welche Gewohnheiten und Sitten ſie anzunehmen haben.

Soweit wir alſo die erſten Willensregungen verfolgen, wir kommen ſtets auf das Gemeingefühl zurück, von welchem der Wille als Reaction eines organiſchen Reflexes ausgeht. Da nun der ſympathiſche Nerv und auch wohl der umherſchweifende Nerv Erzeuger des Gemeingefühls ſind, ſie ſelbſt mit den Bewegungsnerven des Rückenmarks, des verlängerten Markes, der Sinnesorgane, des Herzens, der Lunge und Eingeweide in Wechſelverkehr ſtehen, ſo läßt ſich anatomiſch erklären, wie Reizungen jener ganglienreichen Nerven anregend auf Bewegungsnerven, Herz und Lunge wirken, wie Blutbeſchaffenheit, Verdauungszuſtände u. ſ. w. den Willen beeinfluſſen.

2. Der Wille als Inſtinct (Reflex des Erhaltungstriebes).

Die Erklärung des Inſtinctes macht Naturforſchern und Pſychologen viel Noth, denn er iſt ja nur eine verallgemeinerte, erhöhte Reflexthätigkeit des organiſchen Lebens, wobei ſchwer zu unter-

ſcheiden iſt, was als Trieb der Selbſterhaltung, als Gewohnheit und als überlegte und gewollte Handlung zu betrachten iſt.

Der Menſch vollbringt eine Menge von Handlungen, die er weder überlegt hat, noch ſich Rechenſchaft darüber geben kann, obſchon ſie zweckmäßig waren, die man alſo Inſtinchandlungen nennen kann, weil ſie zur Selbſterhaltung nothwendig ſind. Es ſcheint in ſolchen Fällen der ganze Organismus ſeine Kräfte, ſeine Erfahrungen, Urtheile, ſein Gedächtnißwiſſen im Nu auf einem Punkte zu ſammeln, auf eine That zu richten, um ſich zu erhalten. Aus Erfahrungen kann man die wenigſten Inſtinchandlungen erklären, wohl aber aus einem wunderbaren Eingreifen des Gedächtniſſes und der in ihm aufgeſpeicherten Urtheile, welche im Nu die erforderlichen Muskelreflexe anregen.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß Ertrinkende ſich an jedem feſten Gegenſtande anhalten, und ſei es auch der Körper ihres Erretters. Geht der Zimmermann auf dem Gerüſt und dieſes bricht zuſammen, ſo wird er ſich im Fallen irgendwo anklammern; geht Jemand im Walde ſpazieren und ſieht plötzlich vor ſich eine Giftſchlange, auf welche er beim Weitergehn treten müßte, ſo ſpringt er zurück. Alle dieſe Handlungen haben die betreffenden Perſonen nicht überlegt, auch konnten ſie nicht aus Erfahrung handeln, weil ſie nie in ähnlicher Lage ſich befanden. Sie handeln alſo inſtinctiv ebenſo wie der Spaziergänger, der in Gedanken vertieft dahinſchreitet und bei einer Pfütze einen größeren Schritt macht, ohne es zu wiſſen. Das Auge ſagt ihm, daß er bei ſeinem gewöhnlichen Schritt in die Pfütze treten müſſe. Ohne es recht zu wollen, ſteigert er nach dem Augenmaß, auf welches er gar nicht achtete, ſeine Muskelkraft derart, daß er die Pfütze überſchreiten oder überſpringen kann. Wenn einem auf dem Wege ein plötzlicher Windſtoß den Hut vom Kopfe wehen will, ſo fährt im Nu die rechte Hand — nicht die linke — in die Höhe, um den Hut zu halten. Spricht man mit Jemandem, der ſich im

Laufe des Geſprächs kränkender Redensarten bedient, ſo wird man ohne Weiteres in der Weiſe antworten, wie er es verdient. Sieht man einen Menſchen in Gefahr, ſo ſpringt man ihm ohne Weiteres bei. Wird ein Schwacher oder Unſchuldiger von rohen Stärkeren mißhandelt, ſo tritt man ohne weitere Ueberlegung für den unterdrückten Schwachen ein. Dieſe Gemüths- und Willensbewegung wirkt ſo übermächtig, daß man oft für den verdienten Strafbaren Mitleiden hat, weil er gerade der Schwächere iſt. Daher erbarmt man ſich der Kinder, Armen, Krüppel, Greiſe, der Thiere u. ſ. w. ſo leicht, weil ſie die Schwächeren, Ueberwältigten ſind. Oft bedauert man dieſes Mitleid, wenn man ſich näher erkundigt und der urtheilende Verſtand zu ſeinem Rechte kommt, aber im Augenblick beherrſcht das Gefühl den Willen. Dieſes Naturgefühl iſt eine Art Inſtinct, welcher gebietet, das zu thun, was dem augenblicklichen Gefühl, d. h. der Nervenſtimmung, entſpricht; denn in der That entladet ſich die elektriſche Ladung der Gemüths- oder allgemeinen Nervenſtimmung.

Sucht man ſich ſolche inſtinctive Handlungen zu erklären, ſo kommt man zu der Meinung, daß der Organismus kraft des ihm einwohnenden Gemeingefühls ſofort empfindet, wie er gegen äußere Eingriffe reagiren muß, um ſein Daſein zu erhalten. Natürlich erkennt der Organismus — die Seele — dies nicht in der Form von Reflexion und Nachdenken, ſondern empfindet es als Naturnothwendigkeit. Wenn man der kriechenden Raupe den Weg verſperrt, ſo ſucht ſie dieſes Hinderniß zu umgehen, ſetzt aber dann ihren Weg in der beabſichtigten Richtung fort. Was führt ſie dieſen Weg? Wir wiſſen es nicht, weil wir den Grad der Sinneswahrnehmungen nicht kennen, alſo nicht wiſſen, ob die Raupe nicht vermöge des Gemeingefühls empfindet (riecht), daß in dieſer oder jener Richtung Kräuter für ſie wachſen. Wir Menſchen ſind für ſolche Geruchsunterſchiede nicht organiſirt, weil wir derſelben zur Selbſterhaltung nicht bedürfen, aber die Raupe empfindet gewiß

anders und nimmt anders wahr. Wie ſollte ſie ſonſt den Weg vom abgefreſſenen Baume herab und zu dem friſchen Baume hinauf finden?

Denkt man über den Wandertrieb der Thiere nach, ſo kommt man auf dieſelbe Vermuthung. Der Vogel als Luftthier iſt vermöge ſeiner Organiſation gewiß viel empfänglicher für Temperaturunterſchiede als Land- und Waſſerthiere. Haut, Federn, Knochen, Lunge u. ſ. w. enthalten Luft, der Vogel ſchwimmt in der Luft, muß alſo leichter ſein; mithin muß er jeden Unterſchied der Luftſchwere empfinden, von welchem wir nichts bemerken, weil die Luft ſein Bewegungselement iſt. Verändert ſich die Lufttemperatur, ſo fühlt der Vogel ſich unbehaglich, weil ſein Lebenselement für ihn ein unbehagliches wird. Natürlich wendet er ſich der Lufttemperatur nach, die ihm zuſagt, d. h. er wandert. Rechnen wir hierzu noch das Nahrungsbedürfniß, ſo iſt es leicht zu begreifen, daß der Vogel in den Himmelsſtrichen nicht bleiben kann, wo ihm die Nahrung fehlt. Die Europäer, Chineſen, Jagdvölker machen es grade ſo. In Nordamerika unternehmen die Truthühner Wanderungen von Norden nach Süden, je nachdem die Baumfrüchte reifen, von denen ſie leben. Ameiſen und Bienen unternehmen Raubzüge, um ſich beſſer zu ernähren. Wie ſich unter den Menſchen Sitte und Gewohnheit fortpflanzen, ſo mag es auch in der Erinnerung der Thiere geſchehen, daß ſie aus dunkler Gefühlserinnerung wiſſen, ſie können ihr Daſein erhalten, wenn ſie auswandern.

Abgeſehn vom Nahrungstriebe empfindet der Zugvogel, daß er in einer erkalteten Lufttemperatur nicht exiſtiren kann, der Organismus treibt ihn nach der ihm zuſagenden Temperatur. Er zieht nach Süden. Je mehr er ſich dieſer Zone nähert, um ſo wohler wird ihm, und ſo wird er der warmen Luft entgegen ziehen, bis er empfindet, daß ſie ihm zu warm wird, worauf er ſich vor der Hitze zurückzieht, d. h. nach Norden auswandert. Kommt er ans Meer, ſo zieht ihn die warme Luft weiter, weil ihn die Kälte verfolgt. Sucht er beim Ueberfliegeu von Gebirgen die

niedrigsten Stellen, so liegt der Grund darin, daß er die wärmeren Luftströmungen vorzieht und aus Erfahrung weiß — die Anführer wissen es —, daß er am leichtesten über Gebirgssattel kommt. Solche Erfahrungen pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, wie die Völker bei ihren Wanderungen ja auch die leichtesten Wege an Flüssen oder Heerstraßen entlang wählten.

Instinct bleibt also ein Naturtrieb, der aus dem Gesammtorganismus als nothwendige Folge sich entwickelt. Wir können uns in den Thierorganismus nicht versetzen, um zu ermessen, wie gewaltig derselbe wirkt. Wohl nehmen wir wahr, wie unendlich fein empfindend gewisse Organe der Thiere sind, daß z. B. eine Biene das entfernte Rapsfeld riecht und sich auf stundenweitem Luftwege in ihren Stock zurück findet, daß sie Kameraden von andern Bienen unterscheidet; aber jedenfalls liegt dies in der Organisation ihrer Riech- und Empfindungsorgane für Temperaturunterschiede, welche menschliche Nerven nicht wahrnehmen.

Wenn Raupen sich verpuppen, Vögel Nester bauen, Spinnen Netze machen, so folgen sie gewiß nur einem Drange ihres organischen Lebens, welcher uns wunderbar erscheint, weil wir anders organisirt sind. Der Urmensch kannte keine Häuser, Hütten, Zelte, Kleider u. s. w., das hat er sich erst erfinden müssen, je mehr er sich entwickelte. Der Sperling baut sich auch je nach Oertlichkeit sein Nest ganz verschieden.

Wenn Thiere ihre Jungen säugen, ihre Eier ausbrüten, so ist dies nur Zwang ihrer Natur. Das milchgebende Thier empfindet das Bedürfniß, die Milch los zu werden, daher verschafft ihm das Saugen Erleichterung. Auch mag die Thiermutter empfinden, daß ihre Erzeugnisse ihr Eigenthum, ein Theil ihres Leibes sind. Also liebt sie die Jungen aus Egoismus; die Männchen dagegen wollen ihre Jungen verzehren, weil ihnen das Muttergefühl fehlt. Vielleicht regt sich auch in der Thierseele das Mitleid mit den unbeholfenen Geschöpfen oder die Macht der Gewohnheit, die Jun-

gen um sich zu sehen, deren sie dann vergessen, wenn diese sich selbst ernähren können und auswandern.

Noch Vieles ließe sich über den Instinct muthmaßen, aber da wir uns in das Leben der Thierseele nicht hinein versetzen können, so bleibt es uns räthselhaft. Doch sollen wir nicht vergessen, daß Alles, was in der Welt geschieht, seinen Grund hat, warum es so und nicht anders ist. Der Mensch macht von diesem Naturgesetz keine Ausnahme, wenn Geistliche auch das Gegentheil behaupten, obschon die Erfahrungen, die sie am eigenen Körper machen, sie von der Unwahrheit ihrer Behauptungen hinreichend überzeugen könnten. Aber sie meiden ja die Naturwissenschaft, weil sie „von Gott abführt." Da muß man diese Diener am Wort Gottes freilich ihren Vorurtheilen und der Unwissenheit überlassen.

Wenn man die Macht des Instincts als Selbsterhaltungstriebes festhält, der die besten Mittel zum Zwecke wählt, so kann man nur Muthmaßungen aussprechen. Wir wissen nicht, wie weit ererbte Erfahrungsurtheile und Gedächtniß einwirken. Naturforscher behaupten mit Recht, daß die Wanderungen der Thiere nur Gewohnheiten aus uralter Zeit sind, in denen die Thiere nach und nach dem sich abändernden Klima wichen, daß also Instinkthandlungen nur ererbte Gewohnheiten sind oder von Sorgen um Erhaltung des Daseins erzwungen werden. Wie dem auch sein mag; jedenfalls haben sie ihren Grund im Organismus, und darf man sie nicht für Wunder halten. Denn Wunder, d. h. Ausnahmsgesetze, giebt es in der Natur nicht; nur Minister brauchen dieselben, um widernatürliche Einrichtungen mit Gewalt aufrecht zu halten, Grammatiker führen Ausnahmen von ihren Regeln an zum Beweis, daß die Regeln falsch sind, und Theologen fordern den Glauben an Wunder, um ihre unnatürlichen Theorien aufrecht zu erhalten.

Wenn man also nach dem freien menschlichen Willen forscht, so muß man nicht nur Reflexbewegungen außer Rechnung lassen, sondern auch Instinkthandlungen, welche der Organismus von selbst

vollbringt, ja ohne welche wir kaum beſtehen könnten. Die Grenzlinie zu beſtimmen, wo der Inſtinct aufhört und der bewußte Wille anfängt, das kann die Wiſſenſchaft heute noch nicht verſuchen.

Inſtincthandlungen dürfen uns weder als Vorzug noch als Vergehen angerechnet werden, weil ſie ohne Abſicht erfolgen und in der Natur unſrer Organiſation liegen. Welches ſind denn nun ſolche Inſtincthandlungen? wird man fragen. Wohlan, führen wir einige an! Wenn das Talent trotz aller Schwierigkeit dem Berufe ſich zuwendet, für welchen es eben begabt iſt, ſo folgt es einem inſtinctiven Drange, und wenn Talent oder Genie neue Gedanken, Ideen und dgl. ausſprechen, überhaupt alles, was ſie Beſonderes leiſten, ſo ſtammt dies nicht aus einem bewußten Wollen, ſondern folgt aus dem Drange des Inſtincts, welcher das Wahre und Natürliche zu finden weiß. Wenn das Kind Alles nachahmt, was es bei Erwachſenen, Thieren oder Geſpielen bemerkt, ſo iſt dies der inſtinctive Trieb der Entwickelung. Aus demſelben Gefühle hält es ſich an das Geländer, an die Stuhllehne, wenn es aufrecht gehen lernt, bewegt es ſich auf Händen und Füßen, ſchleppt ſich auf den Händen fort, macht es ſich Wörter für ſeine Vorſtellungen.

Man kann behaupten, daß die Erfindung und Ausbildung der Sprache inſtinctive Handlungen ſind, wozu den Menſchen ſeine innere Natur treibt, da aus Ueberlegung nie eine Sprache geſchaffen wurde. Vielleicht muß man auch die ſinnliche Geſchlechtsliebe, die Liebe zu den Kindern und Eltern zu inſtinctiven Gefühlen rechnen, wenn man ihre Quelle nicht im Egoismus ſuchen will.

Der Menſch vollbringt demnach eine Menge von Handlungen als Muskelreflexe oder aus Inſtinct im Drange ſeiner inneren Natur, weshalb man ihm ſolche Handlungen weder zum Guten noch zum Schlechten anrechnen kann. Je tiefer er in der Bildung ſteht, je mehr ihn ſeine ſinnliche Natur beherrſcht, um ſo weniger bringt er es zum freien Willen, ſondern folgt dem dunklen Antriebe des Inſtinctes oder überläßt ſich Muskelreflexen. Derſelben be-

dient er ſich bei den meiſten täglichen Verrichtungen, bei den Gewerben, beim Gehen, Laufen, Springen, Tragen u. ſ. w., da er über das Warum ſolcher Bewegungen keine Antwort geben kann. Wenn er über einen Stein ſpringt, weiß er durch das Augenmaß, wie viel Kraft er anwenden muß, aber Gründe kann er nicht angeben; er ſchätzt inſtinctiv das Kraftaufgebot durch das Muskelgefühl. Ein Geſunder hat mehr Muth als der Kranke, legt daher bei ſeinen Abſchätzungen einen andern Maßſtab an, weil ſein Muskelgefühl in Folge kräftigen Blutumlaufes ein andres iſt als das des Kranken, der Blutverluſte erlitt.

3. Der Wille als Temperamentswirkung.

Wir ſind gewohnt, aus Bewegungen und Handlungen auf einen beabſichtigenden Willen zu ſchließen und urtheilen daher ſo oft falſch. Wer jemals die Gliederzuckungen eines Sterbenden beobachtet hat, wird ſich des unheimlichen Schauers erinnern, welcher ihn wie kaltes Waſſer überfloß, weil man meint, jene Zuckungen verurſachen große Schmerzen. Aber ſie machen ebenſo wenig Schmerz, wie das Gehen, Fechten, Gymnaſtik, weil ſie einfache Muskelbewegungen ſind. Wir ſchieben daher unſre falſche Muthmaßung der beobachteten Thatſache unter und machen uns Bekümmerniſſe um Dinge, die gar nicht vorhanden ſind. Auch vergeſſen wir ganz, daß ein Sterbender einem halb Ohnmächtigen gleicht, der nicht mehr recht hören und ſehen kann, nur noch ein dunkles Bewußtſein hat, alſo von den Schmerzen wenig empfindet, welche die Umſtehenden zu ſehen glauben. Am deutlichſten erkennt man dies bei ſterbenden Säuglingen, die da zucken, röcheln und ſtöhnen, davon aber nichts wiſſen und empfinden. Denn alle dieſe grauſigen Erſcheinungen ſind einfache Nerven- und Muskelreflexe, von denen einer den andern anregt, von denen aber der Sterbende

ebenſo wenig etwas weiß und ſelbſtbewußt empfindet als der Schlafende oder Trunkene, der ſich hin und her wendet, redet, geſticulirt u. ſ. w. Wir ſind nun einmal gewohnt, bei jeder Bewegung einen Willen, d. h. eine beabſichtigte Regelung der Muskelzuſammenziehung und Muskelſtreckung aufzufaſſen, und legen ſolchen Bewegungen eine Abſicht, eine perſönliche Beeinfluſſung unter, welche gar nicht vorhanden iſt. Sehen wir eine Raupe, einen Käfer ſich bewegen, hierhin und dorthin ſich wenden, ſo meinen wir, ſie bezwecken mit dieſen Bewegungen irgend etwas, und doch ſind ſolche Bewegungen im Grunde nur Muskelreflexe, die durch zufällige äußere Umſtände veranlaßt wurden. Unwillkürlich ſchieben wir unſre Auffaſſung dem Thiere unter, deſſen inneren Drang wir nicht kennen, und meinen dann Willensäußerungen zu ſehen. Wenn der aufgeſpießte Schmetterling ſich an der Nadel windet und krümmt, ſo halten wir dies für Aeußerungen ſeines Schmerzes; aber wir wiſſen nicht, ob der Schmetterling überhaupt das empfindet, was wir Schmerz nennen. Bei ſeinem unentwickelten Nervenſyſtem müſſen wir vielmehr vermuthen, daß ihm das Selbſtbewußtſein fehlt, mithin kann er gar keinen Schmerz fühlen. Seine Krümmungen verrathen nur das Beſtreben, ſich aus unbequemer Stellung zu entfernen, und wenn er zittert, ſo darf man dies nur für eine Reaction ſeines Nervenſyſtems halten. Ob ihm dies Schmerzen macht, davon wiſſen wir gar nichts. Im Feuer der Schlacht fühlt der begeiſterte (nervös aufgeregte) Soldat nicht, daß er verwundet iſt. Erſt nach einer Schlägerei empfinden die Getroffenen, daß ihnen hier und da etwas weh thut. Wird Jemand von Räubern plötzlich angegriffen, ſo wehrt er ſich und findet Vertheidigungsarten, ohne daß er ſich dies überlegt hat, vielmehr leitet ihn der Inſtinct durch zweckmäßige Reflexbewegung. Man könnte ſagen, das Nervenſyſtem denkt und handelt für ſich allein. Mithin bleibt es ſchwer zu entſcheiden, ob und in wie weit ein beſonderer Wille thätig eingriff. Fällt ein Stein vom Dache, ſo

duckt man unwillkürlich den Kopf nieder, auch wenn es zu spät ist, weil der Organismus (das Rückenmark) weiß, daß der Kopf dann zunächst der Gefahr ausgesetzt ist, wenn etwas von der Höhe herabfällt. Einen Unterschied bemerkt man dann nur bei Personen von verschiedenem Temperament.

Wie die Erde den unberechenbaren Einflüssen der kosmischen Kräfte ausgesetzt ist, von denen wir kaum eine Ahnung haben (Magnetismus, Nordlicht u. s. w.), so steht auch unser Körper unter solchen Einwirkungen, welche wir Temperatur, Klima, Jahreszeiten u. dgl. nennen, und für welche unsre Nerven mehr oder minder empfänglich sind. Außerdem besteht ja unser körperliches Leben aus dem Kreislauf verschiedener Stoffe, welche die Grundstimmung, d. h. die Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit gewisser Reize bedingen. Wir nennen dieses Thermometer unsres Gemeingefühls Temperament, weil wir noch nicht recht wissen, wie dies eigentlich zugeht.

Was wir uns als Willen vorstellen, besteht zunächst in dem Aufnehmen oder Abweisen solcher Einflüsse. Die Gesammtheit unsrer Organe strebt ein Gleichgewicht zwischen den Lebensbedingungen des Organismus und den tellurischen Einflüssen herzustellen. Stellen wir uns vor, daß diese letzteren chemisch-elektrische Strömungen verursachen, so wird der Wille das Ableitungs- und Ausgleichungsmittel solcher elektrischen Ladungen. Die Reize (Eindrücke) der Außenwelt und die Verdauung der Nahrungsmittel erzeugen elektrische Prozesse, deren Spuren wir erst jetzt zu bemerken anfangen. Was von außen in unser Nervensystem einströmt, müssen wir ableiten, wenn es uns nicht vernichten soll. Die Handlung und That des Willens ist im Grunde eine solche elektrische Entladung. Der leidenschaftlich erregte Mensch wird ruhig, wenn er etwas vollbracht hat, und sei es ein Mord. Seine Nerven waren überladen von elektrischem Stoff, was wir Leidenschaft, Zorn, Wuth, Neid u. s. w. nennen, und di[illegible]e muß ihn ent-

weder erdrücken oder ſie muß in einer That explodiren. Der inſtinctive Trieb der Lebenserhaltung treibt zur That, um ſich Ruhe zu verſchaffen. So lehren umſichtige Phyſiologen und Irrenärzte; Theologen nennen dies Sünde, Rechtslehrer benamſen es Verbrechen. Trotzdem iſt die That nur ein nothwendiger phyſiologiſcher Vorgang, weshalb vorſichtige Rechtslehrer unterſuchen, wie weit der Verbrecher im Augenblick der That zurechnungsfähig war. Nur die Diener des Gottes der allbarmherzigen Liebe kennen in ihrem Hochmuth ſolche menſchliche Rückſichten nicht, ſondern verdammen ſogleich für „alle Ewigkeit", was ihnen freilich jetzt nur noch alte Waſchweiber glauben.

Wollen wir alſo uns ſelbſt und unſre Mitmenſchen gerecht und menſchlich beurtheilen, ſo müſſen wir zunächſt fragen, wie weit iſt jeder Menſch für ſeine Handlungen verantwortlich. Je unwiſſender ein Volk iſt, um ſo mehr Verbrechen begeht es, weil es Recht und Unrecht nicht unterſcheiden kann. Daher begeht man im Kirchenſtaat bekanntlich die meiſten Verbrechen, weil es keine oder ſchlechte Volksſchulen giebt trotz der Tauſende rundwangiger Geiſtlichen, und weil die Abſolution gegen baares Geld Alles verzeiht — natürlich nur nicht den Zweifel an der Chriſtlichkeit eines ſolchen Sündenverkaufs. Je mehr das Denken und mit ihm das ſittliche Gefühl in einem Volke entwickelt iſt, je mehr die öffentliche Meinung gilt gegenüber den Beichtzetteln und Wallfahrten, um ſo höher ſteht die Sittlichkeit. Indeſſen der gewiſſenhafte Richter unterſucht zunächſt bei jeder That die Beweggründe, woran der Beichtvater nicht denkt, und rechnet dann das ab, was das Temperament als Naturgewalt erzwang. Erwägen wir alſo dieſelbe!

Je nachdem die Stoffe im Körper kreiſen, ſich umwandeln, zerſetzen und vermiſchen, danach muß ſich auch die elektriſche Spannung und Füllung richten, welche den ganzen Körper, namentlich aber die Nerven beherrſcht und ſie für innere wie äußere Reize

leicht oder ſchwer empfänglich macht. Beſonders üben die Blutbereitungs- und Blutreinigungsorgane einen großen Einfluß aus auf die Temperamente, welche wieder beſtimmend auf die Art und Weiſe wirken, wie wir die Dinge um uns her betrachten und uns gegen ſie verhalten. Selbſt die wechſelnden Stimmungen, in welche uns Verdauungs- und Athmungsprozeſſe, ſelbſt Tages- und Jahreszeiten, heitrer oder düſtrer Himmel, Regen oder Sonnenſchein verſetzen, wirken auf unſre Gemüthsſtimmung und dadurch auf unſern Willen, ſo daß wir oft die ganze Willenskraft der Vorſtellungsmaſſen anwenden müſſen, um uns ſolchen Stimmungen zu entreißen. Der Melancholiſche kann ſo tief hineingerathen in düſtre Weltanſchauung, daß er wahnſinnig wird oder ſich das Leben nimmt, wogegen der Sanguiniker leichtfertig in den Tag hineinlebt und ſelten durch Schaden klug wird.

Da bereits auseinandergeſetzt wurde, was man unter Temperament zu verſtehen hat, ſo läßt ſich deſſen Einfluß auf Willensrichtung leicht erklären; denn das Temperament beherrſcht bis zu einem gewiſſen Grade unſre Gemüthswelt, erweckt Stimmungen und Anſchauungen, welche dann zu Urtheilen und Grundſätzen, oder ohne Weiteres Gefühlsdrang werden, die zur That treiben oder überhaupt den Willen nach einer Richtung lenken, die nicht vom freien Entſchluß würde gewählt werden.

Wenn wir uns die Temperamente als Blutſtrömungen denken, von deren Stoffen, die in ihnen ſchwimmen, die Nerven gereizt, elektriſch geladen werden, ſo wird dadurch unſer Wahrnehmungsvermögen, unſre Empfänglichkeit für äußere Eindrücke bedingt, wir befinden uns in einer gegebenen Gemüthsſtimmung, bilden ihr gemäß Vorſtellungen und Urtheile, und werden alſo dieſen entſprechend handeln. Für den Richter, Lehrer und humanen Menſchen ergiebt ſich daraus die Pflicht zu ermitteln, in wie weit unſre einzelnen Handlungen von ſolchen körperlichen Zuſtänden bedingt werden, ehe wir über den Werth d ein

Urtheil fällen. Oft empfindet der von unwiderſtehlichen Stimmungen Beherrſchte die bitterſte Reue über Handlungen und Worte, welche er in ſolcher Stimmung beging und ausſprach.

Da nun Handlungen, welche wir im Drange des Temperamentes ausführten, auf unſer Bewußtſein zurückwirken und uns mit Freude oder Reue erfüllen, ſo können ſich Zuſtände entwickeln, die zu innerem Widerſpruch und bis zum Wahnſinn führen. Der Sanguiniker bereut in ruhigen Zeiten ſeine unüberlegten Handlungen, der nervös Reizbare ſeine Zornausbrüche; trotzdem wiederholen ſich dieſelben Ausſchreitungen, bis der Betreffende verzagt, den Glauben an ſeine Widerſtandsfähigkeit verliert und ſich willenlos dem Spiele äußerer Eindrücke überläßt. Oder er wirft ſich in Myſtik und Orthodoxie, um die Stimme ſeines Gewiſſens zu beſchwichtigen durch dunkle Vorſtellungen, die im Grunde nur Wahnvorſtellungen ſind. Viele Frömmler ſind im Grunde abgeſtumpfte Wüſtlinge, die ihre Ausſchweifungen und Lüſte unter frömmelnde Phraſen verbergen, wie denn grade Frömmler ſo oft der Knabenſchändung und Mißbrauchs der Kinder angeklagt werden. Wen aber das Gefühl der Machtloſigkeit gegen Temperamentsfehler tiefer erfaßt, der muß dem Lebensüberdruſſe oder dem Irrſinne verfallen. Eltern und Erzieher ſollten dies wohl beachten. Jedes Gefühl der Machtloſigkeit ſtumpft ab, zehrt die Willenskraft und mit ihr das Selbſtgefühl auf, und daher ertragen nur Mönche und Nonnen die allgemeine Geringſchätzung, mit denen man ihnen begegnet. Sie können ſich ja nicht helfen aus Furcht vor unterirdiſchen Kerkern!

Betrachten wir die Thierwelt ohne Vorurtheile und den Dünkel, daß wir außerhalb derſelben ſtehen, ſo erkennen wir in den einzelnen Thierarten verkörperte Temperamente wieder und können uns dann leichter in die Empfindungs- und Handlungsweiſe der Thiere verſetzen. Freilich werden dann unſre Urtheile meiſt nur Vermuthungen bleiben, da wir in das Seelenleben der Thiere noch

weniger blicken können als in das der Menschen. Zur Begattungszeit erscheinen alle Thiere sehr aufgeregt, was nach Jägers Beobachtung seinen Grund in erregender Nahrung haben soll. Sie lassen ihre Locktöne erschallen, denen sie folgen, wie von magischer Macht gezwungen, und nun beginnen die erbitterten Kämpfe unter heftig ausgestoßenen Lauten. Wir dürfen muthmaßen, daß diese Laute Herausforderungen, Beschimpfungen und Verhöhnungen sind, durch welche sie sich zum Zorne reizen. Man beobachte nur den Wechsel der Stimme der Hunde, wenn sie sich beißen, vom herausfordernden Angriffsgebell bis zum Winseln des besiegten Flüchtlings. Es ist nachgewiesen, daß Ameisen, Bienen und Schmetterlinge Stimme und Laute besitzen, welche unser Ohr freilich zu vernehmen nicht vermag, aber wir können uns nun erklären, daß diese Thiere sich unter einander verständigen werden. Aus dem Benehmen der Bienen bei kühlem und heißem Wetter, bei hellem und trübem Himmel dürfen wir schließen, daß bei ihnen auch die Temperamentsstimmung wechselt. Dasselbe weiß man von reißenden Thieren, die nur bei quälendem Hunger gefährlich werden. Jene Thiere, die sich viel und stark bewegen, verrathen ein reizbares Temperament, Thiere mit langsamerem Blutumlauf erscheinen uns träge und phlegmatisch; unbeholfen organisirte Thiere werden im Gefühl ihres Mangels boshaft oder furchtsam.

Das Temperament macht für Sinneseindrücke mehr oder minder empfänglich und trägt daher auch sehr zur Bildung gewisser Vorstellungen bei. Am lebhaftesten wirkt es aber auf Gefühl und Gemüth, treibt daher zu Handlungen, bei denen also der Wille überwältigt oder vielmehr in die Strömung der Gefühle getrieben wird. Nun hat jedes Volk im Ganzen ein eigenthümliches Temperament, welches auffällig beim Vergleich der Nordländer und Südländer, der Wüsten- und Gebirgsbewohner hervortritt. Daher werden deren Empfindungsweise, ihre Sinnesrichtung, Streben und Begehren verschiedene. Der Südländer hat lebhafteren Sinn für

Farben, Töne und Formen als der Nordländer, er liebt Glanz und Prunk, der Nordländer ſchließt ſich enger dem Walten der Naturmächte an, die ihn gewaltiger berühren im Wechſel der Jahreszeiten, er brütet und grübelt, neigt zu Myſtik, gewinnt eine tiefe Naturempfindung, verſenkt ſich in ſeine Gemüthswelt, geſtaltet daher ſein Kunſt-, Wiſſenſchafts- und Staatsleben anders, abgeſehen davon, daß die Natur ſeiner Heimath zu gewiſſen Beſchäftigungen und Bedürfniſſen zwingt.

Daher greift das Temperament als natürlicher Willenstrieb tief in das Menſchenleben ein; doch kann man ohne ſchwere Bedenken den Einzelnen kaum für Handlungen verantwortlich machen, zu welchen ihn die Uebermacht des Temperamentes trieb. Hier iſt noch Vieles dunkel. Temperament, Inſtinct u. ſ. w. ſind bis jetzt noch undefinirbare Naturmächte.

4. Der Wille als Nachahmung aus Gewohnheit und Erziehung.

Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich! ſagt das gemüthliche Sprichwort, welchem man ſo gern glaubt ohne ſich zu erinnern, wie eng dieſes Himmelreich iſt. Aus der Entſtehung des Willens, der immer eine Anregung vorausſetzt, kann man entnehmen, daß es einen freien Willen im vollen Sinne des Wortes nicht geben kann, vielmehr ſteht uns nur in gewiſſen Fällen das Verhalten unſres Denkens zu der wahrgenommenen Anregung frei, indem wir derſelben unſer Urtheil im gefaßten Entſchluß abwehrend entgegen ſtellen.

Jedem Willen ſoll ein Entſchluß vorhergehen, in welchem das Streben als beginnende Bewegung oder Erregung abſchließt; viele Handlungen vollbringen wir aber ohne Nachdenken, ja ohne zu denken und auf ſie zu achten, aus Gewohnheit oder aus Dreſſur, nicht wenige auch aus Nachahmung der Sitte. Nicht blos die

mechaniſchen Muskelbewegungen reizen andre Muskeln zu derſelben Bewegung, ſondern daſſelbe gilt auch von Urtheilen. Bei den Kindern beobachten wir dies täglich, bei Erwachſenen findet man dieſelbe Erſcheinung. Ein Tanzluſtiger wird kaum widerſtehen können mitzutanzen, wenn er Andre tanzen ſieht; marſchirt Militär nach der Muſik, ſo tritt der Vorübergehende unwillkürlich nach dem Takt. Die Mode beherrſcht die Menſchen, weil der Menſch gern nachahmt oder gegen die allgemeine Meinung, die ſich in der Tracht ausſpricht, nicht verſtoßen will. Man meint, wer zuerſt nach der neuſten Mode ſich kleidet, muß der Klügſte ſein, und will ihm nicht nachſtehen. Iſt eine Anſicht viel verbreitet, ſo bekennt man ſich leicht zu ihr, auch wenn man ſie nicht verſteht, weil man vorausſetzt, die Mehrzahl muß das Richtigere erkannt haben. Auf dieſe Weiſe werden manche Abſtimmungen in berathenden Verſammlungen zu Gunſten der Schreier entſchieden. Der Beſuch der Kirche u. ſ. w. iſt für Viele nur Mode oder Gewohnheit. Dieſe aber bewirkt nur Reflexbewegungen, die aus Nachahmung entſtanden oder durch eingeübte Wiederholungen. Unſre Verbeugungen, Begrüßungen, Anreden, Briefformeln ſind nur Gewohnheitshandlungen, die wir gedankenlos als mechaniſche Bewegungen ausführen.

Durch Nachahmung und Gewohnheit pflanzen ſich in Familien, Ortſchaften und Ländern nicht nur Gebräuche und Sitten fort, ſondern auch Anſichten, Meinungen und Beſtrebungen, welche dann beſtimmend auf das Denken und Thun einwirken. In einer Fabrikſtadt herrſchen andre Sitten und Meinungen als in einer großen Hafenſtadt oder einer entlegenen Ackerbauſtadt, und doch wirken ſolche zufälligen Verhältniſſe mächtig auf die Handlungsweiſe der Einzelnen ein. Es iſt gar zu bequem, ſich von Gewohnheit und Sitte leiten zu laſſen, weil man dadurch der eignen Entſchließung enthoben und unverantwortlich wird für das, was man thut.

Ebenso nehmen wir durch Erziehung viel Gewohnheiten und auch wohl eine besondre Urtheilsweise an, wenn wir über Gegenstände dieselben Urtheile hören und sie wiederholen müssen, bis sie uns geläufig sind, so daß sie endlich zu Reflexurtheilen werden. In Familien mit strenger Zucht werden Gewohnheiten und Urtheile erblich und es kostet einen harten Kampf, wenn die erwachsene Jugend sich solcher Urtheilsgewohnheiten entwöhnen muß, wenn sie in andre Verhältnisse eintritt. Warum laufen Lehrlinge und Schulkinder aus der Lehre oder Schule? Weil sie der süßen Gewalt der gewohnten Umgebung sich nicht entwöhnen können. Wie entsteht die Reaction im Staate nach siegreicher Revolution? Weil man die Regierung zwar besiegt hat, aber von den alten Gewohnheiten, Rechten und Pflichten sich nicht losmachen kann, sondern im neuen Staate und unter neuem Staatsrecht beim gewohnten Alten bleiben will. Erst nach und nach wachsen die jüngeren Zeitgenossen in die neuen Verhältnisse ein, wenn sie es bereits nicht anders gewohnt sind.

Wenn also in dieser Beziehung die persönliche Willensfreiheit sehr beschränkt und abhängig erscheint, so steht es doch auch im Belieben eines Jeden, sich von alten Gewohnheiten und Vorurtheilen loszumachen, überhaupt nichts zur Gewohnheit werden zu lassen. Wenn dies selten geschieht, so fehlt es an Willenskraft, aber die Möglichkeit kann nicht bezweifelt werden. Haben sich doch Trunkenbolde ihre Laster abgewöhnt, unterlassen Kinder häßliche Angewohnheiten, wenn man streng darauf achtet und durch Ermahnungen oder Strafen dem schlaffen Willen mehr Kraft aufnöthigt.

Für die Erziehung wird die Gewohnheit eine gefährliche Klippe, denn einestheils ist diese ein treffliches Erziehungsmittel, weil man durch sie den Kampf zwischen Neigung und Pflicht vermeidet, anderntheils soll die Erziehung in der Jugend den freien Menschen zu entwickeln, Charaktere zu bilden bestrebt sein. Daher

müſſen manche Unarten der Kinder: Trotz, Ungehorſam u. dgl. ganz anders beurtheilt werden als bei Erwachſenen. Im Trotz kann ein Kraftgefühl liegen oder ein natürlicher Widerwille gegen Befohlenes; der Mann von Charakter muß gar oft die Anerkennung ſeiner Tüchtigkeit den Gewohnheits- und Alltagsmenſchen abtrotzen. Gar viele gewaltigen Geſchichtsthaten wären nicht vollbracht, wenn nicht ein tüchtiger Mann der Menge und den Vorurtheilen ſeiner Zeitgenoſſen getrotzt hätte. Deutſchland wäre ſeiner Einigung 1866 nicht um einen gewaltigen Schritt näher getreten, wenn die leitenden Staatsmänner die zahlreichen Proteſte gegen den „Bruderkrieg" beachtet hätten, und dieſe Proteſtanten wären um Siegsfeier und Gratulationen ärmer.

Von der andern Seite greift die Macht der Gewohnheit oft ſo tief in das organiſche Leben ein, daß Krankheiten entſtehen, wenn man der Gewohnheit nicht mehr folgen darf. Andre begehen Verbrechen, um Mittel zu erhalten, der Gewohnheit und ihren Genüſſen genügen zu können. Für den Soldaten iſt jene Gewöhnung, die man Disciplin nennt, ein weſentliches Erforderniß, wenn der Zweck ſeiner Uebungen ſoll erreicht werden. Für eine Menge von Beſchäftigungen iſt eine ſtrenge Gewohnheit eine Wohlthat, weil auf ihr die Ordnung beruht. Erweiſt ſich demnach die Gewohnheit als Pflicht und unentbehrliches Erforderniß zu gewiſſen Fertigkeiten und Geſchäften, ſo kann ſie kein Hinderniß der Freiheit ſein. Man muß dem Belieben entſagen und ſich die Gewohnheit aneignen, weil Verſtand und Pflicht es verlangen, und ebenſo wohlthätig iſt es, die unverſtändige, unbeſtändige Jugend durch wohl berechnete Erziehung gegen die wiederkehrende Nothwendigkeit zu ſchützen, nach eigner Einſicht zu handeln. Beide, Gewohnheit und Erziehung, verhelfen alſo zur Freiheit, ſind deren einſeitige, beginnende Form.

5. Die Macht der Gewohnheiten über Einzelne und Völker.

Bereits wurde wiederholt erklärt, wie Gewohnheiten entstehen. Jetzt kommt es darauf an nachzuweiſen, welche Folgen dieſe angeborene Fähigkeit für die Menſchheit hat.

Jeder einzelne Menſch hat ſeine Gewohnheiten, welche endlich ſeine andre Natur ausmachen. Wie geht dies zu? Einestheils haben ſeine Muskeln dieſelben Verrichtungen auszuführen; dabei werden alle Hemmungen ſo gründlich beſeitigt, daß der elektriſch-chemiſche Bewegungsſtrom ohne Weiteres die Erregungsbahnen der Nerven durchläuft, und weil dieſe Bahn die geebnete, glatteſte und bequemſte iſt, ſo geht der Erregungsſtrom der Nerven ohne Weiteres dieſes ausgefahrene Gleis.

Auf dieſe Weiſe erwirbt ſich der Handwerker Geſchicklichkeit, in welcher es der Fabrikarbeiter noch weiter bringt, weil er nur wenige gewiſſe Handgriffe und Merkzeichen ſich anzueignen hat. Nun geht aber jede Thätigkeit vom Gehirn, von Vorſtellungen aus, welche die einzelnen Bewegungen zweckmäßig zu ordnen haben. Hat ein Arbeiter wenig oder keine Anregung, ſeine Urtheilskraft nach einer andern Seite auszubilden als nach der ſeiner Hanthierung, ſo wird ſich ſeine ganze Geiſteskraft dahin wenden, er wird Kenntniß und Einſicht in ſeine mechaniſche Arbeitsthätigkeit bekommen, aber für andre Urtheilskreiſe bleibt ſein Gehirn ungeübt, und der Arbeiter wird nicht nur in ſeinen Muskelbewegungen, ſondern auch in ſeiner Gehirnthätigkeit einſeitig, weil viele Gehirnpartien nicht entwickelt werden und verfetten. Der Arbeiter beſitzt nur einen geringen Umfang von Erfahrungen, einen engen Horizont für Beobachtungen und Urtheile, ganze Partien der geiſtigen Thätigkeit werden nie erregt (Kunſt, Recht, Wiſſenſchaft), mithin kann er eine Menge von Verhältniſſen nicht beurtheilen. Treten ſeine Kinder in daſſelbe Geſchäft ein, ſo wird die Gehirnbil-

dung nach einigen Generationen dieselbe einseitige Ausbildung erhalten, bis sie endlich erblich wird.

Es ist Thatsache, daß in jenen Ländern die Fabriksindustrie das Tüchtigste leistet, wo die Arbeiter generationenweise dieselbe Arbeit verrichten, also endlich mit besondern Anlagen für eine bestimmte Verrichtung geboren werden. Man beachtet dies zu wenig in jenen Ländern, wo man künstlich eine Industrie schaffen will, weil man Geld dazu hat. Wie alt ist die Woll- und Flachsindustrie in Schlesien, Sachsen, Holland, die Eisen- und Lederindustrie am Rhein, in Belgien und England! Nach jahrhundertelanger Gewohnheit ward die Geschicklichkeit in solchen Arbeiten eine angeborene Volkseigenschaft, ein ererbtes Talent, eine instinctive Vollkommenheit in diesem Fache. Culturgeschichte und Statistik weisen dies in Zahlen nach, denn das Darwin'sche Gesetz der Vererbung regiert auch den Menschen. Chinesen, Japanesen, Hindus, Perser u. s. w. übertreffen uns Europäer in vielen technischen Fertigkeiten, weil diese mit der Zeit angeborene nationale Talente wurden. Das Kind lernt aus Nachahmungstrieb viele Handgriffe, die es dem Vater absah, leistet daher als Mann mehr als derjenige, der die Handgriffe erst als Jüngling lernte, wobei er viel Hemmungen zu überwinden hat, ehe Nerven- und Muskelströme die beabsichtigten Bahnen gehen. Hindus und Egypter hatten Kasten, Erbzünfte; weshalb sie das erste Industrievolk ihrer Zeit wurden, aber natürlich auch verdummen und versteinern mußten, weil die Circulation der Ideen fehlte, jeder Stand vielmehr in einen engen Gedanken- und Erfahrungskreis eingekerkert war, allgemeine Gedanken (Ideen) nicht verbreitet wurden und das Gehirn sich sehr einseitig in jeder Kaste entwickelte. Indien und Egypten erlagen daher leicht jedem Eroberer und sind bis heute unselbständig gegenüber höherer Bildung.

Jedes Lebensalter hat seinen natürlichen Kreis von Erfahrungen, aus denen es sich Urtheile bildet, welche [illegible]ungen

zu verwirklichen ſucht. Daher entwickeln ſich für jedes Alter beſtimmte Gewohnheiten, die ſich bei vorgerücktem Alter von ſelbſt verlieren. Jeder Pädagoge kann dies beobachten; weil dies aber ſelten geſchieht, ſo eifern die Lehrer gar zu oft gegen Untugenden der Jugend, die nur natürliche Alterseigenſchaften ſind. Man zürnt gegen Naturgeſetze und wundert ſich, daß man bei allem Eifer nichts ausrichtet, weil man eben gegen Organiſationsentwickelung ankämpft.

Je älter der Menſch wird, um ſo mehr richtet er ſeine Handlungen ein nach ſeinen Erfahrungsurtheilen (Grundſätzen), oder nach Gefühlsbedürfniſſen, da er ja behaglich leben will. Das Allbekannte wird ihm das Angenehmſte, weil ihm dies keine Anſtrengung auferlegt, neue und beſſere Urtheile zu bilden und demgemäß Denkungs- und Handlungsweiſe zu ändern. Er folgt der Gewohnheit und wird deren Sclav. Der Stammgaſt im Wirthshaus erſcheint zur beſtimmten Stunde, ihm ſchmeckt das Bier nur, wenn er auf dem gewohnten Platze ſitzt, die gewohnten Geſichter ſieht und die gewohnten Spießbürgerwitze (Hänſeleien und Foppereien hört. Worin liegt der Grund? Seine Urtheile, Beſtrebungen und Gemüthszuſtände durchlaufen einen engen Kreislauf, wurden Reflexe, führen und regieren ihn, und der Menſch läßt ſich gern regieren, weil er die Anſtrengung des Ueberlegens und Entſchließens ſcheut. Der Alltagsmenſch wird zur Maſchine, welche von den Nervenreflexen der Gewohnheit in Bewegung geſetzt und in Ordnung gehalten wird. Der feurig anſtrebende Jüngling verwandelt ſich nach und nach in ein Gewohnheitsthier, denn dabei iſt ihm wohl, weil er nichts zu denken, ſondern nur zu vegetiren hat. Dahin gehört die ungeheure Maſſe der Spießbürger und Philiſter, eine geiſtig verfettete Maſſe feiger Räſonneurs, großmäulige Feinde jeden Fortſchritts, weil dieſer ſie aus ihrer Gewohnheit her austreibt.

Wenden wir dieſe tägliche Erfahrung auf ganze Völker an,

ſo muß ſich dieſelbe Erſcheinung wiederholen. In Folge der Sprache, Religion, Lebensweiſe und Beſchäftigung bildet ſich ein Kreis von Gedanken (Gehirnzellen), innerhalb deſſen ihr Sinnen und Trachten ſich bewegt. Was außerhalb deſſelben liegt, wird als Neuerung abgewieſen, weil es die hergebrachte Gewohnheit unangenehm ſtört. Mit der Zeit ſtirbt die Empfänglichkeit für andre Gedanken ab, weil die dazu erforderlichen Hirnzellenbezirke bereits erſchlafft und verfettet — unempfänglich für Reize — ſind, ſo daß ſich nun eine engbeſchränkte Denkungs- und Empfindungsweiſe ausprägt. Der Jagdnomade iſt innerlich ein andrer Menſch als der Städter eines Culturſtaates, er beſitzt gar kein Organ, deſſen Gedanken zu verſtehen, die ihm wie Thorheiten vorkommen, wogegen der Städter daſſelbe behauptet dem Nomaden gegenüber. Der Bewohner der Hauptſtadt hat ganz andre geiſtige Intereſſen, Erfahrungen und Gemüthserregungen als der Bauer eines fern liegenden Dorfes. Dieſer kennt nur Acker, Hausvieh, Knechte, Jahreszeiten, Dorfpaſtor, Lehrer u. ſ. w., von allen andern Dingen in der Welt weiß er nichts. Er kann ſich keine Vorſtellung machen von Gasbeleuchtung, Theater, Banken, Fabriken, Concerten, politiſchen Parteien, Innungen, Vereinen u. dgl., mithin können ſich Städter und Bauer nicht recht verſtehen, weil jeder bei den Worten, die er gebraucht, etwas Andres ſich vorſtellt.

Da nun die Völker je nach Klima und Heimath an eine gewiſſe Beſchäftigung und Lebensweiſe gebunden ſind, dieſen angemeſſen ihren Gedankenkreis und ihre Sprache ausbilden, ſo entſtehen feſte natürliche Unterſchiede. Der Deutſche wird nie ein Franzoſe, Pole, Magyar, Slovene u. ſ. w., wenn er auch ſeinen deutſchen Namen ablegt, und umgekehrt, weil die nationale Denkungs- und Empfindungsweiſe verſchiedene ſind. Man kann daher keine Nation entnationaliſiren, ſondern nur vernichten, wie es der Ruſſe mit den Polen [illegible] Amerikaner mit den Indianern.

Es müſſen ſich aber auch in jedem Volke Stände bilden als organiſche Gewächſe des Volkslebens. Wenn auch dieſe Unterſchiede keine unabänderlichen, ſondern flüſſige ſind, ſo wird die Maſſe dennoch ſich in Stände gliedern. Die Mehrzahl der Städte bleibt beim Betrieb der Gewerbe und des Handels, die Mehrzahl der Landbewohner wird Ackerbau und Viehzucht vorziehen. Es liegt dies im Herkommen, in der Gewohnheit des Daſeins, welche ſchon dem Kinde Bedürfniß wird. Der Bauerknabe ſehnt ſich, wenn er in der Stadt erzogen wird, aufs Land zurück und wird wenigſtens Landpfarrer oder Landſchullehrer. Es bildet ſich aber auf dem Lande ein andrer Gedankenkreis aus als in der Stadt. Der Bauer hängt von den Jahreszeiten ab, hat eine engbegrenzte Beſchäftigung, die für jeden Monat von der Natur vorgeſchrieben iſt, muß auf Vieh und Dünger achten, beaufſichtigt ungebildete Arbeiter, liebt Neuerungen nicht, weil er ſich ſchwer hinein finden kann, daher macht ihn ſeine Beſchäftigung conſervativ. Er hängt am Alten, weshalb Aberglaube, Vorurtheile, Volksſagen in Dörfern ſich Jahrhunderte lang erhalten. Im Gefühl ſeiner geiſtigen Unbeholfenheit, ſeiner geringen Kenntniſſe ordnet ſich der Landmann gern der Autorität unter, glaubt gern, was ihm ein Gebildeter ſagt, der dazu ein Recht hat, und weil er überall ſieht, daß der Haus- und Hofherr die unbeſchränkte Gewalt hat, ſo beſitzt er hohe Achtung vor jeder Gewalt, vor jeder Macht. Er bleibt monarchiſch geſinnt, weil jeder Bauerhof das Abbild einer abſoluten Monarchie iſt. Als Frankreich ſich in eine Republik umwandelte, widerſetzten ſich die Bauern, und jetzt noch beſitzt Napoleon in den unwiſſenden Bauern die Stützen ſeiner Macht. Hätte man 1848 Deutſchland zu einer Republik umgeformt, ſo würden die Bauern revoltirt haben, die ja heute noch ihren Paſtoren, Landjunkern, Landräthen und Amtleuten aufs Wort glauben, ſobald dieſe gegen Neuerungen ſich ausſprechen. Man beachtet in der Praxis der Politik dieſe von der Natur gegebenen Unterſchiede zu wenig.

Daſſelbe gilt von den Bildungsbedürfniſſen des Landmanns und Städters, welche je nach Lebenszweck und Denkweiſe verſchiedene ſein müſſen, was Schulgeſetzgeber viel zu wenig beachten. Wie jedes Alter und Geſchlecht ſeine beſonderen Intereſſen, Neigungen und Gedankenkreiſe beſitzt, weshalb man die Kinder in der Schule nach dem Alter und Geſchlecht ſortirt, ohne für ſie freilich auch die Geiſtesnahrung angemeſſen auszuwählen, ſo muß auch jede Beſchäftigung, die von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbt, einen beſtimmt ausgeprägten Gedankenkreis, eine eigenthümliche Weltanſchauung erzeugen, welche zum Standesgefühl, zur Standesehre, zum Corporationsgeiſte wird. Die Schuſter werden andern Handwerkern gegenüber zuſammenhalten, Handwerker gegen Fabrikanten, Bauerknechte gegen Handwerksgeſellen, der Bewohner der Hauptſtadt hält ſich für geſcheidter und wichtiger als den der Provincialſtädte, und in Landſchaften geht dieſe Abſonderung ſo weit, daß ſich ein eigner Dialekt bildet.

Jeder lebendige Organismus individualiſirt ſich, indem er ſich je nach obwaltenden Verhältniſſen und Einflüſſen ausbildet, weshalb jeder Menſch ſeine rein perſönlichen Eigenheiten und Gedanken hat, und es oft ſo ſchwer iſt, dem Gedankengange eines Andern zu folgen, weil er Vorſtellungen durch Bogenfaſern zu Urtheilen verbindet, wie wir es nicht gewohnt ſind. Erſt der Menſch, der ſich ſeiner Individualität angemeſſen ausbildet und handelt, den nennen wir Charakter. Es iſt daher ein leeres Geſchwätz, wenn die Lehrer in ihren Büchern von allgemeiner Bildung faſeln und dies als das höchſte Ziel anpreiſen. Natürlich wäre es, individuelle Bildung zu fördern, denn dieſe wird immer eine allgemeine bleiben, ſo lange der Menſch den Gattungs- und Artcharakter trägt. Aber der Deutſche denkt, ſieht und hört z. B. anders als der Italiener, wie ſoll man beide durch eine allgemeine menſchliche Bildung zuſammenkoppeln? Man müßte ſie zuvor geiſtig verſtümmeln, entnationaliſiren. Dazu giebt ſich aber [illegible] her.

Wie also jeder Einzelne ein besondres Individuum ist, wie Stämme sich absondern von dem Gesammtvolke, wie jede Landschaft, jedes Landstädtchen sich individualisirt, so sind auch Corporationen und Stände nothwendige Naturerzeugnisse der Staaten und der menschlichen Gesellschaft. Wenn es auch zeitgemäß ist eine gewisse Gemeinsamkeit und Gleichheit der Empfindungs- und Denkungsweise herzustellen, sobald ein Staat ein organisches Ganze sein soll, so darf man deshalb solche Besonderheiten nicht gewaltsam entfernen wollen, man darf nicht nivelliren, weil dies naturwidrig ist. Die Geschichte aller Staaten beweist dies, daß der Mensch nur zu seinem Schaden sich den Naturgesetzen widersetzt indem er Abstractionen (Principien, systematische Gliederung) an die Stelle der organischen Entwickelung und Ausbildung von Innen heraus in Folge des Naturtriebes anordnet.

Jeder Eroberer erfährt es zu seiner unangenehmen Ueberraschung, daß man Länder in Folge glücklicher Schlachten erobern kann, daß man aber mit Pulver und Blei nicht die Sympathie der Völker erkauft. Sitten, Gewohnheiten, geschichtliche Erinnerungen, historische Namen werden zu Hemmungsorganen für das anbefohlene Gefühl der Gemeinsamkeit. Eine Provinz, ein Volk tritt nicht ohne Weiteres nach einer verlorenen Schlacht in einen andern Gemüthszustand über, weil die Macht der Gewohnheit dies nicht erlaubt. Vielmehr müssen erst Generationen aussterben, ehe eine neue Denkungsweise sich über die Masse der Staatsbürger verbreitet. Stehen sich Rassen gegenüber, so bleibt der Gegensatz der Empfindungs- und Denkungsart unüberwindlich. Dies empfindet Oesterreich bei seinem Völkergemisch, welches sich durchaus nicht in den Rahmen einer allgemeinen Rechtsordnung, eines gemeinsamen Culturlebens fügen will, weshalb man von vielen Seiten die Lebensfähigkeit dieses Völkerconglomerats als Gesammtstaat bezweifelt. Nur eine gemeinsame Cultur könnte Oesterreich

einem innerlich einheitlichen Staate machen; aber das Concordat unterdrückte ja die Cultur.

Jeder Bewohner eines Ortes oder einer Landschaft sieht täglich im Ganzen dieselben Gegenstände, wiederholt dieselben Wahrnehmungen, bildet dieselben Urtheile, hört dieselben Meinungen und bannt sich durch Beschäftigung und Umgang in einen bestimmten Kreis von Erfahrungen, daß er die übrige Welt darüber aus dem Gesichte verliert und sich so in diesen engbegrenzten Kreis des Denkens und Daseins einlebt, daß er Schmerz empfindet, wenn er aus dieser Gewohnheit herausgerissen wird. Man nennt diesen Schmerz auch Heimweh, wenn man verhindert ist, die bekannten Berge, Häuser, Menschen u. s. w. täglich um sich zu sehen. Der Bauernknabe, welcher als Lehrling in die Hauptstadt kommt und so viel Neues sieht, freut sich der Festtage, an denen er auf sein Dorf hinauswandern, dort die Schulkameraden, Schafe und Kühe, Hunde und Katzen wieder sehen kann. Von den Schweizern, die als Söldlinge dem absoluten Könige dienten, erzählt man, daß sie davon liefen, wenn sie das Alphorn hörten, durch welches das Heimweh erweckt wurde.

Wenn also die Gewohnheit eine solche Gewalt über das Gemüth bekommt, so kann man daraus folgern, wie tief sie in das gewöhnliche Denken und geistige Befinden eingreift. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen sind nur Gewohnheitsmaschinen; sie sprechen gewohnte Ansichten und Meinungen nach, ohne sie je überlegt zu haben, sie lieben den üblichen Kleiderschnitt und verachten den besseren neuen, sie wachen eifrig über die überlieferten, ererbten Vorurtheile und Mißbräuche, und halten jede Aufklärung für eine Gewaltthat, durch welche sie in ihrem geistigen Besitz geschädigt werden. Daher machte die Kirche ihre Ansichten durch Glaubensformeln, Ceremonien und vorgeschriebene Gebete zur Gewohnheit. In der That halten die meisten Menschen zur Kirche aus Gewohnheit, denn sie bezweifeln oft deren Lehrsätze und ver-

ſagen dem Geiſtlichen die gebührende Achtung. Wenn man wegen eines Verſtorbenen Schmerz empfindet und ſich dann beobachtet, weshalb man trauert, da ja dem Geſtorbenen doch wohl ſein muß, ſo findet man, daß jener Schmerz nur ein verkappter Egoismus iſt. Man entbehrt der Gewohnheit, den Verſtorbenen bei ſich zu haben, ihn zu ſehen, mit ihm zu ſprechen. Es fehlt etwas in der Gewohnheit des Daſeins und darin liegt der phyſiologiſche Grund der Trauer. Es werden Sinne und Gehirn in gewiſſen Partien nicht mehr angeregt, ſie verſuchen von ſelbſt dieſe Erregungen, daher verweilen die Erinnerungen eine Zeit lang gern bei dem Todten, bis man ſich an das Fehlen gewöhnt. Man überwindet daher dieſen Schmerz der Trauer leicht, wenn man ſich ſtark beſchäftigt, weil dann das Gehirn beſchäftigt wird, neue Intereſſen erwachen, neue Gedankenbildungen, Erwartungen und Beſtrebungen entſtehen, ſo daß man dies Fehlen der gewohnten Hirnerregungen nicht bemerkt.

Man könnte die Macht der Gewohnheit nach allen Seiten hin verfolgen, man würde aber nur daſſelbe phyſiologiſche Experiment ſich wiederholen ſehen, daß die Natur mächtiger und verſtändiger iſt als der menſchliche Willen. Durch ihre Reflexthätigkeit leiſtet uns die Natur unendlich viel Dienſte, denn wir würden Vieles ganz verkehrt anfangen und ausführen, wenn wir uns bei jeder einzelnen Handlung überlegen ſollten, ob ſie zweckmäßig und wie ſie auszuführen iſt. Unſre Verdauung, unſre Bewegungen, unſer Sprechen und Urtheilen beſteht zum größten Theile aus Gewohnheitsreflexen. Daher müſſen wir es für eine große Wohlthat betrachten, daß unſer Organismus ſo eingerichtet iſt, daß wir die meiſten Handlungen, welche zur Erhaltung des Lebens dienen, in Folge der Gewohnheit verrichten.

Wenn ein Nerv oder Muskel öfter daſſelbe verrichten muß, ſo geht der bewegende und erregende Strom um ſo leichter dieſe Bahn, ja, da ſie ihm endlich ſtets offen ſteht, geht er ſie von ſelbſt.

Uebung führt zur Gewohnheit, auf dieſer Fähigkeit beruht der Fortſchritt der Menſchheit, weil wir durch neue Uebungen neue Gewohnheiten erzeugen, einzelne Gehirntheile und Muskelapparate mehr ausbilden und dadurch eine neue Denkungs- und Handlungsweiſe erſchaffen können, welche wir dann Zeitgeiſt nennen. Wir führen uns dadurch ſelbſt irre, daß wir denſelben Dingen andre Namen geben, wenn ſie uns in andrer Geſtalt erſcheinen. Wie wir der Elektricität, dem Magnetismus, Licht u. ſ. w. beſondre Namen geben und meinen, wir haben neue Dinge vor uns, ſo ſprechen wir auch von Inſtinct, freiem Willen, Vernunft, Verſtand, Urtheil, Schluß u. ſ. w. und haben doch nur verſchiedene Richtungen derſelben Thätigkeit (Bewegung) vor uns, die wir dann als beſondre Vermögen ins Syſtem eintragen.

Die Gewohnheit entwickelt einzelne Muskeln und Organe, ja ſie giebt einzelnen Gliedern beſondre Haltung und Form. Am ſcharfen Blick erkennt man den Jäger und Naturforſcher, an der Körperhaltung den Schuſter und Schneider, den Tiſchler und Schmied an der Art, wie der Arm getragen wird, den Seemann an dem Gange und Tritte. Beobachtet man noch genauer, ſo kann man an den einzelnen Fingern und an der ganzen Hand erkennen, welcher einzelne Theil am meiſten benutzt wird, ſich alſo ausbildet. Da nun jede Körperanſtrengung den ganzen Körper angreift, ſo müſſen auch die Geſichtsmuskeln in Folge der täglichen Haltung zu feſten Geſichtszügen werden, aus denen man den Menſchen erkennen kann. Dies iſt das Wahre der Phyſiognomik, welche Piderit bereits an der Anatomie der Muskeln nachgewieſen hat. Wer ſollte einen preußiſchen Unteroffizier und Offizier nicht ſofort erkennen an der Art, wie er ſeine Nackenmuskeln hält, um ſtets „ſtramm“ dazuſtehen, wie er die Kniemuskeln anſpannt und die Bruſt herauspreßt in Folge eines jahrelangen Drillens, wie er die Augen glotzend aufreißt und den Augapfel aus ſeiner Höhle hervordrängt. Kennt man nicht den Lakaien, den Kellner,

den Hofrath u. ſ. w. an den ſorgfältig in Falten gelegten Geſichtszügen, die um Mund und Kinn ſpielen! Woher dieſe feſtſtehenden Züge gewiſſer Menſchenklaſſen? Sie ſind nur Gewohnheiten der Muskellagen.

Wie aber Körpertheile eine bleibende Haltung annehmen aus Gewohnheit, ſo geſchieht dies auch mit Gehirnfaſern und Gehirnzellen. Wenn dieſelben Urtheile, Meinungen und Anſichten, wie wir dies nennen, ſich ſtets von Geſchlecht zu Geſchlecht wiederholen, Urtheilsvorſtellungen immer auf derſelben Faſerbahn geleitet werden, ſo gehen alle übrigen Erregungen nach dieſem Centrum. Wir bilden uns dann eine feſte Weltanſchauung, d. h. urtheilen aus Gewohnheit nach einer Schablone, dulden keine Aenderung unſres Gehirnzuſtandes, werden intolerant, indifferent, fanatiſch, und wie man ſolche Verkalkungsprozeſſe des Gehirns benennt.

Aus Gewohnheitsurtheilen — und die allerwenigſten Menſchen urtheilen ſelbſtändig — entſtehen alſo Vorurtheile, nationale Anſchauungen u. ſ. w., deren Auswüchſe wir in dem Unterſchiede der Standesehre alle Tage wahrnehmen trotz unſrer fortgeſchrittenen Bildung. Hat der Handwerksburſche Streit, ſo hält er es für eine Ehrenſache, mit Fauſt oder Stock ſeine Sache auszufechten, ſich als den Geſcheidteren zu legitimiren, wofür er je nach dem Verlauf der Schlägerei mit Gefängniß beſtraft wird. Studenten — die Blüte der Nation — halten es für eine Beleidigung, wenn man ſich mit ihnen nicht betrinken will, duelliren ſich wegen dieſer Ehrenſache, und akademiſche Senate finden dieſe akademiſche Freiheit erhaltenswerth, obſchon das Geſetz ſie als Mordverſuch beſtrafen müßte. Beim Militär gehört es zur Ehre, bei jeder beliebigen Gelegenheit einen ſolchen Mordverſuch zu begehen. Will dies der Einzelne nicht, ſo wird er als ehr- und muthlos caſſirt. Woher dieſe Vorurtheile? Aus Gewohnheit. Von Geſchlecht zu Geſchlecht wiederholen ſich die verkehrten Urtheile über Corporationsehre, daß ſie zur Gewohnheit werden und derjenige für einen

Narren oder Ketzer gilt, der sich zu solchen verbrecherischen Thorheiten nicht hergeben will.

Aus Gewohnheit entwickeln sich leibliche und geistige Fertigkeiten, besondere Interessen, Urtheilskreise, welche, wenn sie dauernd werden, sich zu Stammeigenthümlichkeiten, Ständen, Innungen u. s. w. krystallisiren, wie dies in den Kasten Asiens und in den Ständen Europas geschah. Wird ein gewisses Maß von Bildung Gemeingut, circuliren die Gedanken frei durch alle Adern und Organe des Staatskörpers, so verliert das Herkommen seine Macht, der Standesunterschied verschwindet als albernes Vorurtheil, aber es bilden sich neue Unterschiede, weil sich die Menschheit, ein Volk nicht nivelliren läßt, so lange es aus lebendigen Individualitäten besteht. Wir besitzen flüssige Stände und Innungen in den Beamtenklassen, in den Vereinen, Associationen aller Art, aber es bricht in dieser neuen Form das uraltmenschliche Bedürfniß durch, daß sich Gleichartiges nach dem Gesetz der Affinität und Anziehungskraft an einander schließt. Unsre Vereine sind für unsre wandelbare, hastig lebende Zeit die flüchtigen Stellvertreter der orientalischen Kasten, welche viel für die Menschheit leisteten. Bruchstücke dieser uralten Systematisirung besitzen wir noch in der Bevorrechtung des Adels, der Geistlichkeit und der Beamten, besonders der Kriegerkaste, die wir Militär nennen.

Die Geistlichkeit ist insofern nivellirt, als jeder Geistliche die höchsten Stellen erreichen kann, wenn auch in der Praxis hohe Stellen als Sinecuren Hochadeliger betrachtet werden. Der geistliche Stand, obschon nicht mehr im alleinigen Besitz der höheren wissenschaftlichen Bildung, beansprucht das Entscheidungsrecht über wissenschaftliche Fragen. Aus Gewohnheit wagt man sich nicht zu widersetzen, denn der Bauer verehrt im Geistlichen die höhere Intelligenz und den Segenspender, und die Dynastien halten die Kirche, so morsch sie auch ist, für eine Stütze der Throne. Die Schule steht unter der Kirche, Ehe, Taufe u. s. w. sind

ſtämme und Dialekte. Der bedächtige, langſame Bewohner des norddeutſchen Flachlandes ſchafft ſich aus Bequemlichkeit ſein Plattdeutſch, der Gebirgsbewohner zieht helle Vocale vor, um in der Entfernung verſtanden zu werden. Mit der fortſchreitenden Cultur, ihren Bedürfniſſen und ihren Umgeſtaltungen wird auch die Sprache eine andere; ihre Formen erleiden Kürzungen, Entſtellungen, die Wörter erhalten andre Bedeutung, manche Ausdrücke verſchwinden mit den alten Gewohnheiten, neue werden gebildet, um neue Anſchauungsweiſen und Dinge zu bezeichnen. Denn Sprache und Volksleben ſind etwas Flüſſiges, Wandelbares, weshalb Sitten und Gewohnheiten je nach den Culturfortſchritten wechſeln. Bei den Bewohnern der Steppen und wegeloſer Gegenden, in denen die Menſchen vereinzelt wohnen, iſt Gaſtfreundſchaft Sitte, weil jeder Einzelne das Bedürfniß fühlt, gute Aufnahme zu finden, wenn er Reiſen unternehmen muß, und weil es ihm Unterhaltung verſchafft, von den Ereigniſſen und Zuſtänden entfernterer Orte erzählen zu hören. Lebensmittel haben keinen hohen Werth, man liefert ſie gern als Dank für die angenehme Unterhaltung. Man rühmt häufig ſolche nationalen Tugenden, welche nur die Folge geographiſcher Verhältniſſe ſind und verſchwinden, ſobald dieſe ſich ändern.

Wie jeder einzelne Menſch ſeine Gewohnheiten, geregelte Lebensweiſe u. ſ. w. hat, ſo entwickelt ſich daſſelbe auch in einer Landſchaft, ſobald ſie abgeſchloſſen iſt und eine Menge von Handlungen Allen zur Gewohnheit macht. Dieſe von Allen angenommene Gewohnheit, die durch Nachahmung vererbt wird, wird dann zur Sitte, der ſich der Einzelne unterwerfen muß, wenn er ſich nicht abſondern, Aergerniß geben und Anfeindungen ſich ausſetzen will. Gegen Sitte und Gebrauch darf man nicht verſtoßen, wenn man nicht will verlacht, verhöhnt oder verfolgt werden. Tyranniſch, wie die Gewohnheit den Einzelnen beherrſcht, gebietet die Sitte über Völker und Zeiten; gegen ſie und ihre Vorurtheile ſowie Mißbräuche kämpft ſelbſt der Tüchtigſte vergebens an. Friedrich II.,

Joseph II., Voltaire konnten die Sitte des confessionellen Hasses, der Standesunterschiede nicht beseitigen, nicht einmal die Guillotine der Revolution vermochte die Sonntage, gepudertes Haar und Kniehosen abzuschaffen. Die Sitte wird zur öffentlichen Meinung, zum Richter und Wächter des Volks- und Zeitgeistes, und erleidet nur nach und nach oder durch große erschütternde Ereignisse Umänderungen. Althergebrachte Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche sind schwer abzuschaffen, sind ja doch unsre Gebräuche des Weihnachtsfestes, der Christbaum, Lichter, Geschenke, Vermummungen, Aepfel und Nüsse altheidnische Religionsgebräuche, sind unsre Oster- und Pfingstfeier nur verkappte Erinnerungen an die Wiederkehr des Sonnengottes, ist der Carneval nur eine Umgestaltung der altrömischen Saturnalien! Je älter die Sitten sind, um so mehr verwachsen sie mit dem ganzen Volksleben, ja dieses ist nur die zur Thatsache und zu Zuständen gewordne Gewohnheit der Sitten. An ihnen hängt daher das Volk mit Pietät und widersetzt sich hartnäckig jeder Neuerung, weshalb Regierungen sehr vorsichtig verfahren müssen, wenn sie Herkommen und Sitten antasten und zeitgemäß umgestalten wollen.

Nun ist es psychologische Thatsache, daß wir von unsern Handlungen und Bewegungen uns Vorstellungen bilden oder Anregung zu weiterer Ausbildung der Begriffe erhalten. Mithin erzeugen auch die stehenden Gewohnheiten der Sitte eine Menge stehender Urtheile; wir denken nur aus unsern Gewohnheiten heraus, beurtheilen die Welt nach dem Maße unsrer Sitten, bilden uns Begriffe über sittlich und unsittlich, bis uns die Fülle und Wandelbarkeit der Sitten zwingt, sie in fest ausgeprägter Form uns zum klaren Bewußtsein und zur Richtschnur für unser willkürliches Handeln zu machen. Dann wird die Sitte zum Recht. Sobald dieses festgestellt ist, machen wir es zum Gegenstand unsres Nachdenkens und entwickeln es aus sich heraus streng begrifflich mahei wir aber stets auf die Sitte und Verhältnisse als

alles Rechts Rückſicht nehmen. Endlich wird das Recht eine Wiſſenſchaft, ſobald das Culturleben eine ſolche Breite und Mannichfaltigkeit erlangt hat, daß es ein beſonderes Studium verlangt, die Verhältniſſe unter die Paragraphen der betreffenden Rechtsausſprüche zu bringen. Wie ſich die Wahrnehmung zur Anſchauung und zum Begriff entwickelt, ſo erhebt ſich die Gewohnheit zur Sitte und zum Recht.

Begriffe verwirklichen ſich in den Ideen der Kunſt und Wiſſenſchaft, die Summe der Rechte aber findet ihre äußere Geſtalt im Staat, in der Staatsform und im Staatsleben. Im Staate ſammeln ſich alle Gewohnheiten und Rechte zu einem organiſchen Ganzen, in ihm vereinigen ſich hiſtoriſche Erinnerungen, die das Gefühl der Gemeinſamkeit und Zuſammengehörigkeit lebendig erhalten, der Staat wächſt heraus aus den Rechten der Körper- und Genoſſenſchaften, der Provinzen, Nationen und Confeſſionen, aus herkömmlichen Rechten und Rechtsanſchauungen, organiſirt dieſe Maſſe von Rechten zu einem einheitlichen Ganzen, indem er jedem Gliede den ihm zukommenden Platz einräumt, und das Ganze als Staatsidee vergeiſtigt und weiter entwickelt in der Idee.

Der Staat hat es daher nicht mit Nationalitäten zu thun, außer wenn eine Nationalität kraft höherer Cultur und Bildung vorzugsweiſe die Trägerin der Staatsidee wird und die Aufgabe hat, die übrigen Nationalitäten des Staates zum Bewußtſein dieſer Einheit und zur Theilnahme an einem höheren Culturleben zu erheben. Wenige Staaten umfaſſen nur eine einzige Nation, die meiſten beſtehen aus einem Gemiſch verſchiedener Nationalitäten, und der Staat hat dafür zu ſorgen, daß keine Nationalität unterdrückt wird, ſondern eine Cultur, wie ſie aus der Staatsidee fließt, Gemeingut werde.

Schwer zu ſagen iſt es, was unter Nationalität ſoll verſtanden werden, denn alle Nationalitäten haben Vermiſchungen mit andern erlitten, oft ſogar eine andre Sprache angenommen. Er-

kennbar wird die Nationalität nur am Raſſencharakter. Die Nationalität zeigt den natürlichen Gattungscharakter in der angeborenen Natürlichkeit, die ſich in Temperament, Lebens- und Denkweiſe, Fertigkeiten und Leidenſchaften offenbart, und ſoll ſich zur Cultur veredeln. Die Nationalität giebt einem Volke keinen Werth, dieſen erhält es vielmehr durch die Cultur. Ungebildete Nationen halten an der Sprache und Gewohnheit ihres Stammes feſt und widerſetzen ſich der Cultur, gerathen daher unter den Einfluß gebildeter Nationen, welche Bildung und Beſſeres da annehmen, wo jene es hindern. Die Nationalität hat nur inſofern Einfluß auf die Staatsform, als ſie derſelben ein gewiſſes Gepräge giebt, welches im Charakter der Nation liegt. Romanen lieben die Herrſchaft der Staatsidee über die Einzelnen, die Germanen wollen die Unabhängigkeit des Einzelnen innerhalb und auf Koſten des Ganzen wahren, die Slaven ſuchen ihren Staat auf ſocialer Gemeinde- und Familiengemeinſchaft, auf patriarchaliſcher Grundlage auszubilden.

7. Der perſönliche Wille als ſinnlicher Trieb und Leidenſchaft.

Gewohnheit und Erziehung beeinfluſſen den perſönlichen Willen als äußere Mächte, wogegen als innere ſehr häufig Gefühle, Stimmungen und Gemüthserregungen zu Handlungen treiben, von denen die kalte Ueberlegung abrathen muß. Triebe und Leidenſchaften werden leicht ſo mächtig, daß ſie wie rohe Naturkräfte den Willen beherrſchen. Die wenigſten Verbrechen entſtehen durch ruhige Ueberlegung, und findet dies wirklich ſtatt, ſo darf man vorausſetzen, daß die Urtheilskraft ſchwach entwickelt iſt. Gewiß gehört es zu den ſeltenen Ausnahmen, daß ein Menſch das Böſe thut, weil es Böſes iſt: ſollte er wirklich daran Freude haben, wie man es bei berüchtigten Giftmiſcherinnen will bemerkt haben,

alles Rechts Rückſicht nehmen. Endlich wird das Recht eine Wiſſenſchaft, ſobald das Culturleben eine ſolche Breite und Mannichfaltigkeit erlangt hat, daß es ein beſonderes Studium verlangt, die Verhältniſſe unter die Paragraphen der betreffenden Rechtsausſprüche zu bringen. Wie ſich die Wahrnehmung zur Anſchauung und zum Begriff entwickelt, ſo erhebt ſich die Gewohnheit zur Sitte und zum Recht.

Begriffe verwirklichen ſich in den Ideen der Kunſt und Wiſſenſchaft, die Summe der Rechte aber findet ihre äußere Geſtalt im Staat, in der Staatsform und im Staatsleben. Im Staate ſammeln ſich alle Gewohnheiten und Rechte zu einem organiſchen Ganzen, in ihm vereinigen ſich hiſtoriſche Erinnerungen, die das Gefühl der Gemeinſamkeit und Zuſammengehörigkeit lebendig erhalten, der Staat wächſt heraus aus den Rechten der Körper- und Genoſſenſchaften, der Provinzen, Nationen und Confeſſionen, aus herkömmlichen Rechten und Rechtsanſchauungen, organiſirt dieſe Maſſe von Rechten zu einem einheitlichen Ganzen, indem er jedem Gliede den ihm zukommenden Platz einräumt, und das Ganze als Staatsidee vergeiſtigt und weiter entwickelt in der Idee.

Der Staat hat es daher nicht mit Nationalitäten zu thun, außer wenn eine Nationalität kraft höherer Cultur und Bildung vorzugsweiſe die Trägerin der Staatsidee wird und die Aufgabe hat, die übrigen Nationalitäten des Staates zum Bewußtſein dieſer Einheit und zur Theilnahme an einem höheren Culturleben zu erheben. Wenige Staaten umfaſſen nur eine einzige Nation, die meiſten beſtehen aus einem Gemiſch verſchiedener Nationalitäten, und der Staat hat dafür zu ſorgen, daß keine Nationalität unterdrückt wird, ſondern eine Cultur, wie ſie aus der Staatsidee fließt, Gemeingut werde.

Schwer zu ſagen iſt es, was unter Nationalität ſoll verſtanden werden, denn alle Nationalitäten haben Vermiſchungen mit andern erlitten, oft ſogar eine andre Sprache angenommen. Er-

kennbar wird die Nationalität nur am Raſſencharakter. Die Nationalität zeigt den natürlichen Gattungscharakter in der angeborenen Natürlichkeit, die ſich in Temperament, Lebens- und Denkweiſe, Fertigkeiten und Leidenſchaften offenbart, und ſoll ſich zur Cultur veredeln. Die Nationalität giebt einem Volke keinen Werth, dieſen erhält es vielmehr durch die Cultur. Ungebildete Nationen halten an der Sprache und Gewohnheit ihres Stammes feſt und widerſetzen ſich der Cultur, gerathen daher unter den Einfluß gebildeter Nationen, welche Bildung und Beſſeres da annehmen, wo jene es hindern. Die Nationalität hat nur inſofern Einfluß auf die Staatsform, als ſie derſelben ein gewiſſes Gepräge giebt, welches im Charakter der Nation liegt. Romanen lieben die Herrſchaft der Staatsidee über die Einzelnen, die Germanen wollen die Unabhängigkeit des Einzelnen innerhalb und auf Koſten des Ganzen wahren, die Slaven ſuchen ihren Staat auf ſocialer Gemeinde- und Familiengemeinſchaft, auf patriarchaliſcher Grundlage auszubilden.

7. Der perſönliche Wille als ſinnlicher Trieb und Leidenſchaft.

Gewohnheit und Erziehung beeinfluſſen den perſönlichen Willen als äußere Mächte, wogegen als innere ſehr häufig Gefühle, Stimmungen und Gemüthserregungen zu Handlungen treiben, von denen die kalte Ueberlegung abrathen muß. Triebe und Leidenſchaften werden leicht ſo mächtig, daß ſie wie rohe Naturkräfte den Willen beherrſchen. Die wenigſten Verbrechen entſtehen durch ruhige Ueberlegung, und findet dies wirklich ſtatt, ſo darf man vorausſetzen, daß die Urtheilskraft ſchwach entwickelt iſt. Gewiß gehört es zu den ſeltenen Ausnahmen, daß ein Menſch das Böſe thut, weil es Böſes iſt: ſollte er wirklich daran Freude haben, wie man es bei berüchtigten Giftmiſcherinnen will bemerkt haben,

ſo liegt der wahre Grund jedenfalls in der Verirrung von Trieben, wie Geſchlechtstrieb die Jugend bekanntlich zu Brandſtiftung treibt.

Triebe, Suchten und Gier werden durch ſinnliche Reize hervorgerufen, erregen ein Uebermaß des Luſtbedürfniſſes, welches befriedigt ſein will, verſetzen die Hirnorgane in ſo heftige Erregung, namentlich durch Vermittelung des Geſichts- und Geſchmacksſinnes, daß dieſe Ueberſchwemmung der Gefühlsorgane von anlockenden Eindrücken unaufhaltſam auf die Bewegungsorgane überſpringt. Zugleich ſchlagen die Erregungswellen in die Vorſtellungsorgane über, füllen dieſelben mit der erregenden Kraft ſinnlicher Anſchauung und kehren verſtärkt zum Kleinhirn zurück. Man hat nicht Unrecht, wenn man behauptet, der Menſch, der einem Triebe oder gar einer Leidenſchaft anheim gefallen iſt, handelt inſtinctiv wie ein Thier, wird alſo mehr oder minder unzurechnungsfähig. Wie ein plötzlicher Schrecken ſtarr macht, ſo daß man die Herrſchaft über die Glieder verliert, wie Furcht in die Flucht treibt und die Gefahren nicht bemerkt, in die ſie ſtürzt, um einer vermeinten Gefahr zu entgehen, ſo ergreifen Triebe und Leidenſchaften ſo ſehr den ganzen geiſtigen Menſchen, erfüllen ihn mit Vorſtellungen und Gefühlen, daß er im Tumult der Aufregungen ſeine Gedanken nicht ordnen, nicht richtig urtheilen, alſo auch keinen Entſchluß faſſen kann.

Stimmungen und Gefühle wirken als Spannungsverhältniſſe belebend oder hemmend auf die Denkorgane, und da von ihnen auch der Antrieb zum Streben ausgeht, ſo beeinfluſſen ſie mittelbar auch den Willen. Vom Gebildeten verlangt man daher, daß er Stimmungen und Gefühle beherrſche, um Andern nicht läſtig zu werden, und um ſich klares Urtheil zu bewahren. Man ruft daher abſichtlich Gegenſtimmungen hervor, oder wendet die Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände. Bei einiger Uebung kann man es hierin zu großer Sicherheit bringen. Welche Gewalt ha-

den ausgelernte Verbrecher über Blicke und Mienen! Sie können nach Belieben weinen und die beleidigte Unschuld spielen, so daß der Criminalrichter sehr auf der Hut sein muß, wenn er sich nicht will täuschen lassen.

Stimmungen und Gefühle beherrschen uns mehr, als wir vermuthen, denn sie erregen gewisse Vorstellungen, die ihnen entsprechen, sie dann verstärken und in Triebe und Leidenschaften umwandeln. Es hindern die Stimmungen aber auch die Entwickelung von Vorstellungen, welche den Gefühlen nicht entsprechen, also unangenehm sind. Die Stimmung ist ein Spannungszustand gewisser Zellengruppen, die nur dann von den Vorstellungen können umgestaltet werden, wenn diese stärker sind. Ohne Gefühl kommt aber kein Wille zu Stande, der im Interesse, in der Neigung sein erstes Entstehen hat und sich bis zum Streben und Begehren steigern muß, wenn er endlich zur That werden soll. Wer kennt nicht die Macht der Versuchung, in welcher Denken und Gefühle (Triebe) in hartem Widerstreite liegen, und welche oft genug mit dem Siege der Sinnlichkeit endet, weshalb das Gebot sehr weise sagt: Man soll Niemanden in Versuchung führen. Das Sprichwort übersetzt dies in den gar zu wahren Satz: Gelegenheit macht Diebe!

Dem persönlichen freien Willen bleibt also ein sehr enges Gebiet zugewiesen, welches er unter schweren Kämpfen vertheidigen muß gegen die Gelüste der Sinnlichkeit. Wehe, wenn der Wille, das Gewissen schwach, schlaff, ungeübt sind!

Daß der Mensch im Zustande der Leidenschaft unzurechnungsfähig ist, dürfte gegenwärtig Niemand bestreiten, denn ihn beherrschen die Nerven mit solcher Naturgewalt, daß sogar Vorstellungen zu Verstärkungen der Leidenschaften werden. Von den Trieben gilt dasselbe. Das Strafgesetzbuch läßt daher auch Milderungsgründe zu; straft aber trotzdem, und dies mit Recht. Denn der Mensch als denkendes Wesen soll Triebe und Leidenschaften im Entstehen unterdrücken. Daher sind gute Schulen für die

Sittlichkeit des Volkes von ſo unberechenbarer Bedeutung, weil ſie einestheils zu richtigen Urtheilen verhelfen und anderntheils durch Erziehung die Selbſtbeherrſchung ermöglichen, Ehrgefühl, Gewiſſen und Pflichtgefühl kräftigen.

Es hat ſich alſo erwieſen, daß der Menſch unfrei iſt in ſeinen Entſchließungen und Willen, ſo weit er der Gewohnheit, den Trieben und Leidenſchaften folgt. Um ihm die Entſchließung zu erleichtern, hat ein jeder Staat über Mein und Dein, Recht und Unrecht Geſetze gegeben und hat auch die Kirche ihre Gebote und Verbote, ſoll die Polizei den ſittlichen Wandel der Bürger überwachen und beobachten.

---

8. Der ſittliche Wille als Tugend, Grundſatz und Gewiſſen.

Die Tugend kam gewiſſermaßen in Verruf in den Zeiten der Aufklärung, in welcher Tugend ſo viel galt als Spießbürgerthum, und ſeitdem chriſtliche Staaten die Untugend für Tugend gelten laſſen, wenn gezahlt wird, wie etwa Bordellwirthe, wagt man kaum noch von Tugend zu ſprechen. Trotzdem iſt ſie kein Thorenwahn. Wohl dem Staat, der Familie, wo es noch Tugend giebt. In unſeren hochciviliſirten Zeiten ſind die höchſten Stände, Bankiers, Fabrikanten und was man ſonſt zu der gewählten Geſellſchaft rechnet, vollſtändig wurmſtichig, da für Geld Alles feil iſt, ſogar Ueberzeugung und der eigne Leib, nur unter den Bauern und arbeitenden Klaſſen giebt es noch Tugend, da giebt es noch Sittlichkeit, Charakter, Ueberzeugung, wogegen ſo ein Millionär Leib und Seele neunundneunzigmal verkauft, je nachdem die Papiere ſtehen. Ein großer Mann bleibt er trotzdem, ſobald er nicht Bankerott macht. Dann bleibt er nur ein reicher Mann. Die Civiliſation verlangt dies ſo.

Wohl dem Volke, in welchem der Bürger- und Bauernſtand

noch an Tugend glaubt und tugendhaft lebt, weil ſie von Actienſchwindel, Staatslotterien und andern Betrügereien nichts wiſſen. Der Bauer dreht den Groſchen zehnmal herum, ehe er ihn ausgiebt, ſpottet der betrügeriſche Speculant. Ein Segen für den Staat, daß der Bauer dies thut, ſonſt würde ihn der raffinirte Unternehmer, Speculant und wie die Namen für die räuberiſchen Tagediebe heißen, ſehr bald ausbeuten. Sind manche Lotterien und Actiengeſellſchaften etwas Andres als obrigkeitlich bewilligter Betrug oder Diebſtahl?

Der Wille ſetzt einen Willensdrang voraus, einen Anſtoß zur Bewegung, der aber ſelbſt wieder ein Bewegtes iſt. Empfindet man den Zuſtand einzelner Körpertheile, namentlich der Hirnzellen, als Annehmlichkeit und weiß aus Erfahrung, daß ſie verſchwinden muß, ſo ſucht ſie der Organismus inſtinctiv wegen des Erhaltungstriebes feſtzuhalten, wie er Unangenehmes zu beſeitigen ſtrebt. Es entſtehen inſtinctive Handlungen und Reflexbewegungen, weil ein ſtark erregtes Organ ſeine Ueberladung auf verwandte Organe, die müßig ſind, überträgt. Andre Willenshandlungen ſetzen aber Ueberlegen voraus, indem man den Grund der Erſcheinungen erforſcht und die zweckmäßigſten Mittel ausſucht, wozu man vielfacher Erfahrungen bedarf. Man wählt unter den möglichen Bewegungen diejenigen aus, durch welche man den Zweck am ſicherſten zu erreichen hofft.

Es giebt aber auch fertige Motive, nach denen der Menſch handelt und ſich dadurch die Qual der Wahl des Entſchluſſes ſpart, es ſind dies Grundſätze und Gewiſſen, nach deren Beſchaffenheit man den ſittlichen Werth der Handlungen abſchätzt. Die meiſten Menſchen handeln aus Nachahmungstrieb oder aus Gewohnheit, weil ſie das Nachdenken ſcheuen. Selbſt Verbrechen werden begangen durch ſolche äußere Veranlaſſungen; wenn Einer einen Andern im Streite ſchlägt, ſo fangen die Andern auch an zu ſchlagen, obſchon ſie ſich nicht im Zuſtande der Nothwehr befinden.

Andre vermeiden gewiſſe Handlungen, weil ſie Strafe fürchten, ihr Motiv iſt der „Muß", der Zwang der Geſetze; gar Viele übertraten die Geſetze deshalb nicht, weil ſie keine Gelegenheit, keine Verlockung dazu hatten. Daher ſind denn die meiſten Handlungen ohne ſittlichen Werth. Wenn ein General oder Monarch eine Schlacht wagt, das Leben von Tauſenden aufs Spiel ſetzt, um eine Auszeichnung oder ein Stück Land zu erhalten, ſo muß man ſolchen „Heldenthaten" den ſittlichen Werth abſprechen, da ſie aus dem ſelbſtſüchtigen Triebe nach Ehre und Beſitz hervorgingen und dabei Unſchuldige opferten. Kein Orden kann dieſen Schaden erſetzen.

Ganz andern Werth erhalten die Handlungen, deren Motiv in feſten Grundſätzen und im Gewiſſen liegen; ſolche Thaten zeugen von Charakter, in ihnen offenbart ſich die wahre ſittliche Größe des Menſchengeiſtes. Ein Waldeck, der Verfolgung, Kerker, ſchamloſe Verleumdungen ertrug, von ſeiner Ueberzeugung aber nicht ließ, auch nicht erbittert ward und ſich zur Leidenſchaft nicht hinreißen ließ, ſteht unendlich viel höher als ein Sieger, welcher das Ungeſchick der Gegner geſchickt zu benutzen wußte, um ihnen den möglichgrößten Schaden zuzufügen.

Die ſittliche Freiheit des Menſchen beſteht einzig und allein darin, daß er nach Grundſätzen und Gewiſſen handelt. Bekanntlich wird jede That nur möglich, wenn eine Gemüthserregung dazu treibt, weshalb wir auch bei jeder Handlung, ſelbſt bei unbedeutenden, eine leiſe Gefühlserregung, eine innere Bewegung fühlen. Das Gemüth iſt die treibende Kraft, es müſſen daher Vorſtellungen, Zwecke u. ſ. w. zur Gemüthsangelegenheit werden, ehe ſie in einer That ſich entäußern. Nun iſt aber grade das Gemüth ein ſehr unſicherer Führer; es wirkt als Naturmacht, da es die Bewegungen von den Sinnesorganen aufs Großhirn und dann die Rückbewegung zum Kleinhirn leitet, die Hirnorgane

überfluthet und nothwendig auf die Bewegungsorgane übergeht, wie eine Billardkugel die andre forttreibt, aber dann ſelbſt ſtehen bleibt. Das Gemüth erzeugt Triebe, Suchten, Leidenſchaften und andre Kräfte der Bewegung, welche gar zu leicht den Menſchen beherrſchen, weshalb Manche behaupten, im Zuſtande der Gemüthserregung ſei der Menſch unzurechnungsfähig. Man ſoll aber die Wahrheit nicht mißbrauchen. Das Thier ſteht unter der Herrſchaft der Triebe, weil es inſtinctiv ſein Daſein retten will, und dieſer Trieb iſt das Motiv aller ſeiner Handlungen. Der Menſch dagegen iſt ein denkendes Weſen, es ſucht den Zweck ſeines Daſeins in dem Emporringen zur Sittlichkeit und Gerechtigkeit; daher, weil er denken muß, verlangt man von ihm, er ſoll ſtets wiſſen, was er thut, d. h. er muß nach Grundſätzen handeln.

Der Menſch iſt ſo organiſirt, daß er jeden einzelnen Fall verallgemeinert, dazu zwingt ihn die Sprache. Er ſucht alſo überall in den Erſcheinungen das Geſetz als die Grundurſache, und ebenſo bildet er ſich über den Werth der Handlungen Urtheile unter dem Einfluß vorhandener Vorſtellungen, die er ſich über Wahrheit, Recht, Pflicht u. ſ. w. gebildet hat. Solche Geſammturtheile ſammelt er als Grundſätze, die ihm als Motive für ſeine Handlungen dienen und ihm den Entſchluß erleichtern. Der Inhalt der Grundſätze hängt von der allgemeinen Bildung, der geſellſchaftlichen Stellung, der Lebenserfahrung u. ſ. w. des Einzelnen ab, und wohl läßt ſich oft über deren Richtigkeit ſtreiten. Im Ganzen werden ſie aber der Denkungsweiſe der Zeit entſprechen und ſich den vorhandenen Zuſtänden irgendwie anſchließen. Solche Grundſätze bleiben nicht mehr Vorſtellungen, ſondern werden Inhalt des Gemüths, ſie werden zur Geſinnung und zum Gewiſſen, da der Inhaber der Grundſätze dieſe für ſeine höchſte Erkenntniß hält, ſich befriedigt fühlt, wenn er ſie befolgt, und endlich nicht gegen ſie handeln kann, wenn er ſich nicht ſelbſt verleugnen will. Er kann nicht anders, ſein ganzes Ich iſt erfüllt von den Grund-

ſätzen und dieſe treiben ihn mit der Naturmacht des Inſtincts als Gewiſſen.

Das Gewiſſen enthält die Erkenntniß und Wiſſen der Pflichten, doch iſt dieſe Vorſtellungsmaſſe zum Gemüthsinhalte geworden und giebt das Motiv zu den Handlungen. Wenn der Menſch aus Gewiſſenhaftigkeit ſeine Pflicht thut, ſo leiten ihn nicht perſönliche Vortheile, ſondern Sittengeſetze und ſeine Handlungen erhalten ſittlichen Werth, er ſelbſt beweiſt darin ſeine Willensfreiheit. Um nach Grundſätzen zu handeln, bedarf man eines ſcharfen, umfaſſenden Urtheils, weshalb Wenige nach Grundſätzen handeln, dies ſind dann aber auch Männer von Charakter, deren es bekanntlich wenig giebt. Das Gewiſſen dagegen nimmt ſeinen Inhalt aus dem Glauben der Religion oder aus der Ueberzeugung durch Belehrung und wird als Glaube und Ueberzeugung Gemüthskraft.

Die Handlungen, welche man aus Gewiſſenhaftigkeit und Pflichtgefühl vollbringt, nennt man Tugenden, weil ſie den Sittengeſetzen entſprechen; doch iſt ihr treibendes Motiv urſprünglich ein religiöſes, ſpäter treten bürgerliche und Staatspflichten hinzu, weshalb man von bürgerlichen Tugenden ſpricht. Die Tugend beſteht in der rückſichtsloſen Erfüllung der Pflicht. In der Tugend handelt der Menſch in voller Freiheit, er faßt ſeinen Entſchluß ohne Bedenken, wie es die Pflicht verlangt, und findet darin ſeine höchſte Befriedigung: den Frieden mit ſich und in ſich. Die Pflichtenkenntniß iſt zur Geſinnung geworden, erfüllt das ganze innere Ich, in ihm erhebt ſich der Menſch zum Ideal des Guten und Wahren, veredelt und verklärt das Menſchenleben, hilft die Ungleichheiten des Zufalls beſeitigen und verleiht dem Menſchen die wahre Würde. Auf freiwilliger Pflichterfüllung beruht die menſchliche Geſellſchaft, das wahre unvergängliche Glück, welches ſich ſegnend von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbt, in ihr beſteht die bürgerliche und ſtaatliche Freiheit, in welcher man die höchſte Sittlichkeit verehren und anerkennen muß.

„Der Menſch iſt frei, und wär' er in Ketten geboren", denn er kann gewiſſenhaft und pflichtgetreu handeln, und „die Tugend iſt kein leerer Wahn", ſondern die Aufgabe des Menſchen- und Menſchheitlebens.

9. Der allgemeine Wille als Geſetz und Pflicht.

Der einzelne Menſch unterliegt dem Irrthum, ſein Urtheil geht oft fehl und beim beſten Willen begeht er Fehler und Vergehen. Da nun kein Menſch für ſich allein lebt, ſondern in die menſchliche Geſellſchaft eintreten muß, ſo wird dieſe ihren Willen als allgemeines Urtheil ausſprechen in der Sitte und im Geſetz. Jahrhunderte lang betrachteten ſich einzelne Machthaber als alleinige Geſetzgeber und fehlte es nicht an ſchlechten Geſetzen und zahlloſen Mißbräuchen. In neuerer Zeit hat man conſtitutionelle Verfaſſungen eingeführt, damit die Geſetze Ausdruck des allgemeinen Willens werden. Wenn auch hier Parteirichtungen und Parteiweſen noch oft einwirken, ſo iſt doch ein fruchtbarer Boden für die öffentliche Sittlichkeit gewonnen. Geſetze ſind Ausfluß des Volkswillens, Geſchwornengerichte und Zeitungen achten darauf, daß die Geſetze von den Beamten beachtet werden, und dies muß man für einen dankenswerthen Fortſchritt des öffentlichen Lebens halten. Miniſter können mit Hab und Gut, Sicherheit und Freiheit der Staatsbürger nicht mehr nach perſönlichem Dafürhalten ſchalten, ſondern im Sinne und Willen der Staatsbürger. Dadurch erſt wird der Staat zu einer ſittlichen Gemeinſchaft, auf dieſem Wege können die Streitfragen über Confeſſion und Nation befriedigend gelöſt werden. Wenn bevorzugte Kaſten mit dieſer Ordnung nicht zufrieden ſind, ſo kann man dies verzeihen; es iſt ja etwas Neues, und ihre Vorrechte wurden mit der Zeit hiſtoriſche Rechte, die ſie nicht für Unrechte wollen gelten laſſen. Ihre Nachkommen werden anders denken lernen.

Beſchränken wir uns auf die pſychologiſche Bedeutung! Je Menſch will frei ſein, kann es aber nicht werden, weil er V menſchen hat, die auch frei ſein wollen. Er muß alſo in de Intereſſe ſeine Freiheit beſchränken, ſich mit ihnen vereinigen höheren Zwecken; mithin kann der Menſch nur im Staate und Staatsbürger frei werden, da ihm dieſer Pflichten, Selbſtbehe ſchung, Entſagung zum Wohle des Ganzen auferlegt, dafür i aber Schutz der Perſon, des Eigenthums, Glaubens und Thu ſichert, ſoweit ſie nicht gegen das Ganze gerichtet ſind. Der St als ſittliche Gemeinſchaft allein iſt das Gebiet, in welchem d Menſch zur Freiheit gelangen kann. Hirten- und Jägervölk kommen daher nie zur Freiheit, in Folge davon nie zu Cultur u Civiliſation.

In den Geſetzen ſpricht ſich der allgemeine Wille aus, w bereits nachgewieſen wurde; Geſetze ſchreiben Pflichten vor, in dere gewiſſenhafter Befolgung unſre ſittliche Freiheit beſteht. In alte Zeiten haben Religionsſtifter und Geſetzgeber Vorſchriften gegebe und ſie unter den Schutz der Götter geſtellt, wie man heute noc Geſetze beſchwört, indem man Gott zum Zeugen und Rächer an ruft. Der allgemeine Wille wird aber zur Perſon dadurch, daß ein Einzelner das Geſetz ausſpricht als ſeinen Willen oder daß er zur Aufrechterhaltung der Geſetze verpflichtet wird als Familien- vorſteher, Häuptling, Fürſt, Conſul u. ſ. w. Der einzelne Menſch kann einſeitig urtheilen und ſich irren, es verändern ſich auch die Zeitverhältniſſe und Culturzuſtände, denen die beſtehenden Geſetze müſſen angepaßt werden. Geſchieht dies nicht, ſo entſteht ein Widerſpruch zwiſchen Zuſtänden und Geſetzen, die unausführbar wur- den; es ſtauen ſich eine Menge von Vorſtellungen an, die nicht circuliren können, weil im Organismus der Staatsgeſellſchaft Or- gane und Bahnen fehlen, dadurch erleidet der ganze Organismus Störungen, eine Menge Willensbeſtrebungen treten hervor als un- ausbleibliche Folge vorhandener Zuſtände und Denkungsart, rich-

ſich natürlich gegen das beſtehende Hinderniß und ſo entſtehen
iſen im Geſellſchaftsleben. Steigert ſich der Zudrang, ſo wird
ſe Kriſis zu den Delirien der Revolution oder zu den Blut-
kungen der Verſchwörungen. Darf das nicht geſchehen, was der
gemeine Wille als Geſetz verlangt, ſo muß jener das Geſetz
:rtreten mit derſelben Nothwendigkeit, wie eine abgeſchoſſene
gel den Gegenſtand trifft, der ſich in ihrer Flugbahn befindet.
:il aber im Befolgen des Geſetzes Freiheit und Sittlichkeit be-
hen, ſo muß ein ſolches Widerſtreben gegen Geſetze entſittlichen.
idernatürliche Grenzſperre erzeugt das Schmuggelgeſchäft, ſtrenge
nſur umgeht man durch geheime Druckereien, Cölibat der Offi-
:re und Mönche führen zu Unzucht, Ehebruch und öffentlichen
ıſthäuſern, Mangel an zeitgemäßen Lehrſtoffen in den Schulen
wirkt Aberglauben, Arbeitsunfähigkeit und Verarmung, allzu-
rte Gerichtshöfe helfen die Verbrechen vermehren u. ſ. w. Eines
lgt nothwendig aus dem Andern, weil ſolche Zuſtände unauf-
altſame pſychologiſche Prozeſſe des Volksgeiſtes ſind, die man
urch Verbeſſerung der Geſetze, nicht aber durch Belagerungszu-
tände und Bajonette beſeitigen kann. Wird die Möglichkeit der
Entwickelung genommen, ſo entartet und verkommt das Volk.
Spanien, Frankreich, die Slaven können nur noch durch Militärgewalt
in Ordnung gehalten werden, England und die Schweiz entwickeln
ſich ruhig, die Vereinigten Staaten verrichten Rieſenhaftes ohne
ſtehende Heere, Cenſur, geheime Polizei und andre europäiſche
Regierungsapparate. In dieſen Staaten kommt der allgemeine
Wille zur Geltung, in den andern bleibt er oft nur ein perſön-
licher, der ſich natürlich in Kriſen nur durch Gewalt als den ſtär-
keren — nicht als den beſſeren — behauptet.

Die ganze Weltgeſchichte dreht ſich um die Frage, wie allge-
meiner und perſönlicher Wille können ausgeglichen werden. Bald
wurden Prieſter als der intelligente Stand, bald Adel als der
mächtige Stand, bald Fürſten als Machtinhaber die Geſetzgeber.

Im Laufe der Zeit hat ſich gezeigt, daß kein Volk ſicher iſt, daß beim beſten Willen nicht etwa der perſönliche Wille zur Willkür, zum Standesintereſſe werde, weshalb man in der republicaniſchen Staatsform die Ausgleichung ſuchte. Dieſe indeß allein thut es nicht, ja ſie kann es nicht thun, wenn ſie erſt gewaltſam mit Zertrümmerung des ganzen Staatsweſens, alſo mit Gewalt, eingeführt wird, denn alsdann wird der Soldat ſofort Geſetzgeber und ſchafft das Soldatenkönigthum mit allen ſeinen Härten und Ungerechtigkeiten gegen Nichtſoldaten. Für unſre europäiſchen Verhältniſſe bleibt die conſtitutionelle Staatsverfaſſung die natürlichſte und einfachſte, wenn derart ſich die Völker und Regierungen werden eingelebt haben, daß ſie nicht zum Miniſterdespotismus wird, welcher die Kammern nicht achtet und ſie ſo oft auflöſt, bis ſich eine Kammer findet, die zu Allem Ja ſagt, was die Miniſter wollen. Für uns ſind ſolche Staatsformen noch ſo neu, daß es ohne Fehler und Mißgriffe auf beiden Seiten nicht abgeht, worüber man nicht verzagen ſoll. Volk und Regierung müſſen ſich gewöhnen, den beſtehenden Geſetzen zu gehorchen, auch wenn ſie unpaſſend ſind, bevor ſie nicht beſſere geſchaffen haben. Es kommt daher viel darauf an, daß alle Stände, alle tüchtigen Köpfe in die Kammer kommen können, was der hohe Cenſus hindert, daß aber auch Provinzen, Städte, Dörfer und Genoſſenſchaften innerhalb vorgeſchriebener Grenzen ſich ſelbſt regieren, ſo daß deren Statuten auch der Ausdruck des Localwillens werden. Geſchieht dies ſo gehorcht jeder Staatsbürger nur ſeinem eignen Willen wenn er den Geſetzen gehorcht; dies wird er um ſo lieber thun, als er begreift, daß das Geſetz ſein eigner Schutz iſt, daß Cultur und Fortſchritt nur innerhalb geſetzlich geordneter Zuſtände möglich wird, daß ſeine Freiheit nicht außerhalb der Geſetze liegt, ſondern deren Inbegriff iſt, der in ihm zur Geſinnung wurde.

Soll alſo bei uns die Freiheit als Boden der Sittlichkeit

bewahrt werden, ſo bedürfen wir dazu einer aufrichtigen, unantaſtbaren conſtitutionellen Staatsverfaſſung, und wird es Pflicht der Staatsbürger, welche Stellung ſie auch im Staate einnehmen, eine ächt conſtitutionelle Geſinnung zur Leiterin für ihr politiſches Thun und Treiben zu machen, da alle Parteien auf der Grundlage der gegebenen, beſtehenden Verfaſſung ſtehen müſſen. Ebenſo müſſen die Träger der Staatsgewalt über den einzelnen Parteien ſtehen, weil ſie den allgemeinen Willen in ſich verkörpern, das Wohl des ganzen Staats zur Aufgabe ihres Regierens zu machen haben. Darin liegt die hohe, unantaſtbare Würde ihrer Stellung; wenn ſie dieſe verletzen, verleugnen ſie ihre eigne Stellung, treten hinab auf den Tummelplatz der Parteien, verlieren den Nimbus ihrer Würde und — fallen mit ihrer Partei.

In der conſtitutionellen Verfaſſung erreichen wir die Freiheit; denn der Nomade, der einzeln wohnende Einſiedler kann nie frei werden, es nur bis zur Willkür des Beliebens bringen, weil erſt die Erfüllung der Pflichten und Geſetze von der Willkür des perſönlichen Willens frei macht, da ſie Beſchränkung des eignen Willens zu Gunſten Anderer verlangt, alſo in der Menſchenliebe und Humanität wurzelt. So fließen im freien Staate die höchſten Tugenden der Menſchheit zu ſchönſter Harmonie zuſammen. Ein Sclave kann nie ſittlich, human, patriotiſch ſein!

---

10. Der vernünftige Wille als Freiheit.

Alles auf Erden iſt in ſteter Entwickelung begriffen, weshalb es denn auch nichts Vollendetes, Vollkommenes geben kann. Der Menſch forſcht ſeit Jahrtauſenden nach der Wahrheit, hat auch viele Wahrheiten gefunden, aber trotzdem begeht er noch viele Irrthümer, die er für Wahrheiten hält. Man muß daſſelbe von der

Vernunft zugestehen und sich darauf beschränken, für jeden Zeitabschnitt das für vernünftig zu erklären, was damals als die höchste Wahrheit galt und Ausfluß des höchsten Wissens war, denn in jedem Irrthum ist Wahrheit enthalten.

Der allgemeine Wille ist im Ganzen für die Zeitgenossen der vernünftige, weil er der allgemeinen Bildung und Denkungsart entspricht; für die Nachkommen mag er thöricht aussehen. Sitte, Gewohnheit, Umstände, Gesetze u. s. w. verlangen, daß sich der Einzelne dem Ganzen ein- und unterordne, weil die Vernunft dies fordert. Ein Mensch muß auf den andern Rücksicht nehmen; je vielfacher seine Verhältnisse zu andern Menschen sind, um so mehr Rücksichten hat er zu beachten. Er kann also nicht thun was er will, sondern was er darf und muß. Sein Verstand muß ihn davon überzeugen und stark genug sein, um Gefühle und Gemüthserregungen nicht ohne seine Leitung walten zu lassen. Eine andre Freiheit ist nicht denkbar. Der Mensch hat die Wahl der Mittel und der That, dann aber steht er unter deren Folgen, die er also vorher berechnen soll, ehe er die That vollbringt. Recht und Gesetz richten sich daher nur gegen die That, nicht gegen den freien Willen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die weitere Entwickelung der anthropologischen Wissenschaft auch eine gänzliche Veränderung der Gesetzgebung veranlassen wird, indem man dieselbe den Verhältnissen und Naturgesetzen mehr anpaßt, als es bisher geschah, wo man die Denk-, Folge- und Begriffsrichtigkeit der Gesetze für die Hauptsache hielt. Wenn die öffentliche Meinung verlangt, daß man sich dem Herkommen und der Sitte füge, um kein Aergerniß zu geben oder nicht für einen Sonderling zu gelten, wenn die Gesetze die Befolgung derselben zur Pflicht machen, so müssen wir das Recht, welches Pflichten und Rechte festsetzt, für den Schutz und den Boden unsrer persönlichen Freiheit halten. Wer das Gesetz verletzt, vergreift sich an dem Recht Anderer, beschränkt die Freiheit seiner Mitmenschen. Leider erfahren wenige Menschen, was Recht

und Gesetz ist. Die Schulen lehren so viel Unnützes, was nur in der Schule Bedeutung hat, im praktischen Leben ganz überflüssig ist, dagegen versäumen sie es, die Jugend mit den allgemeinsten Bestimmungen der Gesetze bekannt zu machen, nicht einmal von dem Verwaltungsmechanismus hat der Jüngling etwas erfahren, wenn er eine höhere Schule verläßt. Es ist nur feige Scheu der Schulpedanten, daß man die Hauptartikel der Verfassung nicht in der Schule lehrt, wohin diese viel eher gehören als die 10 Gebote des Moses, die erst ein halbes Jahrtausend nach ihm aufgeschrieben sind. Wird die Jugend in den Landesgesetzen unterrichtet, lernt dieselben verstehen, nimmt deren Bestimmungen in ihre Gedankenwelt auf und verbindet sie mit derselben, so werden gesetzlicher Sinn, gute Grundsätze sich leichter anerziehen lassen, als wenn später das Gesetz erst gekannt wird, wenn man es verletzt hat, ohne es zu wollen und zu wissen.

Der Mensch ist zur Freiheit geboren, aber die Freiheit muß erst erworben werden durch Urtheils- und Willenskraft, weshalb die Erziehung für alle Staaten von jeher eine wichtige Sorge gewesen ist. Denn sie macht den Menschen frei, weil die Gemeinschaft mit Andern, die gemeinsame Aufgabe, die Schulordnung u. s. w. die Jugend zwingen, den eigenen Willen dem allgemeinen Zwecke und Wohlbefinden unterzuordnen, die Willkür zu beschränken und im Bewußtsein der erfüllten Pflicht den besten Lohn für ihr Thun zu empfinden. Ebenso erziehlich wirkt der Staat durch seine Gesetze, sein Gemeinde- und Culturleben.

Man kann also aus voller Ueberzeugung behaupten, daß der Mensch persönliche Willensfreiheit besitzt, also auch für das verantwortlich ist, was er aus eigener Entschließung that. Ob und inwieweit Strafen passend sind, den irrenden Menschen zum Gehorsam gegen die Gesetze zu zwingen, darüber läßt sich streiten, vorläufig sind Strafen aber nothwendig, weil durch sie die Sicherheit und Sittlichkeit sollen geschützt werden. Daß Manches in

den Straf- und Zuchthäusern könnte besser sein, da diese nur oft Hochschulen der Verbrecher werden, ist nur zu wahr und bekannt, aber es gelang noch nicht, angemessene Gegenmittel ausfindig zu machen.

Selbst der strengste Materialist wird zugestehen, daß Gedanken und Urtheile sein Eigenthum sind, die er stets umwandelt, wenn sie der Wirklichkeit oder seinem Gemüthszustande nicht entsprechen. Da es nun Thatsache ist, daß man durch die Kraft der Vorstellungen auf Handlungen bestimmenden Einfluß ausübt, so ist die Freiheit des Willens Thatsache geworden. Was treibt denn die Herrn Vogt, Büchner u. A., für die streng naturwissenschaftliche Weltanschauung so tapfer in die Schranken zu treten? Sie wollen ihren Ansichten Geltung verschaffen, ihnen weiteste Verbreitung geben, und dies aus Liebe zur Wahrheit, aus Interesse für das Gemeinwohl. Diese Gemüthsregungen sind so durch und durch ächt menschliche, daß sie von äußeren Stoffen nicht können angeregt werden, sondern nur von der idealistischen Denkweise jener Gelehrten. Sie stürzen sich in Kämpfe, lassen sich anfeinden und verfolgen und bleiben doch bei ihrer Ueberzeugung, beweisen damit also die Freiheit ihres Willens, ihre Ueberzeugung gegen alle Welt zu vertheidigen.

---

11. Die Erziehung zum freien Willen durch die Schule.

Der Mensch soll sich beherrschen lernen, das fordern die Regeln des Umgangs und die Gesetze, dahin strebt die Erziehung, und unsre menschliche Freiheit besteht lediglich darin, daß wir aus Ueberzeugung, eigenem Entschluß und freiwillig das thun, was Sitte, Gesetz, Pflicht und Gewissen von uns verlangen, was wir als gesittete Menschen thun müssen. Pflicht erkennt man durch

das geſchulte, entwickelte Denken, das Gewiſſen iſt die Gemüthsgewalt, die aus ſittlichen Vorſtellungen erwächſt. Volksbildung und Volkserziehung werden daher jene Mächte, auf denen das Staatswohl ruht.

Man darf den Menſchen nur als ſittliches Weſen auffaſſen, und da er zu dieſer ſittlichen Würde durch Sitte und Geſetz ſoll herangebildet werden, weil er die Freiheit ſich erwerben muß als ſein menſchliches Eigenthum, ſo erhält das Schulweſen ungeheure Wichtigkeit für das Staats- und Culturleben. Die Jugend ſoll nicht blos für gewiſſe Aemter zurecht gemacht und dahin gebracht werden, ſich dereinſt das Brod zu verdienen, ſondern ſie ſoll zu ſittlichfreien, pflichtgetreuen und gewiſſenhaften Staatsbürgern herangebildet werden. Nimmt man dem Menſchen die Freiheit, ſo verhöhnt man die Menſchenwürde, erniedrigt ihn zum Staatsſclaven und zum Knecht der Sinnlichkeit.

Zunächſt ſoll die Jugend, um zur Freiheit erzogen zu werden, denken lernen, Urſache und Folge, den Werth der Handlungen, den Zweck des Lebens beurtheilen. Kein todtes Schulwiſſen, was pedantiſche Schulmeiſter ausgeheckt haben, keine geiſttödtende Syſtematik, die in ſich unlogiſch und widernatürlich iſt, keinen Götzendienſt mit weltlichen Größen, ſondern Wahrheit, lebendiges Wiſſen, welches zur Geſinnung wird. Gewöhnt und zwingt die Jugend nicht zu Heuchelei, Lüge, Furcht und Scheindienſt, wie es den Staatsſchulen befohlen wird, ſondern laßt ſie das lernen, was ſie verſteht, was ſie intereſſirt und ihr Gemüth ergreift! Macht Menſchen aus ihr, aber nicht Staatsſclaven. Iſt denn der Geſchichtsunterricht in der Schule nicht oft eine Lüge, da man den Ahnherrn der Dynaſtie Tugenden andichtet, die ſie nicht beſaßen, da die Kinder Gebete und Formeln auswendig lernen müſſen, die ſie nicht verſtehen? Man erziehe die Jugend zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit, zur Wahrheitsliebe und zum ſelbſtändigen Denken. Man lehre nicht Dinge, die keinen Werth, keine Brauchbarkeit haben, ſondern

nur in Schulbüchern existiren, verwechsle das Mittel nicht mit dem Zweck, was die gelehrten Gymnasialdirectoren noch nicht verstehen, um durch reelles, wirkliches Wissen die jungen Geister zu nähren mit gesunder nahrhafter Kost.

Die Jugend soll naturgemäß gebildet werden, d. h. die geistige Speise erhalten, die sie vertragen kann und die ihr gut bekommt. Weg mit der geistlosen Pedanterie unterleibskranker, verhockter Schulmeister, die sich einbilden, die Welt gehe zu Grunde, wenn es keine verdummende Systematik, Schablonen mehr giebt. Lebendiges, geistvolles Wissen, das zum Nachdenken anregt, die jungen Herzen erwärmt — nur nicht sinnlose Systematik, die von aller Welt verlacht wird, wie z. B. der Unsinn der naturgeschichtlichen Systeme, an dem nur Seminardirectoren Gefallen finden, weil sie ohne solches Wissen brodlos würden.

Eine Jugend, deren Denkkraft entwickelt und vielfach geübt, die stets angehalten wurde, auf Ursache und Folge zu achten, die das Leben zu beobachten versuchte, wird sich über Recht und Unrecht, Mein und Dein, Pflicht und Willkür klarere Begriffe bilden und eine solche Masse von Vorstellungen ansammeln, durch welche sie den Willen leiten kann. Auswendiglernen und Dressur verdummen, daher so wenig Erfolg des Schulunterrichts. Talentvolle Köpfe erhalten im Durchschnitt mittelmäßige Zeugnisse, da sie nicht in die Schablone der Schulkaserne passen. Genies werden meist davongejagt und später ist die Schule stolz, daß sie ein Genie erzogen hat. Welche Einfalt!

Weiter soll die Jugend herangebildet werden im Geiste ihrer Zeit, soll die herrschenden Ideen begreifen lernen. Cultusminister bilden sich ein, sie könnten die Zeit zurückschrauben durch Gebote und Verbote. — Thun, Raumer, Mühler. — Aber erzieht man die Jugend in veralteten Ideen, so geräth sie, wenn sie erwachsen ist, mit der Zeit in Widerspruch. Entweder lernt sie im praktischen Leben das Bessere kennen und verachtet mit Recht die Schule, von

der sie um die beste Zeit ihres Lebens betrogen wurde, oder sie hält an den eingeprügelten Vorurtheilen fest und wird für ihre Zeit unbrauchbar, wird von aufstrebenden Generationen überflügelt, verarmt und verkümmert geistig.

Jeder Staat, der gewaltsam Ansichten und Meinungen durch disciplinirte Beamte einführen will, demoralisirt das Volk, maßt sich ein Recht an über Menschengeist und Weltgeschichte, welches er nicht besitzt. Hätte Frankreich gute Schulen gehabt, so ersparte es sich die Greuelthaten der Revolution. Wer mordet und plündert denn bei solchen Gelegenheiten? Die ungebildeten Massen, die nicht lesen und schreiben können. Der Schutz, den die jesuitischen Grundsätze jetzt hier und da finden, wird seine Früchte tragen, über welche die Jesuitenfreunde Ach und Weh schreien werden.

Jeder Mensch gehört seiner Zeit an, er soll in und mit ihr leben, muß also für sie vorgebildet werden. Ob die Zeitrichtung einem Cultusminister gefällt oder nicht, darnach fragt weder ein Volk noch die Weltgeschichte. Demoralisirt man systematisch von Jugend auf ein Volk, so wundre man sich nicht, wenn man Heuchler, Verbrecher, Knabenschänder, Glaubenslose, Schwindler u. s. w. erzieht, Zuchthäuser und Criminalgerichte sich vermehren. Ein Cultusministerium sollte dies zu beurtheilen verstehen!

Endlich soll die Erziehung der Jugend und des Volks beruhen auf Gerechtigkeit und Humanität. Die Erzieher sollen zunächst ein Beispiel geben. Wie viel Männer von Gesinnung benutzt man als Erzieher? Man setzt sie ab, denn man will gehorsame Beamte, Tagelöhner! Man erwecke das Ehrgefühl, das Pflichtgefühl. Man soll in den Verirrungen der Jugend nicht Verbrechen sehen und strafen, sondern zur besseren Einsicht verhelfen; sie soll aus eignem Antriebe und nach eigner Ueberzeugung handeln lernen. Die Schule ist der Ort der Experimente, um Charaktere und freie, sittlich-tüchtige Männer zu bilden. Danach sollte man die Schulzucht bemessen und sie nicht zum Kasernenreglement machen.

Weil der Staat eine sittliche Gemeinschaft sein muß, diese aber nur aus dem freien Willen hervorgehen kann, so erhalten Schulunterricht und Schulzucht unendliche Wichtigkeit für das Staatsleben. Erfreulich ist es, daß die Parlamente in fast allen Staaten sich ernstlich der Schule annehmen, traurig aber sieht es in den Cultusministerien aus, die sich den Anforderungen der Zeit widersetzen, wie wenn sie die Vollmacht hätten, über die geistige Wohlfahrt, über Fortschritte des Denkens und Strebens nach Belieben entscheiden zu dürfen.

Weiter auf dieses Thema einzugehen, ist hier nicht der Ort. Unbestreitbar aber bleibt der Satz, daß ein sittliches Culturleben seine Wurzeln im Unterrichtswesen ernährt; fehlt hier gesunde Nahrung, dann krankt nach und nach das ganze Volks- und Culturleben, dann werden in Europa orientalische Zustände heimisch, wuchert Genußsucht, Sinnenleben, geistiges Schmarotzerthum, Heuchelei, Käuflichkeit und Verbrechen. Siege auf dem Schlachtfelde helfen nichts dagegen. Römische Kaiser siegten oft genug über Barbaren, aber die Römer entarteten und dienen jetzt als abschreckendes Beispiel der sittlichen Verworfenheit. Hüte man sich in den europäischen Soldatenstaaten vor solcher sittlichen Fäulniß! Vielleicht ist es noch Zeit!

---

12. Der freie Wille als Boden der Sittlichkeit.

Die wichtigste Frage, welche gegenwärtig verhandelt wird, betrifft die Freiheit des menschlichen Willens. Alle Welt verlangt nach Freiheit, und gewöhnlich fordern diejenigen Stände und Völker die größte Freiheit, welche sie am allerwenigsten zu gebrauchen wissen, wie sich ja unverständige Kinder gern der Aufsicht der Eltern entziehen. Freiheit! Freiheit! schreit es überall, denn es fällt

von Millionen wohl nur Einem ein zu fragen, ob und in wie weit der Menſch frei ſein kann. Natürlich gilt ein ſolcher Frager der Menge für einen Reactionär, der Bureaukratie und Hierarchie für einen gefährlichen Ketzer und ſtrafbaren Wühler, der das Volk unzufrieden macht.

Die tägliche Erfahrung belehrt uns, wie ſehr wir bei unſern Handlungen von Umſtänden, Verhältniſſen, Rückſichten, Vorurtheilen, Geſetzen, Gewohnheiten, Sitten, körperlichen Zuſtänden, Erziehung und Umgang beſtimmt werden, ſo daß von einer Willensfreiheit nur in dem Sinne die Rede ſein kann, als wir ohne ſichtbaren Zwang das thaten, was wir unter dem Druck des Augenblicks thun mußten. Selbſt der mächtigſte Herrſcher kann nicht jederzeit das, was er will, Phyſiologen behaupten, jeder Menſch handle nur ſo, wie er grade handeln müſſe. Demnach dürfen wir auf volle Freiheit ſo wenig Anſprüche machen als auf volle Wahrheit. Der Menſch hat nur die Wahl der Mittel, den Entſchluß zur That, weiter geht ſeine Freiheit und damit ſeine Verantwortlichkeit nicht. Dazu kommt noch, daß Staat, Geſellſchaft und Kirche grabezu verbieten, in gewiſſen Dingen der eignen Ueberzeugung zu folgen, daß ſie zur Heuchelei zwingen, alſo demoraliſiren.

Die Freiheit darf nicht die Willkür zum Inhalte haben, ſondern das Recht, das Gute und Wahre. Nur wer dieſe erkannt hat, darf nach Freiheit ſtreben. Weil aber nur die Minderzahl der Menſchen zu dieſer Erkenntniß gelangen, Viele nicht einmal Mein und Dein recht unterſcheiden können, ſo ſchreibt das Geſetz vor, was recht und gut iſt. In freiwilligem Gehorſam gegen die Geſetze muß alſo der Menſch zunächſt ſeine Freiheit ſuchen, er muß der Selbſtſucht, dem eignen Belieben entſagen, um die Andern in ihrem Recht, in ihrer Freiheit nicht zu ſchädigen. Gemeinſinn und geſetzlicher Sinn bilden die Grundlage der Freiheit; eigentlich liegt ſie nur im Denken, da uns das Handeln meiſtentheils vorgeſchrie-

ben wird. Im Denken erheben wir uns zu beſſerer Erkenntniß, gewinnen alſo die Mittel, die Geſetze ſo zu faſſen und zu verbeſſern, daß ſie für das allgemeine Bewußtſein, für den Zeitgeiſt, der Inbegriff des Rechten und Wahren ſind. Darüber entſcheiden die vom Geſetz beſtimmten Organe und die öffentliche Meinung; gehen beide Hand in Hand, ſo werden die Geſetze ſtets den obwaltenden Zuſtänden und der Cultur des Volkes entſprechen, das Volk ſelbſt wird in der Geſittigung fortſchreiten, ſich wohl fühlen und den Geſetzen um ſo lieber gehorchen, als es deren Zweckmäßigkeit begreift. Ebenſo ſollte die Kirche alle Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft in ſich aufnehmen, um Inbegriff aller Wahrheit und in Uebereinſtimmung mit der Bildung zu ſein, dann kann es keinen Glaubens- und Kirchenzwang mehr geben, ſondern beſteht Glaubens- und Gewiſſensfreiheit zu Recht, weil ohne dieſe jede Religion zum Zwang, zur Lüge und Heuchelei wird. Was die Wiſſenſchaft als Wahrheit in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form entwickelt, das überliefert die Kirche in der Form des Glaubens, ſo daß im Volke die Gewißheit lebt, Wahrheit und Kirchenlehre ſind daſſelbe, die Kirchenlehre iſt Inbegriff alles menſchlichen Wiſſens und Erforſchens.

Da die Freiheit nur im Denken liegt, um das Rechte und Wahre zu erkennen, ſo fordert man einestheils Freiheit des Forſchens und der Wiſſenſchaft, anderntheils einen Jugendunterricht, der zum Nachdenken und Ueberlegen anhält und nicht einſeitig das Auswendiglernen anwendet. Je mehr Vorurtheile man ablegt, je richtiger man Perſonen und Verhältniſſe zu beurtheilen vermag, um ſo freier wird der Menſch, weil er leichter und ſicherer das Rechte und Gute erkennt und ſie zum Inhalt ſeiner Ueberzeugung macht, welche die Triebfeder ſeines Willens wird. Durch die Freiheit wird der Menſch ſittlich, ohne ſie ein unzurechnungsfähiges Werkzeug einer fremden Willkür. Charakteriſtiſch iſt es, daß man in Militärſtaaten, wo man unbedingten Gehorſam ver-

langt, für Wiſſenſchaft wenig Sinn hat und Volksbildung auf das Nothwendigſte herabdrückt, was für einen Unteroffizier ausreicht. Inſoweit der Menſch fähig iſt, den Werth ſeiner Handlungen zu beurtheilen, Mittel zum Zwecke zu finden, inſoweit iſt er für ſeine Thaten verantwortlich. Wenn ihn auch Verhältniſſe u. ſ. w. zu Handlungen drängen, ſo iſt es doch ſeine Pflicht, ſich dieſelben vorher zu überlegen, Geſetz und beabſichtigte That zu vergleichen und dann erſt ſeinen Entſchluß zu faſſen.

Frei macht nur die Bildung — nicht das todte Wiſſen —, das lebendige Erkennen, frei kann man nur ſein im conſtitutionellen Staate, in welchem die Bildung zur Geltung und Anerkennung kommt, inſofern die Kammern nicht blos Steuerbewilligungsapparate ſind. Frei macht der religiöſe Glaube, ſobald er aus feſter Ueberzeugung ſtammt. Aber grade die Kirche duldet die wenigſte Freiheit. Sie lehrt, Gott ſei allwiſſend und regiere nach ſeinem Willen die Welt, beſtimme das Schickſal der Menſchen, belohne und ſtrafe, verzeihe und zürne je nach ſeiner Entſchließung. Bei ſolchen Lehren kann von menſchlicher Freiheit und Zurechnungsfähigkeit nicht die Rede ſein. Denn wenn Gott vorher weiß, was geſchehen wird, ſo muß es geſchehen, ſonſt würde Gott ſich irren, und demnach würde das Schickſal des Menſchen bereits feſtgeſtellt ſein, ehe er geboren wird. Dieſe Schickſalslehre nimmt den menſchlichen Handlungen ihren ſittlichen Werth, denn der Eine wird Verbrecher, der Andre aber Tugendheld, je nachdem Gottes Wille es im Voraus feſtſetzte. Man muß ſolche Grundſätze bekämpfen und auf ihr vernünftiges Maß zurückführen. Gott als Inbegriff alles Seins, Geſchehens und Lebens iſt auch der Mitwiſſer, er iſt die ewige Gegenwart, weil außer ihm nichts ſein kann. Da nun die Welt vom Größten bis zum Kleinſten nach weiſen Geſetzen ſich erhält, dieſe Geſetze aber unabänderlich und allumfaſſend ſind, ſo treffen ſie auch den Menſchen, aber entheben ihn nicht der Verantwortlichkeit, weil er entweder nur die unaus-

bleiblichen Folgen ſeiner Handlungen zu tragen hat, oder ſeine Geiſteskraft anwenden ſoll, um ſich gegen Naturereigniſſe (Ueberſchwemmung, Kälte, Mißwachs, Peſt u. ſ. w.) zu ſchützen, ſo weit ſeine Kräfte reichen. Daher bleibt der Menſch im Ganzen ſtets Herr ſeines Schickſals, und reicht ſeine Kraft dazu nicht aus, ſo trete er mit ſeinen Mitmenſchen zu Geſellſchaften zuſammen, um der Naturgewalt die Spitze zu bieten.

Daher darf man weder die Berechtigung des Menſchen zur Freiheit noch die Wirklichkeit einer göttlichen Weltregierung (Selbſtregierung der Welt durch unabänderliche, ewige Geſetze) bezweifeln und muß es für das Ziel der geſammten menſchheitlichen Geſchichte halten, jedem Menſchen zur Freiheit zu verhelfen, weil dieſe allein ihn ſittlich und zum Menſchen macht. Sprache und Freiheit — Selbſtbeſtimmung des vernünftigen Willens — unterſcheiden den Menſchen vom Thiere. Triebe und Gemüthserregungen erkennen wir auch in den Thieren, den ſittlichen Willen erwirbt ſich der Menſch, je mehr er ſich vom Thieriſchen losmacht, und es wäre Pflicht der Staatsmänner, dieſe Aufgabe zum Ziel des Staatslebens zu machen. Dort liegen die Höhen der Menſchheit, die Sonnenhöhe des idealen Lebens, denen die Menſchheit unter ungeheuren Anſtrengungen entgegenſtrebt. Man ſollte dieſes Streben nicht hemmen und niederhalten aus engherzigen ſelbſtſüchtigen Rückſichten, denn die Weltgeſchichte geht ja zermalmend ihren Weg, ſondern es fördern. In Griechenland geſchah dies, und daher ruht der Glanz eines reichen Culturlebens auf Griechenland. In der Neuzeit wären die Deutſchen zu einer ſolchen Aufgabe berufen, wenn ſie nicht durch Kleinſtaaterei, Junkerthum und Militärherrſchaft gehindert würden, und in dem Kampfe dagegen die beſten Kräfte verſchwenden müßten.

13. Zufall, Schickſal und freier Wille.

Zu den vielverbreiteten Vorurtheilen gehören die Meinungen über Zufall, Glück, und Schickſal; man ſucht die eigene Urtheilsloſigkeit, Ungeſchick und Unvorſichtigkeit dadurch zu entſchuldigen, daß man dem Schickſal und Zufall eine gewaltige Rolle zuſchreibt, obſchon das uralte Sprichwort richtig ſagt: Jedermann iſt ſeines Schickſales Schmied. Die Naturforſchung hat nachgewieſen, und tiefere Geſchichts- und Literaturſtudien führen zu derſelben Erkenntniß, daß in der Welt die ſtrengſte, unabänderliche Nothwendigkeit herrſcht, ein Zufall alſo unmöglich wird. Zwar vermögen wir nicht überall die unabſehbare Kette von Urſachen und Wirkungen zu überſehen, aber bei ernſtem Nachforſchen finden wir doch wenigſtens hier und da einen inneren Zuſammenhang der Ereigniſſe und Thatſachen, dürfen alſo annehmen, daß wir ihn überall auffinden würden, wenn unſer Wiſſen groß genug wäre. Jede Muskelbewegung, jeder Athemzug, jede Gehirnanregung hat unausbleibliche Folgen, und die ganze Weltgeſchichte wird, wie die Bewegung der Himmelskörper, eine unendliche Reihe wirkender Kräfte, die eine ſtete Veränderung, Entwickelung und Umbildung erzeugen. Es herrſchen urewige Geſetze, ſo daß für das Spiel des Zufalls auch nicht der Raum eines Punktes übrig bleibt.

Tritt der einzelne Menſch in ſolche Wechſelwirkungen ein, die ſeinen Beſtrebungen günſtig ſind, ſo ſchreibt er ſeine Erfolge dem Glück zu, weil er den Stand der Verhältniſſe nicht kannte. Beſitzt er aber nicht die Fähigkeit, die Gunſt der Verhältniſſe zu benutzen, ſo wird er es trotz des Glückes zu nichts bringen, wogegen der thatkräftige, entſchloſſene Mann ſich auch trotz des Unglücks empor- und durcharbeitet, indem er die Verhältniſſe ſich dienſtbar macht. Gewinnt Jemand in der Lotterie, ſo nennt er es Glück, betrachtet man aber den Mechanismus des Looszieheus, ſo wird man es in der Ordnung finden, daß er die Gewinnummer zog. Stirbt ein

Concurrent zur rechten Zeit, ſo hat das Sterben ſeinen Grund; der Andre konnte dieſes Sterben nur als möglichen Fall in ſeinen Calcul ziehen, aber ſeine Aufgabe iſt es, die günſtigen Umſtände auszubeuten, ehe ihm ein Dritter zuvorkommt.

Wohin wir blicken und Einſicht in den Verlauf der Dinge gewinnen können, entdecken wir eine unaufhaltſame Verkettung von Urſache und Wirkung als Thätigkeit unabänderlicher Geſetze. Warum ſollte es da anders ſein, wo ſich dieſer innere Zuſammenhang unſrer Beobachtung entzieht? Wie kann man einen Menſchen für ſeine Handlungen verantwortlich machen, wenn ein dunkles, eigenſinniges Schickſal, ein launenhaftes Glück, der reine Zufall über ihn entſcheidet? Eine Lehre, welche den Menſchen abhängig macht von der Gnade einer Bevorzugung, oder von dem Zorn höherer Mächte, raubt den menſchlichen Handlungen allen ſittlichen Werth, muß nothwendig demoraliſiren, wie man es bei Frömmlern und Jeſuiten beobachtet, welche ſich Lüſten und Schandthaten hingeben, um dann Vergebung zu erflehen, wie wenn Geſchehenes könnte ungeſchehen gemacht werden.

Das Schickſal des Menſchen liegt in ihm ſelbſt. Einestheils ſoll er ſeine Urtheilskraft ausbilden, ſich richtige Urtheile aneignen, auf Erfahrungen achten, um in den Stand geſetzt zu ſein, Folgen und Wirkungen ſeiner Handlungsweiſe im Voraus zu berechnen, den Werth und das Weſen von obwaltenden Verhältniſſen richtig aufzufaſſen und ſich ihnen ſo anzuſchmiegen, daß er von ihnen getragen und emporgehoben wird. Durch Erziehung, Unterricht und Lebenserfahrung ſoll er ſich tüchtige, ſittliche Grundſätze und nachhaltige Willenskraft aneignen, ſoll den Muth haben, einer Ueberzeugung treu zu bleiben, ſo lange man ihn nicht von deren Unwahrheit überzeugt, und wenn er ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben hat, dann gewinnt er Vertrauen zur eignen Kraft, entwirft ſich einen Lebensplan, den er ausführen kann, ſobald er Ausdauer bewährt und durch mißlungene Verſuche ſich

von neuen Anstrengungen nicht abhalten läßt. Daher schrumpft das Schicksal oder Glück zusammen auf den Zufall der Geburt, ob man arm oder reich geboren wird, keine oder viel Mittel zur Ausbildung hat, Gönner und Helfer findet oder nicht. Hier ist der Punkt, wo man an der sogenannten Weltregierung und an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln könnte, aber dazu ist kein Grund vorhanden. Erst durch seinen freien Willen erhält der Mensch einen sittlichen Werth, wird er überhaupt eine Person. In Folge dieser Freiheit haben sich die Menschen eine gesellschaftliche Ordnung geschaffen, welche zu Zeiten recht drückend werden kann. Soll nun Gott etwa von Zeit zu Zeit mit Wundern dazwischen treten, um Mängeln abzuhelfen und die Wirkungen verkehrter Einrichtungen erfolglos machen? Wie soll dies geschehen? Steht es denn der menschlichen Gesellschaft nicht frei, aus eignem Antriebe Mängel zu beseitigen? Vermögen sie dies nicht, fehlt ihnen dazu die Kraft oder die Einsicht, nun so sind sie an ihrem Mißbehagen selbst Schuld.

Auch malt man sich die unglückliche Lage der arbeitenden Klassen allzu sentimental aus, indem man die Macht der Gewohnheit vergißt und unbeachtet läßt, wie sich in den unteren Klassen auch ein Standes- und Gemeingefühl bildet, welches den Einzelnen hebt und trägt. Der Arbeiter kennt viele Bedürfnisse nicht, hat für andre gar keinen Sinn, bewegt sich in einem engen Kreise des Denkens und Wollens, mithin entbehrt er Vieles gar nicht, was Gebildeten und Bemittelten unentbehrlich erscheint. Dagegen befriedigt es ihn, wenn er in Gemeinsamkeit mit Andern arbeitet, gewissermaßen in der menschlichen Gesellschaft in Reihe und Glied steht und sich eine seinen Bedürfnissen entsprechende Existenz sichert. Steckt in ihm ein Talent, so macht sich dies schon von selbst als Naturtrieb geltend und findet im Allgemeinen auch den rechten Platz, weil der Gebildete das Talent ehrt und es gern für seine höheren Zwecke verwendet.

Endlich darf man nicht verkennen, daß es Arbeitstheilung, verſchiedene Stände und Berufsarten geben muß, wenn wir überhaupt ein Culturleben führen wollen. Kann es denn nun ein Unglück ſein, wenn ein Menſch nur Tagelöhner iſt, weil er nur phyſiſche Kräfte beſitzt, nichts gelernt hat und nichts lernen will, wenn er ſich befriedigt fühlt durch ſeinen Beruf? Bleibt in Arbeitergenerationen die geiſtige Entwickelung der Kinder zurück, ſo hätte man die Kinder in die Schule ſchicken ſollen. Die Weltregierung kann ſolche Mißſtände nicht verſchuldet haben, ſondern ſie geht eben ihren geſetzlichen Weg, und darin liegt die Gerechtigkeit derſelben.

Es bleibt daher nur der freie Wille übrig als treibende Macht der Cultur- und Weltgeſchichte, in ihm liegt das Schickſal der Völker und einzelnen Menſchen, weil ſie Umſtände und Verhältniſſe ſchaffen. Man darf nicht meinen, die Freiheit beſtehe darin, zu thun, was man will, vielmehr verlangt ſie, daß man thut, was man muß, daß man ſich freiwillig dem Zwange der Nothwendigkeit unterwirft. Der Menſch befindet ſich unter dem Einfluſſe und Zwange vieler Verhältniſſe, welche er nicht ändern kann, da ſie die Wirkungen vorhergegangener und geſchaffener Zuſtände ſind. Der freie Mann wird dieſe Verhältniſſe nehmen, wie ſie ſind, ihre Wirkungen ermeſſen und dann Vorkehrungen treffen, um den Wirkungen da Gegenwirkungen entgegen zu ſtellen, wo ſie ſchädlich und verderblich werden können. Er wird erwägen, ob und wie er die Verhältniſſe für ſeine Zwecke benutzen, wie er ſie umgeſtalten kann, um das zu ermöglichen, was er beabſichtigt.

Daher ſetzt die Freiheit eine hohe Intelligenz, Selbſtbeherrſchung und Entſagungskraft voraus. Der freie Wille iſt im Grunde ein ſehr gebundener Wille, eine ſtete Beſchränkung der perſönlichen Neigungen und Wünſche; ihm ſteht nur die Wahl frei, von den vorhandenen Mitteln und Gelegenheiten die zu benutzen, welche die angemeſſenſte ſcheint. Nach dieſer Wahl hört

die Freiheit wieder auf, denn nun treten unaufhaltsam die Folgen der Wahl ein. Da nun wenige Menschen diese Kraft der Ueberlegung besitzen, vielmehr von Gefühls- und Gemüthserregungen sich treiben und leiten lassen, so verfallen sie den Folgen solcher Handlungsweise und nennen diesen selbstgeschaffenen Zwang der Verhältnisse ihr Schicksal, welches man nicht verwechseln kann mit Unglück, d. h. mit dem Eintreten von Verhältnissen, welche außerhalb der Berechnung lagen. Aber auch gegen Unglück sichert sich der Mensch durch genossenschaftliche Vereine, durch Versicherungs-, Kranken-, Unterstützungskassen u. s. w., und beweist dadurch, daß er Herr seines Schicksals sein kann, wenn er es versteht und Thatkraft besitzt. Schwächlingen ist nicht zu helfen, sie erliegen dem Schicksal der Schwäche, Verzagtheit, Rath- und Thatlosigkeit.

14. Zurechnungsfähigkeit und freier Wille.

In neuester Zeit sind von verschiedenen Seiten Bedenken darüber ausgesprochen, in wie weit der Mensch für seine Handlungen verantwortlich sei. Statistiker haben in Zahlen nachgewiesen, daß in gewissen Monaten, Jahreszeiten, Lebensaltern u. s. w. bestimmte Vergehen häufig und fast in denselben Zahlenverhältnissen vorkommen, weshalb man solche Handlungen tellurischen und kosmischen Einwirkungen zuzuschreiben geneigt ist. Indessen verlangt diese Thatsache eine andre Erklärung. Jene Vergehen werden deshalb zu gewissen Zeiten häufig begangen, weil dann besondre Veranlassungen und Versuchungen eintreten; aber dies kann den Thäter nicht entschuldigen, weil es seine Pflicht ist, seine Begierden und Leidenschaften zu beherrschen. Wenn es gelingt, Löwen und Tiger zu zähmen, d. h. ihre Natur zu beherrschen, wenn der Hund gewöhnt wird, von einem Fremden keine Nahrung anzunehmen, sich nicht bei der Jagd auf das Wild st"

auf das Zeichen wartet; wenn Pferde und Canarienvögel können dreſſirt werden, indem ſie etwas thun, was nicht in ihrer Natur liegt, z. B. eine Kanone abſchießen: ſo beſitzt der Menſch in der Gewöhnung, in ſeinen Gedanken, Grundſätzen und Ideen Kräfte genug, um ſiegreich gegen Gefühls- und Genußerregungen anzukämpfen.

Man muß hier ſeeliſche und geiſtige Thätigkeiten unterſcheiden. Seeliſche Regungen ſtammen ohne Weiteres aus der ſinnlichen Natur des Leibes, und gewinnen über jene Menſchen und Völker große Gewalt, welche erſt an der Pforte des geiſtigen Lebens ſtehen. Jener Dieb, Mörder und Betrüger, der ſeinen Plan mit Aufgebot alles Scharfſinns entworfen hat, wie es z. B. bei Chorinski der Fall war, beweiſt dadurch, daß er ſcharf denken, richtig urtheilen, Kommendes vorher berechnen kann, er weiß, daß er ein Verbrechen begehen will und dadurch ſtrafbar wird, mithin iſt er vollkommen zurechnungsfähig. Der Beamte, welcher die Kaſſe angreift, weiß recht wohl, daß er dies nicht thun darf, daher richtet er es ſo ein, daß ſeine That nicht entdeckt wird, beweiſt alſo klares Bewußtſein deſſen, was er thut, kennt die Folgen der Entdeckung, bleibt mithin verantwortlich. Der Selbſtmörder überlegt ſich ſeine That, trifft Vorkehrungen, ordnet ſeine Angelegenheiten, verfährt alſo mit verſtändiger Ueberlegung und iſt für ſeine That moraliſch verantwortlich, wenn ſie nicht Folge krankhafter Gehirn- und Gemüthsſtimmung iſt.

Wenn man über die Zurechnungsfähigkeit für Handlungen entſcheiden will, ſo muß man doch zunächſt feſtſetzen, wann und wofür ein Menſch unzurechnungsfähig wird. Jemand, der richtig und folgerecht urtheilt, Mittel zum Zweck zu wählen, durch Schlüſſe die Folgen der Handlungen zu berechnen weiß, beſitzt Zurechnungsfähigkeit. Wohl kann es einen Unterſchied geben, wie weit die Urtheilskraft reicht, wie weit das Gewiſſen ausgebildet und geſchärft iſt, und dann wird man zwar die Zurechnungsfähigkeit

cht bezweifeln, wohl aber Unterſchiede und Milderungsgründe ſtatten, weil der Schuldige den Werth und die Folgen ſeiner handlung in ihrem Umfange zu ermeſſen nicht vermochte. Er rtheilte falſch und meinte, in ſeinem Rechte zu ſein, als er ein nrecht beging. Friert der ungebildete Arbeiter, ſo hält er es für rlaubt dem Reichen Holz zu ſtehlen, weil dieſer doch noch genug at. Fühlt er ſich beleidigt oder benachtheiligt, ſo hält er Selbſthilfe für geſtattet. Man ſieht daraus, wie ein Volk verwildert, wenn man es nicht unterrichtet, — in Ungarn ſteht der Volksunterricht tief, daher hat es ſo viele Räuber — oder wenn man Sündenvergebung für Geld geſtattet, anſtatt das Gewiſſen zu ſchärfen. Wenn ſelbſt Rechtsgelehrte ſtreiten über Recht und Unrecht, Mein und Dein, ſo kann der gemeine Mann leicht in die Lage kommen, falſch zu urtheilen und Unrecht wider ſeinen Willen zu begehen.

Oft aber überwältigen Gemüthserregungen und ſinnliche Eindrücke den Menſchen, daß er Handlungen ausführt, ohne an deren Folgen zu denken, und die er bei ruhiger Faſſung bereut. Da entſteht die Frage: Iſt ein gereizter, zorniger Menſch zurechnungsfähig? Allerdings! Denn er ſoll eben ſolche ſinnlichen Naturgewalten beherrſchen lernen. Er muß wiſſen, daß Leidenſchaft zu unbedachten Handlungen hinreißt; und wenn dieſe Ueberlegung nicht hinreicht, ihn von ſolchen Gemüthsausbrüchen abzuhalten, ſo ſoll die Strafe und die Furcht vor derſelben nachhelfen, wie man ja Kinder auch durch ſolche Mittel an Selbſtbeherrſchung und Gehorſam gewöhnt. Da der einzelne Menſch zweifelhaft ſein könnte, was erlaubt oder unerlaubt iſt, ſo ſetzt das Geſetz genau feſt, was zu thun und zu laſſen iſt, bildet ſich eine Gewohnheit aus, die den Gehorſam gegen das Geſetz erleichtert, und entwickelt ſich in jedem civiliſirten Volke geſetzlicher Sinn. Da in Ungarn ſeit Jahrhunderten Stuhlrichter nach Belieben richteten und prügelten, ſo iſt im Volke der geſetzliche Sinn und Achtung vor dem Geſetz ver-

ſchwunden. Wenn der Richter das Geſetz nicht achtet und hält, wer ſoll es denn achten und halten?

Der freie Wille beſteht darin, daß man nach eigner Entſchließung, nach wohlerwägender Ueberlegung, nach reifer Beurtheilung des Zweckes wie der Mittel und der Verhältniſſe handelt und den Regungen des Gefühls zu widerſtehen vermag, indem man ohne Schwanken der Pflicht folgt. Der freie Wille kann daher nur erlangt werden, wenn man ſich eine große Kraft und Umſicht des Urtheils und feſte Grundſätze angeeignet hat. Freier Wille ſetzt aber auch voraus, daß freie Bewegung geſtattet wird. Daher iſt es für Staaten mit unwiſſender leidenſchaftlicher Bevölkerung ſchwer, die Grenze zu finden, bis wohin man Ständen und Parteien freie Bewegung geſtatten darf. Es iſt viel leichter, Regierungen bei Mißgriffen zu tadeln, als abhelfende Mittel anzugeben. Hat ein Volk das Vollmaß der Freiheit erlangt und umſchließt dieſe die geſammte Bevölkerung unterſchiedslos, ſo artet ſie bald in Maſſenherrſchaft aus. Alle Republiken beweiſen dies durch ihre Schickſale und in Nordamerika, im „freieſten Lande der Welt", mag es nicht immer behaglich zu leben ſein.

Wenn man alſo den Grundſatz feſthalten muß, daß der Menſch freien Willen beſitzt, mithin für ſeine Handlungen zurechnungsfähig iſt, ſo bleibt das Maß dieſer Freiheit nothwendig je nach der Bildungsſtufe ein verſchiedenes. Der Menſch iſt des freien Willens fähig, muß aber erſt dazu erzogen werden, und dieſes Erziehungsmittel liegt in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung, welche aus der Verfaſſung und dem Staatsleben als nothwendige Folge ſich ergiebt. Der einzelne Menſch empfindet als Mitglied eines Staates, eines Standes, einer Familie ſo viele Schranken, die ihn einengen, ihm ſchreiben Gewohnheiten, Sitten, Geſetze, Vorurtheile und Verhältniſſe eine Menge von Handlungen vor, daß für ſein freies Handeln herzlich wenig Raum übrig bleibt. Frei wird er nur in und durch die Wiſſenſchaft, wo ihm aber auch oft Formen und

Wege vorgeschrieben sind, so daß er nur im Erkennen und Glauben seiner Ueberzeugung folgen darf. Der Mensch kann selten thun, was er will, aber aus eigner Willenskraft soll er nicht thun, was er nicht darf. In der Selbstbeschränkung liegt seine wahre Freiheit, denn die freie rücksichtslose That ist oft mächtigen Fürsten unmöglich.

Einen freien Willen in gewöhnlichem Sinne kann es nicht geben, weil jede Willensregung entsteht durch irgend welche Veranlassung, unsre Handlung also den Grund ihres Entstehens nicht in unsrem Willen, sondern in einer Erregung hat, auf welche wir keinen Einfluß besitzen. Unser freier Wille besteht nur in der Beurtheilung und Werthschätzung jener Veranlassung. Weil sich aber persönliches Verhalten einmischt, so wird das Urtheil zur Gemüthssache und zum Handlungstriebe. Urtheilen wir falsch, so wird unsre That ein Irrthum oder Verbrechen und verdient ein gemildertes Urtheil. Unser Wille besteht also darin, daß wir es für nothwendig halten, bei Veranlassung etwas zu thun. Aber nun müssen wir auch dem Zwecke gemäß die Mittel wählen, und diese Wahl sowie der Entschluß der That gehen von uns aus. Den Entschluß kann man in Erregung oder Leidenschaft fassen, und dann mildert der Richter das Urtheil, aber bei der Wahl der Mittel waltet der kalte, berechnende Verstand, den deshalb volle Verantwortlichkeit trifft. Bei Motiven zur Handlung sprechen Gemüthserregungen mit, bei der Wahl der Mittel nur die Beurtheilung der Zweckmäßigkeit, und dafür ist der Mensch zurechnungsfähig, wenn man aus der Art der Ausführung der That scharfen, klaren Verstand und gesundes Urtheilsvermögen erkennt.

15. Der allgemeine Wille in seiner weltlichen Entwickelung.

Der allgemeine Wille spricht sich in Sitten, Gesetzen, Cultur u. s. w. eines Volkes aus und verkörpert sich in einzelnen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, welche instinctiv Träger und Vollstrecker dieses allgemeinen Willens werden. Wie aber im Individuum mit Jahren und Erfahrungen Ansichten und Bestrebungen wechseln, so auch bei Völkern, indem diese die geltenden Ansichten zu Zuständen und Rechtsordnungen ausbilden, woraus sich als Wirkungen neue Verhältnisse entwickeln, denen die alten Ansichten und Rechte nicht mehr entsprechen. Da muß man reformiren oder Revolution machen. Zu Beidem gehören geeignete Führer, sonst mißlingt die That. Ist das Gemüth des Volks erfüllt vom Gefühl der Unerträglichkeit bestehender Zustände, so wird es zur That geneigt; aber die That kann nur ein Einzelwille überlegen, anordnen, Plan und Rollen für Helfer entwerfen. Fehlt der Führer oder ist das Gefühl im Volke noch nicht tief und weit genug eingedrungen, so dringt die Neuerung nicht durch; aber es werden die Zustände erschüttert, so daß sie bei wiederholtem Stoße leichter zusammenbrechen. Selten eignen sich tüchtige Personen dazu, in sich und ihrem Willen den allgemeinen zu vertreten; es mischt sich mehr oder weniger Persönliches ein, welches deshalb allen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten anhaftet, und nur in tief erregten Zeiten oder sogenannten Krisen erscheinen Talente und Genies häufiger, wie wenn der neue Geist sich seine Werkzeuge schüfe. Es greifen Vorstellungen und Gefühle mit solcher Macht ins Gemüth, daß dieses tief erregt wird und mit der Gewalt einer Naturkraft zu Thaten treibt.

In dem Material der Weltgeschichte, in Kriegen, Handel, Entdeckungen u. s. w. entwickeln sich demnach nur Gedanken, welche verschiedene äußere Gestalt (Dramen, Gesetze, Paläste u. s. w.)

annehmen, ſich dabei folgerecht entwickeln und den wahren Inhalt der Weltgeſchichte bilden. Geſchichte iſt eine ſtete Entwickelung, ein Wachſen, indem das, was da iſt, nothwendig etwas bewirken und hervorbringen muß, d. h. die Zukunft vorbereitet, welche dann in Kampf mit der Gegenwart tritt, dieſe umformt, ſo daß die Gegenwart nun als Vergangenheit, die Zukunft als Gegenwart betrachtet wird, die aus ſich wieder eine Zukunft erzeugt mit neuem Gedankeninhalte.

Im Ganzen entwickeln ſich alle menſchlichen Verhältniſſe in der Form der Familie, der Gemeinde, des Stammes und des Staates. Wie nun der Wille dieſer einzelnen organiſchen Theile der Geſammtheit im Staat ſelbſt zu dem allgemeinen Willen ſich zuſammenfaſſen ſoll, das beſtimmen die Parlamente und Preſſe als der allgemeine Wille.

Der einzelne Menſch würde oft in Verlegenheit kommen, wenn er bei jedem einzelnen Falle erſt überlegen ſollte, was zu thun, was Recht und Unrecht iſt. Daher werden Geſetze, die urſprünglich aus einem Uebereinkommen und gemeinſchaftlicher Feſtſetzung hervorgingen, als allgemeine Richtſchnur für das ſittliche Handeln gegeben. Ihnen müſſen die Einzelnen ihre Handlungs- und Urtheilsweiſe anpaſſen, ſo daß in ihnen der allgemeine Wille lebendig wird. Fügt ein Volk ſeine geſellſchaftlichen und Verkehrsverhältniſſe den Geſetzen an, ordnet es danach ſogar ſein Familienleben, ſo entwickelt ſich innerhalb der Geſetze die Volkscultur, erfüllt der Einzelne ſein Thun und Denken mit dem ſittlichen Geiſte des Volkes. Veränderte Verhältniſſe machen eine Umwandlung der Geſetze nothwendig, und wenn auch Willkür der Verwaltung hier und da eigenmächtig eingreift, indem ein Einzelwille als Gemeinwille ſoll betrachtet werden, ſo ſind dies nur Ausnahmen, welche von der Heilkraft des Staates beſeitigt werden, ſofern das Gemeinweſen überhaupt noch lebensfähig und geſund iſt. Durch ſchlechte

Geſetze kann ein Volk ſittlich entarten, durch gute dagegen ein herabgekommenes Volk ſittlich geheilt und gebeſſert werden.

Der allgemeine Wille, wie er im ganzen Culturleben des Volkes ſich offenbart, bedarf zur Entwicklung und Ausführung einzelner Perſönlichkeiten, welche Mängel und Einſeitigkeiten deſſelben nachweiſen und eine beſſere Beurtheilung der Dinge und Intereſſen verbreiten. Ein Hugo Grotius, Locke, Kant, Platon u. ſ. w. haben für ihre Zeit und deren Zukunft in dieſer Beziehung viel geleiſtet, indem ſie alles Wiſſen zu einer Weltanſchauung organiſch ausbildeten und je nach der verſchiedenen Anwendung gliederten. Denn aus dem Wiſſen entwickelt ſich der Wille, ſobald der Gefühlstrieb erwacht, das Wiſſen zur That, zum Zuſtand zu machen. Jeder neue Gedanke, jede neue Auffaſſung der Rechtsverhältniſſe oder wiſſenſchaftlicher Fragen wirkt nothwendig auf den allgemeinen Willen ein, weil er das Denken umgeſtaltet und ſehr bald auch zum Triebe erſtarkt, dem Denken gemäß die beſtehenden Verhältniſſe umzugeſtalten. Man pflegt die Leiter der Geſchichte in der Perſönlichkeit der Regenten zu ſuchen, aber dies iſt einſeitig, weil ſie ſelbſt unter dem Drucke und Drange der Verhältniſſe und Cultur ſtehen; ſie werden geſchoben und getragen; widerſetzen ſie ſich dem Drange des allgemeinen Willens, ſo geräth der Staat in unruhige Bewegung, die ſich immer mehr ſteigert und endlich zu einem leidenſchaftlichen Ausbruche führt. Wir begegnen alſo immer wieder demſelben Kreislaufe, werden aus der materiellen Welt ſtets in die ideelle hineingetrieben, innerhalb deren die Geſchicke der Menſchheit entſchieden werden durch die Menſchen ſelbſt. Da aber Völker ebenſo in Verkehr treten, wie einzelne Menſchen ſich gegenſeitig beeinfluſſen, der Klügere die Führerrolle erhält, auch wenn er nicht die Macht hat, ſo tritt auch das Volk an die Spitze der Menſchheit, welches alle Bildung und alles Wiſſen in ſich vereint und zur Weltanſchauung verarbeitet.

Indem das eine Volk ſeine Ideen ausarbeitet, widerſetzen ſich ihm

alte Ideen oder andre Völkergedanken, es entsteht eine Gegenwirkung, die zum Fortschritt führt, indem die besseren Ideen endlich weitere Anerkennung finden, wodurch eben das vorgeschrittene Volk die Führerrolle erhält. In dieser Weise entwickelt sich die Weltgeschichte als ein zusammenhängendes Ganze, weil in den neuen Ideen die alten, d. h. das Wahre und Brauchbare enthalten, und nur Einseitigkeiten ausgeschieden sind, wie dies die Philosophie der Geschichte nachzuweisen hat.

16. Der allgemeine und persönliche Wille als Bewegungsanlaß der Geschichte.

Die Entwickelung der Staaten und Wissenschaften folgt einem inneren Gesetz, denn sie muß sich gegen äußere Einflüsse geltend machen oder wird in einseitige Richtung gedrängt in Folge eines starken Gegendrucks, unter welchem sie sich entwickelt zur Verkümmerung, wie ein schwacher Körper unter nachtheiligen äußeren Einflüssen entartet, indem einzelne Organe sich übermäßig entwickeln, andre dagegen verkümmern und Mißbildungen entstehen müssen. Im Leben großer geistiger Organismen wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Hier werden von einer Regierung Ideen verfolgt, unterdrückt, gefälscht, von einer andern begünstigt und unterstützt; hier erlahmt ein Volk in Folge anstrengender Kämpfe, eines andauernden allgemeinen Nothstandes, welcher allen Schwung der Geister lahm legt, dort wieder rufen günstige Umstände, Siege und Wohlhabenheit ein reges geistiges Streben hervor, welches auf allen Bahnen vorwärts dringt.

So mächtig indessen auch Umstände und der aus ihnen erwachsende Zeitgeist — die tonangebende Richtung des Denkens

und Strebens — auf die Entwickelung der Völker wie der einzelnen Menſchen einwirken, ſo ſind es doch einzelne hochbegabte Perſonen, welche Führer des Volkes und Leiter der Bewegung werden. Oft ſtockt eine ſolche Bewegung, wenn die Leiter vor Vollendung ihres Werkes ſterben.

Wenn eine Zeitgenoſſenſchaft tüchtig im Denken geübt wird, ſo wird ſie Recht und Unrecht beſſer und ſchärfer unterſcheiden lernen; wenn ſie ferner ihr Wiſſen verallgemeinert und vervielfacht, ſo wird ſie weniger einſeitig, alſo richtiger urtheilen, und darin beruht der Fortſchritt eines Volkes. Dieſer wird ohne Weiteres eine Veredelung bewirken, denn ſobald das Recht erkannt wird in ſeiner ewigen Wahrheit als Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft, ſo tritt das Pflichtgefühl tiefer ins Gewiſſen hinein. Man erkennt, wie nothwendig es für die allgemeine Wohlfahrt iſt, daß Jedermann ſeine Pflicht thut und gewiſſenhaft handelt, daß auf dieſer Geſinnung die allgemeine Sicherheit beruht, und was bisher als Sitte und Volksgewohnheit ſich erhielt, das wandelt ſich um in ein öffentliches Gewiſſen, in allgemeines Pflichtgefühl, in ein Haften des Einen für den Andern. Gegen dieſes Denken des gebildeten Mittelſtandes — die rohen Maſſen kann man nicht einrechnen — vermag keine Regierung etwas, weil ſie entweder ſelbſt dieſe Bildung und Denkungsweiſe beſitzt, oder ſo viel paſſiven Widerſtand findet, daß ſie bald moraliſch Bankerott macht. Dahin kommt ſie um ſo früher, wenn ihr der finanzielle Credit entzogen wird, wie es jeder Mißregierung ergeht, namentlich im Zeitalter der Staatspapiere und Staatsanlehen. Weil unſre Zeitgenoſſen in der Civiliſation trotz aller Confeſſions- und Nationalitätszänkereien weiter kommen in Folge des erleichterten Verkehrs der Perſonen und Schriften, ſo nimmt auch die Abneigung gegen das Kriegführen mit jedem Jahre zu. Noch giebt es freilich Leute, denen der Ruhm eines Eroberers als Aſſecuranz für die Unſterblichkeit gilt, oder die ſich Orden und Penſionen verdienen wollen, aber die ungeheure

Masse der Gebildeten, die sich durch Arbeit ihr Brod verdienen müssen, fragt immer lauter, ist denn eine eroberte Provinz es werth, daß man Tausende von Jünglingen erschießt, verstümmelt, Millionen unschuldiger Staatsbürger in Noth und Elend stürzt? Für die Unabhängigkeit des Vaterlandes soll jeder Bürger Gut und Blut opfern, dies ist seine Pflicht, und diese bezahlt man nicht mit Orden.

Die öffentliche Meinung entwickelt sich naturgemäß aus der allgemeinen Bildung, aus den obwaltenden Verhältnissen und andern fühlbaren Umständen ebenso natürlich, wie das Wachsthum der Getreidefelder. Der Zwang des Bestehenden wirkt mit der Gewalt einer Naturkraft, gegen die Wirkungen hergestellter Verhältnisse läßt sich nichts machen. Sie folgen dem Gesetz der Bewegung, wie es ein geworfener Stein, eine abgeschossene Kugel thut. Man soll solche Folgen nicht für ein besondres Schicksal halten, denn es sind ja nur unabwendbare Folgen. Das Volk ist Herr des Entschlusses und der That, dann aber muß es die Wirkungen der That über sich ergehen lassen. Jedes lebende Menschengeschlecht trägt daher die Folgen dessen, was Eltern und Voreltern thaten und hinterläßt den Kindern ein gleiches Erbstück. Nach dieser Seite hin sieht die Weltgeschichte trostlos aus: die Sünde der Väter wird an den Kindern heimgesucht; aber es giebt auch Gegenmittel: den Ursprung des Uebels erkennen und ihn beseitigen. Dann erheben sich die Völker zu gesundem, verjüngtem Leben, zu frischer Thatkraft, wie ein Land nach einer Ueberschwemmung oder Mißernte durch bessere Bewirthschaftung die Verluste ersetzt. So schwer auch Verhältnisse auf einem Volke lasten, es besitzt in seiner Bildung und Geisteskraft Mittel genug, Herr seines Schicksals zu bleiben.

Wie der persönliche Wille in einer Reaction des Gehirn- und Nervenzustandes gegen angenehme oder unangenehme Einflüsse beruht, wodurch Bewegungsnerven erregt werden, so entsteht auch der allgemeine Wille auf dieselbe Weise, denn er ist ja nur die Gesammtheit

aller Einzelwillen. Unangenehme Verhältniſſe, aufgedrungene Lehren, die der täglichen Erfahrung widerſprechen, erregen in jedem Einzelnen je nach Temperament und Bildungszuſtand eine Gegenbewegung, durch welche man ſich dem unangenehmen Drucke zu entziehen ſucht. Die unangenehmen Zuſtände finden alſo überall Widerſtand und würden leicht beſeitigt, wenn dieſer allgemeine Widerſtand ein gleichartiger und gleichzeitiger wäre. Nur da, wo man ſich über die Art und die Punkte des Widerſtands zuvor einigt in Parteiverſammlungen, Landtagen, Aufrufen u. ſ. w., entwickelt er eine ſiegreiche Kraft, wogegen der Vereinzelte erliegt.

Der allgemeine Widerſtand oder auch die allgemeine Zuſtimmung ſammelt ſich aber gewöhnlich in einer Perſon derart, daß ſich die Maſſe aus Ueberzeugung, oder aus Achtung und Vertrauen ihr anſchließt, ihren Anordnungen ſich unterwirft, ihre Anſichten annimmt, ſo daß die Bewegung der Geiſter in Fluß kommt, und indem ſie dem bahnbrechenden Führer folgen, deſſen Drängen Kraft verleihen und die Gleiſe neuer Gedanken gewiſſermaßen tiefer wühlen. Denn ſobald eine Zeitgenoſſenſchaft mit gewiſſen Gedanken ſich lebhaft beſchäftigt, ſie ausbildet und als Maßſtab für alle Urtheile benutzt, ſo erlangen jene Gedanken die Kraft der Uebung und Gewohnheit, das nachkommende Geſchlecht wächſt in ihnen auf und hört nur noch erzählen, was für Kämpfe es koſtete, ehe die neuen Gedanken zur Geltung gelangten.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß nur jener Einzelwille mächtig wird, welcher der Ausdruck des allgemeinen Willens iſt. Aber jener Einzelwille muß eine ſolche Stellung einnehmen, daß man ihn bemerken, beobachten und das Vertrauen zu ihm haben kann, er werde ausführen, was er will. Es gehört dazu ein durch Stand oder Perſönlichkeit hervorragender Mann; wo ein ſolcher fehlt, ſchwanken die Maſſen rath- und ziellos hin und her, verzetteln ſich in Parteien und Parteichen, zerſplittern ihre Kraft, werden endlich muthlos und beſchränken ſich auf Sehnen und Hoffen, ja

laſſen auch ihre Parteiführer im Stich. Die deutſche Geſchichte von 1848—70 liefert Belege genug. Deutſchland konnte nicht einig werden, weil der rechte Mann fehlte.

Denkt man ſich einen Staat als geſchloſſenen Organismus — und ein ſolcher iſt er ja, mit zahlreichen Organen, — ſo bedarf er zur Erhaltung ſteter Reize, durch welche die einzelnen Organe in Thätigkeit erhalten werden und ſich gegenſeitig zur Arbeit zwingen. Solche Reize im Staat ſind der Wille der Staatsmänner, mag er zur Action oder Reaction veranlaſſen, die Verhandlungen der Landtage, die Meinungsſtreitigkeiten der Preſſe, die Erzeugniſſe der Literatur, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beſtrebungen. Alle dieſe Beſtrebungen gehen naturgemäß aus den Zuſtänden des Staatslebens hervor und geſtalten in ihrer Geſammtheit die allgemeine Bildung zur öffentlichen Meinung um, welche freilich oft eine wandelbare wird, je nachdem mächtiger Druck ſie hierhin oder dorthin treibt, bis ſie elaſtiſch wieder in ihre naturgemäße, d. h. den Verhältniſſen entſprechende Lage zurückſchnellt. Nur eine übermächtige Perſönlichkeit vermag ihr Haltung und andauerndes Streben nach einer Richtung hin zu geben und die Staatsidee zur Entwickelung zu bringen, wodurch das Volk vorwärts kommt. Denn rückwärts kann es nie gehen, wie kein Naturprozeß dies thut, wohl aber kann das Vorwärts zu Uebelm, zu ſchädlichen Verhältniſſen führen.

Jede Richtung verlangt alſo ihren Führer, jeder Staat ſeinen Leiter, mag er Präſident oder Kaiſer heißen. Europa hat ſich ſogar dafür entſchieden, die Leitung zu einer erblichen zu machen, um den erſchütternden Schwankungen der Parteikämpfe die engſten Schranken zu ſetzen.

Betrachtet man den Staat, der doch ein ſehr materielles Ding iſt, von dieſer naturgemäßen realen Seite, ſo zeigt ſich, daß ſein wahres Weſen im Austauſch, Erzeugen und Entwickeln unendlicher Gedanken

— ſeiner Blutkörperchen — beruht, daß er nur in deren Bewegung ſeine Lebensthätigkeit erhält, nur durch dieſelben beſteht, alſo ein idealiſtiſches Daſein führt, wie ja der einzelne Menſch in und für Gedanken lebt. Jeder Realismus verwandelt ſich nothwendig in Idealismus, der wieder in realen Verhältniſſen ſich verſinnlicht und äußerlich wird, um dann wieder Idealismus zu erzeugen.

Vierte Abtheilung.

Der menſchliche Geiſt in ſeiner weltgeſchichtlichen Thätigkeit oder die Grundkräfte der Weltgeſchichte und ihre Formen.

1. Der geiſtige Stoffwechſel in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung.

Die Erhaltung des Körpers wird durch den Stoffwechſel bedingt, daſſelbe Geſetz gilt auch für das geiſtige Leben. Wir müſſen neue Gedanken aufnehmen, alte umwandeln oder als Irrthum beſeitigen, müſſen Gedanken in Thaten und verſchiedenartigen Schöpfungen in die Außenwelt als Ding und Thatſache ſetzen u. ſ. w., bis wir ein Lebensalter erreichen, in welchem der Stoffwechſel ſich verringert. Wenn religiöſe Vorſtellungen zu tugendhaftem Leben, zu Rechtsanſchauungen, wiſſenſchaftlichen Syſtemen, Bildern, Statuen und Kirchen werden, ſo iſt dies ein geiſtiger Stoffwechſel, durch welchen das Culturleben ſich erhält. Empfängt eine Zeitgenoſſenſchaft ungeſunde geiſtige Nahrung, ſo krankt ſie, es entſtehen geiſtige Mißbildungen, durch welche ein Volk endlich ganz entarten kann. Wie der leibliche Stoffwechſel die einzelnen Organe ernährt und naturgemäß ausbildet, ſo beſteht die Weltgeſchichte ihrem inneren ewigen Weſen nach in einem Wachsthum des Menſchheitgeiſtes. Von ſeiner Natur wird der Menſch getrieben, die Dinge um ſich her kennen zu lernen, dann will er die Gewißheit haben, daß ſeine Beobachtungen und Urtheile den Thatſachen und Dingen entſprechen, um endlich zu wiſſen, was wirklich, wirkſam und bleibend iſt. Das Erkennen erſtrebt er in der Wiſſenſchaft, die Gewißheit ſucht er im Glauben und die Wirklichkeit ſchafft er in Thaten. Kindheit, Jugend und Mannesalter haben ihren beſondern geiſtigen Stoffwechſel wie ganze Völker und Zeitalter,

denn er ist eine organische Thätigkeit, durch welche organisches Leben sich entwickelt.

Je nach den Organen bemißt sich die Wahrnehmungs- und Fassungskraft. Der Irrthümer sind viele, weshalb sie müssen verbessert werden. Je enger aber der Kreis der Thätigkeiten und Erfahrungen ist, um so seltner wird die Veranlassung, Irrthümer zu erkennen und zu beseitigen. Die unteren Stände befinden sich in dieser ungünstigen Lage, eben so Steppenbewohner und Insulaner großer Meere. Indem nur ein kleiner Strom von Erfahrungen und Beobachtungen durch ihr Gehirn kreist, müssen ihre Urtheile einseitig und einartig ausfallen, ganze Hirnorgane nicht oder wenig benutzt und endlich unfähig werden für neue Gedanken, weshalb solche Völker den cultivirten erliegen, und die unteren Stände aller Zeiten durch Mangel an Gedanken litten. Leiblich und geistig erhalten sie schlechte, unzureichende Nahrung.

Die Gesundheit eines Volkes hängt aber davon ab, daß die Erkenntnisse der Führer der Nation in derselben circuliren, um neue Gedanken zu verbreiten und eine Gleichmäßigkeit der Weltanschauung zu bewirken. Im Alterthum vertrat die religiöse Belehrung durch Priester dieses Amt, die Griechen bildeten sich durch Reden, Unterhaltungen und Schriften aus, im Mittelalter trat eine Stockung ein, bis die Buchdruckerei erfunden war, welche gegenwärtig der große Ventilator ist, welcher frische Ideen zuführt und abgenutzte entfernt. Jetzt ist man in der Demokratisirung schon so weit gegangen, daß man nicht nur Staatsschulden demokratisch vertheilt, sondern es nicht mehr für eine Entweihung hält, wissenschaftliche Fragen in Wort und Schrift faßlich darzustellen, um die Errungenschaft der Wissenschaft zum Gemeingut der Volksbildung zu machen. Selbst Oelgemälde und Kupferstiche werden photographisch vervielfältigt und billig, wie unsre Classiker, so daß der Bürger für ein Geringes sich Kunstwerke ankaufen und durch deren Betrachtung edle, echt menschliche Genüsse verschaffen kann. In

England halten es Miniſter für ehrenvoll, vor Arbeitern Vorträge zu halten, in Deutſchland wagen es Profeſſoren, vor „Gebildeten" zu reden in dem Kauderwälſch der Gelehrten, welches von Fremdwörtern ſtrotzt, und dann meinen ſie, populär geweſen zu ſein; nicht einmal der Anmerkungen wollen ſie entbehren.

Unbeſtreitbar iſt es Aufgabe der Weltgeſchichte, den Menſchen zum Menſchen zu machen und ihm die Genüſſe der Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft zugänglich zu machen, und an dieſer Erweiterung des geiſtigen Stoffwechſels arbeiten ſtrebſame Zeitgenoſſen mit Macht. Staatsformen werden Nebenſache, die Geſellſchaftsordnung und durchgeführte Rechtsgleichheit bleibt Aufgabe der Weltgeſchichte. Die Naturwiſſenſchaft entdeckt ein Naturgeſetz nach dem andern, und die Volkswirthſchaftslehre findet die Geſetze der Geſellſchaft, denen ſich alle Staatseinrichtungen werden anpaſſen müſſen. Wo aber Geſetze gelten, tritt der Einzelwille zurück, daher ſehen wir überall die Wirkungen der verbeſſerten geiſtigen Nahrung des Mittelſtandes, da durch Schriften, Oeffentlichkeit, Reiſen auf Eiſenbahnen die Ideen ſchneller circuliren, die Nationen einander näher treten, ſich zu friedlichen Culturzwecken vereinigen, internationale Vereine ſich bilden und endlich dem ſinnloſen Kriegführen aus Eroberungsſucht oder Eitelkeit ein Ende machen durch den allgemeinen ſittlichen Abſcheu vor gewiſſenloſer Vernichtung des Wohlſtands und Menſchenlebens.

2. Entwickelung des Menſchen und der Menſchheit als phyſiologiſche Vorgänge.

Wir ſehen täglich, wie mühſam ſich der Menſch vom Säugling bis zum gebildeten Manne emporarbeiten muß, wie viel Zufälle, Umſtände und Einflüſſe auf ſein Weſen und Handeln einwirken, und dennoch ſtehen wir an, von der Menſchheit daſſelbe

zu glauben, weil ſemitiſche Ueberlieferungen von einem Paradies, Adam, Eva, Sündenfall und Sindfluth erzählen und Kirchenväter ſolche uralte Mythen zu Glaubensartikeln machten. Proteſtirten doch der teufelgläubige Luther und Melanchthon gegen den wiſſenſchaftlichen Beweis des Copernicus, daß die Erde ſich um die Sonne drehe. Die altjüdiſchen Sagen erzählten ja das Gegentheil. So macht man in jedem Jahrhundert Aberglauben und Unwiſſenheit zur Religionsangelegenheit, damit die Geiſtlichen nicht beſchämt werden.

So weit uns die neueſten Forſchungen über das Alter der Menſchheit belehren, muß man es auf Jahrhunderttauſende ſchätzen, mögen die altjüdiſchen Geſchlechtsregiſter ſagen, was ſie wollen. Sie verdienen weniger Glauben, als die Königstabellen der Egypter, Chineſen und aſſyriſchen Dynaſten, welche von wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſtätigt werden. Wir müſſen uns von der Eitelkeit losſagen, daß das ganze Weltall nur der Menſchen — ſtreng genommen der Juden — wegen da ſei, ſondern es iſt ſeiner ſelbſt wegen da und jedes Geſchöpf verlangt von Gott ſein Recht, der es doch gewiß nicht geſchaffen hat, um von andern Geſchöpfen gequält zu werden. Warum haben die Griechen ſo viel geleiſtet? Weil ſie nicht an Vorurtheilen hingen, ihre Mythen frei umbildeten und nicht für unabänderliche Offenbarungen ausgaben, wogegen die Chriſtenheit faſt 2000 Jahre ſich herumplagt, ein theologiſches Vorurtheil nach dem andern in die Rumpelkammer der Dogmengeſchichte zu werfen. Welcher Verluſt an Zeit und Arbeitskraft! Wie viel Menſchenleben hat dies gekoſtet! Wie viel Scheiterhaufen und Martern in den Inquiſitionskerkern! Kannten die Heiden ſo etwas? Geben ſich bis heute doch die Staatsgewalten dazu her, Vögte der Kirche zu ſein. Wie dankt die Kirche? Gingen nicht viele ſogenannten nationalen Erhebungen grade von den Kirchendienern aus, von den Predigern der Demuth und Menſchenliebe! Wer machte in Polen, Italien, Böhmen u. ſ. w. die

Revolutionen, wer widerſtrebt heute noch in Oeſterreich, Baiern, Preußen, Italien, Spanien dem Fortſchritt und der Rechtsentwickelung der Verfaſſung? Sind es nicht die Diener der Kirche, die in Tirol, in Tſchechien, in Polen, in Dalmatien das Volk gegen die Staatsgewalt und die Verfaſſung aufhetzen, wenn den Geiſtlichen ihre unbeſchränkte Macht geſetzlich ſoll beſchränkt werden, damit das ſteuerzahlende Volk auch einige Rechte erhält?

Alſo auf welchem Standpunkt befanden ſich die älteſten Menſchen, ſo weit wir aus den Spuren ihres Daſeins auf ihre Lebensweiſe ſchließen können? Sie waren Menſchenfreſſer, mit Steinen bewaffnet, in Höhlen lebend, wie wilde Thiere, und gleich dieſen von Wild ſich nährend. Heute noch befinden ſich einige Stämme auf dieſer niedrigen Stufe der Bildung. Um ſo herrlicher iſt der Ruhm, daß die Menſchheit zu der Höhe des Wiſſens gelangt iſt, auf welcher ſie jetzt ſteht. Wie die Erde ſich nach und nach mit ihren Erdtheilen, Pflanzen und Thieren entwickelt hat, ſo auch die Menſchen. Kein Geſchöpf hat es ſo weit gebracht als der Menſch, mithin muß doch der Menſch für eine unberechenbare Entwickelung befähigt ſein, welche er ſich im Schweiße des Angeſichts anzueignen und als ſein Eigenthum zu erwerben hat. Mit Recht muß ihn dieſes Bewußtſein mit Stolz und Kraftgefühl erfüllen, denn er gewinnt daraus die Ueberzeugung, daß unaufhaltſame Entwickelung ſeine Beſtimmung iſt. Das Thier wird fertig geſchaffen mit allen guten und ſchlechten Eigenſchaften ſeiner Gattung und Art, der Menſch dagegen kann aus ſich — innerhalb gewiſſer Grenzen — Alles machen, er iſt gewiſſermaßen ſein eignes Werk, ſchafft ſich in ſeiner Cultur ſeine eigne Welt, verbreitet ſeine Gedanken über die ganze Erde und findet in dieſem Bewußtſein, daß er zur Fortentwickelung beſtimmt iſt, die Berechtigung zu dem Glauben an eine perſönliche Fortdauer, weil Geiſtiges nicht vergehen kann, Gedanken und Ideen unſterblich und die Ziele der Menſchheit noch lange nicht erreicht ſind.

Dieſem erhebenden Bewußtſein gegenüber ſteht die Thatſache, daß einestheils viele Völker und Stände noch auf tiefer Stufe der geiſtigen Entwickelung ſtehen, andre bereits im Rückſchritt begriffen ſind und anfangen auszuſterben. Wie die Erdrinde hier Feſtländer aufſteigen, dort ſinken ließ, ſo ſcheint es auch mit den Völkern zu ſein; doch erkennt man deutlich, daß die Cultur ihren Weg von Oſten nach Weſten genommen hat, und man darf bereits vermuthen, daß in Amerika, wo Weſteuropäer, Angloamerikaner, Chineſen und Japaneſen dereinſt zu einem neuen Culturvolk verſchmelzen werden, eine neue Culturperiode beginnen wird.

Verſuchen wir eine pſychologiſche Erklärung! Den Menſchen beeinfluſſen zwar äußere Verhältniſſe, aber er kann ſich bis zu einer gewiſſen Grenze hin unabhängig von ihnen machen, und ſein eigenthümliches Culturleben entwickeln, je nachdem er ſeine Urtheilsmaſſen nach dieſer oder jener Richtung hin ausbildet. Denn der Menſch bedarf der Anregung von außen, indem ihm die Natur Stoffe zur Thätigkeit liefert, und Andre mit ihm in Verkehr treten, aber er muß auch die Mittel beſitzen, errungene Einſicht, gewonnene Urtheile und Erkenntniſſe in Schrift und Ueberlieferung auf die Nachkommen zu vererben, damit dieſe dieſen geiſtigen Schatz vermehren und zu einer Literatur ausbilden. Wird ein Volk durch Lebensweiſe, Klima und Abgeſchiedenheit des Wohnortes gehindert, jene Bedingungen zu erfüllen, ſo verkümmert es geiſtig und erliegt eindringenden Stämmen, welche ihm geiſtig überlegen ſind. Es ſterben die Eingeborenen Amerikas aus oder ſind im Ausſterben begriffen, wie auch die Eskimos, die Bewohner Nordſibiriens, die Malayen, Südſeeinſulaner, Neuſeeländer, ſelbſt Türken, weil die europäiſche Cultur aufreibend auf ſie wirkt. Ihr Nervenbau und ganze Conſtitution vertragen die Haſt des europäiſchen Denkens und Schaffens, die Lebensweiſe und Genüſſe eines hochciviliſirten Lebens ebenſo wenig wie Kinder die Lebensweiſe Erwachſener.

Mit der fortſchreitenden Bildung entwickelt ſich das Nervenſyſtem und Gehirn kräftiger und dieſe Beſchaffenheit vererbt ſich mit der Zeit auf Volk und Raſſe, wogegen Lebensweiſe und Nahrungsmittel ihrerſeits auch Leib und Seele beeinfluſſen.

Manche Chemiker möchten die ganze Weltgeſchichte ableiten von dem, was die Völker eſſen und trinken, aber ſie vermögen noch gar nicht nachzuweiſen, welchen Einfluß die Nahrungsmittel auf das geiſtige Leben haben. Pferd, Elephant, Nashorn, Bär u. ſ. w. ſind muthige, thatkräftige Thiere trotz der Pflanzenkoſt, wogegen Wolf, Tiger, Marder, Seehund, Storch, Schlange u. ſ. w. feige, dumme Thiere ſind, obſchon ſie nur Fleiſch genießen. Die großen Denker, Erfinder und Künſtler haben im Allgemeinen ſchmale Biſſen gehabt und wurden welthiſtoriſche Männer, doch wie wenig wohlgenährte Fürſten und rundbäuchige Biſchöfe haben etwas Nennenswerthes gethan in der Geſchichte. Mithin kann die geiſtige Fähigkeit nicht aus dem Nahrungsſtoff ſtammen, ſondern ſie liegt in dem Organismus, in den Einflüſſen der erſten Jugendeindrücke, in den Wirkungen der Umgebungen, in Summa in den Geheimniſſen des werdenden Menſchengeiſtes.

Wenn man alſo die Menſchheit naturgeſchichtlich ſortiren und ſyſtematiſiren will, ſo muß man mit geiſtigen Kräften und Einflüſſen rechnen, aber nicht mit Fleiſch, Fiſch, Milch, Sauerkraut und Erdäpfeln. Das wahre Leben der Völker liegt in ihrer Sprache und Literatur. Geſtattet der Kampf um das materielle Daſein dem Jagd- und Viehnomaden, dem Acker- und Viehbeſitzer nicht, neben anſtrengenden körperlichen Arbeiten auch Gedanken zu erweitern, ſo bleibt er auf einer gewiſſen Stufe des geiſtigen Lebens ſtehen oder empfängt von gebildeten Nachbarvölkern Anregung, ſeine Begriffswelt zu erweitern. Jede ſtehende, gleichbleibende Beſchäftigung erzeugt nothwendig einen engen, gleichbleibenden Gedankenkreis, eine Gedankenſtrömung, die ſich weder über ein gewiſſes Niveau erhebt, noch über eine unverrückbare Grenze

hinauswagt. Alterthumsforſcher ſortiren die Culturſtufen unſrer Urvorfahren in Stein-, Bronze- und Eiſenalter, die wieder ihre Unterabtheilungen haben. Bau- und Schriftwerke belehren uns, daß je in den Erdtheilen die Völker beſondre Culturperioden durch gemacht haben, daß aber die Menſchheit im Ganzen ſtets weiter gekommen iſt. Im Alterthum gab es Kaſtenherrſchaft, da das erobernde, geiſtig tüchtigere Volk dadurch ſeine Herrſchaft über die geiſtesſchwachen Eingeborenen ſichern wollte. Es gab Prieſter- und Kriegerkönige. In Griechenland und Rom ſtanden Grundbeſitzer und Pächter als Parteien einander gegenüber, wie im Mittelalter Adel und leibeigner Bauer; Ritterſtand und Geiſtlichkeit wollten ſich zu Kaſten machen, aber die Bildung wies ſolche ſinnloſen Beſtrebungen zurück, die ſich nur geſpenſterhaft noch ſehen laſſen als Junker- und Pfaffenthum.

Wie der einzelne Menſch in ſeinen Stimmungen, Gedankenbildungen und Handlungen beeinflußt wird von körperlichen Zuſtänden, ſo werden Klima, Lebensweiſe und Nahrungsmittel jedenfalls auch das Ihrige beitragen, ein Volk und eine Culturperiode eigenthümlich zu geſtalten; aber bis jetzt hat die Wiſſenſchaft es nicht vermocht, ihre allgemeinen Grundſätze im Einzelnen und an Beiſpielen nachzuweiſen. Manche Materialiſten ſind bis jetzt über Phraſen und allgemeine Verſicherungen nicht hinausgekommen, ja ſie wiſſen ſelbſt noch nicht, wie aus Fleiſch, Eiern, Erdäpfeln, Salat u. ſ. w. Fleiſch und Blut wird. Dagegen weiſen Literatur-, Cultur- und Religionsgeſchichte den ununterbrochenen Zuſammenhang der Gedanken- und Ideenentwickelung nach, weshalb man ihnen vorläufig denn doch mehr Vertrauen ſchenken muß als jenen Männern, die ſich einbilden, durch Fütterung könne man beliebige geiſtige Talente heranbilden. O wie bequem wäre dies, wenn nur nicht die Geſchichte dieſen weiſen Herrn die Narrenkappe um die Ohren ſchlüge! Das Fleiſcheſſen hat weder einen Schiller noch Mozart, noch Thorwaldſen, Spinoza, Schleiermacher u. ſ. w.

hervorgebracht, vielmehr wirkten auf dieſelben die Culturverhältniſſe ein, und ſetzte ſich in ihnen das allgemeine Zeitbewußtſein fort.

Betrachtet man die Völker- und Weltgeſchichte von pſychologiſchem Standpunkte aus, ſo muß man unbefangen anerkennen, daß Ideen, Weltanſchauungen, Gemüthszuſtände die treibenden Mächte der Weltgeſchichte ſind, nicht aber die Stoffe der Ernährung. Nicht im Magen und den Därmen liegt die Weltgeſchichte, ſondern im Kopfe und im Herzen. Es würde zu weit führen, nachzuweiſen, in wie weit die Weltgeſchichte eine zuſammenhängende, logiſch geordnete Entwickelung ſittlicher, religiöſer und erkennungsbegieriger Begriffe. iſt. Wie der Menſch in der Sprache die ganze ſichtbare Welt zu Begriffen vergeiſtigt, die Begriffe als das Ewige anerkennt, in der ſichtbaren Welt nur Veränderung und Umwandelung — Entſtehen und Vergehen — findet, ſo bildet auch die Weltgeſchichte alle Begebenheiten und Erfahrungen in Erkenntniſſe, Endurtheile und Ideen um, in denen der Menſchengeiſt ſein eigenes, ewiges Weſen offenbart. Wir bezeichnen die verſchiedenen pſychologiſchen Erſcheinungen des Geſchichtslebens mit beſondern Ausdrücken, ſprechen von Theokratie, Kaſten, Ariſtokratie, Despotie, Monarchie u. ſ. w., aber wir nehmen uns nicht die Mühe, den pſychologiſchen Urſprung ſolcher Erſcheinungsformen zu erforſchen. In den Staatsformen, im Geſellſchafts- und Culturleben offenbart ſich der Menſchengeiſt; wir bezeichnen ſeine Entwickelungsſtufen auch dann mit verſchiedenen Worten, wenn daſſelbe unter andrer Form zum Vorſchein kommt.

Alles Geſchichts- und Culturleben enthüllt nur eine fortſchreitende Entwickelung von Urtheilen, Begriffen und Ideen. Dieſe wachſen ebenſo natürlich und nothwendig, wie Blätter, Knospen, Zweige und Blüthen am Baume. Hätten wir die Natur verſtanden, ſo könnten wir im Voraus ſagen, wo eine Knospe, ein Zweig, ein Dorn am Baumſtamme ausbrechen muß. Theoretiſch wiſſen

wir, daß dies durchaus nicht zufällig geſchieht, ſondern ſich mathematiſch berechnen ließe, wenn es der Mühe werth wäre. Daſſelbe Geſetz gilt auch von dem geiſtigen Leben, in welchem nichts vom Zufall abhängt, ſondern wo auch das Geſetz der Urſache und Wirkung mit unerbittlicher Strenge herrſcht. Dieſem Geſetz bleibt der einzelne Menſch unterworfen wie Völker und Zeitperioden. Da giebt es keine Wunder und Ausnahmen, greifen nicht einzelne Menſchen allmächtig ein, wenn nicht bereits Alles vorbereitet iſt, um neue Lebensformen zu ſchaffen, deren Anfänge in den Urtheilen und Begriffswandelungen früherer Jahrhunderte liegen. Daher fließen die Geſchichtsperioden unmerklich in einander über, und nur aus Bequemlichkeit oder Kurzſichtigkeit mißt man ſolche Umwandelungen des Urtheilens nach beſtimmten Jahrzahlen ab. Cäſar und Auguſtus wären nie Kaiſer geworden, wenn die Republik nicht bereits ſeit Jahrhunderten eine leere Form geweſen wäre. Luther brachte die Reformation nicht zu Stande, ſie war in den Gemüthern bereits fertig da, und er gab nur das Stichwort, auf welches man ſich nicht beſinnen konnte.

---

3. Die Entwickelung der Weltgeſchichte als Folge pſychologiſcher Geſetzmäßigkeit.

Das geſchichtliche Leben der Völker ſteht unter äußeren Bedingungen, von denen es beeinflußt wird und ſich naturgeſetzlich entwickelt, unter den gegebenen Verhältniſſen ſich eine Gedankenwelt ſchafft und dieſe nun der wirklichen Welt entgegenſtellt. Man kann es nicht mehr leugnen, daß die Urmenſchen auf niedriger thieriſcher Bildungsſtufe ſtanden und Menſchenfreſſer waren. Trotzdem ſind die Nachkommen ſolcher Canibalen Kaiſer, Päpſte, Raphaels und Humboldts geworden. Freilich geſchah dies nicht überall, aber die Geſchichte jedes Volkes entwickelt ſich in ſtrengſter Reihenfolge von

Urſache und Wirkung. Haben ſich unter gegebenen Verhältniſſen beſtimmte Zuſtände gebildet, ſo wirken dieſe geſtaltend auf die Weiterentwickelung ein, welcher Form, Richtung und Inhalt bereits von der Vergangenheit vorgeſchrieben ſind, ſo daß jede Gegenwart das Geſetz für die Zukunft in ſich trägt. Daher kann man oft ſchon den Verlauf der Dinge vorherſehen, worin eigentlich die Weisheit der Staatsmänner beſtehen ſollte; daſſelbe gilt von der Erziehung, welche mehr im Vorbeugen und Fernhalten als im Strafen und gewaltſamen Unterdrücken ihre Wirkung hat. Aber es greifen auch hervorragende Perſonen mit ihren Leidenſchaften, Sonderbeſtrebungen und Thaten ein, die ſie in inſtinctivem Gemüthsdrange vollführen. Daher entſtehen vielfache Hemmungen, Verſchiebungen, aber endlich tritt der ganze Volksgeiſt ein, der das beſeitigt, was ihm unverſtändlich iſt, was ihn nicht erregt und berührt. Wer aber im Gemüthsdrange des Volks- und Zeitgeiſtes Thaten vollbringt, der wird eine weltgeſchichtliche Perſönlichkeit, auch wenn er auf dem Scheiterhaufen oder auf dem Blutgerüſt ſtirbt.

Wie oft geſagt wurde, hängt das Volksleben von Klima, Bodenbeſchaffenheit, Flüſſen, Meeren und Gebirgen ab. Manche Gebiete der Erde ſchreiben eine beſtimmte Lebensweiſe vor, Kleidung, Wohnung, Sitte, Denkungsart, Recht und Glauben hängen von ihnen ab. Der Steppenbewohner kann über einen von der Natur vorgeſchriebenen Kreis der Thätigkeit, Gewohnheit und Sitte nicht hinaus, und danach geſtaltet ſich auch die Welt ſeiner Vorſtellungen, Sprachformen und Begriffe. Meeresanwohner, Gebirgs- und Ebenenbewohner werden geiſtig andere, weil die geographiſchen Verhältniſſe dies erzwingen. Erſt Ackerbauer erzeugen eine Cultur, weil ſie Religion — Abbild ihrer Lebensverhältniſſe —, Privat- und Familienrecht, etwas Induſtrie und Handel nöthig haben. Mit der Theilung der Arbeit, ſei es nur zwiſchen Mann, Frau, Kindern, beginnt die Cultur und der Cultus. Es gehört aber auch Anregung von außen dazu, um die Cultur auszubilden, alſo Verkehr mit

Nachbarvölkern, deren Ideen und Kenntniſſen, es gehören dazu Stoffe, welche die Induſtrie vielſeitig beſchäftigen, wodurch das Nachdenken geweckt wird, es gehören dazu, wie es bei Theilung der Arbeit von ſelbſt erfolgt, Stände und Kaſten. In Indien, Egypten, Meſopotamien, Mexico, Peru finden wir die Beweiſe hierzu. Je reicher das Naturleben und ſeine Erzeugniſſe, deſto reicher Sprache, Phantaſie, Induſtrie, Bildung. Entweder beherrſcht der geiſtig überlegene Volksſtamm den geiſtig ſchwächeren und ſichert ſeine Herrſchaft durch Kaſtenverfaſſung, indem er Wiſſen und Kriegstüchtigkeit ſich als Vorrecht vorbehält, oder es treten Grund- und Heerdenbeſitzer den Pächtern, Knechten und Hirten als Ariſtokratie gegenüber. Die Patriarchen als Familienhäupter waren die Ariſtokraten ihrer Zeit, die einen beſondern Cultus einführten, deſſen Prieſter ſie natürlich waren, um ihrer bevorzugten Stellung das Recht von Gottes Gnaden zu geben, wie es in moderner Sprechweiſe heißt.

Alle jene Völker, denen von der Natur ihrer Heimath ein enger Kreis der Beſchäftigung und Gedankenentwicklung vorgeſchrieben iſt, oder welche außerhalb der leichten Verkehrsſtraßen wohnen, auf denen nicht blos Menſchen und Waarenballen, ſondern auch neue Gedanken befördert werden, bleiben auf niedriger Bildungsſtufe ſtehen, wie der europäiſche Bauer, der nie aus ſeinem Dorf und Bezirk herauskommt. Je mehr Verkehrsſtraßen, deſto mehr Austauſch der Waaren und mit ihnen Austauſch der Anſichten, des Wiſſens und Beſſerwiſſens. Je weiter Europäer in andre Welttheile eindringen, um ſo mehr neue Bedürfniſſe machen ſie rege, zeigen Beſſeres, reizen zunächſt zur Arbeit an, damit die Eingebornen Austauſchartikel erzeugen, und veranlaſſen einen Fortſchritt nach allen Richtungen hin. Geiſtig unfähige Nationen gehen zu Grunde wie Kinder, die mit Männern concurriren ſollen, begabte nehmen die fremde Cultur an und werden andere. Dieſem Naturgeſetz kann Aſien, die Heimath aller Cultur, nicht widerſtehen,

die Türkei, Perſien u. ſ. w. ſtehen unter europäiſcher Vormundſchaft, China und Japan ſuchen die höhere europäiſche Bildung ſich anzueignen und national zu machen.

Das Geſchichtsleben der Völker hängt alſo in erſter Linie von geographiſchen Verhältniſſen ab. Aus Mongolen, Sibiriern, Lappen, Eskimos u. ſ. w. wird man nie geſchichtliche Völker machen, ebenſo wenig aus Kaffern, Gallas u. ſ. w., bevor man nicht zugängliche Verkehrswege hergeſtellt hat. Es beſitzt aber auch jedes Volk ein beſondres Talent — wie der einzelne Menſch — und es kommt auf Verhältniſſe an, ob und in wie weit dieſes kann entwickelt werden. Jedes abgeſchloſſene Volk bildet ſich einſeitig aus, beſonders wenn es das herrſchende iſt; wogegen da, wo Volksſtämme ſich miſchen, wenn ſie im Großen gleichgeartet ſind, eine Vielſeitigkeit der Talente zu einem reichen Culturleben ſich entwickelt. Die alten Kaſtenſtaaten ſchloſſen ſolche Talente aus; Griechenland, Rom und die weſteuropäiſchen Staaten nahmen ſie auf, wurden daher vielſeitiger und talentreicher. Franzoſen, Engländer, Deutſche, ſelbſt Italiener und Spanier ſind Miſchvölker, der Ruſſe dagegen erdrückt alle Sonderheit, um eine Einförmigkeit der Geiſter zu erzwingen, welche der Einförmigkeit ſeiner Steppen und formloſen Ebenen entſpricht. Wie jeder Einzelmenſch nur nach Einer Richtung hinſtrebt, einen engen geiſtigen Horizont hat, ſo auch ein Staat, der aus einer gleichgearteten Raſſe beſteht. Da wird Alles zur Schablone, zur Gleichförmigkeit, erſtirbt alles individuelle Leben und Streben, und iſt der orientaliſche Despotismus die einzige Form des Zuſammenhaltens. Jedes Streben nach geiſtiger Selbſtändigkeit wird zur Empörung gegen die Staatseinförmigkeit, wie die römiſche Kaiſergeſchichte und Napoleons I. Militärherrſchaft beweiſen. Die lebensfähige Einheit muß aus lebendigem Zuſammenwirken der Vielheit hervorgehen, dann entwickeln ſich organiſche Gebilde. Wenn Preußen aus dem vielgeſtaltigen Deutſchland nur ein Großpreußen machen will, dann wird es [illegible] ites Ruß-

land und endlich eine russische Provinz. Die Schweiz, Nordamerika gehen den entgegengesetzten Weg und sind das Ziel der Sehnsucht für alle denkende Männer.

Es giebt nur wenig weltgeschichtliche Völker, denn solche müssen zugleich Träger einer Cultur sein. Untergeordnete Völker geben Intermezzos, die zum aufgeführten Stück als Abwechselung oder als Schattenspiel beigefügt werden. Selbst die zersprengten Theile eines großen Culturvolkes behalten unter minder cultivirten Völkern großen Einfluß, wenn auch nicht als Nation; so geschah es durch die deutschen Ostseeprovinzen in Rußland, durch die Sachsen, Zipser und Schwaben in Ungarn. Wenn dagegen kleinere, wenig entwickelte, aber begabte Völker zwischen große gerathen, so verkümmern sie geistig, werden unterdrückt, gewaltsam entnationalisirt oder verdrängt. Dieses Schicksal hatten Finnen, Letten, Esthen, selbst Polen, Südslaven, Schotten, Iren u. s. w.

Es liegt im geschichtlichen Leben scheinbar etwas Gewaltsames, und doch zeigen vorhandene Zustände, die ein Volk sich selbst geschaffen hat, seine Folgen. Ein schlecht regiertes, ungebildetes Volk bleibt gebildeten Nationen gegenüber schwach, wie es Rußland im Krimkriege erfuhr; ein unzufriedenes Volk wird zur Empörung geneigt, ein reiches verweichlicht u. s. w. — nirgends waltet der Zufall, sondern das unbestechliche, erbarmungslose Naturgesetz.

Nicht jedes Volk wird weltgeschichtlich, sondern dazu gehören auch innere Bedingungen: Talent und Trieb zur Entwickelung. Es giebt Thatsachen, denen aller weltgeschichtliche Werth fehlt, weil sie nicht im Sinne und Drange einer großen Idee ausgeführt wurden, wie z. B. die zahlreichen Cabinetskriege, Verschwörungen, Königsmorde u. s. w. Man kann Menschen morden lassen, aber nicht Ideen, kann Menschen verbrennen und einkerkern, nicht aber den freien Gedanken des Fortschritts. Viele Regierungen können diese einfache Thatsache noch nicht begreifen.

Aber jede große That wird von einer Person ausgeführt, und

sobald diese Person die lebendige Idee ihrer Zeit als Gemüthsdrang in sich trägt, so treibt dies zur That. Es gehört dazu eine gewisse Leidenschaft, eine große Gemüthserregung, denn aus kalter Berechnung vollbringt Niemand eine That, wohl aber kann er günstige Umstände benutzen oder abwarten. Manche That kommt zu früh und bleibt wirkungslos, weil die Masse des Volks noch nicht vollständig von ihr durchdrungen ist, daher ungünstige Verhältnisse hemmend wirken; ist aber die Zeit reif, so werden alle Hindernisse überwunden. Man vergleiche Huß, Luther, Wallenstein, Gustav Adolf u. A.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", jedes Geschehene bringt seine Folgen mit sich, schafft neue Zustände, und wenn diese unzweckmäßige, der Idee widersprechende sind, so zwingen sie, diese Uebel zu beseitigen, zu verbessern. Das Wahre, Ideale, und Richtige behauptet endlich den Sieg. So lange die Völker noch diesen Glauben in sich tragen, bleiben sie strebelustig, thatenstark, geistig frisch; sobald sie aber diesen Sinn für das Ideale verlieren, versinken sie in Schlaffheit, Genußsucht, werden Philister und verwesen geistig. Dahin bringt es jeder lang andauernde Absolutismus; er demoralisirt durch seine unsittlichen Mittel, will den Irrthum, das Verkehrte, den Egoismus zur Staatsidee machen und erzeugt ein Versumpfen der Geister, wie es im Orient, im römischen Kaiserstaat, unter den spanischen Habsburgern, den Bourbonen, Stuarts u. s. w. geschehen ist.

Die Weltgeschichte ist die That der Menschheit, eine zusammenhängende Entwickelung von Ideen, ein Schaffen von Idealen, wobei ein Volk das andre der Reihe nach ablöst in instinctiver Arbeitstheilung. In jedem begabten Volke schlummert eine angeborene Idee, die es zu verwirklichen sucht, wenn es dazu angeregt wird, und der Druck der Verhältnisse es begünstigt. Diese Idee umfaßt eine Masse von Vorstellungen, welche organisch mit einan-

der in Verbindung ſtehen, alſo eine die andre nothwendig machen, ſo daß ein reich gegliedertes Geiſtesleben ſich entfaltet in Staat, Glauben, Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alleſammt ihren belebenden Mittelpunkt in der nationalen Idee haben. Wird dieſe erreicht, ſo hat das Volk ſeine Aufgabe gelöſt. Es entwickeln ſich nun neue Ideen, und zwar ſchreitet die Geſchichte in Gegenſätzen weiter, weil alles Menſchliche einſeitig bleibt und gegen jede Einſeitigkeit ein Gegenſtreben hervortritt. Auch große Ideen haben ihre Einſeitigkeit und erhalten ſie, wenn in Folge der verwirklichten Ideen Zuſtände eintreten, die denen nicht zuſagen, die von andern Zuſtänden aus die Idee verwirklichten. Sie wollen nun die Wirkungen ihrer Idee hindern, treten denen entgegen, welche auch die Folgerungen annehmen oder die Einſeitigkeit der Idee ergänzen wollen. Da aber das Beſtehende ſtets das Mächtigſte bleibt, weil es die Folge des Geſchehenen iſt, ſo kommen ſolche widerſtrebende Völker zurück. Sie erliegen der neuen Idee, wenn auch erſt nach jahrhundertelangem Kampfe, treten auf eine untergeordnete Stufe der Entwickelung zurück, oder nehmen nach und nach die neuen Ideen auf und verlieren dann die nationale Eigenthümlichkeit, werden ein neues Volk, erhalten durch veränderte Lebensweiſe, Gewohnheiten und Denkweiſe andere Vorſtellungen, Bedürfniſſe, und endlich bildet ſich auch das Gehirn um, ſo daß eine neue Raſſe entſteht.

In den Mitteln und Kämpfen wiederholt ſich die Geſchichte und wird langweilig. Gewöhnlich lehrt man unter Weltgeſchichte nur dieſen äußeren Apparat, welcher zufällig auf einander zu folgen ſcheint, weil ihm der Zuſammenhang der Ideen fehlt. Auch bleibt die geſellſchaftliche Ordnung, aus welcher die Weltgeſchichte ſich entwickelt, im Ganzen dieſelbe: Grundbeſitzer, Pächter, Knechte, neben denen ein induſtrielles Bürgerthum ſich bildet. Im Alterthum wurde der Kaufmann von dem Ariſtokraten ebenſo gering geſchätzt wie von dem heutigen. Das Prieſterthum hat von Alters her nach Herrſchaft und Beſitz geſtrebt und ſich für den

unfehlbaren Vertreter Gottes ausgegeben; man hat es eine Zeitlang geglaubt und ist endlich zu einer andern Religion übergetreten. Das Königthum verbündete sich schon im Alterthum gern mit dem Priesterthum, damit es unter priesterlichem Schutz unbeschränkt herrsche, und doch ist jetzt ein Königthum von Gottes Gnaden eine Phrase, an die kein Mensch mehr glaubt. Man hat ja Könige hingerichtet und verjagt und Gott hat nichts dagegen gethan, ja die Völker befanden sich besser.

Ideen beherrschen die Weltgeschichte; sie reifen in einzelnen begabten Menschen, werden ausgesprochen, dringen in die Herzen, denn jedes Volk schaut sich geistig an in seiner nationalen Idee, in ihr sympathisiren Alle und endlich wird die Idee zur Gemüthssache, wodurch sie zu Thaten drängt, indem das Volk seine Idee zu verwirklichen strebt. In dem Glaubenseifer des Mittelalters war man zu Kreuzzügen bereit, man liebte Abenteuer, der müßige Adel suchte Beschäftigung, das Christenthum war nur eine äußere Hülle für innere Roheit und Sittenlosigkeit, statt innerlicher Aufnahme wollte man lieber mit dem Schwerte drein schlagen. Die Päpste strebten nach Alleinherrschaft über die Christenheit, Prinzen erwarteten Eroberungen, das gemeine Volk Beute. So kam denn eine Thorheit zu Stande, wie es uns erscheint, da die Kreuzzüge ganz erfolglos endigten, aber durch die Bekanntschaft mit den industriell und wissenschaftlich hochgebildeten Orientalen lernten die Europäer Cultur kennen, es entstanden in Europa ungeheure Besitzveränderungen, wodurch das Bürgerthum Luft bekam und sich rasch entwickelte, Industrie und Handel nahmen zu, da man neue Bedürfnisse sich angewöhnte, dagegen begannen die Zweifel an der päpstlichen Unfehlbarkeit, weshalb der h. Vater Ketzerkriege und Ketzervertilgungen arrangiren mußte, bis endlich das Bürgerthum als neue Staatsmacht emporgewachsen war, den Lehnsstaat zerbröckelte, sich in Besitz der Wissenschaft und Künste setzte, auf Reichs- und Landtagen Sitz und Stimme erhielt und endlich die Reformation und

conſtitutionelle Monarchie an die Stelle der mittelalterlichen Kirche und des Feudalſtaates ſetzte. So entwickeln ſich und arbeiten Ideen.

Wie die politiſche Geſchichte als Erzeugniß des ſich entwickelnden Volksgeiſtes ihr unabänderliches Geſetz hat, ſo auch die Geſchichte jeder Kunſt und Wiſſenſchaft. Schon daraus muß man folgern, daß Gedankenentwickelungen vor ſich gehen, welche unabhängig von einzelnen Menſchen ſind, da ſie dem inneren Geſetz ihrer eigenen Natur folgen und zur rechten Zeit den rechten Mann aufſtellen. Die Weltgeſchichte wird ein Reich großer Ideen, welche die Menſchheit als Gemeingut anſammelt. Jede Zeit hat ihre Berechtigung, alle Zuſtände müſſen zeitgemäß ſein. Da aber Gedanken ſich weiter entwickeln und neue Gedanken erzeugen, Zuſtände aber unverändert dauern wollen, ſo entſteht zwiſchen Gedanken und Zuſtand ein Widerſpruch; jener findet ſich gehemmt durch die Zuſtände, welche er früher ſelbſt geſchaffen hat, beginnt dieſelben zu prüfen, zu verurtheilen, und wenn der Gedanke zur Gemüthsſache wird, ſo ſchreitet das Volk zur Umwandlung der Zuſtände durch Reformen oder Revolution. Bei dieſer Arbeit verhalten ſich die Stände verſchieden. Der Bürger iſt in Folge ſeiner Lebensſtellung und Beſchäftigung beweglich, zu Neuerung geneigt und liberal, Adel und Geiſtlichkeit lieben das Beſtehende, Unveränderliche, weil dies in ihrem Vortheile liegt, der Landmann iſt unentſchieden, oder je nachdem er vom Grundherrn behandelt wird, arm oder reich iſt, liberal oder conſervativ. Die Durchführung der Ideen koſtet alſo Kampf und Zeit. Man muß ihr Anhänger verſchaffen, und da ein Theil des Adels und der Bauern auf Verbeſſerungen gern eingehen, ſo werden die neuen Ideen nach und nach Volksbewußtſein, Volkswille und können zur That werden auf geſetzlichem friedlichem Wege. Der öſterreichiſche hohe Adel iſt dem norddeutſchen an Intelligenz weit überlegen, da er auf die Forderungen der Gegenwart eingeht, der ungariſche dagegen ſteht einige Jahrhunderte zurück, da er Beibehaltung der Prügel-

ſtrafe beſchloſſen hat. An Anſehn haben die Herren nicht gewonnen; man ignorirt ſie!

Ideen ſchlummern oft lange, oder werden aufgehalten, aber ſie gewinnen dadurch nur an Kraft, werden wie angeſtautes Bergwaſſer nur fruchtbarer, denn was Drang der Zeit iſt, muß geſchehen, wie das Herz ſchlagen, das Blut circuliren, der Baum Blätter treiben muß. Daß aber ſtets das Wahre ſiegt, daß das geſchieht, was geſchehen muß als Folge vorhergegangener Urſachen, das nennen wir göttliche Vorſehung und Weltregierung, denn das liegt über Menſchenmacht, Menſchenwillkür und menſchliche Berechnung hinaus. Die römiſchen Kaiſer brauchten ihre Prätorianer, um den Abſolutismus zu gründen, und dieſelben Prätorianer ſetzten Kaiſer ab und ein, erſchlugen ſie, und führten den Untergang des Reiches herbei. Die Soldatenkönige ſollten etwas Geſchichte ſtudiren, an die Strelitzen, Janitſcharen u. ſ. w. denken.

4. Staatsformen als Bildungszuſtände.

Wie Alles in der Welt ſein Geſetz hat, ſo auch die Staatsformen, in denen ſich die Rechtsanſchauungen, Begriffe und Culturbedürfniſſe ſichtbare Geſtalt geben. Ein rohes Volk nimmt an den Grauſamkeiten ſeiner Herrſcher keinen Anſtoß, ein demoraliſirtes Volk duldet auch eine demoraliſirte Regierung. Daher darf man nicht meinen, Despotismus und Tyrannei ſei nur im alten und neuen Aſien möglich, denn wir finden ſie auch im alten und neuen Europa. Das Stockholmer Blutbad, die Pariſer Bluthochzeit, die Metzeleien im dreißigjährigen Kriege, mancher würtembergiſche und kurheſſiſche Landesherr, der Verfaſſungsbruch in Hannover, die Theilung Polens u. ſ. w. könnten auch in Babylonien oder Memphis geſchehen ſein. Steht ein Volk auf niedriger Bildungsſtufe, ſo denkt es unklar, urtheilt falſch und iſt in ſittlicher

Beziehung folglich auch wenig feinfühlend. Dieſe Weltanſchauung umfließt wie ein Aether auch die herrſchenden Familien, die alſo an vielen Dingen keinen Anſtoß nehmen, deren ſich andre ſpäter lebende Herrſcherfamilien ſchämen würden. Hat ſich dagegen ein Volk geiſtig entwickelt, urtheilt es ſcharf und gerecht, iſt die öffentliche Meinung eine anerkannte Macht, ſo gewinnen auch auf die höchſten Stände höhere Anſichten maßgebenden Einfluß. Man ſcheut ſich, die öffentliche Meinung zu verletzen, erwägt Grund und Folge, That und Wirkung bedächtiger und wagt Vieles nicht zu thun. Ausnahmen giebt es natürlich überall.

Der Staat, als Erzeugniß des Menſchengeiſtes, umfaßt eine gewaltige Maſſe von Vorſtellungen, Urtheilen und Gemüthserregungen, welche durch die Staatsorgane kreiſen wie ein Blutſtrom und die Moleküle — Staatsbürger — in Bewegung ſetzen. Es kann ſein, daß bei dieſem Umlauf einmal die religiöſe Strömung vorwaltet, ein andres Mal die politiſche oder wiſſenſchaftliche u. ſ. w., daß der Pulsſchlag bald heftiger, bald matter wird. Es ſind dies ja Schwankungen, wie ſie bei jedem einzelnen Menſchen täglich vorkommen, bei Krankheiten noch ſtärker hervortreten. Im Staatskörper wiederholen ſich ſolche Kriſen, Katarrhe, Fieber und Verdauungsbeſchwerden als geſchichtliche Thaten der politiſchen oder culturgeſchichtlichen Entwickelung.

Es liegt in der Natur des Erhaltungstriebes, daß jedes Volk ſeine öffentlichen Verhältniſſe derart ordnet, daß ſie ſeiner Rechtsanſchauungs-, Denk- und Empfindungsweiſe entſprechen. Da nun Fürſten und höhere Stände auch innerhalb dieſer geiſtigen Atmoſphäre leben, ſo ſtehen ſie auch unter deren Geſetz. Ein barbariſch denkendes Volk findet es ganz in der Ordnung, wenn es barbariſch behandelt wird; es hält Humanität für Schwäche und wird nur noch trotziger, wie die Bocheſen es thaten und es dahin brachten, daß der Großſtaat Oeſterreich ungeſtraft ſeine Offiziere und Soldaten verſtümmeln und ſchlachten ließ, um nur einen Aus-

gleich zu Stande zu bringen. Dagegen wird ein gebildetes Volk nothwendig eine freie Verfassung fordern, weil die Bildungsbedürfnisse, entwickelte Volkswirthschaft u. s. w. dieselbe verlangen als Körper für die Rechtsideen des Volks.

Mithin sind Ausdrücke wie Despot, Tyrann u. s. w. sehr zweideutige. Die Griechen besaßen in vielen ihrer Tyrannen ausgezeichnete Herrscher, wogegen dänische, englische, italienische Fürsten wie Tyrannen gegen ihre Unterthanen wütheten, der Adel mit ihnen und dem Volk ebenso umsprang. Friedrich II., Joseph II., Peter I. waren Despoten und erhielten doch den Beinamen „Groß". Salomon und David lebten und herrschten ganz im Geiste altorientalischer Sultane, und die Theologen machen aus ihnen Vorbilder christlicher Tugenden, halten deren Liebeslieder gar für prophetische Hymnen. Bekanntlich waren und sind die asiatischen Sultane durch Religionsgebote, Sitte und Herkommen beschränkt in ihrem Willen, und rücksichtslos, wie sie handelten, wurden sie behandelt, erdrosselt, todt geschlagen. Mithin kann man in dieser Regierungsform nur den Ausdruck der orientalischen religiösgefärbten Rechtsbegriffe wieder erkennen. Der Sultan ist Papst-Kaiser, was Joseph II. ja auch werden wollte, Peter I. wirklich wurde. Egypten entwickelte unter seinen alten Königen, diesen „Söhnen Gottes", wie man damals statt „von Gottes Gnaden" sagte, eine höhere Cultur als unter griechischen Königen, römischen Kaisern und muhamedanischen Sultanen. Die Regierungsform blieb im Ganzen also dieselbe, aber ein Despot zur rechten Zeit kann Wohlthäter seines Volkes werden, indem er gewaltsam Vorurtheile und Herkommen niederreißt, um den neuen Ideen Raum zu schaffen zum Wachsthum.

Aber nicht blos durch die allgemeine Bildung wird die Staatsform bedingt, sondern auch durch den Rassencharakter des Volkes, der sich in einer bestimmten Weltanschauung namentlich in Betreff der Religion und des Rechts ausspricht und durch das Rassen-

temperament zu gewiſſen Handlungen getrieben wird. Grade in dieſer Naturbeſtimmtheit liegt die Unmöglichkeit, ein Volk in ein andres umzugeſtalten. Nordländer und Südländer, Germane, Romane und Slave, Bewohner der Ebene und eines Gebirgslandes ſtehen einander in vieler Beziehung ſchroff entgegen, weichen im Bau der Wohnungen und Städte, im Verkehr, Ackerbau, Genüſſen und Gemeindeordnungen ſo von einander ab, daß auch ihre Staatsverfaſſung eine andre ſein muß. Nicht minder gewaltig wirken geſchichtliche Thatſachen, Erinnerungen und Schöpfungen auf die Entwickelung des Ganzen ein, ſo daß vielgeſtaltige, weitgreifende, geiſtige Entwickelungswirkungen entſtehen, aus deren Niederſchlag die Lebensgeſtaltung des Ganzen hervorgeht. Beiſpiele hierzu liefert jede Geſchichte.

Wenn wir auf unſre reichsſtändiſchen Staatsverfaſſungen ſo ſtolz ſind, ſo überſehen wir, daß dieſe Staatsform erſt ſeit kaum 50 Jahren verſucht wird und man noch nicht recht weiß, wie ſie auszuführen iſt. England und Ungarn beſitzen ſeit 600 Jahren volksthümliche Verfaſſungen, und dennoch war der Bauer und Bürger in Ungarn dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber recht- und machtlos, koſtet in Ungarn und England eine Abgeordnetenwahl dem Bewerber 20—30,000 Gulden, ſo daß nur Reiche Volksvertreter werden können. Setzt das Abgeordnetenhaus den Miniſtern zu arg zu, und ſind der bevorzugten Mamelucken der ſtellenſpendenden Miniſter zu wenig, ſo werden die Vertreter des Volkes wie ungezogene Schulbuben nach Hauſe geſchickt. Man ſchreibt eine neue Wahl aus und ſorgt dafür, daß man genug „Gutgeſinnte“ erhält. Statt Fürſtenwillkür haben wir vorläufig nur Miniſterwillkür, und da der Miniſter für ſein Amt verantwortlich iſt, müſſen ihm Beamte und Volk unbedingt gehorchen, weil er ja für jeden Befehl einſteht. Mithin läßt ſich aus der Verfaſſung gar Vieles machen, da die Volksvertreter keine Zwangsmaßregeln beſitzen. Es bleibt Sache des Volks, dieſem Verfahren ein Ende zu

machen, nicht mürbe zu werden unter den Paſchas der verantwortlichen Miniſter. Fehlen dem Volke dazu Kraft, Ausdauer und Geduld, ſo iſt ihm nicht zu helfen. Aber Volksgunſt iſt wetterwendiſch, ſein Götze — Moloch — iſt der Erfolg. Bismarck wurde Jahrelang grimmig angefeindet, jetzt iſt er der Götze jener Freiheitsmänner, die heute ſo, morgen ſo urtheilen. Warum? Bismarck hat einen feſten Willen, er iſt ein Mann, dagegen ſind die ſchönredneriſchen „Liberalen" ein ſchwankendes Rohrgebüſch. Warum ſind ſie nicht auch Männer! Der Muthige herrſcht!

Unſre Staatsgeſetze werden von Sachkundigen begrifflich, geſchichtlich und ſprachlich entwickelt, weil ihr Inhalt aus Rechtsvorſtellungen beſteht und das Ergebniß der Vergangenheit in der Form von Rechtsbeſtimmungen umfaßt; aber man ſoll dabei den gemüthlichen Theil nicht unterſchätzen, welcher als Volksgeiſt das Ganze mit belebendem und lebendig erhaltendem Hauche durchathmet. In dieſem Fehlen des Volksgeiſtes, der Volksſitte u. ſ. w. liegt das Mangelhafte aller gemachten und in Paragraphen gebrachten Verfaſſungen. Wie oft ſind dieſe in Frankreich, Preußen, Oeſterreich geändert, wogegen man in England aus wenigen, vereinzelt erlaſſenen Geſetzen das ſtattliche Gebäude einer Verfaſſung entwickelte, welche allen Stürmen trotzte und ſich als entwickelungsfähig erwies, weil ſie von Anfang an organiſch entſtand und wuchs. Sind etwa Männer, denen das Bücklingmachen angeboren iſt, reif für eine freie Verfaſſung? Nein! Es fehlt ihnen der mannhafte Sinn, das ſtolze Selbſtbewußtſein, „in eignen Schuhen zu ſtehen". Die Menge kleiner, abhängiger Exiſtenzen verengt den Kreis der Willenskraft; beſchränkt in den Exiſtenzmitteln, kann man es nicht wagen, den Großen zu trotzen, ohne deren Bewilligung auch nicht das kleinſte Amt vergeben wird. Man iſt überall abhängig von Polizei, Landrath, Regierungsrath. — Ein freier Staat ſetzt eine freie Gemeindeverwaltung voraus, wo dieſe fehlt, wo Landräthe wie Paſchas ſchalten, da iſt die Conſtitution nur

eine Phraſe. Mühler bleibt Miniſter trotz des allgemeinen Unwillens des ganzen Volks. Parlamente ſind vorläufig nur Steuerbewilligungsmaſchinen.

Die vielſeitigſte und großartigſte Schöpfung des Menſchengeiſtes bleibt alſo unbeſtritten der Staat, in welchem ſich eine Menge vielgeſtaltiger geiſtiger und materieller Beſtrebungen zu einem lebendigen Organismus vereinigen. Wie der Menſch zu dem Nahen und Einfachen zuletzt zu kommen pflegt, ſo hat er auch über das Weſen des Staates erſt dann nachzudenken angefangen, nachdem er Jahrtauſende im Staate gelebt hat. Wie wenig Menſchen wiſſen heute etwas von dem kunſtvollen Organismus ihres Körpers und wundern ſich, wenn ſie denſelben verdorben haben und krank werden, daß ſie der Arzt nicht in einigen Tagen heilen kann. Ebenſo wenig verſtehen ſie von dem Organismus des Staates und können dann nicht begreifen, warum dieſer krankt, nachdem er Jahrhunderte lang falſch, d. h. naturwidrig behandelt, alſo mißhandelt iſt.

Die Lehre vom Staat liegt aber nicht im Staatsrecht, ſondern vielmehr in der Volkswirthſchaftslehre als der Phyſiologie des Staates. Die hat die einzelnen Organe des Staates ihrem Werthe und ihrer Beſtimmung nach zu prüfen, für Umlauf der Ideen, Verallgemeinerung der Bildung, für naturgemäßes Wachsthum und Geſundheit des Ganzen zu ſorgen, wogegen Gericht und Polizei nur als Arznei oder Verſorgungsmittel dienen können. So wenig aber die Jugend ſelbſt in den höheren Schulen über die Phyſiologie des Menſchenkörpers etwas Brauchbares lernt, um ſich geſund erhalten zu können — gewiß das nothwendigſte Wiſſen — ebenſo wenig findet man in den ſonſt ſo reichhaltigen Lehrplänen eine Spur von Nationalökonomie, unter deren Geſetzen doch der Staat wie die Einzelnen ſtehen.

Europa iſt bei aller ſeiner Gelehrtenweisheit in praktiſchen Dingen unbeholfen. Immer ungeſtümer pocht die ſociale Frage

an die Pforten des Staatsrechts, immer heftiger wird die Arbeiterbewegung, immer ohnmächtiger der verarmende Mittelstand, wogegen Actien und andre Unternehmungen gedeihen, bei denen Geldmänner ohne Arbeit und auf Kosten der Arbeiter reich werden, um in sinnloser Verschwendung das Erpreßte zu vergeuden, und doch lebt der Staat sorglos weiter. Man stellt in der Universität einen Professor der Volkswirthschaftslehre an und meint damit Alles gethan zu haben, obschon doch grade diese Wissenschaft in faßlichster Darstellung Gemeingut aller Stände, selbst der Arbeiter sein sollte, damit diese sich über die Naturgesetze ihres Erwerbs unterrichten und davon Nutzen ziehen könnten. Oder will man denn nicht bemerken, daß wir ganz behaglich einer furchtbaren Revolution entgegenstrudeln? Der dritte Stand hat 1793 sich sein Staatsbürgerrecht errungen und hat dieses Recht zu seinem Vortheile ausgebeutet. Der zahlreiche vierte Stand verlangt dasselbe Recht, er will sich nicht mit einigen allgemeinen Verfassungsbestimmungen begnügen, sondern verlangt die Mittel, sich eine menschliche Existenz zu sichern. Er will nicht in Löchern und Kellern wohnen, die schlechteste Nahrung theuer bezahlen, die Steuern sich indirect aufbürden lassen und als Soldat das Vaterland vertheidigen, in welchem er keine Rechte und kein Eigenthum besitzt.

Dieser Stand ist es, in welchem sich eine Menge unruhiger Bestrebungen, unreifer Gedanken, unbefriedigter Wünsche anhäuft und zu Neuerungsversuchen drängt, welche man bis jetzt mühsam niederhält. Dieser Stand ist es, welcher die Vertheidiger der Barricaden lieferte, der die Revolutionen machte und hinterher um seinen Antheil am Erfolge kam. Dieses Bewußtsein ist in ihm erwacht, er empfindet seine Hilflosigkeit und sucht sich zu organisiren, um als geschlossene Macht aufzutreten. Er besitzt das Gefühl, daß er die Macht hat, so wie es zu einer großen Einigung kommt; denn er stellt ja die meisten Soldaten, ist körperlich kräftig entwickelt, gewinnt durch gefährliche Arbeiten Muth und Selbstver-

trauen, und daher meint er, daß ihm die Zukunft gehöre. Solche Geſinnungen ſind die nothwendigen Folgen unſrer viel geprieſenen Induſtrie, unſerer Geldpapierwirthſchaft, athemloſen Concurrenz und unſres Scheinconſtitutionalismus.

Wir haben hier einen großartigen pſychologiſchen Prozeß vor uns. Auf der einen Seite verlangt man Verbreitung der Volksbildung, ſetzt eine Menge guter und ſchlechter Vorſtellungen in Umlauf, die ſich in den Köpfen feſtſetzen und ein Chaos wirrer Meinungen bilden. Dazu kommt die Menge von Fremdwörtern, unter denen ſich derjenige, der nicht ein halbes Dutzend Sprachen gelernt hat, nichts denken kann, ſondern dem Worte eine beliebige Bedeutung unterſchiebt, beſſer Unterrichtete alſo nicht recht verſteht, und ſeine falſchen Urtheile für erwieſene Thatſachen hält. In Folge der geſteigerten Forderungen an das Wiſſen entſteht ein Ueberſchuß, den der Lernende nicht verwerthen kann. Er ſucht, ſtatt ein Handwerk oder Geſchäft als Beruf zu wählen, eine Beamtenſtelle, wo er karg bezahlt wird. Die Noth macht ihn unzufrieden; er wird gar Literat, um ſeine unfertigen Gedanken zu Geld zu machen, und ſo entwickelt ſich ein geiſtiges Proletariat aus Beamten und Schriftſtellern, welche nun als Wortführer der Arbeiter auftreten, um von dieſen dafür ernährt zu werden. So vollzieht ſich eine innere Gedankenrevolution, ein Haß gegen das Beſtehende, eine Geringſchätzung der Staatsbehörden, eine Feindſeligkeit gegen Staat und Staatsrecht, gegen Kirche und Geſellſchaft, welcher dadurch die Grundlagen ihres Baues weggeriſſen werden. Solche Unzufriedenheit findet leider reiche Nahrung in den vielfachen Mißgriffen der Behörden, die ihren perſönlichen Willen für Staatsgeſetz ausgeben, Bürgermeiſterwahlen u. dgl. verwerfen, wenn der Gewählte dem Herrn Miniſter nicht gefällt, hohe Stellen an Unfähige geben, wenn dieſe den höheren Ständen angehören, die materiellen Intereſſen ganzer Provinzen vernachläſſigen, um dieſe für liberale Geſinnung zu züchtigen, eigenmächtig über Geld

und Eigenthum des Staates verfügten und die Kammern mit hochmüthigen Worten wegen unbefugten Dreinredens abfertigten.

Dies sind die Ergebnisse unsres Culturlebens und unsrer Civilisation, denen man nur durch energische zeitgemäße Reformen begegnen kann, wenn man die Revolution der Gedanken und Ansichten ableiten will, die sich bereits vollzogen hat. Unsre Zeit hat viel Aehnlichkeit mit derjenigen unter den römischen Kaisern und Bourbonen. Viel Firniß, Glanz und Flitter, darunter sittliche Entartung, Fäulniß, Genußsucht, Haschen nach Geld, Orden und Ehrenstellen, selten mannhaftes Festhalten an der Ueberzeugung, an Pflicht und Gewissen. Wie auf diese Weise Familien und ganze Stände entarten, so auch ganze Völker und Staaten. Es vollzieht sich eben der natürliche Verlauf geistiger Zustände und „Errungenschaften", die man nur auf geistigem Wege heilen kann; mit der Soldateska bezwingt man diesen inneren Feind, diese Herz- und Kopfkrankheit nicht.

5. Der Irrthum als Trieb zum Fortschritt in der Entwickelung.

So harmlos diese Ueberschriften klingen, so furchtbar tritt ihre Praxis im Volksleben und in der Geschichte auf. Jedes Geschöpf sucht sein Recht, jedes Daseiende hat sein Recht, und doch wird kein Fortschritt zum Besseren möglich, wenn nicht Altes, Veraltetes, Irrthümliches durch Besseres ersetzt wird. Die Weltgeschichte wird in Wahrheit ein psychologischer Entwickelungstrieb, welcher einen Irrthum nach dem andern beseitigt, um der Wahrheit näher und näher zu kommen. Um diese menschenwürdige Aufgabe zu lösen, bedarf der Mensch das Recht der eignen freien Ueberzeugung, des unbeschränkten Forschens, und siehe da treten heute noch Staat und Kirche strafend entgegen, verkennen also das heiligste angeborne Recht des Menschengeistes. Ein Mensch, der nach Wahrheit

und richtigem Urtheil ſtrebt unter Hemmungen, Entbehrungen und oft nachtheiligen Folgen, iſt wahrhaftig kein Materialiſt, ſondern ſeine Gegner ſind es, welche die ganze Staatsgewalt aufbieten und mißbrauchen, um Ideenentwickelungen zu unterdrücken oder zu verſtümmeln. Unſer Thema iſt ernſt und tragiſch.

Wo fängt die Wahrheit an und hört der Irrthum auf? Je weiter es die Menſchheit bringt, um ſo mehr Irrthümer legt ſie ab und ertappt ſich ſtets auf neuen Irrthümern. Niemand weiß, wie weit er noch in Irrthümern befangen iſt, und jede Gegenwart weiſt der Vergangenheit viele Irrthümer nach. Wir pflegen mit Geringſchätzung vom Mittelalter, von den Päpſten und der katholiſchen Kirche zu ſprechen, und doch haben ſie Großes geleiſtet und Thaten vollbracht, wie die neuere Zeit ſie nicht kennt.

Je beſchränkter zu einer Zeit das Wiſſen iſt, um ſo einſeitiger werden Urtheile und Anſichten, ſo daß Vorurtheile nothwendig entſtehen müſſen. Vorgefaßte Meinungen beeinfluſſen aber oft auch richtige Urtheile, ſie machen ungerecht, erregen gar das Gemüth, und nun wandeln ſich Vorurtheile in Verfolgungsſucht, Haß und Bedrückung um, weil man die entgegenſtehenden Anſichten ganz vertilgen möchte. Es führt aber jedes Vorurtheil, jeder Irrthum, jeder Aberglaube, ſobald er zur Gemüthsſache wird, zu Gewaltthaten, wie umgekehrt die Erkenntniß des Beſſeren Märtyrer erzeugt, ſobald ſie das Gemüth erfüllt und zum unabweislichen Triebe wird, für die beſſere Erkenntniß zu wirken. Freilich ſtellt ſich ſpäter heraus, daß auch ſie einſeitig war, aber dem größeren Irrthum gegenüber iſt ſie in ihrem hiſtoriſchen Rechte.

Es dürfte kaum ſichere Merkmale geben, durch welche man Wahrheit und Irrthum ſcheiden könnte, es bleibt alſo dem Einzelnen nichts weiter übrig als das für Wahrheit zu halten, was der Mehrzahl der Zeitgenoſſen aus Gründen für wahr gilt, was mit den bisherigen Erfahrungen übereinſtimmt und zu den obwaltenden Zeitverhältniſſen paßt. War es nicht ein Irrthum, der

viel Blut gekoſtet hat, daß die Römer die Form der Republik erhalten wollten, nachdem der republicaniſche Geiſt längſt verſchwunden war?

Da aber die Wahrheit als höchſtes Wiſſen der lebenden Generation ſich in der Feſtſtellung des Rechtes ausſpricht, ſo wird das Recht zum Unrecht, wenn eine beſſere Erkenntniß errungen iſt. Daher wird die Culturgeſchichte ein ſtetes Hin- und Herſchwanken zwiſchen Irrthum und Wahrheit, Unrecht und Recht und muß ſich jede Zeit mit dem begnügen, was ſie für Wahrheit und Recht hält. Aber dieſes Zuſtandes wegen hat jede Neuerung, ſobald ſie einen Fortſchritt zum Beſſeren bezweckt, ihr volles hiſtoriſches Recht. Sie muß ſich als das Beſſere ausweiſen und bewähren, dann wird ſie auch die Gemüther für ſich gewinnen. Zugleich ergiebt ſich, wie öfter hervorgehoben wurde, die Nothwendigkeit, dem Menſchen Freiheit des Forſchens und Glaubens zuzugeſtehen, denn Zwang erſchlafft die Geiſter. Keine Menſchenmacht beſitzt das Recht zu entſcheiden, was Wahrheit ſein ſoll, darüber dürfen nur die Wiſſenſchaft und der Zeitgeiſt entſcheiden. Das Ewigwahre verehren wir in Gott, faſſen wir in der Religionslehre zuſammen, welche aber von Zeit zu Zeit der Reformen bedarf, weil ſie von Menſchen aufgeſtellt und den Verhältniſſen ihrer Zeit angepaßt wird. Aendern ſich dieſe und wachſen die Erkenntniſſe, ſo werden Religionslehren leicht zu einſeitiger Auffaſſung, ſogar zu Vorurtheilen und Aberglauben. Jede Kirchenlehre erſtarrt, ſobald ſie unabänderlich an alten Formen und Formeln feſthält, welche nur für eine gewiſſe Stufe der Bildung ausreichend waren und für ſie das höchſte Wiſſen in ſich ſchloſſen.

Unſre Zeit, die ſo viel Wiſſen angeſammelt hat, erkannte zugleich eine Menge von Irrthümern, die einſt für Wahrheiten galten, und ertappt ſich ſelbſt oft noch auf übereilten Schlußfolgerungen und einſeitigen Behauptungen. Daher verlangt ſie aber auch von jedem Gebildeten, von Staat und Kirche mit gutem Recht

Toleranz und Humanität. Sie sieht in dem Verbrecher einen irrenden Menschen, den schlechte Erziehung oder Gemüthserregung zu falschen Urtheilen verführten, die natürlich zu unrechten Thaten wurden. Ueber politische Vergehen, die ja nur in der Verschiedenheit der Ueberzeugung beruhen, muß man noch milder urtheilen, denn nur der Stärkere hat dann Recht. Siegen die Aufständischen, so feiert man sie als Helden, unterliegen sie, so straft man sie als Verbrecher. Wenn eine Regierung die ganze Staatsgewalt benutzt, eine Verfassung zu stürzen oder zu fälschen, wenn sie ihre eigenen Gesetze nicht achtet, so giebt es kein Mittel, sie zu hindern, außer daß man sich der Gewalt widersetzt. Aber dies ist verboten. Auf welcher Seite ist bei solcher Verschiedenheit der Ansichten die Wahrheit und das Recht? Jede Partei behauptet, sie auf ihrer Seite zu haben. Wohl dem Lande, wo die Verfassung Formen aufgestellt hat für den gesetzlichen Widerstand, den der Ueberzeugung, der Nichttheilnahme am Unrecht; dann wird die Gewalt bald machtlos zusammenbrechen.

6. Geistige Epidemien und Märtyrer.

Wie der Mensch während der verschiedenen Altersstufen nicht nur körperlich, sondern auch geistig ein andrer wird, in jedem Lebensabschnitte seine eigenthümliche Denkungsweise, besondre Gewohnheiten, Neigungen, Liebhabereien und Bestrebungen hat, ebenso ergeht es einzelnen Völkern und der ganzen Menschheit, in welcher die einzelnen Völker solche besonderen Abstufungen der geistigen Entwickelung bezeichnen. Es gilt dasselbe aber besonders von Vorurtheilen und Gemüthserregungen, welche sich über ganze Generationen epidemieartig verbreiten, wenn die Gemüther durch obwaltende Verhältnisse und Ideen erregt und dadurch für gewisse Ansichten und Handlungen vorzugsweise empfänglich sind.

Die Culturgeschichte lehrt uns, daß Thorheiten, Verkehrtheiten und selbst Grausamkeiten zu Zeiten ein Volk oder Theile des Volks befallen, welches nun Dinge ausführt, von denen man später mit Entsetzen spricht. Physiologen haben dagegen bemerkt, daß man solche Ausartungen für geistige Epidemien halten müsse, wie etwa das Tischklopfen, Freigeisterei, Frömmelei u. s. w. nur Erscheinungen der Mode sind und eines tieferen Gehaltes entbehren.

Es tauchen zu Zeiten Gedanken auf, welche die Gemüther so aufregen, daß sie nicht nur allgemeines Interesse erwecken, sondern zum Mittelpunkt einer Gedankenwelt werden. Denn einestheils werden alle vorhandenen Vorstellungen nach der vorwaltenden umgeschaffen und einseitig auf dieselbe bezogen, anderntheils entwickelt sich die herrschende Gedankengruppe in verschiedenen Formen und nach verschiedenen Seiten hin, so daß ein vielfach verschlungenes und durchwundenes System verwandter und sich verstärkender Gedankengruppen entsteht. Dieses geht auf das Gemüth über und wird endlich zum Thatendrange, indem man die Welt nach dem herrschenden Grundgedanken umgestalten will. Findet dieser nun verwandte Gedanken bei den Zeitgenossen oder sind die Gemüther durch große Zeitereignisse und Schicksale sehr erschüttert, dann werden sie empfänglich für exaltirte Gemüthserregungen, suchen für ihre drängenden Gedanken und Erregungen Auswege und so entstehen außergewöhnliche geistige Erscheinungen, eine Art Wahnsinn der Zeitgenossen, bis die Gemüther sich beruhigt haben. Wie der erfahrene gereifte Mann über seine Jugendschwärmereien lacht und kaum begreifen kann, wie er vor Jahren hat so thöricht sein können, und wie der kalt berechnende Verstandesmensch den Kopf bedenklich schüttelt, wenn er den sinnlosen Unternehmungen eines Schwärmers, eines Begeisterten zusieht, grade so schwer wird es uns, die Begeisterung für das Mönchs- und Klosterleben, die Kreuzzüge, Ketzerverfolgungen, Hexenverbrennungen, die Schwedenborgianer, die Demagogenhetzen, die Reactionswuth gewisser Stände und

Dynaſten unbefangen zu beurtheilen. Man muß ſich die Zeitereigniſſe vergegenwärtigen, welche in dieſem Falle derart pflegen geweſen zu ſein, daß eine große Noth über das Volk kam oder ein Volk wunderbar einer großen Gefahr entging, die Gemüther alſo aufs Tiefſte erſchüttert wurden und nun in irgend einem Glauben, in irgend einem Thun einen Halt ſuchen, in ihnen ihre Denkgefühle bethätigen, bis nach und nach die gewaltige Aufregung der Beſonnenheit beraubt. Alle großen welthiſtoriſchen Thaten geſchehen auf dieſe Art, und natürlich machen ſich auf gleiche Weiſe einſeitige Richtungen geltend. Es iſt Thatſache, daß in Zeiten heftiger religiöſer oder politiſcher Bewegungen häufig religiöſer und politiſcher Wahnſinn vorkommt, ja im weiteſten Sinne kann man jeden bewaffneten Aufſtand eine Exaltation nennen, von welcher die Gemüther ergriffen werden, in Affecte gerathen, unbeſonnene Handlungen begehen, bis ſie ſich erſchöpft haben, und nun in Ermattung die Reaction als Retterin begrüßen. Mit Recht behandelt man ſolche ſogenannten politiſchen Verbrecher als Unzurechnungsfähige, d. h. man begnadigt ſie oder geſtattet ihnen die Auswanderung, wenn ſie aus feſtſtehender Ueberzeugung und nicht in der Erregung handelten.

Gewiſſe Zeitfragen ſind geeignet ganze Stände und Generationen in Affecte zu bringen, wie z. B. die ſogenannte Arbeiterfrage, die Säbelherrſchaft, Gewiſſensfreiheit u. ſ. w. Wenn von der einen Seite der Druck roher Gewalt angewandt wird, um ſolche Erregungen niederzuhalten, ſo wird der naturgemäße Gegendruck zur Gemüthsſache und entladet ſich in Demonſtrationen, Krawallen und leidenſchaftlichem Parteitreiben. Befinden ſich viele Menſchen in derſelben Lage, ſo verbreiten ſich dieſelben Vorſtellungen, Hoffnungen und Beſtrebungen, man ſucht im Gemüthsdrange nach einem Loſungs- und Stichworte, ſetzt in daſſelbe, auch wenn es widerſinnig und unfaßbar iſt, die Hoffnung der Errettung und dann iſt

die geistige Epidemie fertig, wie wir sie erleben in den Lasalliianern, in den Männern der Synoden und Concile.

Treten Einzelne als Verfechter und Gründer neuer Anschauungen auf, so finden sie natürlich Widerspruch und gar Haß, weil die Masse der Menschen aus Bequemlichkeit der Gewohnheit von einmal angeeigneten Vorstellungen nicht lassen will und die Anstrengung scheut, den vorhandenen Vorstellungsvorrath prüfend zu mustern, um zu erforschen, ob das Neue wirklich neu und besser ist. Nicht selten werden durch Neuerungen auch materielle Interessen verletzt und dann tritt zu der Abneigung gegen das Neue noch der Zwang der Gegenwehr, der zu Haß und Vernichtungssucht wird, so lange man der Stärkere ist. Je heftiger der Gegensatz und der Kampf um's Dasein wird, um so mehr erregt er die Gemüther der Vertreter desselben, welche dann als Märtyrer für ihre Ueberzeugung leiden und grade durch diese Thatkraft ihrem Streben Anhänger verschaffen. Denn der persönliche Muth verschafft Achtung, erregt Aufmerksamkeit, erweckt Mitgefühl, es stellen sich den vereinzelten Kämpfern Gesinnungsgenossen zur Seite, weil der Mensch unwillkürlich für den Schwächeren Partei nimmt, man studirt die Streitfrage eingehender und nimmt sie ins Gemüth auf.

In dieser Weise verbreiteten sich alle neuen Weltanschauungen anfangs durch einzelne Vertreter, bis sie nach und nach zur Ueberzeugung der Mehrzahl wurden. Zwischen Märtyrern und Fanatikern kann man kaum einen stichhaltigen Unterschied auffinden, weil es hierbei nur auf den Inhalt und die Kampfart ankommt. Der Märtyrer will nur sich und seiner Ueberzeugung Geltung und Anerkennung verschaffen; indem er sich aber dem Untergange bereitwillig hingiebt, liegt in seinem Widerstreben etwas Fanatisches; es handelt sich um ein Entweder Oder. Ohne solche entschlossenen Charaktere würden wir kaum eine Weltgeschichte besitzen, weshalb man jeden Mann ehren und achten muß, der für seine Ueber-

zeugung Alles wagt, der nicht verzagt, wenn Alle gegen ihn ſind, weil er an den endlichen Sieg ſeiner Ueberzeugung glaubt.

Jeder Märtyrer befindet ſich in einem bleibenden Zuſtande verſchiedener Affecte, indem Alles, was er denkt und erſtrebt, dieſe Affecte erneuert, ſie verſtärkt und Alles auf ſie bezieht. Wenn man den ausreichenden Stoff von Thatſachen aus den Lebensereigniſſen beſäße, würde man die Entſtehung ihrer Gedanken und die Entwickelung derſelben pſychologiſch darlegen können. Gar Viele werden durch Verhältniſſe aus zufälligen Veranlaſſungen zu Märtyrern gemacht. Luther wäre ſchwerlich ein ſo gewaltiger Neuerer geworden, wenn er die Reiſe nach Rom nicht gemacht, Eck ihn nicht ſo ehrlos behandelt hätte. Jeanne d'Arc war ganz erfüllt von der Prophezeihung, daß eine Jungfrau Frankreich retten werde, ihr Aufenthalt unter dem heiligen Baume, unter dem man Geſichte erhielt, erfüllte ihr Denken und Hoffen, die Noth des Landes ergriff ihr Gemüth, Gott mußte nun bald helfen, denn die Gefahr ward immer drohender, und da ihr Vater in einem königlichen Dorfe wohnte, verband ſich dynaſtiſche Pietät mit ihrem religiöſen Glauben und Hoffen, bis Alles, was ſie in ſich dachte und in lebhafter Gemüthserregung als Anſchauung vor der Seele hatte, in der Stimme Gottes und Viſionen ſichtbare Geſtalt annahm. Wie ſie dachte und empfand, ſo dachte das ganze franzöſiſche Volk — nur Adel und Geiſtlichkeit nicht — und daher fand ſie begeiſterten Glauben im Volke, welchen der Hofadel zu ſeinen Zwecken benutzte und dann feig und undankbar die Retterin Frankreichs verbrennen ließ, nachdem die engliſch geſinnte franzöſiſche Geiſtlichkeit in ihr eine Ketzerin erkannt hatte. Auch aufopfernde Vaterlandsliebe kann für Ketzerei gelten, wenn es den Zwecken der Hierarchie entſpricht.

7. Wie wirken Unterricht, Erziehung und Familie auf die Jugendbildung?

Für das Culturleben eines Volkes haben Unterricht und Erziehung großen Einfluß, weshalb die Erziehung auch in alten Religionsbüchern vorgeschrieben und als Religionssache betrachtet wurde, die Priester den Unterricht selbst übernahmen, um die Jugend im Interesse des Priesterthums heranzubilden. Bis heute noch beansprucht die Hierarchie die Leitung sämmtlicher Unterrichtsanstalten, damit kein Zweifel an der Unfehlbarkeit der Dogmen in den Gemüthern erwache, und verbietet mißliebige Schriften. Dagegen verlangt der aufgeklärte Bürgerstand als Vertreter der Volksintelligenz, daß ihm die Leitung der Schulen übergeben werde, damit die Jugend im Geiste und Sinne der Neuzeit erzogen und unhaltbaren Vorurtheilen entzogen werde.

Für den Psychologen hat die Frage Wichtigkeit, wie denn Erziehung und Unterricht wirken, und ob durch sie wirklich der Fortschritt kann befördert oder aufgehalten werden.

Das Hauptmittel der Erziehung beruht in der Macht der Gewohnheit, indem Handlungen, Ceremonien und Ausdrücke so oft wiederholt werden, daß sie als mechanische Reflexe ohne Weiteres erfolgen, zum Bedürfniß werden und Unbehagen entsteht, wenn man ihnen entsagen soll. Je mehr der Mensch der Gewohnheit folgt, um so willenloser und gedankenfauler wird er, so daß er sich aus Bequemlichkeit der Leitung durch Andre überläßt, um nicht selbst denken und sich entschließen zu müssen. Nun wird es leicht, unbedingt über Willenlose und Gedankenträge zu herrschen, denn diese weisen jede bessere Erkenntniß zurück, sobald sie die Bequemlichkeit der Gewohnheit aufgeben, Eingeübtes verlernen und Neues sich einüben sollen. Gelingt es, die Volksmasse zum Sclaven des Herkommens zu machen, so stehen Hierarchie und Despotismus fest, das Volk verkommt, verwest moralisch und intellectuell, sinkt zur stumpfen Gleichgiltigkeit herab und sucht nur Sinnengenuß,

weil in ihm alles höhere Streben, aller Thaten- und Schaffensdrang erſtorben ſind. Indien, Egypten, Babylonien u. ſ. w. beweiſen dies in ihrer Geſchichte, die griechiſchkatholiſche und römiſchkatholiſche Hierarchie und das ſtarre Lutherthum bedrohen unſre Bildung mit demſelben Schickſal.

Es dürfte wenig Gebildete geben, welche nicht den wahren Werth einer Trauungs- und Taufformel zu würdigen wüßten, trotzdem wollen ſie derſelben nicht entbehren. Im Mittelalter trugen die Geiſtlichen Bärte, bei den Griechiſchkatholiſchen iſt dieſe Tracht noch Sitte, weil ſie ein orientaliſches Ueberbleibſel iſt, aber der langbärtige Evangeliſche würde Aergerniß empfinden beim Anblick eines bärtigen Predigers, weil er es nicht gewohnt iſt. Denn einen andern Grund giebt es nicht. Jedermann weiß, wie der Adel finanziell heruntergekommen iſt und keineswegs die Bildung der Zeit zu vertreten vermag, dennoch fühlt er ſich geehrt, wenn er mit einem hochgeborenen Herrn reden darf und mit dem größten Vergnügen eröffnet er ihm Credit.

Im alten Griechenland und Rom ward die Erziehung Staatsſache, damit die Jugend Sitten, Gewohnheiten und Denkungsweiſe des Staates ſich angewöhne. Der Adel bringt durch Erziehung den Kindern ſeine Manieren bei, um dadurch ſeine höhere Stellung in der Staatsgeſellſchaft und ſich in der Nähe des Monarchen zu behaupten. Das Militär wird in Kaſernen und Kadettenhäuſern, angehende Geiſtliche in Seminarien u. ſ. w. erzogen, damit ſie ſich die Eigenſchaften ihres dereinſtigen Standes angewöhnen und dadurch in einem vorgeſchriebenen Kreis der Wünſche, Intereſſen und Urtheile feſtgebannt werden. Für jeden Staat und Stand, der ſich auf conſervativer Grundlage auferbauen will, erhält die Erziehung eine große Bedeutung, weshalb in faſt allen europäiſchen Ländern der Kampf um die Unabhängigkeit der Schulen von den Kirchen mit Heftigkeit geführt wird.

Daſſelbe geſchieht auch durch den Unterricht, wenn derſelbe

ſtets dieſelben Urtheile, Anſichten und Weltanſchauungen vorführt, die Lehrſtoffe nach denſelben modelt und behandelt und auf dieſe Weiſe Gewohnheitsurtheile als Urtheilsreflexe erzeugt, ſo daß Anſichten als Gewohnheit aufgenommen werden, die ganze Denkweiſe in ein Gleis und eine Methode der Gedankenbildung hineingeräth, aus welcher ſie nicht wieder heraus kann, wenn ſie nicht die Unbequemlichkeit auf ſich nehmen will, die Denkweiſe und Urtheilsbildung umzugeſtalten.

Das Denken entſteht durch mechaniſche Nervenprozeſſe, indem Vorſtellungen mit einander zu Geſammtvorſtellungen vereinigt werden. Verbindet man durch Schlüſſe und Folgerungen vereinzelte Begriffe zu einem Ganzen ſo oft, bis dieſes Ganze durch Reflexe von ſelbſt ſich bildet, wenn ein einzelner Begriff der Gruppe ins Bewußtſein tritt, ſo entſtehen feſte, unveränderliche Denkformen, einſeitige Folgerungen, verfehlte Schlüſſe, eine unwahre Weltanſchauung, die zur Gewohnheit wird und als Aberglauben, Vorurtheil, vorgefaßte Meinung den Menſchen durch das Leben begleitet und für beſſere Einſicht unzugänglich macht. Nun iſt aber grade die erwachſene Jugend dazu berufen, die neueren Anſichten in ſich aufzunehmen und auszubilden, die Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und Bildung ſich anzueignen, denen ältere Perſonen ſchwer zugänglich ſind. Bleibt die Jugend zurück, wird ſie einſeitig ausgebildet, ſo wächſt eine geiſtig verkümmerte, alternde Generation heran, und die allgemeine Bildung geht zurück. Welche Gedanken der Neuzeit die zeitgemäßen und zuläſſigen ſind, darüber können nur die Organe des öffentlichen Lebens entſcheiden.

Ebenſo verhält es ſich mit Gefühlen und Gemüthszuſtänden, welche durch ſtete Wiederholung zu dauernden Zuſtänden, zu maßgebenden Stimmungen werden, die wieder auf die Bildung und Art der Urtheile Einfluß üben. Grade für die Gefühlserregungen zeigt ſich die Jugend beſonders empfänglich und lebt ſich gern ſo hinein, daß dieſelben Bedürfniß werden.

Nun darf man aber nicht meinen, daß die Schulen großen Einfluß auf die Erziehung haben, vielmehr geht dieſe vom elterlichen Hauſe, vom allgemeinen Zeitgeiſte aus, die Schule hat zu wenig Zeit, wechſelnde Lehrer, kann ihre Kraft nicht concentriren und ſie ſteht auch unter dem Einfluſſe der öffentlichen Meinung und Stimmung. Grade auf dieſe Weiſe gewinnen neue Gedanken Fleiſch und Blut, indem ſie in der Familie und durch dieſelbe verbreitet werden. Die Kinder ahmen zunächſt die Eltern nach, ſchnappen deren Urtheile und Meinungen auf, ohne ſie recht zu verſtehen, und mit ihnen wachſen ſolche Urtheile auf, da dieſelben gewiſſermaßen als geiſtige Atmoſphäre eingeathmet werden. Die Jugend erhält dadurch eine beſtimmt ausgeprägte Art des Denkens und Beurtheilens, Geſinnung und Grundſätze, denen ſie während ihres Lebens folgt, ohne deren Richtigkeit ernſtlich zu prüfen. In einer ſolchen Atmoſphäre vorgefaßter Meinungen wachſen die Kinder der verſchiedenen bürgerlichen Berufsarten auf, aber auch der Adel und Fürſten, weshalb es allen ſehr ſchwer wird, ſich ein unbefangenes Urtheil über Forderungen der Zeit und Berechtigungen einzelner Volksklaſſen zu bilden. Die Perſpective des Urtheils wird eine einſeitige, weil der Standpunkt ein beſchränkter iſt, der nur noch nach gewiſſen Seiten freie Ausſicht geſtattet.

Iſt die Jugend in ſolchen überlieferten Anſichten erzogen, welche denen der Familie und des öffentlichen Lebens entgegen geſetzt ſein können, ſo wirken in reiferem Alter Erfahrungen beſſernd oder unterſtützend ein, ebenſo kann der Umgang Einfluß üben, aber gewöhnlich wählt man ſich nur ſolchen Umgang, mit deſſen Anſichten man übereinſtimmt, und lieſt nur ſolche Schriften, in denen man die eigenen Anſichten ausgeſprochen und entwickelt wiederfindet. Niemand lieſt Bücher und Zeitungen, um etwaige irrige Anſichten abzulegen, um ſein Urtheil zu berichtigen, ſondern nur gleichdenkende. So entſtehen Parteianſichten mit all ihrer Starrheit und ihrer Einſeitigkeit, bis eine andere Generation mit ihren

Ansichten durchdringt oder das Volk bei der Erfolglosigkeit der aufregenden Parteikämpfe in Gleichgiltigkeit versinkt, und nur Ruhe und Bequemlichkeit verlangt.

Alle geistigen Bestrebungen wachsen also aus der Familie heraus und aus jener Literatur, die in der Familie Eingang gefunden hat. Mit Gewalt läßt sich dagegen nichts machen, wohl aber dadurch, daß sich die Macht auf die Seite des Rechts und der Wahrheit stellt, um Reformen durchzuführen.

Die Schulfrage ist daher gegenwärtig eine europäische Culturfrage geworden, mit welcher sich fast alle Parlamente beschäftigen. Der Staat beruht auf sittlichen Grundlagen und muß als rein geistige Schöpfung betrachtet werden trotz seiner rohstofflichen Erscheinung, denn er umfaßt, erzeugt und entwickelt nur Rechtsanschauungen und große Ideen. Diese schweben aber nicht in der Luft, sondern entwickeln sich im Gehirn der Staatsbürger. Soll der Staat eine Einheit sein, so müssen gewisse Massen von Grundgedanken und Rechtsanschauungen Gemeingut der Staatsbürger werden, zu diesen muß die Jugend geistig und sittlich so weit vorgebildet werden, um dereinst Sinn und Verständniß für die idealen Aufgaben des Staates zu besitzen und zur Theilnahme an deren Ausbildung befähigt zu sein. Jeder Staat als etwas Lebendiges bedarf einer steten Umwandlung veralteter Gedanken in neue, zweck- und zeitentsprechende; aber jeder Mensch denkt in einem gewissen Lebensalter conservativ, will das Alte unverändert erhalten, wogegen die Jugend instinctiv dem Neuen, Frischen und Lebendigen sich zuwendet. Da nun bekanntlich auch die Sittlichkeit mit steigender Bildung zunimmt, so werden Schulen die geistigen Nahrungsquellen des Cultur- und Staatenlebens, also die erste Sorge des Staates.

Die Schule ward zum ernährenden Organ des Volkslebens, sie dient dem Ganzen, kann also nicht unter die eigenmächtige Oberleitung eines Bruchtheiles des Staates, der besondere einsei-

tige Zwecke verfolgt, geſtellt werden. Man muß der Kirche alſo um ſo mehr die Aufſicht abſprechen, als ſie ſelbſt unter der Aufſicht der Wiſſenſchaft ſteht oder ſtehen ſollte; für die Lehrgegenſtände der Schule nichts leiſtet, zu den Unterhaltungskoſten nichts beiträgt, und es der Confeſſionen viele giebt, die ſich gegenſeitig der Irrlehren beſchuldigen. Confeſſionsloſe Schulen ſind Bedürfniß des modernen Staates, welcher Gleichberechtigung der Confeſſionen zum Staatsgrundſatz erhoben hat.

Beurtheilt man das Schulweſen von dieſer Seite, ſo ergiebt ſich die einfache Folgerung, daß mit den Lehrſtoffen eine durchgreifende Auswahl muß getroffen werden, indem man rückſichtslos das ausſcheidet, was nicht Bildungsbedürfniß für unſer Culturleben iſt, ſein Daſein nur dem pedantiſchen Schematismus der nutzloſen Schulweisheit verdankt, bei welcher die Jugend verkümmert und geiſtig verhungert. Wir bilden für die Gegenwart und Zukunft, für die Intereſſen unſrer Cultur, daher ſoll die Jugend die moderne Weltanſchauung in ſich aufnehmen, namentlich in den ſogenannten Realien heimiſch werden, um die Natur und Menſchen zu verſtehen, man ſoll ſie nicht mit todtem Gedächtnißkram und gelehrten Schrullen um koſtbare Zeit bringen, ſondern lebendiges Wiſſen ihnen als geſunde Koſt geben, ſie tüchtig im Denken üben, ſie mit den Intereſſen und Aufgaben ihres Volkes und ihrer Zeit bekannt machen. Der Gymnaſiaſt wird mit lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Exercitien geplagt, aber Rechnen, Geographie lernt er nicht, was Lunge, Herz und Nerven ſind, weiß er nicht, Chemie bleibt ihm eine dunkle Sache, von Nationalökonomie hat er nie etwas gehört, aber den Horaz kann er überſetzen. Wie viel Unnützes von Schlachten, Eroberungen, Dynaſtien wird in der Geſchichte gelehrt, aber von der Verfaſſung des eignen Landes, von der Entwickelung der Stände, vom geltenden Recht erfährt der junge Mann nichts. Er ſoll ein Vaterland lieben, von dem er nur Kriege, Regentenjahre, gewonnene und verlorene Provinzen auswendig lernen mußte. Daſſelbe gilt

vom Religionsunterricht, der ganz den Anlauf nimmt als ſollte jeder Jüngling Theologe werden. Naturgeſchichte beſchränkt ſich auf trockne Syſtematik, vom Natur-, Thier- und Pflanzenleben erfährt die Jugend nichts, und doch hört ſie grade davon ſo gern erzählen!

Da die Schulzucht auf das bürgerliche und öffentliche Leben vorbereiten ſoll, ſo wird es ihre Aufgabe, Charakter und ſittliche Willenskraft auszubilden, aber grade mit den beſten Köpfen liegt die Schulzucht ſehr oft in Hader, wogegen der Mittelſchlag, die Schlaffen günſtig beurtheilt werden, weil ſie in die Schablone paſſen oder ſich willenlos einfügen. Wie erſchlafft muß eine Jugend ſein, die keine Jugendſtreiche begeht. Durch Irrungen und Kämpfe muß die Jugend ſich durcharbeiten zum feſten, ſelbſtbewußten Willen. Man laſſe ſie für falſche Ideale ſchwärmen, wenn ſie überhaupt nur ſchwärmt, die Lebenserfahrung wird ſie ſchon klüger machen. Aber Männer, Männer von Wahrheits- und Freiheitsliebe, voll Thatkraft und Begeiſterung für alles Schöne, Edle und Große ſoll die Schule heranbilden, und dazu eignet ſich eine pedantiſche, kloſter- und kaſernenartige Schulzucht nicht. Man laſſe jede Perſönlichkeit ſich ihrer Natur gemäß entwickeln, ſcheere nicht über Einen Kamm, denn Leben individualiſirt ſich; hindert man dieſen Naturtrieb, ſo erzieht man Maſchinen, geiſtige Tagelöhner, Feiglinge, die ſich vor jedem Stärkeren beugen und nie eine eigne Ueberzeugung ſich zu erwerben wagen. Im conſtitutionellen Staate iſt der Kampf der Parteien nothwendig; um ſich zu entſcheiden für eine Partei, muß man Bildung beſitzen; um ſich ihr offen anzuſchließen, bedarf man des Muthes, eine eigne Ueberzeugung zu haben. Wohl dem Staate, in welchem die Mehrzahl der Bürger dieſen Muth des eignen Urtheils und ſelbſtändigen Handelns bewährt und als Grundlage der allgemeinen Freiheit ſchätzt.

8. Einfluß der Literatur auf Volksbildung und Culturleben.

Jeder Einzelne erweitert ſein Sprachvermögen, je mehr Dinge er kennen lernt, je mehr Erfahrungen er macht und je vielſeitiger er urtheilen muß. Die Geſammtheit ſeines Wiſſens und die Klarheit ſeines Urtheils legt er in ſeinem Wortſchatze ſowie in ſeiner Sprachfertigkeit nieder. Auf gleiche Weiſe verfahren ganze Völker, weshalb ihre Sprache wortarm oder wortreich, formenarm oder formenreich ſein kann, je nach den Verhältniſſen, Bedingungen und Einflüſſen, unter denen ein Volk ſich entwickelt.

Um dieſe Schätze an Erkenntniſſen und Erfahrungen aufzubewahren und für immer zu benutzen, erwacht in jedem Volke, wenn es eine behagliche Exiſtenz errungen hat, das Bedürfniß, ſie aufzuſchreiben. Je mehr des Wiſſenswerthen ſich anſammelt, je mehr das Volk zum Denken und Forſchen angeregt wird, um ſo mehr nehmen die ſchriftlichen Aufzeichnungen an Zahl und Werth zu, bis ſie endlich ſolche Beachtung und Verbreitung finden, daß ſie als Literatur das Spiegelbild des Volks- und Zeitgeiſtes werden und auf die Entwickelung des Culturlebens gewaltig einwirken, den Fortſchritt erzwingen, zum Wohl oder Wehe führen.

Wo ſchriftliche Aufzeichnungen fehlen, muß jeder Menſch von vorn anfangen und vermag ſie nur in engſtem Kreiſe zu erweitern, in den Aufzeichnungen, gewiſſermaßen dem Gedächtniß des Volksgeiſtes, findet er angehäuft, was die Vergangenheit an Erkenntniß und Wiſſen errungen hat. Indem er ſich dies durch das Leſen und Studiren aneignet, gelangt er in den Beſitz der geiſtigen Errungenſchaften der Vergangenheit, erbt dieſe, um ſie nun als fertiges Capital anzulegen, ſie zu vermehren und dann weiter zu vererben. Jede Gegenwart vermag alſo das fortzuſetzen, was die Vergangenheit begann, ſie ſpart aber, weil ihr die Erkenntniſſe früherer Zeiten fertig, faßbar und verwendbar vorliegen, die ungeheure Zeit, welche das allmälige Anſammeln ſolcher Gedan-

kenmaſſen koſtete, wird erſpart. Ja, da jede Gegenwart die Mängel ihrer Vergangenheit erkennt und einſeitige Urtheile berichtigt, ſo wird ſie klüger als alle Vergangenheiten, kann es alſo weiter bringen, weil ſie in kurzer Zeit die Ergebniſſe von Jahrhunderten ſich aneignet und nun beſſere Hilfsmittel und größere Leiſtungsfähigkeit beſitzt. Die Gegenwart wächſt alſo in ganz andern Ideen heran, beſchäftigt ſich mit andern Intereſſen, beſitzt ein größeres geiſtiges Capital und muß es daher weiter bringen, d. h. in der Cultur fortſchreiten, ſei es auch in den Berichtigungen einſeitiger Urtheile, wie die Vergangenheit ſie überlieferte. Solche Folgen zwingen zur Kritik, zum Uebertreten auf die entgegengeſetzte Seite und bringen der Wahrheit näher. Vermehrte Geiſtesthätigkeit und Gewöhnung nach gewiſſer Seite hin beeinfluſſen nach und nach Gehirn- und Schädelbildung, üben auf Umgeſtaltung der Bedürfniſſe, Kleider, Genüſſe u. ſ. w. Wirkung aus, und ſo erwachſen unmerklich neue Zeitperioden, neue Raſſen, neue Ideale.

Die Weltgeſchichte zeigt eine phyſiologiſche und pſychologiſche Seite, welche bisher noch viel zu wenig gewürdigt wurde. Hat ſich ein Volk eine Literatur geſchaffen, mag dieſe auch enge und einſeitig ſein, ſo erwacht Leſeluſt, Gedanken verbreiten ſich ſchnell, Bildung verallgemeinert ſich, und endlich wird durch das Leſen derſelben oder gleichgeſinnter Schriften ſich eine Gemeinſamkeit der Denkungs- und Ausdrucksweiſe heranbilden, welche nun zurückwirkt auf das geſammte Leben und Streben des Volkes. Während die ſtrenge Wiſſenſchaft die Verbindung mit der Vergangenheit feſthält, erzeugen ſich neue Gedanken, in denen die Hauptergebniſſe der Vergangenheit enthalten ſind, und welche als die zeitgemäßen und natürlichen Folgerungen der vorangegangenen Unterſuchungen unter den Zeitgenoſſen Beifall finden, weil ſie verſtändlich und mundgerecht dargeſtellt ſind. So viel Schriften auch in einer Zeit erſcheinen, ſo tragen ſie doch nothwendig den Stempel ihrer Entſtehungszeit, und wenn auch hier Theilung der Arbeit eintritt, ſo

drängt der Organisationstrieb des Geistes dahin, daß sich diese Arbeiten gegenseitig ergänzen, unterstützen und schließlich demselben Ziele zustreben. In jeder Zeit pflegt die am meisten entwickelte Wissenschaft Ton und Richtung anzugeben, Bahn zu brechen, auf welcher die gesammte Literatur folgt. Eine solche Führerin war die Theologie, ihr folgte das Studium des Alterthums, dann herrschte die Philosophie, welche von der schönen Literatur abgelöst wurde, an deren Stelle jetzt die Naturwissenschaft getreten ist, von welcher alle übrigen Wissenschaften nach und nach beeinflußt werden und sich ihr anpassen müssen.

Bereits erkennen ja die namhaften Literarhistoriker an, daß man Schriften und Schriftsteller als Vertreter ihrer Zeit betrachten muß, unter deren Einflusse sie so und nicht anders wurden, und auf ihre Nachfolger einwirkten. Es giebt also nichts durchaus Vollendetes, sondern auch das Beste leidet an der Einseitigkeit der Zeitbildung, unter welcher es entstand. Literaturen entstehen ebenso organisch wie Pflanzen, sie tragen den Typus ihrer Zeit an sich. Wie in den verschiedenen Entwickelungsperioden der Erde Thier- und Pflanzenarten ihre eigenthümliche Bildung hatten, weil besondre Bildungsgesetze wirkten, so sind auch die Literaturen nach Zeiten, Völkern und Culturbedingungen eigenthümlich entwickelt. Ein Homer, ein Sophokles sind jetzt nicht möglich, wir versetzen uns künstlich in das griechische Alterthum zurück, vermögen es aber organisch nicht wieder herzustellen. Schiller und Göthe bildeten sich zu ihrer Zeit unter dem Schutze der damaligen Verhältnisse; das politische Leben stand auf Null und war verboten, die Wissenschaft trockne Pedanterei, das bürgerliche Leben naiv und unbefangen, daher konnte nur die Poesie ein allgemeines Interesse erwecken. Wer damals eine Recension oder ein Gedicht geschrieben hatte, der hatte eine That vollbracht und ward ein berühmter, überall beachteter Mann.

Gegenwärtig erhebt sich die Literatur zur Weltmacht, da sie

durch Schriften aller Art, Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren, Berichte u. s. w. auf die ganze Volksmasse einwirkt, und im Kalender bis in die niedrigste Hütte dringt. In unendlich vielen Darstellungsformen, illustrirt und illuminirt, werden Kenntnisse, Urtheile und Ansichten verbreitet und setzen die Geister in Bewegung. Wir lesen alte und neue Bücher, in deutscher und fremder Sprache anregende Schriften, die Ideen kreisen unendlich schnell, daher die fieberhafte Aufregung unsrer Zeit. Denke man sich jeden Aufsatz als eine bewegende oder erregende Kraft, die Vielseitigkeit unsres Wissens, die Mannichfaltigkeit unsrer geistigen Interessen, so wird man begreifen, unter welch einem ungeheuren Druck der modernen Bildung wir stehen, welche Hast uns ergreift und wie schnelllebig wir werden müssen. Nicht Kirche und Schule, nicht die strenge Wissenschaft beherrschen die Geister, sondern die unruhige Tagespresse, die Flug- und Volksschriften verbreiten in ganz Europa eine gleichartige moderne Denkungsweise. Vergeblich ist es, gegen diese Macht anzukämpfen, sie hier und da einzuengen, sie überfluthet die Geister und reißt alle Dämme fort. Ob dies ein Heil ist für das Volksleben, ob die sogenannte allgemeine Bildung nicht vielmehr zu einer Verflachung, zu kraftloser Hast der Neugierde führen muß, das ist eine andre Frage, welche die Staats- und Wissenschaftsmänner angeht.

Jede Literatur wächst aus dem Volks- und Culturleben heraus und trägt wie Janus ein doppeltes Gesicht, von denen das eine nach der Vergangenheit zurücksieht, das andre in die Zukunft schaut. Ist aber die Literatur eine nothwendige Folge des psychologischen Wachsens, so läßt sich an ihr nicht herumpfuschen. Man sorge für ein gesundes, geistigfrisches Volksleben und wird dann auch eine geistigtüchtige, geistveredelnde Literatur erzeugen. Syllabus und Encyclica vermögen dies nicht, davon sind selbst einige Cardinäle überzeugt. Auch darf man Volksbildung und Zeitgeist nicht für Dinge halten, die man beliebig drechseln und formen

kann und die so nebenher laufen, sondern sie sind organische Erzeugnisse des Culturlebens, sind das zu Fleisch und Knochen gewordene Blut vorhergegangener Nahrungsstoffe, die man nicht aus den Köpfen herausbringen kann, wie ungesunde Stoffe aus dem Blute.

Die Literatur geht voran, die Volksbildung folgt später nach, wie jetzt erst Lessing, Schiller, Göthe u. A. in die Volksbildung eingetreten sind, ihre Ideen Gemeingut zu werden anfangen und dadurch die Volksbildung auf ein allgemeines Niveau bringen. Wenn eine Generation an der geistigen Nahrung ihrer Literatur sich gesättigt hat, dann tritt eine geistige Mauser ein. Man kritisirt, scheidet aus, ergänzt und unter dieser psychologischen Verarbeitung bildet sich neues Blut, weiter entwickelte Ideen, welche nun die Organe erfrischen, neu herstellen und für das Neue empfänglich oder verdauungsfähig machen.

Die Literatur versorgt uns mit geistiger Nahrung. Wie zu gewissen Zeiten diese und jene Nahrungsmittel beliebt waren, wie jede Nation und jeder Mensch seine Lieblingsspeisen hat, so geschieht es auch in der Literatur, die zum Theil von industriellen Verlegern gemacht und zur Modesache erhoben wird. Immer aber bleibt sie ein psychologisches Erzeugniß des Culturlebens, welches man nicht einseitig vom Polizeistandpunkte aus beurtheilen darf. Das Volk liest nur das, was seinem Geschmacke und seiner Denkungsweise zusagt, macht das Gelesene mit mehr oder minder klarem Verständniß zum Eigenthum seines Verstandes, formt danach seine Urtheile, bildet sich daraus Ansichten und glaubt endlich fest an seine Ueberzeugung. Je mehr ein Buch oder gleichstrebende Schriftsteller gelesen werden, um so übereinstimmender werden die Urtheile der Leser. Man will aber noch mehr erfahren, findet Dunkelheiten, verlangt nähere Aufklärungen und vielfachere Anwendungen, daher entwickelt sich diese zusagende Literatur immer reicher und reicher, bis sich endlich Widersprüche, falsche Folgerun-

gen zeigen, und man nach ſicherer Wahrheit ſtrebt, eine andre Auffaſſungsweiſe nach und nach Raum gewinnt. So ebben und fluthen die Richtungen des Geſchmacks, in denen ſich unterdeſſen doch Grundwahrheiten niederſchlagen, um dereinſt zur Grundlage einer neuen Weltanſchauung zu werden, wenn dieſe Niederſchläge mit ihren Verſteinerungen von Schriften, Alterthümern u. ſ. w. über das ſeichte Meer der einſeitigen Zeitintereſſen ſich erheben und klare, beſonnene, ruhige Anſichten ſich bilden.

Literatur iſt die großartigſte Bewegung des Geiſtes, die von Zeit zu Zeit lavaartige Ergüſſe, Erdbeben veranlaßt, aber in unabſehbarer Ferne die Geiſter in Erregung ſetzt, in ihnen neue Gedanken erweckt und wie ein Aether die Weltbewegungen im Gange hält. Noch heute wirken Sprüche und Ideen des Sanskritvolkes, des Zendvolkes, der alten Weiſen Griechenlands u. ſ. w., denn auch die Bewegung der Gedanken iſt ewig wie die des Stoffes. Wahre, hohe Gedanken wirken Jahrtauſende fort in dem ungeheuren Kreislaufe der Ideen und rücken die Menſchheit von Stufe zu Stufe höher. Von dieſem Standpunkt menſchheitlicher Entwickelung aus erhält die Literatur ihre verdiente Würdigung als Förderin der Cultur. Ein Platon und Ariſtoteles haben der Menſchheit ewige Dienſte und mehr geleiſtet als Dutzende glücklicher Eroberer und Schlachtengewinner, von denen die Weltgeſchichte gern ſpricht.

9. Aufklärung, Staat und Sittlichkeit.

Seit wenigſtens einem Jahrhundert verehrt man die Aufklärung und erwartet von ihr das Heil der Menſchheit. Die Reaction behauptet das Gegentheil. Beide Urtheile ſind einſeitig.

Thatſachen beweiſen zunächſt, daß Wiſſen und Erkennen, daß Fortſchritte in der Erkenntniß der Naturkräfte, d. h. Erfindungen,

daß Bildung als ſolche auf das ſittliche Verhalten keinen oder einen zweifelhaften Einfluß haben.

Aufklärung iſt in gewiſſer Beziehung ein Erlöſungswort, denn ſie befreit von Mißbräuchen, Aberglauben und Vorurtheilen, aber auf die Sittlichkeit wirkt ſie nur auf Umwegen ein, ja in nächſter Folge wirkt ſie nicht ſelten entſittlichend, wie es die Geſchichte der Aufklärung durch Voltaire, Rouſſeau u. ſ. w. beweiſt, welcher die ſchauderhaften Metzeleien und Guillotinenherrſchaft der Revolution folgten. Man ſollte ſolche Erfahrungen nicht vergeſſen, ſie nicht falſch beurtheilen. Aufklärung entwickelt einſeitig den Verſtand, das gemüthloſe Denken, erdrückt das Gemüthsleben, ertödtet das Streben nach dem Idealen und den Höhen der Menſchheit, macht dagegen Genuß, Ehrgeiz und Wohlleben zu den Götzen des Tages. Man betrachte nur die franzöſiſche Revolution vom ſittlichen Standpunkte aus mit ihren Eroberungs- und Plünderungskriegen! Wenn ein Volk von oben herab demoraliſirt wird, wenn Religion für Heuchelei und Lüge gilt, allem Beſſerwiſſen ins Geſicht ſchlägt, wenn es kein Recht giebt, wenn frivoles Junkerthum unerreichbar von Geſetzen wirthſchaften darf, dann pflanzt ſich aus Nachahmungstrieb dieſe Entſittlichung fort von Stufe zu Stufe abwärts. Man erkauft Stimmen für die Kammern, Söldlinge zum Staatsſtreich, aber endlich fällt dem Staat dieſe Entſittlichung zur Laſt, und dann kommt die rothe Republik.

Kirche und Staat verbieten die Unzucht, erſchweren aber zugleich das Heirathen, und erlauben für Geld öffentliche Anſtalten für Unzucht, die man aus Humanität gar noch unter obrigkeitliche ärztliche Aufſicht ſtellt; beſtraft den Mord und Mordverſuch, aber Duelle — ja die verlangt man zwangsweiſe als Ehrenſache. Du ſollſt Vater und Mutter ehren! ſagt die Religion, wenn aber ein Lieutenant commandirt: Feuer! muß der Soldat auf Vater und Bruder ſchießen. Wird nicht die Hälfte des Volks bewaffnet gegen die andre ſteuerzahlende Hälfte, um ſie in Ruhe zu erhalten?

Aufklärung iſt ein theoretiſches, abſtractes, unhiſtoriſches Denken, welches irgend ein erdachtes Syſtem aufſtellt und dabei auf die Menſchennatur und die obwaltenden Umſtände keine Rückſicht nimmt. Rouſſeau hat ein ſolches Syſtem in der „Volksſouveränität“ aufgeſtellt, und Tauſende haben für dieſen Unſinn mit dem Leben gebüßt. Er hat im „Emil“ gleiche Phantaſterei gepredigt und die Pädagogen ſehen ſolche Widernatürlichkeit für ein Evangelium an. Konnte ſich der ſittlich verwahrloſte, ſittlich verlumpte Rouſſeau je zu einem Ideal der Sittlichkeit erheben? Er gab ſeine Kinder ins Findelhaus, ſagte ſich alſo von jedem menſchlichen Gefühl los, und faſelt über natürliche Menſchenerziehung! O ihr deutſchen Pädagogen, wie ſteht es mit eurem Sittlichkeitsgefühl!

Wir brauchen Aufklärung, viel Aufklärung, weil wir mit Vorurtheilen und theologiſchen Spitzfindigkeiten maſſenweiſe überfluthet werden, weil wir durch vermehrte Arbeitsfähigkeit es möglich machen müſſen, die Steuererhöhungen zu zahlen. Aber höher, unendlich höher ſteht die Sittlichkeit, die Macht des Gewiſſens, die Scheu vor Geſetz, Recht und Obrigkeit, und dafür geſchieht nichts. Mit Kernliedern, Katechismen, Beichte, Wallfahrten, Unfehlbarkeit des Papſtes und evangeliſchen Oberconſiſtorien zwingt man es nicht, vernichtet vielmehr den letzten Reſt des religiöſen Sinnes, der im Volke lebt. Man ſoll mit dem Namen Gottes keinen Spott treiben, und ihn nicht anrufen, wenn man auf Raubkrieg auszieht. Solcher Mißbrauch rächt ſich fürchterlich. Die Zuchtloſigkeit der Friedensſoldaten, die bei jeder Wirthshausrauferei von ihren Waffen — alſo von Staatseigenthum — Gebrauch machen und ſtraflos ausgehen, zeigt uns, welcher Zukunft das civiliſirte Europa entgegen geht. Der Stärkere hat Recht! So weit ſind wir im Großen und Kleinen, und in einigen Jahren werden wir es ſo weit gebracht haben, daß man ohne Revolver nicht ausgehen darf, wenn „Vaterlandsvertheidiger“ im Orte einquartiert ſind.

Der Staat ſoll die zur That und Geſtalt gewordene Sittlichkeit, ein ſittliches Gemeinweſen ſein. Die Sittlichkeit entſtammt der Sitte, den Gewohnheiten der Lebensweiſe, der Denkungsart, der Eigenthümlichkeit des Empfindens, die je nach Nationalcharakter, Geſchichtserfahrung, Volkserziehung verſchiedene ſind. Dieſe vielfachen Forderungen der Sitte hat man in Geſetzen formulirt, um ſie der Unbeſtimmtheit des freiwilligen Handelns zu entziehen. Dadurch tritt die Sitte über in das Gebiet des Denkens und Urtheilens, und wird es dem ſchlecht ausgebildeten Verſtande oft unmöglich, die Nothwendigkeit und Wahrheit des Geſetzes zu begreifen. Allgemeine, durchgreifende Volksbildung muß daher Grundlage des ſittlichen Staates ſein.

Wenn man bedenkt, auf wie vielen Vorausſetzungen die Sittlichkeit des Staates beruht, wie er auf der Volksbildung und nationalen Eigenthümlichkeiten fußt, ſo kann man begreifen, warum jene Verfaſſungen, die man ſchablonenartig nach Paragraphen und je nach Parteianſichten zurecht macht, keine Wurzel ſchlagen wollen und ſtets zu Reibungen zwiſchen Regierung und Parteien führen. Es waren thörichte Verſuche, in dem an Monarchismus gewöhnten Europa Republik einführen zu wollen. Das Wort thut es nicht, wenn Republicaner fehlen. Oeſterreich kommt aus ſeinen Verfaſſungswirren nicht heraus, weil ſeine Völker, die auf ſo verſchiedener Bildungsſtufe ſtehen und an nationaler Denkungsweiſe ſo verſchieden ſind, nicht in die Schablone einer Reichsverfaſſung paſſen. Viele öſterreichiſche Völker müſſen erſt erzogen, an Arbeit, Reinlichkeit und Wirthſchaftlichkeit gewöhnt werden. Was ſollen dieſe denn mit allen conſtitutionellen Freiheiten machen? Sie können ſie nur mißbrauchen, weil ſie nicht begreifen können, was Staat, Geſetz, Verwaltung, Staats- und Privateigenthum, Stände u. ſ. w. ſind. Sie ahnen nicht, daß man im freien Staat die ſtrengſte Selbſtbeſchränkung, die freiwillige Unterordnung des Einzelnen unter das Geſammtwohl verlangt. Eine lebensfähige Ver-

faſſung muß aus der geſchichtlichen Entwickelung, nationaler Anſchauung, aus Volksſitte und Volksleben organiſch ſich entwickeln, ſie kann nicht wie ein Mechanismus aus Rädern, Walzen, Maſchinen, Hebeln, Schrauben und Preſſen zuſammengeſetzt werden. Der Staat ſoll eben etwas Organiſches ſein, welches ſich ſelbſt erhält und von innen heraus entwickelt.

Man ſollte den Staat nicht blos nach dem Standpunkte des formalen Rechtes betrachten, ſondern auch die pſychologiſche Seite in Betracht ziehen. Durch Einfluß der Geſetze und Einrichtungen bildet ſich im Volke nach und nach eine eigenthümliche Denk- und Auffaſſungsweiſe aus, welche inſtinctiv im Geiſte der Geſetze denkt, ſobald dieſe ins Volksleben übergegangen ſind und dem Volkscharakter entſprechen. Das Volk wird durch Geſetze und Staatseinrichtungen erzogen, gebeſſert oder verdorben. Ein mit Steuern überbürdetes Volk wird träge; wo die Rechtspflege ungerecht und willkürlich ausgeübt wird, wie es die ungariſchen Stuhlrichter thun, da gewöhnt ſich das Volk an Selbſthilfe, nimmt das Räuberweſen überhand, geht der Sinn für Sparſamkeit verloren. Wenn den Soldaten dem bürgerlichen Staatsbewohner gegenüber Alles erlaubt, ja wenn es ihm zur Pflicht gemacht iſt, auch bei Privathändeln von der Waffe Gebrauch zu machen, freut ſich das Volk, wenn ein ſolches Heer vom Feinde beſiegt wird.

In Frankreich iſt die Militärherrſchaft populär, ſeine größten Thaten vollbrachte Frankreich unter kriegeriſchen Königen, und zur Zeit der Republik wurden ſiegreiche Generale Lieblinge des Volks, denen man die höchſte Gewalt übertrug. Vorwiegend wirkt der römiſch-keltiſche Nationalzug der Eitelkeit, des Glanzes und der Ruhmſucht. Der Ruſſe, halb tatariſchen Urſprunges, findet den Despotismus national und fühlt ſich ſo wohl unter ihm, daß er gern bereit iſt, die Freiheit andrer Nationen zu unterdrücken. Auch Preußen, meiſt aus germaniſirten Slaven beſtehend, zeigt angeborenen Hang, vor Adel ſich zu beugen und von ihm regieren zu

laſſen, was in Frankreich nicht möglich iſt, findet Freude am Soldatenſpielen, wogegen Ideen von bürgerlicher Freiheit, Selbſtverwaltung der Gemeinden nicht zur vollen aufrichtigen Anerkennung kommen.

Der Staat hat alſo eine erziehliche Aufgabe, indem er das Volk für den Fortſchritt in der Geſittigung heranbilden, es für Civiliſation und Humanität gewinnen und das ganze Staatsleben aus der Eigenheit des Volkslebens emporwachſen laſſen ſoll. Jede Verfaſſung ſoll zunächſt den Bildungszuſtänden des Volkes entſprechen, und dieſe laſſen ſich nicht gewaltſam mit Einem Ruck nach der Schablone einer Theorie umwandeln, ſondern es tritt hier eine Wechſelwirkung ein, da entwickeltere Bildungs- und Verkehrszuſtände eine Verbeſſerung der Geſetzgebung verlangen.

Wie tief die Sitten auf die Sittlichkeit einwirken, darüber belehrt uns die Geſchichte. Der kriegführende Römer war ſo an das Blutvergießen gewöhnt, daß er Bürgerkriege führte, als er keinen äußeren Feind mehr hatte, Thierhetzen und Gladiatorenabſchlächtereien zum Volksvergnügen machte. In Spanien waren die aufregenden Stiergefechte Volksunterhaltung. Wie kann man ſich da wundern, daß man auch Ketzerverbrennungen zum Schauſpiele machte und heute noch der Bürgerkrieg in Spanien epidemiſch iſt, wie in ſeinen geweſenen amerikaniſchen Colonien! Der rückſichtsloſe egoiſtiſche Engländer betrachtet Fuchshetzen, Boxereien und halsbrechende Wettrennen als Unterhaltung, der biertrinkende Baier verlangt eine blutige Schlägerei, wenn er auf der Kirchweih ein ordentliches Vergnügen finden ſoll.

10. Der ſittliche Werth geſchichtlicher Perſonen.

Eine allbekannte Erfahrung belehrt uns, daß man den Werth der Thaten nach dem Erfolg abzuſchätzen pflegt. Die Weltgeſchichte urtheilt daher oft ganz anders, weshalb Schiller mit Recht ſagt: Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Um aber dieſe Behauptung recht unparteiiſch aufzufaſſen, muß man ſie von pſychologiſchem Standpunkte aus betrachten, weil alle Thaten doch nur Ausflüſſe von Vorſtellungsmaſſen ſind, die vom Großhirn aufs Kleinhirn und Rückgrat wirken, um mich recht materialiſtiſch auszudrücken.

Die große Maſſe der Menſchen ſind Götzendiener, ſie beten Titel, Orden, Rang und ſo etwas an und fallen vor dem nieder in den Staub, der den Erfolg für ſich hat. Man müßte alſo jeden Räuber, der es klug anfängt, für einen großen Mann halten. Fängt ein König Krieg an und der Zufall der Schlachten entſcheidet für ihn, ſo iſt er natürlich ein Held; läuft die Sache ſchlecht ab, ſo weiß jeder Spießbürger, daß Fehler vorgekommen ſind. Was man in den Lehrbüchern der Weltgeſchichte lieſt von Urtheilen über weltgeſchichtliche Perſonen, iſt meiſtentheils entweder eine Dummheit, weil die Herren Verfaſſer ſelbſt nicht hinreichend unterrichtet waren, oder eine gefälſchte Meinung, damit der Urtheilsſprecher im Amte vorrückt. Die ungeheure Mehrzahl der gewöhnlichen Geſchichtsbücher — Quellenſtudien natürlich ausgenommen — ſchwatzen nur nach, was aus irgend einem Buche entnommen iſt, welches dem weiſen Verfaſſer grade zur Hand war. So lehrt man auf Befehl Geſchichte an Schulen, und dann meint der junge Mann, wenn er der Schule entwachſen iſt, er beſitze geſchichtliches Wiſſen in dem, was ihm vorgelogen und vorgefabelt wurde. Findet er als Mann, daß Alles anders iſt, als wie er es hat lernen müſſen, um ſeine Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienſt ſich zu erwerben, dann lernt er Schule und Geſchichte verachten. Leider hat er Recht. Es giebt kaum etwas Dümmeres

Frecheres als dieſe Weltgeſchichtſchreiber es treiben, die von guten und ſchlechten Regenten ſprechen, weil ſie es in irgend einem Buche ſo geleſen haben, denn ſie ſelbſt haben die Quellen nie geleſen, ſind alſo gar nicht urtheilsfähig. Nun giebt es aber eine Menge ſolcher Geſchichtsbücher „für das Volk", dem man alſo über Perſonen und Zeiten fertige Urtheile überliefert, die nicht zur Hälfte wahr ſind, von den Leſern aber als Wahrheit angenommen werden, weil man ſie gedruckt geleſen hat. Welche Unwahrheiten, Lügen und Unwiſſenheiten gehen im Volke um als geſchichtliches Wiſſen! Wer dies je beobachtet hat, dem ſtehen die Haare zu Berge; und der verzweifelt an der Möglichkeit, eine Unmaſſe von Irrthümern aus den Köpfen herauszubringen, die ſich als geſchichtliche Thatſachen eingeniſtet haben. Was aber ein ſo beſchränkter Kopf in einem Wiſche geleſen hat, das iſt wahr, von einem Beſſerwiſſen, Prüfen und Unterſuchen will der Spießbürger nichts wiſſen. Er iſt ja mit ſich und der Welt fertig und will Ruhe haben.

Auf dieſe Weiſe denkt und urtheilt die ungeheure Mehrzahl der freien Staatsbürger; trotzdem ſoll die Menſchheit vorwärts kommen, wie es der ächte Adel der Menſchheit erſtrebt, wogegen dem Junkerthum eben die Dummheit der Menge, die er durch Schule und Kirche begünſtigt, grade recht iſt, um ſich in veralteten, ungerechtfertigten Vorrechten zu erhalten. Man darf trotzdem an der Menſchheit nicht verzagen, und den Glauben nicht aufgeben, daß Recht endlich Recht bleibt, daß Unrecht nie zum Recht werden kann und die Menſchheit von ihrer Natur zum Fortſchritt gezwungen wird, weil ein Keil den andern treibt, d. h. jeder Zuſtand ſeine Wirkungen hat.

Bei der Verſchiedenheit der menſchlichen Meinungen braucht man einen allgemein giltigen Maßſtab. Dagegen wird Niemand eine Einwendung erheben; aber bis jetzt war es in dem hochciviliſirten Europa noch nicht ausführbar, ein gemeinſames Gewicht,

gleiche Münze, gleiches Maß einzuführen. Die Sache ist so einfach und leicht, aber Herkommen, Nationaleitelkeit und Gewohnheit sind dagegen, und so muß der Kaufmann viel Zeit vergeuden, um die verschiedenen Maße, Münzen und Gewichte auszurechnen. Welcher Verlust an Zeit und also auch an Capital. Indessen Völker und Regierungen verstehen diese Verluste nicht zu berechnen, und Steuern müssen ja doch gezahlt werden. Der hocherleuchtete preußische Cultusminister hat ja das Rechnen mit Decimalbrüchen für überflüssig zu erklären geruht. Ja wenn die andern Minister es auch nur so machten in ganz Europa! Wenn Handel und Wandel noch unter der Dictatur eines evangelischen Klostervogts ständen; so ist Alles freilich möglich, gelangt ein Volk nicht zu Wohlhabenheit.

Soll die menschliche Gesellschaft auf sittlicher Grundlage aufgebaut werden — und dies wird niemand bestreiten — so kann dies nur geschehen auf dem Boden der Sittlichkeit, des Rechts und der Gewissenhaftigkeit. Dann braucht man keine Orden für die Männer, die gegen Bezahlung ihre Pflicht thaten, dann kann man nicht zur Kriegserklärung schreiten, wenn Minister sich überworfen haben. Man entlasse diese Hitzköpfe! Man soll aber vor allen Dingen sich gewöhnen, Thaten nach ihrem sittlichen Werthe zu beurtheilen, nicht nach dem Erfolge. Wenn z. B. ein Hauptmann notorisch wahnsinnig ist und seine Compagnie will dem Verrückten nicht gehorchen, so hat nach preußischem Kriegsrecht der Wahnsinnige Recht und die Vernünftigen erhalten 10—20 Jahr Festungsstrafe. So geschehen 1869.

Will man den Fortschritt der Menschheit, so will man Verbreitung der Wahrheit und des Rechts, Anerkennung der sittlichen Gesetze und dadurch Veredelung des Volks. Wenn aber die Kirche die Wahrheit entstellt und verbietet, wenn der Staat das geschriebene Recht und die beschworene Verfassung nicht achtet, so lange er Bajonette hinter sich hat, so müssen Glaube an die Kirche und

Achtung vor dem Staate fallen. In diesem unerquicklichen Zustande befinden wir uns in Europa mit Hilfe der Geistlichen und constitutionellen Minister. Après nous le déluge! denkt jeder dieser Herren; aber soll denn das Volk für die Thorheiten der großen Herren büßen, die ihrer Pension sicher sind, wenn sie als unbrauchbar abtreten müssen! Man soll das Volk von Jugend auf erziehen, alle Handlungen nach ihrem sittlichen Werthe zu beurtheilen, jede geschichtliche Person nach dem Gehalt an Charakter und Sittlichkeit abschätzen; damit die Verehrung der Tagesgötzen aufhört und das Volk an sittlichem Werthe und sittlicher Kraft gewinnt, wenn auch hochgeborene Ministerien dabei weggefegt werden.

Die Ziele der Menschheit liegen höher als Zeit- und Familinteressen; je mehr solcher Vorurtheile man beseitigt, wie in Nordamerika, um so schneller kommt die Menschheit vorwärts. Was der Mensch thut, soll sittlichen Werth haben; man soll auf Schulen und Universitäten dieses Urtheil nicht fälschen, weil die sittlichen Gesetze ewige Wahrheiten sind, der einzelne Mensch beim besten Willen mehr oder minder viel Irrthümer begeht. In den monarchischen Staaten werden uns aber so viel Urtheile über den Werth geschichtlicher Thatsachen anbefohlen, daß uns für ein freies Urtheil nur egyptische, assyrische und andre tausendjährige Herrscherfamilien übrig bleiben. Liegt darin nicht eine Mißachtung der Wahrheit, Forschung und des sittlichen Gefühls? Wenn die Religion, wie im confessionslosen Amerika, wirklich innerste Ueberzeugung würde, nicht eine Staatsuniform des Gewissens wie im polizeireichen Europa, dann würde sich auch ein gesundes sittliches Gemeinwesen entwickeln, in welchem Jedermann auch für seine Ueberzeugung einsteht, weil er dazu ein wirkliches Recht hat, welches in Europa nur auf dem Papier der Verfassung steht, oder nur so weit gilt, als es der verantwortliche Minister erlaubt, je nach den Berichten und Gutachten seiner Beamten, welche dafür

unverantwortlich sind. Sind solche Zustände tragisch oder komisch oder beides je nach den betheiligten Personen?

Wenn es eine Richtschnur geben soll für das menschliche Handeln und einen Maßstab für dessen Beurtheilung, so kann es nur der der Sittlichkeit sein. Eine That, welche gegen Recht, Pflicht, Gewissen und Ehrenhaftigkeit verstößt, verdient ein Verdammungsurtheil, wenn sie auch noch so pfiffig ausgedacht und klug durchgeführt ist. Gegen dieses Urtheil helfen keine Ehrenpforten und Triumphbogen. Beispiele darf man nicht anführen. Die Oesterreicher vertheidigten im siebenjährigen Kriege ihr gutes, von Europa anerkanntes Recht; sie verloren aber zuletzt, mithin war der Sieger ein großer Mann und die ehrlichen Menschen — Dummköpfe. Welchen Vorwand hatte Friedrich II., den Krieg 1740 zu erklären: Welchen hatte er, trotz des geschlossenen Friedens 1742 von Neuem Krieg zu erklären? Welchen sittlichen Werth haben also alle die Heldenthaten und Eroberungen? Welchen sittlichen Werth haben die Eroberungen der Spanier in Amerika, der Engländer in Ostindien, Napoleon Bonaparte's u. s. w.? Gelten die sittlichen Gesetze der Religion und des Rechtes oder gelten sie nicht? Darauf wagt man nicht zu antworten. Als die Niederlande von Spanien, die englischen Colonien in Nordamerika, die Schweizer von den Habsburgern sich losrissen, haben sie eine mannhafte Antwort gegeben. Steht heute nicht in Europa das allgemeine sittliche Bewußtsein feindlich gegen Scheinconstitutionalismus, Kirchenthum und Junkerthum? Instinctiv verlangen die Völker für ihr staatliches Dasein eine sittliche Grundlage, mag sie sich auf das Recht der Nationen, Confessionen, Arbeiter u. s. w. beziehen, denn man weiß, Recht und Sittlichkeit sind ewige, unzerstörbare Mächte, dagegen Dynastien, Stände u. s. w. bleiben wandelbar. Wie viel Dynastien verschwanden spurlos, Kasten sind beseitigt, bevorzugte Stände haben keinen Bode[illegible] Zünfte verwandeln sich in Genossenschaften — die W[illegible]wen

iſt wandelbar, aber die ſittlichen Geſetze beſtehen in Ewigkeit. Welchen ſittlichen Werth haben alſo viele Großthaten der Weltgeſchichte, z. B. Cäſars, Max I., Karl V., Ludwig XIV., Philipp II. u. ſ. w. u. ſ. w.?

11. Große Männer, große Zeiten.

Man ſpricht von guten und ſchlechten Zeiten, ſo oft, bis die Faulheit des Denkens ſich gewöhnt, unter der Zeit eine beſondre Macht ſich vorzuſtellen, welche über den Menſchen ſteht. Leider iſt die Zeit nur ein gedachtes Ding, daher machen nur die Menſchen die Zeiten: gut oder ſchlecht. Ebenſo wundert man ſich, daß der Fortſchritt ſcheinbar zwiſchen Vor- und Rückwärtsſchreiten ſchwankt, d. h. daß auf jede Action — entſchiedenes Vorſchreiten — eine Reaction — Stehenbleiben — folgt.

Solche Vorurtheile ſchaden viel; daher wird es Zeit, daß man ſie beſeitigt. Große Menſchen bringen die Menſchheit weiter, aber einen Rückſchritt giebt es nicht. Man kann fließendes Waſſer aufſtauen, ſo daß es ſcheinbar rückwärts fließt, und wenn man auf einem Dampfſchiff fährt, ſo ſcheinen die Ufer vorüber zu eilen, aber die kühle Phyſik belehrt uns, daß Alles nur auf Sinnestäuſchung beruht. Kein Volk kann in der Bildung zurückgehen, ſo wenig aus dem Manne ein Kind wird, ſondern die Sache verhält ſich anders. Ein Volk, welches nicht weiter geht, bleibt ſtehen; ſchreiten andre gleichſtrebende Völker weiter, ſo geht das ſtehenbleibende ſcheinbar rückwärts, weil die andern ſich vorwärts bewegen. Alle Völker, welche der Weltbewegung nicht folgen, ſondern im beklagenswerthen Dünkel meinen, ſie dürften nicht mitgehen, um ihre Nationalität nicht zu verlieren, bleiben hinter der Zeit zurück. Die culturreichen Völker warten nicht, bis die Völker, die etwas Beſonderes ſein wollen, nachkommen oder nachkommen kön-

nen. Dann klagen freilich ſolche dünkelhaften Nationen, daß man ſie bedrückt oder unterdrückt, aber ſchließlich erkennt man, daß ſie an ihrem Schickſal ſelbſt Schuld ſind. Der Menſch muß arbeiten und ſich anſtrengen, um ſich zu behaupten; mit den Nationen verhält es ſich ebenſo. Das vorgeſchrittene, geſcheidtere, fleißige, zeitgemäß organiſirte Volk überwältigt das zurückgebliebene. Daher ſind die Europäer und Nordamerikaner übermächtig, aber nicht alle europäiſchen Völkerchen ſehen ein, daß die wahre Kraft in der überlegenen Intelligenz liegt. Warum beherrſchen einige Millionen Angelſachſen und Holländer Hunderte von Millionen andrer Menſchen? Weil ſie geſcheidter ſind und alle Mittel ihres Wiſſens benutzen, um ſich in ihrer Ueberlegenheit zu behaupten. Weshalb hat Preußen ſtets über Oeſterreich geſiegt, obſchon beide Heere gleich tapfer waren? Oeſterreich war der mittelalterlich katholiſche Staat, Preußen der moderne Staat, der die Intelligenz zu ſeiner Grundlage machte. Preußen beſitzt ein Volksheer, Oeſterreich hat nur erzwungene Soldaten, die davon laufen, weil ſie kein Intereſſe für Oeſterreich haben. Jeder Preuße iſt Preuße, wenn es gilt, ſein Vaterland zu vertheidigen, im Kaiſerthum ſind nur die Deutſchen Oeſterreicher, die andern Nationen ſondern ſich ab. Bismarck konnte den querköpfigen Polen im Landtag entgegen donnern: Hier giebt es nur Preußen, aber keine Polen! Beuſt wagt nie zu ſagen: Hier giebt es nur Oeſterreicher! Darin liegt der Grund für alle Niederlagen, welche das tapfre Heer des Kaiſerreichs ſeit mehr als fünfzig Jahren erlitt: es fehlt das einheitliche Nationalgefühl, das lebendige Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit. Diplomaten bilden ſich ein, ſie können es durch gemeinſames Heer und Büreaukratie erſetzen; aber die Erfolge haben dieſe Diplomatenweisheit zu Schanden gemacht.

Kehren wir alſo zum Thema zurück, ſo bezeugt eine unbefangene naturgeſchichtliche Betrachtung der Weltgeſchichte, daß deren Glanzperioden, auf welche nachlebende Geſchlechter ſo gern ſtolz

ſind, weil ſie dabei nichts zu thun haben als zu bewundern, daß große Zeiten entſtanden durch große Männer, welche den Zeiger der Weltgeſchichte vorwärts ſchoben. Einzelne Menſchen haben die Weltgeſchichte weiter geführt; aber man muß dies nicht einſeitig auffaſſen. Nur jene Männer, welche eine vielſeitige Bildung beſaßen, alles Wiſſen der Zeit ſich aneigneten und auszuführen verſtanden, machten in der Weltgeſchichte Epoche, d. h. ſie wurden Knotenpunkte, in denen die Ergebniſſe der Vergangenheit ſich anſammelten, um nun als Wirkungen dieſes abgerundeten vielſeitigen Wiſſens eine neue Zukunft einzuleiten. Ein einzelner Menſch mit einſeitigem Wiſſen und Wollen vermag dies nicht, ſondern nur derjenige, welcher ein Centralorgan für die Zeitbildung, für das Zeitbewußtſein wird. Wie im Menſchen die Ganglienzellen und Nervenknoten hemmend, ſammelnd und befördernd einwirken auf die Geſtaltung der Sinnesreize, auf Vorſtellungs- und Begriffsbildung, ſo ſind auch einſeitige Talente wirkſam für die Entwickelung und Geſtaltung der Anſichten, bis im Genie als Centralorgan ſich alles Wiſſen und Streben anſammelt, das Gemüth des Genies erfüllt und es inſtinctiv antreibt, das zur Geſtalt, Form und That auszubilden, was dem allgemeinen Willen dunkel als Ziel und Ideal vorſchwebte.

Eine Culturperiode umfaßt eine Menge von vielartigen Beſtrebungen, welche ihre volle Berechtigung haben, aber vereinzelt und einſeitig hervortreten. Je mehr ſolche vereinzelte Beſtrebungen hervortreten und gehemmt werden, alſo ſich anſtauen, um ſo unruhiger wird die Geſammtbewegung, bis endlich dieſe aufgeſtauten Gewäſſer ſich vereinigen und ſich mit Gewalt ein Bett graben. Dies geſchieht durch jene Genies, welche alle dieſe Beſtrebungen in ſich aufnehmen, die Hauptrichtung übereinſtimmend mit ihren Beſtrebungen empfinden, dies klar und faßlich ausſprechen und ausführen. Da das allgemeine Bewußtſein, das Gemeingefühl des Volks und der Zeitgenoſſen Aehnliches empfinden, ſo ſtimmen ſie bei und der Durchbruch der neuen Ideen geht vor ſich. Will-

kürlich kann man so etwas nicht erzeugen, sondern der Zeitgeist folgt der vom Genie angedeuteten Bahn und wühlt sich dann sein Bett aus. Luther wollte keine Reformation, denn er war ja guter Katholik, aber der Zeitgeist erkannte in ihm den thatkräftigen Mann und machte den Mönch zum Reformator. Bismarck wäre nicht der allgewaltige Mann, wenn er nicht die alte Sehnsucht nach einem einigen Deutschland zu erfüllen trachtete. Die Habsburger haben Deutschland seit Jahrhunderten für ihre Familienzwecke benutzt, darüber alle Sympathie verloren und sind daher aus Deutschland ausgewiesen, also heimathlos geworden.

Große Zeiten werden geschaffen durch große Männer, und diese wieder treten auf, wenn große Gedanken die Zeitgenossen bewegen, die sich nach einem Führer sehnen und nach einem Genie, welches ihnen das Stichwort giebt, ihnen klar und faßlich sagt, was ihnen dunkel im Gemüth lebt. Große Männer entstehen nur zu jenen Zeiten, wo es sich um große, weitgreifende Fragen handelt und diese zum Abschluß durch eine That drängen. Ist aber eine neue Weltanschauung ausgesprochen, so macht sie sich in allen Gebieten als Fortschritt und Verjüngung geltend; überall tauchen Talente und Genies auf und es entsteht eine Kette von gegenseitigen Hilfleistungen, indem sich solche schöpferischen Naturen anregen, belehren, den Weg in die neue Gedankenwelt zeigen, im Kampfe sich beispringen, bis der Sieg der neuen Ideen gesichert ist und die Nachlebenden das als alltägliche Ueberlieferung empfangen, was vor einem halben oder ganzen Jahrhundert als bedenkliche Neuerung bekämpft wurde.

Psychologisch läßt sich diese interessante Erscheinung im Geschichtsleben der Völker leicht erklären. Jedes Volk entwickelt sich wie der einzelne Mensch einseitig, macht in dem einen Wissen Fortschritte, bleibt in einem andern zurück, sucht aber instinctiv, wenn sich eine Masse vereinzelten Wissens angehäuft hat, dieses

zu organiſiren, indem es daſſelbe um einen lebendigen Grundgedanken gruppirt und von dieſem aus den einzelnen Beſtrebungen Richtung und Haltung vorſchreibt. Daſſelbe Streben zeigen alle Culturvölker derſelben Zeit, die aber von obwaltenden Verhältniſſen begünſtigt oder verhindert werden, ſo daß eines bald einen Vorſprung gewinnt, deſſen Spuren nun die gleichſtrebenden Völker nachfolgen. Es waltet aber in jeder Zeitperiode für ein Volk ein beſonderes Intereſſe vor, d. h. dieſes neigt ſich einem Ziele zu und ordnet nach dieſem Hauptſtreben den Werth der übrigen Beſtrebungen. Bald ſteht die Religion, bald Philoſophie, bald Politik, bald Kunſt im Leben eines Volkes obenan. Man forſcht dann vorzugsweiſe in dieſem bevorzugten Fache, welchem ſich alle ſtrebſamen Geiſter zuwenden, bis es ihnen gelingt, die Grundidee zu finden und eine ganz andre Anſchauungsweiſe durchzuſetzen. Um Widerſpruch zu vermeiden, werden nun die errungenen beſſeren Erkenntniſſe auch auf die übrigen geiſtigen Gebiete übertragen, wo ſich nun wieder eine bienenartige Geſchäftigkeit entwickelt, wobei eben Talente Gelegenheit haben hervorzutreten oder ſich zu bilden. Sehr bald wimmelt es von Talenten in jedem Fach, ergreift gewaltige Regſamkeit die Zeitgenoſſen, überall findet man Neues, entdeckt weiterbringende Methoden, unterſtützt eine Wiſſenſchaft die andre, und dieſer neue Geiſt bringt wie Schallwellen weiter und weiter, wird endlich zur allgemeinen Denkweiſe, wenn die Führer bereits vor einem neuen Grundgedanken angelangt ſind und die Einſeitigkeit der herrſchenden Denkweiſe empfinden und unruhig anerkennen, bis ein Beherzter neue Bahn bricht. So geht es weiter und weiter.

Unter dieſen Talenten taucht von Zeit zu Zeit ein Genie auf, welches alle vereinzelten Beſtrebungen in ſich anſammelt; in ihm werden ſie zum Gemüthsdrange und nun führt das Genie den neuen Zeitgedanken in ſeiner Kraft und Herrlichkeit der ſtaunenden Welt in Thaten vor. Dadurch erregt es Zuſpruch und Widerſpruch, alle Geiſter regen ſich, Strebſame eilen auf den Kampfplatz, es

handelt ſich bald um Sein oder Nichtſein, und iſt der Sieg entſchieden, ſo gilt es, ihn zu verfolgen und auszubeuten. Jeder will der Erſte ſein, will neues Gebiet beſetzen, und dies iſt die Ernte- und Blüthezeit der Talente. Die große Maſſe zehrt behaglich von den errungenen Schätzen, es entwickeln ſich neue Verhältniſſe, Zuſtände und Urtheilsweiſen, weil die der Vergangenheit für die geſchaffene Gegenwart nicht mehr ausreichen. Es entſteht hier und da eine Oede und Leere, dort wieder ſtauen ſich die Gedanken an und beginnen zu entarten, ſo daß man ſich gedrängt ſieht, Wirklichkeit und Gedanken in Uebereinſtimmung zu bringen. Man iſt zu weit gegangen, iſt einſeitig und ungerecht geworden, hat das Angefeindete unterſchätzt, muß deſſen Wahrheit und Berechtigung, die es für das Ganze hat, anerkennen, und nun beginnt der Sieg der Reaction, wie man es fälſchlich nennt; es tritt die Beſonnenheit in ihr Recht ein, auf den Siegesrauſch folgt die Ernüchterung, daß man den Sieg zu theuer erkauft hat, und tritt auf die andre Seite, um auch ſie zeitgemäß weiter zu bilden, bis in der Verſöhnung der Gegenſätze das Richtige, Umfaſſende gewonnen wird. Wenn man fortſchreiten will, muß man einen Fuß um den andern heben und dabei das Gleichgewicht erhalten; grade ſo wechſeln Action und Reaction.

Genies treten nur auf in erregten und bewegten Zeiten, wenn Streitfragen ſo weit gelöſt ſind, daß nur noch eine Perſönlichkeit fehlt, welche die energiſche That der Löſung ausführt. Was Luther, Göthe, Friedrich II. u. A. ausführten, wurde ſeit Jahrhunderten vorbereitet. Wie aber nur der Krieg große Feldherrn erzeugt, ſo treten auch nur dann Genies auf, wenn es große geiſtige Kämpfe giebt. Haben die Zeitgenoſſen neue Grundanſchauungen in ihr Bewußtſein aufgenommen, ſo treibt das Gemüth, dieſe in allen Gebieten des geiſtigen Schaffens zur Geltung zu bringen und zur That werden zu laſſen. Es giebt dann ſtille, ruhige Zeiten des emſigen Fleißes, bis ſich neue Ziele zeigen, neue Streitfragen

auftauchen und die Geiſter erregen. Wenn dann die Bewegungen tiefer Erregung heftig branden, müſſen nothwendig große Männer auftreten, durch deren Wirkſamkeit die Zeiten groß werden.

12. Volkscharakter und Nationalität.

Es macht große Mühe und ſetzt umfaſſende vielſeitige Studien voraus, den Charakter einer Nation zu begreifen und aufzufinden. Einestheils beſteht eine Nation aus einer Menge von Perſönlichkeiten, von denen jede ihren Charakter oder wenigſtens den Typus einer Gattung, eines Standes, eines Stammes, einer Landſchaft an ſich trägt, anderntheils gingen in jedem Volke ſo viel Miſchungen und Umwandlungen in Folge der Cultureinflüſſe vor ſich, daß es kaum möglich wird, das noch herauszufinden, was die Nation Eigenthümliches beſitzt. Oft bezeichnen dieſe angeblichen Eigenthümlichkeiten nur allgemeine Culturſtufen, z. B. die eines Hirten-, Ackerbau-, Handels-, Induſtrievolkes u. ſ. w., welche wieder Localcharaktermerkmale annehmen je nach Klima, Bodenbeſchaffenheit und Verkehr. Unter den Tropen wird ein Ackerbau treibendes Volk ſich anders einrichten, andre Gewohnheiten und Einrichtungen annehmen als ein Volk der gemäßigt kalten Zone. Wohnungen, Nahrung und Lebensweiſe geſtalten ſich beſonders, den Wahrnehmungen bieten ſich andre Gegenſtände dar, die Urtheile und Schlüſſe erhalten beſondere Stoffe, an denen ſie ſich ausbilden, gerathen in enge, von der Natur vorgezeichnete Kreiſe, die Phantaſie empfängt beſondere Nahrung und Anregung, ſo daß zuletzt das geſammte geiſtige Thun ſich eigenthümlich an Form und Inhalt ausbilden wird. So etwas kann man aber nur in allgemeinen Umriſſen zeichnen, nicht im Einzelnen ausführen. Ob ſich dabei auch im Laufe der Zeit einzelne Gehirntheile eigenthümlich entwickeln, kann

man nach Analogie der körperlichen Entwickelung wohl vermuthen, bis jetzt aber nicht nachweisen, weil man ja überhaupt noch nicht anzugeben vermag, welche besonderen Verrichtungen den einzelnen Gehirntheilen zugewiesen sind.

Man muß also Bedenken haben gegen alle Charakteristiken ganzer Völker, und zwar schon deshalb, weil der Beobachter nur einen sehr kleinen Bruchtheil beobachtet hat. Wer will denn bei den heutigen Franzosen unterscheiden, wie viel gallische, römische, germanische und romanische Elemente sich vereinigten, ob in dieser Provinz dieser Rassentypus vorwiegt, in der Nachbarprovinz ein andrer, und wie Absolutismus, Cultur, Katholicismus u. s. w. diese Unterschiede ausgeglichen, umgestaltet, beseitigt haben, wie politische Parteiurtheile übergreifen über Stammes- und Standesbesonderheiten u. s. w. Man geräth daher ins Unberechenbare, und kommt über Allgemeinheiten nicht hinaus.

Die Nationalität ist eine Gabe des Zufalls, wie Confession und Stand; sie muß überwunden werden von der Cultur und zum Staats- und Weltbürgerthum sich ausbilden. Wie der einzelne Mensch sich entwickeln soll zum gebildeten Manne und dadurch eintreten in das Culturleben der Menschheit, alle Sonderheiten abstreifen muß im Dienste der allgemeinen Bildung, so stellt die Culturgeschichte an jedes einzelne Volk dieselben Forderungen. Es bezeichnet Roheit und Unwissenheit, wenn ein Volk behauptet, es dürfe nicht in das Culturleben eintreten, wenn es seine Nationalität, die doch nur in Kleidung, Lebensweise und Gebräuchen besteht, behaupten wolle. Solche Nationen verkommen, verwesen geistig und gerathen nun erst recht unter den Einfluß intelligenter Völker, werden deren Tagelöhner und Arbeitskräfte, denn die Intelligenz siegt über Unwissenheit. Die Völker des Orients, Afrikas, Amerikas, Türken, Walachen, Südslaven u. s. w. gehen diesem Schicksal entgegen, so lange sie sich der westeuropäischen Cultur entziehen wollen.

Alle uncultivirten oder halb cultivirten Völker tragen denſelben Charakter, gerathen volkswirthſchaftlich, ſittlich und politiſch in Verfall, denn Uncultur erzeugt Armuth und Roheit der Sitten, Verwilderung der Gemüther, Unfähigkeit zum Widerſtand gegen elementare Einflüſſe, Verkümmerung der geiſtigen Kräfte, Vorurtheile und dümmſten Aberglauben, Mangel an Gemeinſinn und Rechtsgefühl und damit Untergang der Nation. Grade das, wodurch man die Nationalität ſchützen will, bringt unabwendbar deren Untergang hervor. Wie der Zunftmeiſter gegen Fabrikanten und freie Genoſſenſchaften nicht aufkommt, ſo auch ein Volk, welches die Culturmittel zurückweiſt, um die Nationalität zu retten. Oeſterreich und Ungarn würden eine andre Geſchichte aufzuweiſen haben, wenn ſie anſtatt des Nationalitätencultus allgemeine Cultur verbreitet hätten, wie es Griechen und Römer thaten. Jetzt nach 1000 Jahren ſind Walachen, Slovaken, Morlachen u. ſ. w. eben noch ſo roh, unwiſſend und culturarm wie zur Zeit der Völkerwanderung, doch zur Zeit der Römer wurden jene Länder Culturgebiete, beneidenswerthe Beſitzungen. Hat doch das mächtige, reiche Ungarn in Wiſſenſchaft, Kunſt, Induſtrie, Ackerbau und Viehzucht bis jetzt nichts geleiſtet binnen 1000 Jahren, was man Tüchtiges findet, wurde dem Auslande entlehnt oder nachgeahmt, national iſt nichts. Möchten doch die Politiker ſolche Thatſachen wohl beherzigen!

Der Staat iſt die wahre gemeinſame Lebensform der Völker, die auf einem geographiſch abgeſchloſſenen Raume zuſammen wohnen. Gebirge und Flüſſe als Handels- und Verkehrsſtraßen, Austauſch der Producte und Talente binden die Bewohner an einander, und aus den gemeinſamen Schickſalen, Erlebniſſen und Erfahrungen des Geſchichtslebens entwickeln ſich gemeinſame Gemeindeordnungen, Rechtsordnungen, Lebensanſchauungen und Pietätsverhältniſſe, welche das Weſen und das innere Leben des Staates ausmachen. Es ſind Eigenthumsrechte, Rechts- und Verwaltungsformen, Stände,

Bildung zu gemeinſamem Gute geworden, in ſolchen Dingen uniformiren ſich die Geiſter, ſympathiſiren die Gemüther, fühlt ſich der Einzelne in Folge ererbter Gewohnheit heimiſch, und mag daher nicht von der Gewohnheit des Daſeins, Denkens, Empfindens und Handelns laſſen. In allen ſolchen Einrichtungen, welche der Natur des Landes und Volkes entſprechen und aus alten eingewurzelten Gewohnheiten hervorgingen, liegt die Kraft des Staats, nicht in der Sprache und Nationalität. Der Belgier ſpricht franzöſiſch, ebenſo der Genfer, und doch wollen ſie nicht Franzoſen werden, und der deutſch redende Elſäſſer hängt zäh an ſeinem Frankreich.

Es macht ſich die Erkenntniß immer mehr geltend, daß man die Staatenbildung und das Volksleben von der naturgeſchichtlichen Seite, d. h. vom pſychologiſchen Standpunkte aus auffaſſen muß, wenn man ſie in ihrem Weſen und inneren Geſtalten begreifen will. Das Geſchichtsleben iſt ein pſychologiſcher Prozeß, der ganze Völker beherrſcht, wie auch der einzelne Menſch unter unendlichen Einflüſſen ſeiner Zeit, Umgebung, Lebensſtellung und der vorhergegangenen Zeit zu dem ſich entwickelt, was er wird. Er kann nicht mehr und weniger geben als er in ſich trägt. Ein ganzes Volk erzeugt in ſeinen Erlebniſſen, Handlungen, Gedanken und Beſtrebungen eine Maſſe geiſtigen Stoffes, die es dann wieder beherrſcht, indem ſie uns drängt, dieſe Stoffe nach der Seite hin weiter zu geſtalten, welche dem Gemüth des Volks zuſagt. Grade im Gemüth muß man das Geheimniß des Volksgeiſtes ſuchen; das Gemüth beſtimmt Richtung und Art der Thätigkeit, denn jedes Volk will das ſich geſtalten laſſen in ſichtbarer Form, Einrichtung, Sitte und Glauben, was ſeinem Gemüth das Theuerſte iſt. In ſeinem Staate wird der Volksgeiſt ſich äußerlich, gegenſtändlich, in dieſer Welt der Rechtsordnungen verſinnlicht und verkörpert er ſeine Weltanſchauung; nur muß man das auszuſcheiden wiſſen, was von außen her einwirkte, ſich eindrängte und einſchlich.

Aus den geſchichtlichen Erlebniſſen, Cultur- und Bildungszu-

ſtänden erwächſt eine gemeinſame Denkungsweiſe im Volke, welche zur Gemüthsſache wird und das Volk zu geſchichtlichen Thaten antreibt. Handelt eine Regierung im Sinne dieſes Volksgeiſtes, ſo wird ſie mächtig, verletzt ſie denſelben, ſo findet ſie den zäheſten Widerſtand, der bis zur offenen Revolution ſich ſteigern kann. Jedes Volk hat ſeine beſondere Gemüthsſtimmung, die ſehr empfindlich iſt gegen jede Berührung. Es wird aber auch das in's Volksgemüth eindringen, was im Geiſt und Gemüthe des Volks geſchrieben und gedichtet wurde, und dies ſind die wahren Claſſiker, die Sprecher und Dichter ihres Volkes, nicht jene, welche der Buchhändler als „Claſſiker" drucken läßt, und die mehr ihre perſönlichen Gefühle und Lebensanſchauungen ausſprechen als die Anſchauungsweiſe des Volkes.

Im Volksgeiſte wird das Volk zur Perſon, empfindet es ſich als Geſammtkörper, in ihm liegt die Kraft des Gemüths, aus ihm heraus ſtrömt der Trieb der Selbſterhaltung, in ihm liegt die unverwüſtliche Kraft des Daſeins und der geiſtigen Schöpfungen in Verfaſſung, Kunſt und Glauben; aber es hat oft ſeine Schwierigkeit, dieſen Volksgeiſt aufzufinden und richtig zu erkennen und zu behandeln.

Der Volksgeiſt bleibt aber nicht derſelbe, ſondern entwickelt ſich unter dem Einfluſſe allgemeiner Verhältniſſe und Denkungsweiſe. Er hängt dabei ab vom Zeitgeiſte, nimmt die kreiſenden Ideen und Beſtrebungen der Zeit in ſich auf, betheiligt ſich, wenn er culturfähig iſt, an dieſer gemeinſamen Aufgabe und bildet in ſeiner abgeſchloſſenen Nationalität das allgemein Menſchliche als das Gemeinſame aus, weil das Nationale den andern Nationen unverſtändlich bleibt. So wächſt das Volk in das Leben der Menſchheit hinein und müſſen vor der Bildung, Humanität und Freiheit alle engen Unterſchiede weichen. Gebildete Menſchen verſtehen einander, ſympathiſiren mit einander, welcher Nation ſie auch angehören.

13. Oeffentliche Meinung und Weltgeschichte.

Als die Päpste vor Jahrhunderten das Studium der Alten eifrigst förderten, ahnten sie nicht, daß sie damit revolutionäre Gedanken erweckten und die Reformation hervorriefen. In ähnlicher Weise verfuhren die absoluten Monarchien. Das verschwenderische Hofleben und kostspielige Eroberungskriege zwangen zur Erhöhung der Steuern; um diese zu erpressen, mußte man Handel und Industrie begünstigen, damit das Volk mehr verdiene. Das Volk lernte mehr, ward intelligenter als die bevorzugten Klassen, die ihrer Geburt wegen zu den höchsten Stellen berufen wurden; es sammelte sich auf Handels- und Erforschungsreisen Weltkenntniß, und der Bürger erhob sich zum Vertreter und Beförderer der vielseitigen Bildung, wie sie unsre Zeit verlangt. Ueberblicke man alle Künste und Wissenschaften, Klasse für Klasse, zähle man alle Fortschritte in der Cultur auf, alle wohlthätigen Stiftungen der Neuzeit, die Vertreter der modernen Ideen: man wird fast ausschließlich nur bürgerliche Namen finden. Geistlichkeit und Adel sind im Gebiete der Kunst, Wissenschaft, der Industrie und selbst des Landbaues nicht concurrenzfähig mit dem Bürger. Da dieser nun auch Capital erzeugt, das Nationalvermögen vergrößert, Adel und Geistlichkeit nur verzehren, so ist wegen dieser materiellen Gründe die Achtung vor den Ständen gesunken, welche auf Bevorzugung grade das allerwenigste Recht haben. Zu dieser Erkenntniß zwang der Absolutismus.

Als man früher Geschichte nur zur Verherrlichung der herrschenden Dynastien schrieb, schwebte um diese ein hoher Nimbus, man hielt sie für die lebendige Allmacht, Allweisheit und Vorsehung. Siehe aber: ein König besiegte den andern, raubte ihm das Land oder brandschatzte es, dann jagte ein noch Stärkerer den Starken davon, setzten Völker Könige ab und ein; Völker erzwangen Verfassungsrechte. Dagegen brachen Fürsten die in der Noth

geleiſteten Eide, ſpielten die Beleidigten, bewaffneten die Jugend gegen das unzufriedene Volk, mußten aber doch den Verhältniſſen nachgeben — wenn Bankiers nicht mehr borgen wollten und die Papiere ſanken. Da man Beiſpiele genug erlebt hat, wie ſehr ſich Miniſter irren können, welchen Nachtheil ihre verkehrten Maßregeln einem Volke bringen, und wie ſie gern Gewaltmaßregeln, erkaufte Kammern, dienſtfertige Gerichtshöfe u. ſ. w. anwenden, um ſich im Amte zu erhalten, — da man dies weiß, ſo denkt man jetzt über Fürſten und Miniſter ganz anders als vor 50 Jahren. Es verbreitet ſich immer mehr die amerikaniſche Anſchauungsweiſe, der demokratiſche Geiſt bringt immer tiefer in die Schichten des Volkes ein in Folge der Regierungsweiſe, die ſich der öffentlichen Meinung gern widerſetzt und den Zeitgeiſt mit Gewalt niederhalten will!

Der Staat bedarf unterrichteter Beamten, der arbeitende Bürger muß ſich Kenntniſſe verſchaffen, um mit ihrer Hilfe Capital zu erwerben oder zu verwerthen, daher hat ſich eine vielſeitige Literatur entwickelt, welche ihre Gedanken in tauſend und abertauſend Kanälen im Volke verbreitet. Den Höfen lag früher nur daran, den Unterthanen in privilegirten Zeitungen zu verkünden, welche Feſte und Ehren am Hofe vorkamen und was die Herrſcher zu thun geruht hatten. Nach und nach ſchlichen ſich auch andre Nachrichten ein, verſuchte ſich ſchüchtern eine kritiſche Bemerkung, und gegenwärtig iſt die Preſſe der oberſte Gerichtshof, vor welchen das öffentliche Leben in ſeiner ganzen Fülle und Breite gezogen wird. In der Preſſe ſpricht ſich die Intelligenz des Volkes und ſeiner Stimmführer aus, durch die viel geleſene Preſſe verbreiten ſich Urtheile und Anſichten und werden Eigenthum der Maſſe, bildet ſich alſo eine allgemeine Denk- und Beurtheilungsweiſe aus, welche durch ihre Maſſe und ihren Umfang einen ſo unwiderſtehlichen Druck auf Regierungen, Parlamente u. ſ. w. ausübt, daß dieſe öffentliche Meinung die einzige wirkſame Großmacht

in Europa geworden ist, gegen welche Chassepots und Hinterlader nichts auszurichten vermögen.

In gewissen Kreisen, die sich gern für allmächtig und besserwissend halten, spricht man geringschätzig von der öffentlichen Meinung und will sie durch strenge Preßgesetze unterdrücken, wenn sie unbequem wird. Auch kann man ihr vorwerfen, daß sie wandelbar ist und sich irrt, was ja bei jedem menschlichen Thun möglich ist; dennoch hat sie ihre weltgeschichtliche Bedeutung, weil durch sie allein der Staat zum Staate, zur allgemeinen Angelegenheit wird, und in ihr der Volks- und Zeitgeist zum Ausdruck, zur Geltung kommen. Seit die Könige einander vom Throne gejagt haben, erkannten die Völker, daß Staat und Dynastie verschiedene Dinge sind, denn sie wurden ja vom Eroberer als Rebellen bestraft, wenn sie voll anbefohlener Unterthanentreue am angestammten Herrscherhause festhielten. Der rücksichtslose Eroberer zerstört den Grundsatz der Legitimität, macht sich also selbst rechtlos, da er nur kraft der Gewalt des Stärkeren Landesherr wurde, nicht aber kraft der gesetzlichen Ordnung. Dies ist ein sehr gefährliches Beispiel; denn im Volke schwindet die heilige Scheu vor dem unantastbaren Recht, es geht der Rechtssinn verloren, Verbrechen und Gewaltthaten nehmen zu, da man im Kleinen nachahmt, was im Großen Ruhm und Besitz einbrachte. Aus solchen Vorgängen zieht das Volk instinctiv durch Schlußfolgerungen Lebensanschauungen und Grundsätze, welche den gewaltübenden Dynastien nicht angenehm sein können.

Indem sich also einerseits eine Menge fertiger Urtheile im Volke verbreiten, welche im Gesammturtheil der jeweiligen Denkweise und Weltanschauung, die man Zeitgeist nennt, als die Summe des Wissens, Fühlens und Strebens sich zusammenfassen, bildet sich zugleich eine Methode — Zeitstimmung — aus, nach welcher man die Ereignisse und Handlungen derer beurtheilt, welche ein ganzes Volk zu leiten und Weltgeschichte zu machen sich berufen fühlen.

Wenn nun die öffentliche Meinung ſich nur in verſchiedenen Parteianſichten ausſpricht, ſo erwächſt ſie doch im Ganzen aus der Geſammtbildung des Volkes, welche man daher auch durch Regulative und Geſangbuchsverſe auf die Hungerkur ſetzen möchte. Aber jenſeits der Schule giebt es eine Maſſe von Zeit-, Volks- und Unterhaltungsſchriften aller Art, aus denen das Volk ſeine Bildung entnimmt, ſich ſeine Urtheile bildet und feſt an das glaubt, was es geleſen hat und was ihm faßlich dargeſtellt wurde. Die Regulative ſchaffen alſo nur mangelhafte Lehrer; das Volk verſchafft ſich, wonach es Appetit hat.

Aus dieſer ganzen unabſehbaren Maſſe des Wiſſens, wie es über die verſchiedenen Kreiſe des Volks verbreitet iſt, bildet ſich der Zeitgeiſt, gewiſſermaßen das tiefe ſtille Waſſer, deſſen gewaltiger Druck ſich neue Bahn bricht, während die öffentliche Meinung deſſen bewegliche, ſchwankende Oberfläche iſt, die von den Ereigniſſen hin und her getrieben wird. Gegen die Urgewalt des Zeitgeiſtes als des Ergebniſſes vorhergegangener Erkenntniß, die ſich in feſtſtehenden Urtheilen kryſtalliſirt hat, vermag keine Macht der Erde etwas, denn dem Zeitgeiſte trotzen heißt mit dem Kopf gegen einen Felſen rennen. Gegen den olympiſchen Felſen der im ganzen Volke verbreiteten Denkungsweiſe, die in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, vom Vater auf den Sohn ſich vererbt, die die Folge vorhergegangener Zuſtände iſt, kann kein Concil, kein Kaiſer u. ſ. w. etwas ausrichten, es kann nur zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen.

Wenn wir es in Europa erſt ſo weit gebracht haben — und bereits ſind wir auf dem Wege, — daß man zu Miniſtern die tüchtigſten Männer nimmt, auch wenn ſie bürgerliche Namen tragen, dann wird auch die öffentliche Meinung als Volksſtimme Beachtung finden und wird jede Regierung den Forderungen des Zeitgeiſtes nachgeben, weil dieſer auch hiſtoriſch berechtigt iſt, ja das ſouveräne Recht der Gegenwart, ihrer Zuſtände und Bedürfniſſe

beſitzt. Dann wird auch in die Weltgeſchichte Vernunft kommen; denn bisher hing ſie ab von den Launen des Zufalls, ſchwankte rückwärts und vorwärts je nach den herrſchenden Perſönlichkeiten. Da der Zeitgeiſt nur der Gradmeſſer der Volksbildung iſt, ſo wird ſtetiger Fortſchritt der Cultur und Civiliſation kommen, welche nicht der Privilegien wegen die Geſchicke der Völker modelt, ſondern aus deren Leben ſich ihr Geſchick entwickeln läßt.

Wir leben in einer Zeit der ſchroffſten Gegenſätze: Concil und Gegenconcil, im Staat der Intelligenz Verbote der Proteſtantenvereine und Begünſtigung der Jeſuiten, Arbeiterfrage und zunehmende Staatsſchulden, Könige von Gottes Gnaden und Affenabſtammung des Menſchen und Unfehlbarkeit des Papſtes, ganz Europa ein Heerlager, um friedliche Geſinnung zu beweiſen, und wachſendes Deficit der Staatskaſſen. Unſer europäiſches Staatsrecht geht aus Rand und Band, und was man Völkerrecht nennt, iſt ein Ding, worüber man die Völker nie befragt hat, ſondern welches die Dynaſtien in ihrem Intereſſe ſich gemacht haben. Aber wir dürfen glauben, daß die Zeit kommen wird, wo der Wille des freien Amerikas für europäiſche Fürſten Befehl ſein wird. Napoleon, England und Spanien haben bereits Erfahrungen gemacht, die grade nicht zur Verherrlichung der Dynaſtie beitrugen.

Da Zeitgeiſt und öffentliche Meinung ihre hiſtoriſche und pſychologiſche Berechtigung beſitzen, ſo werden ſie auch ihr Recht zur Anerkennung bringen und die Weltgeſchichte wird dann in eine menſchenwürdige Entwickelung der Cultur, Civiliſation und Humanität ſich umwandeln, Adelsvorrechte, Kirchenallmacht ins Reich der Sage verwieſen werden, aus welcher ſpätere Dramatiker und Romanſchriftſteller ihre pikanten, abenteuerlichen Stoffe entnehmen, wenn ſie ihre Leſer in Erſtaunen ſetzen wollen.

14. Die weltgeſchichtliche Entwickelung als Cultur und Civiliſation.

Beide Ausdrücke hört man ſehr häufig, doch nimmt es der Sprachgebrauch nicht immer genau mit ihrer Anwendung. Beide bezeichnen pſychologiſch ſehr ſchöpfungsreiche Zuſtände, die ſich aus dem Geſammtleben eines Volkes entwickeln und Abſchnitte in die Weltgeſchichte bringen. Wenn ſich ein Volk eine tiefgreifende Weltanſchauung geſchaffen hat, welche es in ſeinem Religionsbewußtſein niederzulegen pflegt, ſo ſucht es für dieſen gewaltigen Inhalt einen entſprechenden Ausdruck im Gottesdienſt und deſſen Ceremoniell — im Cultus — dann aber wird jedes geiſtige Streben in engſte Beziehung zu der nationalen Weltanſchauung gebracht, wird ihr angepaßt, in ihrem Geiſte entwickelt, ſo daß nun Staat, Recht, Kunſt, Wiſſenſchaft, Familie, Gewohnheit, Kleidung, Erziehung u. ſ. w. durchdrungen ſind von jenem belebenden Grundgedanken und in ihrer Weiſe denſelben darſtellen. Es entwickelt ſich alſo ein gewaltiger, vielfach gegliederter Organismus einer Vorſtellungswelt, welche ein einheitliches Ganze bildet und deren Organe einander gegenſeitig anregen und lebendig erhalten. Ein ſolches reiches Geiſtesleben ſetzt eine beſondre Organiſation des Culturvolkes voraus, welches wieder natürlich ein vielſeitiges geſchichtliches Erfahrungsleben hinter und neben ſich hat, und dann mit dieſem geiſtigen Reichthum auf weniger begabte Völker drückt, ihnen dieſe fertige, in ſich wohlorganiſirte, vielſeitige Cultur aufnöthigt, weil es bequemer iſt, Fertiges anzunehmen, als Gleiches zu erfinden.

Die Cultur iſt jene geiſtige reichausgeſtattete Welt, welche begabte Völker aus eigner Kraft ſchaffen, wozu ſogar die Eigenthümlichkeit der Heimath, Klima, Beſchäftigung u. ſ. w. anregen. Nur große Völker vermögen eine Cultur zu erzeugen und zu verbreiten, und ſpäter lebende Geſchlechter zehren noch Jahrtauſende an

den unverwüſtlichen Schätzen der Urcultur. Die Wurzeln unſrer Sprache, unſrer poetiſchen und religiöſen Weltanſchauung liegen ja in Mittelaſien, oder im rauhen, ſturmumbrauſten Norden im Aſenlande. So entwickelten ſich beſondre Culturen unter Prieſterherrſchaft und Kaſten in den Ackerbauländern der fruchtbaren Flußthäler der alten Welt. Es war die Cultur des Ackerbaues mit ſeinen Göttern, Rechtsverhältniſſen, Schutzbauten, prieſterlichem Königthum, Rieſenſtädten und hörigen Volksmaſſe. Reiche und Städte liegen längſt in Trümmern, die Königsgeſchlechter ſind vergeſſen, Jahrtauſende darüber verfloſſen, aber ſie haben die ganze damalige Welt mit ihrer Cultur erfüllt, bis die Hellenen endlich es vermochten, aus ſolchen orientaliſchen Vorbildern eine eigenthümliche europäiſche Cultur zu entwickeln, wie ſie ein Berg- und Seevolk ſich erzeugt, welches wegen der vielgeſtaltigen Heimath und des beweglichen Meeres als des Vermittlers ſich in Stämme organiſch ſchied und republicaniſche Adels- oder Volksherrſchaft zur Staatsform machte.

Die Hellenen waren ein bergbewohnendes Volk und auf Schifffahrt gewieſen. Da jedoch ihre Heimath wenig ausführbare Erzeugniſſe lieferte, ſo waren die Bewohner auf Handel und Induſtrie gewieſen, auf zwei Beſchäftigungsarten, welche vorzugsweiſe geeignet ſind, den menſchlichen Geiſt vielſeitig zu entwickeln. Die Vielgeſtaltigkeit des Wohnorts veranlaßte Verſchiedenartigkeit der Beſchäftigung, der Gemeindeverfaſſung, der Sprache, denn in Hellas entwickelte ſich Alles und Jedes in organiſcher Naturgeſetzlichkeit und in ſolcher originalen Vielſeitigkeit, wie dies kaum je einem Volke wieder gelungen iſt.

Die Hellenen ſchufen eine neue Ideenwelt, entwickelten dieſelbe nach allen Seiten hin, in Staat, Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft und alle Völker unterwarfen ſich nach und nach dieſer Cultur, vergaßen ſogar die eigne Sprache, um ſich der griechiſchen zu bedienen, welche für jeden zeitgemäßen Begriff den entſprechen-

den Ausdruck beſaß. Alexander unterwarf Egypten und den alten Orient der griechiſchen Cultur, die Römer unterwarfen ſich ihr, obſchon ſie Sieger waren, ſtudirten und redeten griechiſch, ſchmückten Rom mit griechiſchen Kunſtwerken und ſuchten ihre Sprache, Religion, Kunſt und öffentliches Leben dem Griechiſchen anzupaſſen. Die Römer nahmen griechiſche Cultur in ſich auf und verbreiteten ſie mit dem Schwert über das keltiſche Europa, bis Germanen dieſer Weltherrſchaft ein Ende machten, ſich aber ſehr bald der überwältigenden Cultur fügten, ſie annahmen und damit ihre Nationalität aufgaben. Noch Jahrhunderte dauerte die Herrſchaft der römiſchen Cultur, welche die romaniſchen Völker, eines nach dem andern, national weiter zu entwickeln ſuchten, indem ſie die Ideen der alleinherrſchenden Kirche, der Feudalverfaſſung und des Vaſallenthums, des Kampfes für den Glauben und den altheidniſchen Aber- oder Märchenglauben, endlich den Abſolutismus — eine römiſche Staatsform — zu entwickeln ſich bemühten. Aber dieſe Entwickelung blieb einſeitig, die tonangebenden Völker löſten einander zu ſchnell ab in der Arbeit, culturgeſchichtliche Gedanken praktiſch und theoretiſch, im Leben und in der Kunſt, durchzubilden und blieben daher einſeitig und auf halbem Wege ſtehen. Italien, Spanien, Frankreich als katholiſche Staaten ſchufen und entwickelten die Ideen der chriſtlichen Zeit, aber die wechſelnden Schickſale, die ererbte Sucht nach Gewaltherrſchaft und der verfolgungsſüchtige Katholicismus ließen als Anfang der modernen Cultur nur die mittelalterliche Romantik, die ſpitzfindige Sophiſtik der Theologie und Philoſophie, Kirchenbauten, Heiligenbilder, Ordens- und Kloſterweſen ſich vielgeſtaltig entwickeln. Zu einer Cultur organiſirten ſich dieſe Beſtrebungen nicht, weil ſie phantaſtiſch, in ſich unwahr blieben, und nicht alle Intereſſen der Menſchheit umfaſſen durften, was die Kirche und bevorzugten Stände nicht duldeten.

Erſt den Germanen gelang es, ein neues Culturleben zu er-

zeugen nach jahrhundertelangem schwerem Ringen. Im Gemüth hatten sich bei ihnen erhalten die Erinnerungen an ihren alten heidnischen Glauben, den sie mit dem Sanscritvolke und den Hellenen gemeinsam geschaffen hatten; sie bewahrten die persönliche Freiheit als das höchste Recht, den leitenden Grundsatz für jede Staatsordnung und jedes Rechtsverhältniß. Ackerbau und Gewerbe fanden glückliche Pflege bei ihnen, in Schifffahrt, Handel, Krieg und Bergbau standen sie ebenbürtig neben andern Völkern, in den zahlreichen freien Reichsstädten pflegte man Kunst und Wissenschaft, und dann ward aus dem tiefen frommen Gemüthe der Germanen die Reformation geboren und der befreiende Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit siegreich durchgefochten, die constitutionelle Staatsverfassung in verschiedenen Formen zum Staatsgrundsatze erhoben. Die Schweiz, Holland, England, die Hansa, Städtebündnisse versuchten republicanische Staatsformen, in der Schweiz wiederholte sich griechische Stammsonderung, Holland ward groß durch Pflege von Kunst und Wissenschaft und der erste Seestaat, welchem England nacheiferte, Schweden erhob sich zur Großmacht, als das deutsche Reich zur Schattengröße herabsank.

Während in den romanischen Staaten der Absolutismus siegte, sank das deutsche Kaiserreich zu einer Fürsten- und Ständerepublik herab, siegte in England die bürgerliche Freiheit und die Constitution, und nun war die Zeit für einen Shakespeare, Milton, Locke, Newton u. s. w., so daß die englische Literatur zur tonangebenden wurde, und die französischen Aufklärer in England lernten. Dazu kam der germanische Wandertrieb, Holland und England gründeten Colonien, verpflanzten dorthin ihre Gedanken und Staatseinrichtungen, aus denen ein freies Bürgerthum emporwuchs, während die Spanier ihre Colonisten nur ausbeuteten. Handel, Industrie, moderne Wissenschaften und Sprache entwickelten sich, England ward durch seine Flotten und Erfindungen Weltmacht

und verbreitete Sprache und Cultur bis in die entfernteſten Länder, ſchritt in der Erforſchung der Naturgeſetze allen Völkern voran, Dänen und Schweden griffen auch mit ein, indem ſie germaniſches Weſen zur Geltung brachten, und ſo entwickelte ſich die moderne Cultur, an welcher ſich nach beſondrer Seite hin die Franzoſen — ein germaniſch-romaniſches Miſchvolk — thatkräftig betheiligten, indem ſie es den Germanen gleich zu machen ſuchten, aber mehr im Glanz der Kriegsthaten, der Gewaltſamkeit, des äußeren Lebens ſich auszeichneten, bald dem Abſolutismus der Säbelherrſchaft, bald dem der Maſſenherrſchaft, den Launen der Mode und des verfeinerten Sinnengenuſſes dienten, was wohl die Wirkung des keltiſchen Geiſtes ſein mag, der noch in ihrer Organiſation, in Klima und Gefühlsleben ſteckt.

Ein engerer Kreis der Thätigkeit bleibt der Civiliſation zugewieſen, welche ein Ausfluß der allgemeinen Bildung, namentlich des Rechtsgefühls und der Humanität iſt. Denn ſie ſtrebt dahin, daß der Einzelne nicht nur geſichertes Recht beſitze, welches ihn gegen Gewalt und Uebermacht ſichert, ſondern daß auch der geſellſchaftliche Verkehr es ermögliche, der Bildung entſprechende Formen und Mittel anzuwenden, damit das geſammte äußere Leben der Denkungsweiſe unſrer Bildung entſpreche. Man verlangt von einem civiliſirten Volke z. B. gute Straßen, Reinlichkeit in Städten, Dörfern und Wohnungen, zweckmäßige Verkehrsanſtalten, Unterſtützungskaſſen, Kranken-, Findel-, Irren- und Schulhäuſer, allgemein verbreiteten Volksunterricht, Sinn und Pflege für Kunſt und Wiſſenſchaft, Sittlichkeit und Ehrbarkeit im öffentlichen und Privatleben u. ſ. w. Durch die Cultur wird ein Volk civiliſirt, aber es kann auch äußerlich Civiliſation annehmen, ohne Cultur zu beſitzen, wie es z. B. in der Türkei, Rußland u. ſ. w. geſchieht. Weil Cultur nur durch lange Arbeit, durch Entwickeln von innen heraus gewonnen wird, ſo kann man ſie nicht ohne Weiteres nachäffen, ſie muß vielmehr eine geiſtige Errungenſchaft ſein und ein

breite Unterlage besitzen. Civilisation ist bei uncultivirten Völkern nur Firniß, wie die Indianer noch nicht civilisirt sind, wenn sie einen Regenschirm tragen. Die Cultur überwältigt nach und nach die weniger cultivirten Völker, wie dies das Verschwinden der zahlreichen germanischen Reiche zur Zeit der Völkerwanderung zeigt, weil man nur dann die Cultur sich aneignet, wenn man sich ihrer fertig ausgebildeten Sprache, Sitten, Lebensweise u. s. w. anschließt. Ein ungebildeter Mann kann in seiner Sprache mit einem Culturmenschen sich über höhere Dinge nur in der Cultursprache verständigen, weil seine Sprache die Culturgedanken nicht auszudrücken vermag. Dagegen scheint sich in den nordamerikanischen Freistaaten ein neues Culturleben vorzubereiten, welches aus der Vermischung der europäischen und ostasiatischen Culturvölker hervorgehen wird auf Grundlage größtmöglicher persönlicher Freiheit.

15. Genossenschaften, Stände, Volk, Staat.

Die Gliederung einer größeren Gesellschaft in kleinere, gleich geartete Theile liegt in der Natur der Gesellschaft selbst, sie ist ein psychologischer Organisationsprozeß, der ebenso nothwendig erfolgt, wie die Verbindung von verwandten Atomen zu Krystallen. Familien-, Corporations- und Nationalgeist sind instinctive Gesinnungs- und Gemüthsregungen, welche man nicht willkürlich durch Verordnungen schaffen oder zerstören kann, sondern welche naturgemäß sich bilden durch die Lebenskraft, wie sich im Pflanzen- und Thierkörper Organe bilden und entwickeln.

Menschen, welche dieselbe Beschäftigung treiben, entwickeln nicht nur einzelne Muskelgruppen besonders, sondern auch einzelne Theile und Organe des Gehirns und der Sinne überhaupt. Der gleiche Stoff, welchen sie bearbeiten, erweckt in ihnen gleiches In-

tereſſe, gleiche Urtheilsrichtung, verwandte Schlüſſe und Folgerungen, gleiche oder ähnliche Ausdrücke, gleichartiges Beobachten der Theile u. ſ. w., kurz es entſtehen eine Menge gleicher Wahrnehmungen, welche nothwendig eine Aehnlichkeit der Urtheils- und Begriffsbildung veranlaſſen. Je enger und gleichförmiger der Kreis ſolcher Wahrnehmungen iſt, um ſo enger und einſeitiger bleibt der Horizont des Urtheils, wenn er nicht anderweitig Erweiterungen erhält, z. B. durch Reiſen, Wohnen in einer großen Stadt u. ſ. w. Leute deſſelben Standes verſtehen einander leichter, weil ſie gewiſſe Urtheilsformen gleichmäßig oft anwenden, ſo daß ſie ihnen geläufig ſind und auch zur Beurtheilung anderer Dinge benutzt werden. Menſchen deſſelben Standes vertreten aber auch Andern gegenüber daſſelbe Intereſſe der Exiſtenz, der Berechtigung, des Vortheils, ſind alſo zu gegenſeitiger Unterſtützung auf einander gewieſen, ſympathiſiren mit einander und werden dieſe naturgemäße Intereſſenverwandtſchaft auch durch eine gemeinſame geſellſchaftliche Ordnung, durch die Gründung einer Genoſſenſchaft befeſtigen und dauernd machen. Dieſe Genoſſenſchaft organiſirt ſich, und was bisher inſtinctiv als Gewohnheit und Herkommen geübt wurde, das erhebt man nun zum Statut der Genoſſenſchaft, deren Wurzel im Triebe der Lebenserhaltung liegt, mit welcher man Concurrenten und Feinden begegnet, welche alſo gewiſſermaßen ins Gemüth verpflanzt wird, weshalb eben auch bei Streitigkeiten, Gefahr u. ſ. w. Innungsgenoſſen Andern gegenüber ſofort Partei für einander nehmen. Dies zeugt von der Macht des Gemüthes.

Die Genoſſenſchaft wird zur erweiterten Familie; es bildet ſich in ihr ein erweiterter Familiengeiſt aus, der ſich ſogar eine Anzahl eigenthümlicher Ausdrücke, beſondere Anſchauungsweiſe, Corporationsintereſſen, Abſtufungen ꝛc. erzeugt, die Bildung und das Denken beherrſcht, weil Gemüthsneigungen das Denken derart beſtimmen, daß es zu gewiſſen Schlußfolgerungen kommen muß, die im Intereſſe der Genoſſenſchaft liegen. Gegen außen ſchließt

ſie ſich ebenſo ab wie die Familie, betrachtet alle inneren Angelegenheiten als Heiligthümer des Familienlebens, und da ſie feſthält an Herkommen und alten Satzungen, ſo hat ſie ſtets große Neigung, zur Kaſte und abgeſchloſſenen Zunft zu werden, wenn nicht der Drang der perſönlichen Freiheit die Zunft zur freien Genoſſenſchaft zu machen verſteht.

Gruppiren ſich Genoſſenſchaften zu größeren Vereinen, ſo entſtehen Stände, bei denen ſich nun daſſelbe wiederholt, was von der Innung gilt. Es ſcheiden ſich Städter und Landleute, Weltliche und Geiſtliche, Bürgerliche und Adelige, weil jeder dieſer Stände ſeine beſondern Erfahrungen und Intereſſen hat, nach denen er ſeine Urtheile bildet und ſomit eine eigenthümliche Weltanſchauung ſich entwickelt. Der Bauer iſt an die Scholle gebunden, hängt von den Jahreszeiten ab und hat eine einförmige Beſchäftigung, wenig Verkehr, erfährt daher von Begebenheiten, Erfindungen, neuen Anſichten wenig, bleibt in ſeiner Bildung zurück, und da ſeine Arbeiten ſich ſtets in derſelben Weiſe wiederholen, ſeine Gedanken alſo denſelben Kreislauf durchmachen, ſo wird er im Urtheil beſchränkt. Nur der große Grundbeſitzer erhebt ſich über dieſe Engherzigkeit, indem er Maſchinen anwendet, ſtudirt und mit der Stadt mehr verkehrt. Der Städter iſt geiſtig beweglicher, wenn auch der Handwerker und Kleinbürger oft zum Spießbürger wird, und je größer die Stadt iſt, um ſo vielſeitiger ſind die geiſtigen Güter, die ſich anhäufen, es ſtrömen von allen Seiten Erfahrungen, fertige Gedanken und Anregungen zu, bis in der Hauptſtadt auch das geſammte geiſtige Leben und Streben ſich vereint und von ihr aus die geiſtigen Strömungen in die Provinzen geleitet werden. Die Hauptſtadt giebt daher im Lande den Ton an, ſie vertritt die Geſammt-Intelligenz des Landes.

Geiſtlichkeit und Adel vertreten beſondere Intereſſen, leben in beſonderen Erinnerungen, wachſen in Standesvorurtheilen, herkömmlichen Anſichten, Bedürfniſſen und Gewohnheiten auf, denen

gemäß ſie auch gar Vieles nach ihrer Weiſe beurtheilen und in Vorurtheile verfallen. Unter Ehre denkt ſich ein Graf Dinge, die ein Bürgerlicher gar für ehrlos, gemein oder verrückt hält. Der Geiſtliche urtheilt über ſein Wiſſen, ſeine erſtrebte Unfehlbarkeit ganz anders wie der Laie, hat über Sünde, Glauben, Vergnügen u. ſ. w. ſeine Standesurtheile. Da nun jeder Einzelne einem Stande angehört, ſo lebt er unter dem maßgebenden Einfluß der Standesvorurtheile, muß Vieles thun aus Standesehre, bildet ſein Denken nach einer beſondern Richtung hin aus, und nur wenigen kräftigen Geiſtern gelingt es, ſich vor ſolcher Einſeitigkeit zu bewahren. Wir nennen ſolche Männer dann große Männer. Nach der Behauptung einiger Phyſiologen iſt es wahrſcheinlich, daß auch das Gehirn ſich einſeitig ausbildet, wenn einſeitige Urtheile von Generation zu Generation eingeübt und verpflanzt werden, ſo daß ſpätere Geſchlechter nicht anders denken können. Daſſelbe gilt von Kaſten und unabänderlichen Standesunterſchieden. Denkt man nun, daß in einer ganzen Landſchaft bei einem Volke, welches dieſelbe Sprache redet, daſſelbe ſtattfindet, ſo muß ſich im Volke gegenüber andren Völkern eine beſondere Denk- und Anſchauungsweiſe mittelſt der gemeinſamen Sprache feſtſetzen, die Gleichartigkeit der Heimath führt zu gleichartiger Beſchäftigung, Lebensweiſe und Sitte, und ſo entſteht der abgeſchloſſene National-Charakter, der in der Sprache und Religion ſeinen Urſprung, in geſellſchaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten ſeinen äußeren Ausdruck hat.

In der Sprache erhält das Denken und die Art, die Welt und ihre Verhältniſſe aufzufaſſen, nicht nur feſte Geſtalt, Leib und Sichtbarkeit, ſondern ſie verſetzt auch durch ihre Laute in eine gewiſſe Gemüthsſtimmung. Bekanntlich beſitzt jede Sprache ihre Eigenthümlichkeit der Wort- und Satzformen, auch der Bezeichnung der Begriffe, Benennung der Dinge, und ſo muß ſich in dem Volke, welches dieſelbe Sprache redet, eine Gleichartigkeit der Weltanſchauung und Empfindung, des Fühlens, Wiſſens und Er-

kennens ausbilden, in welcher das Wesen der Nationalität beruht. Im Alterthum ging die Sprache, noch mehr aber die Sitte aus religiöser Denkungsweise hervor, weshalb jedes Volk, jeder Stamm, jede Landschaft ihren Localgott als Inbegriff der Localeigenthümlichkeit besaß. Auswanderer nahmen ihre Götter mit, an deren Verehrung sie einander wiedererkannten.

In den ältesten Zeiten fielen Religion, Sprache und Nation so untrennbar zusammen, daß Kastenunterschiede festgesetzt wurden, um dem erobernden Volke als Krieger, Priester und Gelehrte die Herrschaft zu sichern. Im Großen hat sich auch die Religion behauptet als Unterschied der großen Rassen. Mongolische Chinesen, Hindus, Semiten, Slaven, Romanen und Germanen sind durch Religionen geschieden, weil jede Rasse ihre besondere Art besitzt, den Urgrund der Dinge zu erforschen und sich vorzustellen. Aus der Religion fließt zum Theil die Sitte als Religionsvorschrift und Gottesdienst, mithin werden Sitten, Lebensweise, Rechte, Staatsverfassung, gesellschaftliche Ordnung Ausflüsse und Spiegelbilder der Nationalität, welche aber durch Verallgemeinerung der wissenschaftlichen Bildung, des Handels und der Industrie abgeschwächt wird. Die Religion erhält in der Humanität, die Sprache in der Wissenschaft und in der Handelssprache eine weltbürgerliche Färbung. Oder es greifen historische Erinnerungen, gemeinsame Leiden, Siege, Ehren und Leistungen über Sprache und Confession hinaus, es herrschen Ideen und in ihnen verwirklicht sich der Staat als Inbegriff aller Eigenthümlichkeiten, Rechte und Sonderheiten. Indem der Staat diese Einzelheiten sich unterordnet und sie gegenseitig zweckmäßig ordnet, macht er sich von der rohen Natürlichkeit der Nationalität los, er wird eine geistige Schöpfung, die Verwirklichung praktischer sittlicher Ideen und bewegt sich nun in dieser idealen Atmosphäre.

16. Handwerk, Industrie, Handel und Cultur.

Von Industrie und Handel spricht die Weltgeschichte gar nicht, oder nur im Vorbeigehn, der Denkforscher schaut geringschätzig auf solche Beschäftigung, denn Plato und Cicero haben es ja auch so gemacht, — und doch geht alle Cultur, Wissenschaft und Kunst vom Handwerk und vom Handel aus. Um es deutlicher auszusprechen, muß man sagen, daß die Cultur eines Volkes von der Menge und Art der Erzeugnisse abhängt, welche das Land zur Verarbeitung und Benutzung bietet.

Der Südseeländer ist an die Kokospalme, der Sandsteppenbewohner Arabiens und Afrikas an die Dattelpalme, andre Völker an Fische, Wild oder Weide der Hausthiere gewiesen, so daß ihr Denken, Beobachten, Erfahren, Urtheilen, Streben und Begehren einen sehr engen Kreis füllt und doch das ganze Jahr durch allein Geist und Leib beschäftigt. Da ist für Cultur keine Zeit, keine Veranlassung, kein Bedürfniß vorhanden; entweder wird der Lebensunterhalt leicht gewonnen, und dann wird ein Volk träge, oder unter großen Anstrengungen, und dann fehlt geistiges Interesse.

Dagegen gab es z. B. in Indien Baumwolle, Seide, Früchte aller Art, nutzbar zu machende Thiere, Verschiedenheit der Landschaften und ihrer Erzeugnisse, mithin Bedürfniß, dieselben umzutauschen, weil man stets Verlangen nach dem hat, was ein Anderer besitzt. Wer Ackerbau und Obstzucht treibt, muß Jahreszeiten und die Natur der Pflanzen beobachten, um sie richtig zu behandeln. Dasselbe gilt von den Hausthieren, die ihn bei seiner Arbeit unterstützen, ihn ernähren und kleiden müssen. Dadurch wird sein Urtheil vielseitig entwickelt, er bedarf verschiedener Kenntnisse, muß sich Werkzeuge erfinden u. s. w. Noch mehr steigert sich diese geistige Thätigkeit, wenn ein solches Volk Gespinnstpflanzen verarbeitet, denn zunächst muß es dieselben pflanzen, gut pflegen und rechtzeitig benutzen. Hierauf bedarf es Spinn- und Webewerkzeuge,

es ſucht geeignete Farben, erfindet ſich Muſter und Moden und geräth daher in eine Verſchiedenheit geiſtiger Thätigkeiten, und in eine Vielſeitigkeit des Urtheils, welches ſich nun nach allen Richtungen entwickelt.

Der Ackerbau führt nicht nur zur Religion, ſondern auch zur Geometrie, Aſtronomie, zu geſellſchaftlicher Ordnung, zur erſten Geſetzgebung über Mein und Dein, zum Aufbau feſter Wohnſitze, zur Vertheidigung des Eigenthums, zur Monarchie u. ſ. w., wie Schiller in ſeinen Gedichten dieſe Thatſachen meiſterhaft entwickelt hat. Je vielartiger die Arbeit wird, um ſo mehr Talente entwickeln ſich, um ſo umfangreicher wird das Geſammtwiſſen. Europa feiert ſeine Triumphe in ſeinen kunſtvollen Spinn- und Webemaſchinen, weshalb wir unſre Cultur dem Eiſen, der Steinkohle und der Baumwolle verdanken. Die Gallier mit ihren Kupferwaffen, die Germanen mit ihren ſteinernen Streitäxten erlagen dem römiſchen Eiſenpanzer und Stahlſchwert; Mexico und Peru fielen in die Hände weniger eiſen- und kanonenbewaffneter Spanier, und bis heute gaben beſſere Waffen den Ausſchlag im Kriege. Um aber in der Induſtrie Fortſchritte zu machen, bedarf man der Mathematik, Mechanik, Phyſik, Chemie, Bergwerkkunde, man muß verſchiedene Bauten ausführen auf und unter der Erde, unterirdiſche Waſſer beherrſchen, bequeme Wege anlegen u. ſ. w., ſo daß alſo die Wiſſenſchaften unterſtützt wurden und in die Induſtrie eingriffen, welche der Wiſſenſchaft wieder beſſere Inſtrumente und Apparate lieferte.

Nicht minder gewaltig griff der Handel in das geiſtige und materielle Leben der Völker. Er verbreitet Kenntniſſe aller Art, deren der Kaufmann bedarf, regt zur Induſtrie an, indem er neue Bedürfniſſe bringt, für welche man Tauſchwerthe bieten muß, wenn man ſie befriedigen will; er trachtet nach Sicherheit des Eigenthums und Lebens, verlangt Freiheit der Bewegung, macht ein Volk wohlhabend, weil er die Landeserzeugniſſe verwerthet,

deren Anbau also lohnend macht, begünstigt Theilung der Arbeit u. s. w. Hat ein Volk seine nächsten Bedürfnisse befriedigt, so denkt es an Schmuck und Verschönerung des Lebens. Die Wohnungen erhalten ein schönes Aussehen, im Innern Farben- und Bilderschmuck, dasselbe gilt von der Kleidung und vom Hausgeräth und andern kleinen Bedürfnissen. Musik, Poesie u. s. w. geben eine geistig anregende Unterhaltung, so daß sich endlich nach und nach das geistige Leben in seiner ganzen Breite und Vielseitigkeit entfaltet. Man vergleiche nur Nordamerika und England mit Rußland und der Türkei, die Chinesen mit den Mongolen, die Peruaner mit den Indianern!

Volz, Tiedemann, Grothe u. A. haben nachgewiesen, wie Baumwolle, Zucker, Kaffee, Seife, Tabak u. s. w. auf Lebensweise, Gesittigung und Cultur der Einzelnen wie ganzer Völker einwirkten, wie die Weltgeschichte eine andere Physiognomie erhielt durch die Verbreitung materieller Dinge, z. B. der Kartoffeln, denen wir das kraftlose Proletariat und mindere Arbeitslöhne verdanken.

Es genügt, darauf hingewiesen zu haben, wie unser Cultur- und Wissenschaftsleben auf materiellen Grundlagen beruht und aus ihnen sich entwickelt, wie der Geist sich im Menschenleibe ausbildet mit Hilfe der Luft, des Blutes, Phosphors u. s. w.

---

17. Bildung, Wissenschaft und Religion.

Wenn man vorurtheilslos über das Wesen der Religion nachdenkt, so findet man, daß sie der Inbegriff der höchsten Wahrheiten sein soll. Instinctiv verlangen daher die Kirchen — d. h. ihre Oberherren, Kirchenpaschas u. s. w. —, daß sie über alle wissenschaftlichen, politischen und socialen Fragen zu entscheiden haben. Beanspruchen sie dieses Vorrecht, so müssen sie nachweisen,

daß ſie vorzugsweiſe die Vertreter der Wiſſenſchaft ſind, aber ſie widerſetzen ſich ungeberdig derſelben und nehmen lieber Zuflucht zu Polizei, Staatsanwalt, Chaſſepots und anderem Apparat. Außerdem weiß man ja, daß die Theologie nur vom Gnadenbrode der andern Wiſſenſchaften lebt, alſo nur deren beſondere Anwendung ſein kann. Man verſpottet daher die oberſten Kirchendiener und ſpricht verächtlich von ihnen. Dem geſammten Culturleben kann dies nur Schaden bringen, denn wenn die oberſten Autoritäten — Fürſten, Päpſte, Cardinäle, Miniſter, Oberconſiſtorialräthe — dem Volkswitz anheimfallen, dann brechen die Stützen unſeres ganzen Staats- und Kirchenlebens zuſammen. Niemand wird leugnen, daß wir jetzt in dieſer Kriſis ſtehen, weil ſich Kirchenparteien der weltgeſchichtlichen Strömung widerſetzen. Galilei mußte abſchwören, und doch hat er Recht gehabt; Luther verbrannte die Bannbulle verdientermaßen als Gotteslästerung, und doch greift man immer noch zu den alten unbrauchbaren Mitteln.

Die Kirche — d. h. bevorzugte Menſchen — halten die Aufklärung, das Wiſſen, den Unglauben an unglaubliche Wunder- und Heiligengeſchichten für Religionsverachtung. Nein, die allgemeine Bildung wendet ſich nur gegen den Aberglauben der Kirchenbeamten, die ihre menſchliche Bildung für Religion und Gotteswillen ausgeben. Nun und nimmermehr kann das als Inhalt der Religion verehrt werden, was die Wiſſenſchaft als Irrthum und Vorurtheil zurückweiſt.

Urtheilt man unbefangen, wie wir Chriſten über nicht chriſtliche Religionen, ſo erkennt man, daß die Religion der Inbegriff des höchſten Wiſſens in Form des Glaubens ſein ſoll, während die Wiſſenſchaft daſſelbe in Form der ſtrengen Wiſſenſchaft lehrt. Naturgemäß kann alſo zwiſchen Glauben und Wiſſen nie ein Streit entſtehen. Das Unheil unſrer widerwärtigen Kämpfe liegt nur darin, daß jeder Geiſtliche meint, wenn er dieſe oder jene Uniform trägt, ſo muß er auch Alles verſtehen und darf nach Belieben

verdammen und selig sprechen. Die Geistlichen sollten nicht vergessen, daß sie trotz der Kutte Menschen sind, oft Menschen von sehr beschränktem Wissen, und daß Gott solchen mangelhaften Menschen nicht die Vollmacht — einen lettre de cachet — geben kann, den Paß für Hölle oder Paradies zu visiren. Man soll den „Namen Gottes nicht mißbrauchen." Das sollten die „Diener am Wort Gottes" sich zu Herzen nehmen.

Es ist Thatsache, daß alle Kunst und Wissenschaft der Religion entstammt; auf psychologischem Wege kommt man zu demselben Ergebniß. Verfolgt man die religiösen Gefühle bis zu ihrem Entstehen, so wachsen sie aus dem Unbehagen hervor, daß man Wichtiges nicht weiß, es nicht begreifen kann, Wahrnehmungen und Erfahrungen sich nicht erklären, in Vorstellungsurtheile verwandeln kann. Man empfindet das Unvermögen der Vorstellungsthätigkeit, und um dieses los zu werden, sucht man nach dem Grunde der Erscheinungen. Entweder schiebt man mit Hilfe der Phantasie Mythen, Personificationen, Symbole und dgl. unter und macht dadurch die Religion zu einer poetischen Weltanschauung, oder man sucht in den Erscheinungen selbst den Grund ihres Daseins. Daher beginnen alle Religionen mit Schöpfungssagen und mit Götter- oder Menschengenealogien, indem die unklaren Vorstellungen des Denkens in Personen und deren Schicksale oder Thätigkeit umgewandelt werden, wie etwa das Kind beim Spielen die Puppe das thun und leiden läßt, was das Kind erfahren hat. Je älter ein Volk wird, um so mehr überzeugt es sich von der Unwahrheit seiner Mythen, es erkennt, daß die Welt eine andre ist, als die religiöse Ueberlieferung es darstellt. Dann verfällt das religiöse Leben oder es wird reformirt d. h. in Uebereinstimmung mit der Bildung und der Erfahrung gebracht, oder sie erhält sich mumienartig als geistlose Ceremonie, wogegen die Bildung den Inhalt der Religionslehre verachtet und verspottet.

Die Religion will die höchsten Wahrheiten, den Urgrund der

Dinge erfaſſen, aber nicht in der Form des Wiſſens und Forſchens, ſondern in der Form des Gefühls, welches vertrauensvoll im Glauben die Antwort auf alle Fragen findet, darin das beängſtigende Gefühl geiſtiger Hilfloſigkeit los wird. Im Glauben gleicht ſich Wiſſen und Nichtwiſſen aus; ja der einſeitige Glaube verachtet das Wiſſen; ihn befriedigt und beruhigt der Glaube. Jede Religion enthält daher myſtiſche und myſteriöſe Elemente. Um aber den Glauben zu befeſtigen, darf er keine Veränderung zulaſſen, welche ja das Gemüth irre führen würde, daher werden feſte Glaubensſätze und Ceremonien gegeben, in denen allein der wahre Glaube beruhen ſoll. Es bildet ſich eine Prieſterkaſte, eine bis ins Kleinſte hinein ausgearbeitete Syſtematik der Glaubensſätze und Glaubensregeln, die bis ins Phantaſtiſche und Unnatürliche hinein gehen kann, ein bis ins Nebenſächlichſte ſich erſtreckendes Ceremoniell des Cultus, ſo daß nun eine Kluft zwiſchen Glaubensvorſtellung und täglicher Erfahrung entſteht.

Ein ſolcher Zwieſpalt entſteht nothwendig, wenn die Prieſterſchaft ſich kaſtenartig abſchließt, dem Fortſchritt der Bildung ſich widerſetzt, um veraltete Satzungen aufrecht zu erhalten. Dieſelben Fragen aber, welche die Religion beantwortet, erforſcht und beantwortet auch die Wiſſenſchaft, die aber von keiner gegebenen Vorausſetzung ausgeht, an kein Dogma gebunden iſt, ſondern aus Beobachtungen, Verſuchen und Unterſuchungen die Geſetze der Erſcheinungen und den Grund der Dinge zu erkennen ſucht. Sie kann Vieles nicht beweiſen, nicht Jeder kann Alles ſelbſt prüfen, ſondern muß Vieles auf Glauben und Autorität hinnehmen. Umgekehrt ſucht auch die Theologie ihre Lehrſätze wiſſenſchaftlich zu begründen, um den Glauben in Uebereinſtimmung mit dem Wiſſen zu halten, ihm die Wahrheit zum Inhalte zu geben.

Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft ſind alſo nur verſchiedene Erſcheinungsformen der Erkenntnißthätigkeit, welche die Wahrheit erforſcht und zum Inhalt des Wiſſens, Denkens und Empfindens

macht. Gerathen dieſe Erſcheinungsformen in Gegenſatz zu einander, ſo liegt dies nicht in ihrem Weſen, ſondern in den Parteien der Menſchen. Wird der Theologe genöthigt, ganz beſondre, abſtracte Urtheils- und Schlußreihen zu bilden, ſo muß dieſe Gewohnheit in ihm eine beſondere Denkweiſe und Auffaſſungsart erzeugen, welche der widerſpricht, welche die Erfahrung als Leiterin und Verbeſſerin benutzt. Es bilden ſich beim Theologen, der von Jugend an in den inhaltsloſen Sophismen des theologiſchen Syſtems denken lernt, ganz eigenthümliche Leitungswege aus, ſeine Vorſtellungen werden auf entlegene Vorſtellungsgebiete geleitet, und dadurch gelangt er zu beſonderen Urtheilen und Ideen, kann die wirkliche Welt um ſich her nicht verſtehen, in den wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich nicht zurecht finden und eifert nun gegen Irrlehren, Religionsverachtung u. ſ. w., obſchon er im Irrthum iſt, indem er veraltete Vorſtellungen für Religionswahrheiten ausgiebt, obſchon jene dem Intereſſe der Gegenwart längſt entrückt ſind und der Geſammtbildung als hiſtoriſche Erlebniſſe fern liegen. Auf dieſe Weiſe bildet ſich ein unnatürlicher Gegenſatz zwiſchen Glauben und Wiſſen, religiöſem Bewußtſein und Bildung, zwiſchen Theologie und Wiſſenſchaft, Kirchenlehre und Volksleben.

Der Wiſſenstrieb iſt dem Menſchen angeboren, weil der Menſch das Bedürfniß hat, die Welt mit ihren Erſcheinungen ſich zum Verſtändniß zu bringen, d. h. ſie in Vorſtellungen und Urtheile zu verwandeln. Vermag er dies nicht, ſo entſteht im Vorderhirn eine Hemmung und Leere, gewiſſermaßen Hunger nach Nahrung. Dieſer Gehirnzuſtand wird in den Organen des Gemeingefühls (den Ganglien des Kleinhirns) empfunden als Unbehagen. Ein Reiz weckt den andern; das Unbehagen wirkt als Wille auf andere Organe, um die peinliche Stimmung, den Druck loszuwerden. Es wirkten aber ſinnliche Erſcheinungen ein, mithin ſind die Enden der Augen- und Ohrnerven in erregtem Zuſtande, in den Vorſtellungsorganen nimmt man dieſe Erregung wahr und ſucht das

Unbekannte mit irgend einer bekannten Wahrnehmung zu vereinigen, so daß nun die Phantasie die Mythe erfindet, um das Wissensbedürfniß zu befriedigen. Nun sieht der Mensch in der Sonne ein Auge, ein Gesicht, ein Wagenrad, eine Scheibe u. s. w. Solche poetische Anschauungen entwickeln sich dann je nach der Denk- und Sinnesweise der Völker oder einzelner Menschen weiter, werden zum Volksglauben. Je umfassender solche Auffassungsbilder sich gestalten, um so vieldeutiger werden sie, weshalb der Geist sich bemüht, sie in Bildern, Statuen, u. s. w. zu fixiren. Vermehrt sich unterdessen das Wissen und Erkennen, so wirkt das vorstellende Urtheil kritisirend auf den Inhalt des phantasiereichen Glaubens, verwandelt dessen Inhalt in Erkenntnisse und kann es bei weit vorgeschrittener Verstandesbildung so weit bringen, daß die Religion in Wissen (Moral- und Verstandesreligion, aufgelöst, zur Wissenschaft gemacht wird, indem man alles Wunderbare ausscheidet. Die Chinesen haben dies erreicht, die Griechen in ihrer Philosophie und den eleusischen Mysterien, die Protestanten in ihrer Kritik und Wissenschaft versucht. Der Wunderglaube wird zum Aberglauben, das starre Dogma zum Vorurtheil, der wahre Inhalt der Religion aber tritt aus dem Gebiet des Gefühls (Glaubens) in das des Wissens (Erkenntniß) über, und an dieser Umwandelung arbeitet die Verstandesbildung, der Realismus unsrer Zeit. In ihm wurzeln instinctiv die freien Gemeinden, die ungeheure Masse der Gebildeten.

18. Religion und Staatenbildung.

Die Geschichte belehrt uns, daß seit uralten Zeiten Staaten sich bildeten auf Grundlage einer besondern Religion, die dadurch zugleich eine nationale wurde. Im alten Orient diente die Religion dazu, die Oberherrschaft eindringender Eroberer zur Reli-

gionsſache zu machen und den Vorrechten der herrſchenden Kaſte religiöſe Weihe zu geben. Alſo war die Religion nur ein Mittel zur Befeſtigung der Herrſchaft. Phönizier und Karthager benutzten die Religion als Einigungsmittel für die weithin zerſtreuten Handelscolonien, unter ihrem Javeh verehrten die Juden den Begriff ihrer nationalen Einheit. Auch für die Griechen hatten die Götter zunächſt politiſche Bedeutung, denn jeder Canton, jede Stadt hatte einen beſondern Localgott, deſſen Weſen ſich erſt ſpäter zum Symbol allgemeiner Begriffe erweiterte, bis ſich die Religion in Philoſophie auflöſte, die heiligen Tempel geplündert und für die erbeuteten Tempelſchätze Söldlinge gemiethet wurden, um Griechenland ſchwach zu machen, wie es im dreißig- und ſiebenjährigen und den napoleoniſchen Kriegen in Deutſchland geſchah. Im kosmopolitiſchen Rom verwandelten ſich die Local- und Hirtengötter bald in Staatsgottheiten und eroberte man mit fremden Ländern auch deren Nationalgötter, die man im Pantheon anſammelte, ſo daß dieſe Geſammtreligion zu dem albernſten Aberglauben ausartete. Das Chriſtenthum war zwar berufen, Weltreligion zu werden, aber in Rom verband man damit ſehr bald den Begriff abſoluter Herrſchaft über Völker, Wiſſen, Dichten und Streben. In Byzanz und Rußland machte man die Religion zur Staats- und Nationaleigenthümlichkeit, die ſpaniſchen Habsburger führten ſchauderhafte Ketzerkriege im Namen der Religion der Duldung und Menſchenliebe, die Germanen endlich arbeiteten ſich zur Glaubens- und Gewiſſensfreiheit durch, einige Stämme gründeten auf die freie Kirchengemeinde die freie Staatsgemeinde. Daſſelbe Schauſpiel wiederholt ſich in den muhamedaniſchen Ländern. Der Islam war für die Araber das einigende Element und trieb ſie auf Eroberungen hinaus. Daher ward Papſt und Kaiſer im Chalifen zu Einer national-religiöſen Würde vereinigt. Wer gegen den Chalifen rebellirte, empörte ſich gegen Allah. Trotzdem rebellirten ehrgeizige Statthalter oft genug.

Es kann keine zufällige Erſcheinung ſein, daß Staat und Religion ſtets zuſammenfielen, weshalb uns jetzt der Kampf ſo ſchwer wird, dieſe alte angewohnte Vereinigung zu löſen, weil ſie nicht zuſammen gehören und ein Theil den andern zu beherrſchen ſtrebt. In proteſtantiſchen Ländern gilt der Landesherr als Herr der Kirche, entſcheidet als Nichttheolog über theologiſche Angelegenheiten, wobei es ohne herben Zwang und ohne Gewalt des Stärkeren nicht immer abgeht.

Wenn wir uns ſolche Thatſachen pſychologiſch erklären wollen, ſo müſſen wir uns daran erinnern, daß jede Religion bei ihrem Entſtehen nicht nur Inbegriff aller Sitte, ſondern auch der nationalen Sitte und des Rechts ſein muß, wenn ſie Gemüthsmacht werden will. In ihr fließen alle Erkenntniſſe zuſammen, von ihr fließen ſie aus, Erziehung, Ehe, öffentliche Würden, Gebräuche erhalten durch ſie göttliche Weihe, in ihr organiſirt ſich das geſammte Denken und Empfinden zur herrſchenden Einheit. Prieſter übernehmen die Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft, Orakel leiten die Politik, die Könige erhalten als Gotterwählte eine bevorzugte Stellung, das Volk wird an blinden Gehorſam gegen den Gottgeſalbten oder Sohn Gottes gewöhnt. Je mehr ſich aber das Volksleben erweitert, je mehr Beſtrebungen, Intereſſen und Gedanken eintreten in die Volksbildung, um ſo enger wird der Rahmen der Religion, in deren Weſen es liegt, unveränderlich zu bleiben, weil ſie ſich für eine göttliche Anordnung ausgiebt. Nach und nach machen ſich Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat unabhängig, um ihren eigenen Entwickelungsgeſetzen zu folgen, und die Religion ſinkt zu einer leeren äußeren Ceremonie, zur kalten Gewohnheit herab. Geſchieht es nun gar, daß Oberfürſten und Oberprieſter unter einander wegen der Grenzen ihrer Macht in Streit gerathen, ſo wird das ganze Religionsgebäude erſchüttert und morſch und ſtürzt endlich unter dem ſchadenfrohen Jubel aller Bedrückten zuſammen.

Siegt im Kampfe die weltliche Macht, so sucht sie ihren Sieg auszubeuten und ihre Rechte auf Kosten der Kirche zu erweitern; siegt die Kirche, so verfällt der Staat in Anarchie und Schwäche, wodurch das Volk, sofern es noch Sinn für Vaterland und Geschichtsleben hat, auf Seite der weltlichen Macht getrieben wird. Endlich kommt in jedem Staate die Zeit, in welcher die Rechte der Kirche festgesetzt werden, derart, daß sie den Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten verliert und sich auf rein kirchliche Dinge beschränken, daß sie zur Privatsache der Einzelnen werden muß, die sich zu Gemeinden vereinigen um irgend welches Glaubensbekenntniß. Unsre Gegenwart ist in diesem Scheidungsprozeß begriffen, daher die Unruhe, Erbitterung der Zeitbewegungen, das Zusammenraffen der letzten Kraft, um eine Herrschaft zu retten, welche in das ganze moderne Staats- und Wissenschaftsleben nicht hineinpaßt, die nicht lebensfähig ist, sondern nur noch als Gespenst Schwachherzige und Unwissende schreckt.

Suchen wir nach der psychologischen Erklärung dieser Thatsachen! Glauben und Religion sind Gemüthszustände, die sich zur Gesinnung verdichten, um von dieser aus zum Antrieb der Handlungsweise zu werden. Jeder Gemüthszustand behauptet sich nur unter gewissen Verhältnissen, verändert sich also, wenn diese wechseln. Sobald daher Wissen und Volksleben in andrer Weise auf das Gemüth einwirken, andre Vorstellungsstoffe zuführen, so muß auch die Wirkung auf die Gesinnung eine andre werden, sie selbst mit dem fremden Inhalt andre Gestalt annehmen. Fühlt sich das Gemüth nicht in Uebereinstimmung mit dem Wissen, so entstehen Zweifel; denn der innere Mensch will mit den äußeren Verhältnissen sich im Einklang erhalten, die Welt seiner Vorstellungen soll der äußeren Welt entsprechen, damit er mit sich in Frieden leben kann. Wird die Religion verlassen von den andern Geistesthätigkeiten, widersprechen sie gar einander, so treibt das innere Bedürfniß dazu, dem Grunde nachzuforschen. Die Religion wird dann

zur Verſtandesſache, iſt ihrem natürlichen Boden entnommen, und muß nothwendig verkümmern; denn eine Verſtandesreligion kann wohl eine klug berechnete Sittenlehre erzeugen, aber es fehlt der belebende Hauch des Glaubens.

Staat und Wiſſenſchaft beruhen auf Gedanken und Ideen, ſind unruhige, wandelbare Bewegungen der geiſtigen Atmoſphäre, ſtreng verſtändige Angelegenheiten, die klar und abſtract gefaßt ſein wollen und alle geheimnißvollen Gemüthsregungen ausſchließen. Sie verlangen Geſetze und Beweiſe, Rechtsfeſtſetzungen und Begriffsbeſtimmungen, wogegen der Glaube vertrauensvolle Dahingabe an den Glaubensinhalt zur Lebensbedingung macht. Herrſcht alſo in einer Zeitperiode die Verſtandesrichtung vor, beſchäftigt die Politik die Geiſter, ſo ſchwindet das religiöſe Intereſſe oder wird politiſches Mittel, geräth daher auch in den Wirbel der politiſchen Parteien hinein. Die Politik ſucht aber die Rechte der einzelnen Stände und Staatsbürger feſtzuſetzen, kann alſo auch die Kirche nur vom Rechtsſtandpunkte aus in ſich aufnehmen, um ihr die angemeſſene Stelle im Staatsorganismus anzuweiſen. Der Staat beſchäftigt ſich nur mit dem Dieſſeits, mit Rechten und Pflichten, die Kirche mit dem Jenſeits und der Geſinnung, dieſem undefinirbaren Gemüthszuſtande. Will der Staat gerecht ſein, ſo überläßt er der Kirche Jenſeits und religiöſe Geſinnung, d. h. er giebt Glauben und Kirche nach dieſer Seite hin frei. Handelt es ſich dagegen um das Dieſſeits, ſo wahrt er als der Stärkere ſeine Rechte. Je mehr Anforderungen der Staat an ſeine Bürger ſtellt in Betreff der Steuern und Soldaten, je mehr Bedürfniſſe das fortſchreitende Culturleben erzeugt, um ſo mehr werden die Gemüther auf das Dieſſeits gerichtet, um ſo mehr nimmt das Intereſſe für das Jenſeits ab. Der bedürfnißreiche Staat treibt die Induſtrie und den Verkehr zu ſteigenden Anſtrengungen an, um die Steuern zu erzwingen, er entfremdet die Völker immer mehr dem Gemüthsleben. Wie kann er ſich alſo wundern, wenn bei

den zunehmenden Sorgen um die leibliche Exiſtenz der religiöſe Sinn erſtirbt, bei dem Wachsthum der Heere und Kaſernen die Kirchen ſich leeren? Was helfen dagegen Concordate und Bettage? Was haben denn die Concordate erzeugt? Haß gegen die Kirche! Je mehr die Kirche das Wiſſen, die Forſchung und den Fortſchritt des Culturlebens bekämpft, um ſo heftigeren Widerſtand bewirkt ſie. Wie kann dies anders ſein? Dies ſind einfache pſychologiſche Folgen, die man ſelbſt verurſacht hat und nun mit Gewalt zu beſeitigen denkt.

Die Kirche kann nur dann zu ihrem Recht kommen, wenn ſie ſich der Einmiſchung in das Dieſſeits, in Rechtsverhältniſſe und wiſſenſchaftliche Streitfragen enthält, um die Menſchen für das religiöſe Gemüthsleben zu gewinnen. Im freien Staat kann es keine allein- und vorherrſchende Kirche geben, er kann überhaupt ſeinem Weſen und Begriff nach keiner Religionspartei angehören, ſondern ſoll ſie alle dulden und in ihren Rechten ſchützen. Es kann keinen katholiſchen oder proteſtantiſchen Staat geben, ſondern nur einen freien Staat, der ohne Unterſchied allen Bekenntniſſen gerecht iſt. Kein Monarch kann mehr hindern, was bereits zum allgemeinen Bewußtſein, zum Rechtsgefühl des Volks geworden iſt. Mit vollem Recht verlangen daher alle Völker Europas eine freie Kirche im freien Staat, denn ſo erheiſcht es die pſychologiſche Entwickelung unſerer politiſchen und religiöſen Erkenntniſſe und Zuſtände. Was helfen da proteſtantiſche Bettage gegen Proteſtantenvereine? Sie verfallen nur dem vernichtenden Spott der Volksbildung! Was heißt aber „freie Kirche im freien Staate?“ Iſt damit eine patentirte Confeſſion gemeint, die ihre Mitglieder zum Glauben an unbeweisbare Dogmen zwingt? Nein! Glauben und Religion ſind Privatſache. Jeder kann glauben und leugnen, wie es ſeiner Ueberzeugung entſpricht, kann ſich mit Gleichdenkenden vereinigen zu einer Gemeinde, ſich ein Bethaus bauen, einen Geiſtlichen halten u. ſ. w., dies darf der Staat weder hindern noch

begünſtigen oder gar Geld dazu hergeben. Glauben bleibt Privatſache, daher ſind Cultusminiſter überflüſſig. Man braucht nur Unterrichtsminiſter, die Aufſicht über die Kirchen mag der Juſtizminiſter oder Polizeiminiſter übernehmen, wenn es nothwendig erſcheint. Der Unterricht iſt Volks- und Staatsſache, der Glaube aber nicht. Im hochciviliſirten Europa nennt man ſolche einfache Sachurtheile freilich Radicalismus, weil Cultusminiſter mit ihrem Apparat an Sectionschefs u. ſ. w. brodlos würden. Wer ſähe nicht gern manchen Cultusminiſter beſeitigt, damit die Schule zu ihrem Rechte kommt gegen proteſtantiſche und katholiſche Kirchenherren.

19. Glauben und Wiſſen; Gewiſſen und Pflicht.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es keine Staatsreligion, fragt man Niemanden nach ſeiner Confeſſion, ſchreibt ihm dies nicht in den Paß oder in ein amtliches Zeugniß, und trotzdem wird der Sonntag ſtreng gefeiert. Im civiliſirten Europa muß die Polizei erſt das befehlen und die Kirchenplätze abſperren. Die Kirchen Amerikas ſind gefüllt, wogegen im kirchlich uniformirten Europa man über leere Kirchen klagt und der Staat wenigſtens Schuljugend und Lehrer, welche ſtets herhalten müſſen bei ſolchen Staatsactionen, die Kirche zu beſuchen und ſich durch Zeugniſſe über ihren kirchlichen Sinn auszuweiſen zwingt. Im civiliſirten Europa wird eben Alles commandirt, patriotiſche, religiöſe und andre Geſinnung. Wie mag ſich Gott freuen über die in die Kirche gemaßregelten Beamten!

Der Glaube an Gott, Wahrheit und Sittlichkeit iſt dem Menſchen angeboren, ein unverwüſtliches Eigenthum jedes Menſchenherzens.

Die Weltgeſchichte lehrt uns, wie Völker groß wurden durch

den Glauben an die Götter, und wie Völker elend zu Grunde gingen, weil man den Glauben nicht verbesserte, um die Priesterkaste nicht zu schädigen, also der erzwungene Gottesdienst zu Heuchelei, Lüge und Gelderwerb wurde, die Bildung sich mit Ekel von dieser sittlichen Fäulniß abwandte. Was vor Jahrtausenden geschah, ereignet sich noch heute — in andrer Form. Mit Polizei, Prozessen und Soldaten hält man heute in Europa den Glauben aufrecht, in Amerika opfert der Privatmann für seinen Glauben Summen. Wir haben Staatskirchen und Cultusminister, aber keine freie Bildung.

Wahrheit ist Wahrheit, jede Wahrheit ist ein Ausfluß Gottes als der höchsten Wahrheit, wenn also zwischen Glauben und Wissen ein Widerspruch stattfindet, so ist nicht die Religion Schuld. Jeder gebildete Mensch muß religiös sein, er wird um so mehr Ehrfurcht vor Gott als dem Inbegriff aller Wahrheit erhalten, je mehr er sich frei macht von der Zwangsherrschaft menschlicher Satzungen und Dogmen; die Christen lachen, wenn alte Hindus, Perser, Egypter u. s. w. sich auf göttliche Offenbarungen berufen, aber altjüdische Sagen und Familiengeschichten sollen uns für Offenbarungen Gottes gelten! Wie kann sich denn Gott offenbaren und wozu braucht man denn erst der Gelehrten, um die Offenbarung zu verstehen? Da diese Gelehrten unter sich in Streit sind, so weiß man gar nicht, welches denn der wahre Sinn der Offenbarung ist, die also doch unzweckmäßig ist, da sie so viel Zweifel und Streit veranlaßt, z. B. Kreuzzüge, Ketzerverbrennungen, Bannfluch, Verweigerung der Beerdigung, Amtsentsetzung und andre Werke der christlichen Bruder- und Menschenliebe.

Religion ist Gemüthsangelegenheit, Wissenschaft aber Erzeugniß des Denkens. Daher ist Theologie durchaus nicht gleichbedeutend mit Religion.

Unter Religion muß man verstehen die höchsten Wahrheiten, die sich auf die Endursachen und den Zweck des Daseins der

sichtbaren und unsichtbaren Welt beziehen. Die Religion überliefert diese Wahrheiten in der Form von Glaubenssätzen, Ceremonien u. s. w. Nur die Minderzahl der Menschen vermag durch das Denken die höchsten Gedanken zu erkennen. Auch diese Wahrheiten enthalten eben nur die Gedanken der höchst gebildeten Menschen einer Zeitperiode. Weil aber die Menschheit im Ganzen immer weiter kommt in der Erkenntniß der Urgründe und der Urgesetze des Daseins, so hat jede Religion ihre Entwickelungsgeschichte. Es ist daher eine ungeheuerliche Thorheit der einzelnen Confessionen, die sich gegenseitig des Irrthums und des Unglaubens oder Aberglaubens beschuldigen, wenn sie behaupten, daß die Religion nur in der Beobachtung gewisser Ceremonien und im Hersagen gewisser Gebetsformeln bestehe. Tibetaner halten es für Religion, wenn sie den Speichel des Dalailama auflecken, Cardinäle und Erzbischöfe küssen dem Papst den Pantoffel, Bauern dem Dorfpfarrer die Hand, Evangelische beugen sich vor der Unfehlbarkeit des Oberkirchenrathes. Trotzdem weiß jedermann, daß diese verehrten Oberpriester Menschen sind, die oft recht auffallende menschliche Schwächen und Sünden haben, und doch — für Geld — Sünden vergeben.

Jede Religion nimmt zu Wundern ihre Zuflucht. Wunder sind aber nur Ausnahmsgesetze, der allweise, allmächtige Gott bedarf deren nicht, da er doch seine eigenen Gesetze nicht als unzweckmäßige beseitigen kann. Nur menschliche Unkenntniß dichtet dem allweisen Wesen solche Irrthümer an. Aber dies ist keine Religion, sondern nur Kirchenlehre, Ansichten von Concilien und Geistlichen, die von positiven Wissenschaften wenig Notiz nehmen. Man wirft stets Kirchenthum — Menschenwerk und Priestermeinung — zusammen mit Christenthum und Religion. Die Wissenschaft strebt nach Wahrheit, jeder geistig regsame Mensch strebt nach Wahrheit. Die Wissenschaft legt ihre Errungenschaften in Systemen nieder, an deren Verbesserung sie stets arbeitet. Die

Kirchenlehre aber will Meinungen, die zu ihrer Zeit richtig waren, für alle Zeiten als unantaſtbare Wahrheiten verehren laſſen, wenn ſie auch von der Wiſſenſchaft und der allgemeinen Bildung als Irrthümer erkannt ſind.

Religion bleibt für den Menſchengeiſt ein ewiges Bedürfniß, aber ſie muß dem Standpunkte der Volksbildung entſprechen, ſie muß ſich als höchſte Wahrheit vor der Wiſſenſchaft rechtfertigen können. Vermag ſie dies nicht, ſo wird ſie Gewiſſenszwang, demoraliſirt, macht Heuchler oder führt zum Verfall der Cultur und der Völker.

Jede Religion bedarf einer äußeren Ordnung, einer Kirche, Ceremonie u. ſ. w., in denen der Inhalt des Glaubens ſichtbare Geſtalt erhält, aber dieſe ſollen ſich der allgemeinen Bildung anſchließen, welche allem Kaſtengeiſte feindlich entgegen tritt, ſollen ſich den Forderungen der Vernunft fügen, die ja auch von Gott iſt, und dann herrſcht Friede. Hundert Confeſſionen können neben einander gedeihen, wenn keine der andern Gewalt anthut und wenn man die abſolutiſtiſche Thorheit von Staatsreligionen endlich aus dem Wörterbuche ſtreicht.

Alle dieſe Gegenſätze und Streitigkeiten laſſen ſich auf pſychologiſche Entwickelungsgeſetze zurückführen, welche wir etwas genauer uns anſehen wollen. Vom einzelnen Menſchen wiſſen wir, daß er mit den zunehmenden Jahren, Erfahrungen und Kenntniſſen anders denkt, fühlt und handelt. Ein Kind verſteht die klugen Rathſchläge des Vaters nicht, verlacht ſie, weil ihm die Erfahrung und das umfaſſende Urtheil des Vaters fehlt. Der Jüngling ſchwärmt für Phantaſterei, der Mann folgt aufſtrebenden Plänen, und erſt der alternde Menſch zieht aus allen dieſen Erlebniſſen ſeine Lehre als Weltanſchauung. Man ſpricht daher von der Weisheit des Alters. Grade ſo ergeht es ganzen Völkern und der ganzen Menſchheit.

Der Streit zwiſchen Glauben und Wiſſen nimmt gewöhnlich

einen persönlichen Charakter an, weil einzelne Persönlichkeiten ihn im Drange ihres Gemüthes ausfechten, aber wenn er in das Volks-, Cultur- und Geschichtsleben eindringt, so muß er seine Wirkungen auf die psychologischen Zustände des allgemeinen Geistes-lebens, die man Zeitgeist nennt, übertragen, und von dieser Seite aus muß man ihn auffassen, wenn man unparteiisch urtheilen will. Wenn die Religionslehren den Ergebnissen der Naturwissen-schaft widersprechen, so können Theologen am allerwenigsten darüber entscheiden, weil sie von Naturwissenschaften nichts zu verstehen pflegen und einseitig behaupten, die Erkenntniß der Natur führe von Gott ab, wogegen der Apostel Paulus grade das Gegentheil behauptet. Außerdem sind alle Dogmen Menschenwerk, unter-liegen also der menschlichen Beurtheilung und sind verbesserungs-bedürftig.

Die Religion als psychologischer Prozeß umfaßt eine Menge von Vorstellungen, die sich zum Gemüthszustande der Frömmigkeit umgestalten. Was die Menge als reinen Gedanken nicht erfassen kann, das eignet sie sich an in der Form des frommen Glaubens, und danach ordnet und gestaltet sie die ganze Welt ihrer Urtheile und Ansichten. Daher wurzelt alles geistige Streben in der Reli-gion; in ihr findet das zaghafte Gemüth Trost und Befriedigung, indem es sich mit den Weltgesetzen und den Urmächten in ein geordnetes Verhältniß gesetzt hat. In diesem Frieden zwischen Welt, Denken und Fühlen liegt das Erhebende und Kräftigende religiöser Ueberzeugung.

Wie der Mensch, so seine Götter, sagt Schiller. In der That verehrt der Mensch in der Religion seine eignen tiefsten Gedanken. Die Religion beruht nach der Kirchenlehre auf Offenbarungen, aber diese müssen doch erklärt, der Sprachgebrauch beachtet, der Sinn festgestellt, die Folgerungen abgeleitet werden, so daß unter der Hand die Offenbarung als Menschenwerk in Anwendung kommt. Es entstehen Secten, besondre Kirchen und Parteien, weil einzelne

Erklärer in der Deutung oder ganzen Auffassung der Offenbarung von einander abweichen, einander des Irrthums beschuldigen. Je mehr aber die Religion zur Gemüthssache wird, um so leichter führt sie zu Haß, Fanatismus und Verfolgungssucht, welche den heidnischen Priestern scheint unbekannt gewesen zu sein; man ehrte in heidnischen Zeiten alle Götter. Wenn dagegen die wissenschaftlichen Vorstellungen vorwiegen und als allgemein menschliche Errungenschaften festgehalten werden, so verlangt die allgemeine Bildung auch Duldung. Weil Wissen und Glaube sich einigen, so tritt an die Stelle der Kirche die Humanität, die Menschenliebe und Gewissensfreiheit, Glaubens- und Denkfreiheit. Alle Menschen werden sich als Brüder betrachten und ehren, sobald sie kein Priester (Rabbiner, Bischöfe, Oberconsistorialräthe) mehr gegen einander aufhetzt.

Die Religion erzeugt die stärksten Vorstellungen, denen sich alles übrige Erkennen unterordnen und fügen muß, um mit der Religion nicht in Widerstreit zu gerathen. Daher bemächtigten sich in alten Zeiten auch die Priesterkasten alles Wissens, schrieben Erziehung, Familien- und Staatsrecht, Ceremoniell und Lebensweise als Religionsgebote vor, um den religiösen Gesammtinhalt unverändert zu erhalten, wobei die Religionslehren selbst freilich versteinerten und geistig erstarrten, indem sie zu inhaltslosem Ceremoniell wurden. Sogar einer besonderen Priestersprache bediente man sich, um das Geheimniß der Offenbarung zu bewahren.

Unter gewissen Verhältnissen behauptete sich eine solche regungslose Religion, die Geister erlahmten und starben ab, wie wir es bei den Hindus, den alten Egyptern, Babyloniern und in manchen christlichen Kirchen sehen. Wird aber ein Volk veranlaßt, sich weiter auszubilden, treibt es Industrie und Handel, entwickelt sich das äußere Staatsleben und das innere Culturleben vielseitiger, und gewinnt die Wissenschaft, das freie Forschen nach dem Urgrund der Dinge Ansehen und Einfluß, wie es bei Griechen, Rö-

mern und Germanen der Fall war, ſo häufen ſich Anſichten und Meinungen an, welche entweder auf die Religion keine Rückſicht nehmen oder gar Zweifel an deren Wahrheit erregen. Einzelne ſprechen ſolche Zweifel aus und werden von der gläubigen Menge verfolgt, wie es dem Anaxagoras, Sokrates, Anaximenes, Wikleſ, Huß u. ſ. w. erging. Indeſſen mehren ſich aber die Zweifel erweckenden Erfahrungen, die aufgeſtellten Behauptungen bewähren ſich als Wahrheiten, die Maſſe des Wiſſens nimmt zu und aus ihr entwickelt ſich endlich eine Weltanſchauung, welche in der Religionsform, wie ſie unverändert überliefert iſt, nicht mehr die höchſte Wahrheit findet. Dann treten Glauben und Wiſſen in Gegenſatz. Entweder muß der Glaube die unbeſtreitbaren Wahrheiten der Forſchungen in ſich aufnehmen und ſich reformiren, oder die Bildung wendet ſich von ihm ab, betrachtet ihn als inhaltsleere Form, verſpottet ihn und Bildung tritt an die Stelle der Religion. Daher haben griechiſche und römiſche Mythologie und Religion ihre Entwickelungsgeſchichte, haben die Glaubenslehren nach und nach einen ganz andern Inhalt erhalten, bis die Gebildeten bemerkten, daß zwiſchen ihrem Wiſſen und dem Köhlerglauben der Menge eine große Kluft ſich aufgethan hatte. Je mehr man erkannte, daß die Religion nur Menſchenwerk ſei, welches man erſt prüfen müſſe, ehe man es annehme, um ſo mehr ſchwand der Nimbus und die Macht des unmittelbaren naiven Glaubens, traten Moral, Geſetz und Philoſophie an deſſen Stelle und verfiel die Menge in Aberglauben, die Gebildeten aber pflegten den Unglauben. So iſt es in dem vielfach verhöhnten China, und ſo wird es in dem lernbegierigen Europa werden, obſchon man da noch Kronen vom Tiſch des Herrn und — Geld da nimmt, wo man es findet.

In einer ſolchen unerquicklichen Lage befindet ſich heute das ganze gebildete Europa, wohin es Concile, Concordate, Staatskirchen, Oberconſiſtorien, Bücherverbote und das Zelotengeſchrei nach

Umkehr getrieben haben. Natur-, Geſchichts- und Sprachforſchung haben ein ſo ungeheures Material zur Erkenntniß der Weltgeſetze angehäuft, daß das gebildete Bewußtſein unſrer Zeit gleichgiltig ſich abwendet von der Verdammungsſucht der Diener des allbarmherzigen Gottes.

Die Kirchenlehre ſollte den Spruch des Paulus beherzigen: der Buchſtabe tödtet, der Geiſt iſt es, der da lebendig macht, dann würde ſie nicht die Gemüther von ſich abwendig machen und die Bildung ausweiſen. Die Wahrheiten, welche der Phyſiker erforſcht, denen wir ſo viele Fortſchritte zu verdanken haben, die uns geſitteter und humaner machen, haben mehr Werth als Beſchlüſſe alter Kirchenväter, die nicht ſo viel allgemeines vielſeitiges Wiſſen beſaßen als gegenwärtig unſre Gymnaſiaſten und Realſchüler. Selbſt die Philoſophie ſieht ſich zur Umkehr gezwungen und muß Naturwiſſenſchaft lernen, wenn ſie nicht ins Blaue hinein mit ihrem Abſoluten faſeln will. Ob die alternde Theologie die Kraft hat, ſich zu verjüngen, den Schutt alten Herkommens und dunkler Redebilder aufzuräumen, um helle, klare Begriffe aufzuſtellen, dies iſt eine andre Frage. Die Wiſſenſchaft trägt gewiß keine Schuld daran, wenn ſie dies nicht kann oder will, ſie wird unaufhaltſam ihren Weg gehen. Telegraphen, Eiſenbahnen, Hinterlader, Panzerſchiffe drängen weiter und weiter, da giebt es kein Halten mehr. Es macht nur einen komiſchen Eindruck, wenn Concile und Synoden Gebrauch machen von alle den Erfindungen, die irreligiös machen und gar vom Teufel ſtammen, wie die Preſſe, und hinterher den Bannfluch ausſprechen über Eiſenbahnen und Dampfpreſſen, von denen ſie ſelbſt Gebrauch machten. O sancta simplicitas!

20. Welt und Gemüth: Weltgeſchichte und Kunſt.

Wie auf unſre Nerven eine Menge äußere Einflüſſe einwirken, ſo ſteht der ganze Menſch, Völker und Zeitgenoſſenſchaften unter dem ungeheuren Drucke der Begebenheiten, Zuſtände, Erfahrungen, Strebungen und Gegenſtrebungen, von denen ſie umfluthet werden. Solchen Verhältniſſen gegenüber müſſen ſie ſich Geſammturtheile, eine feſte methodiſche Denkweiſe (Grundſätze, Syſteme) bilden, damit ſie die Welt mit ihren Erſcheinungen in Urtheile umſetzen und daraus Verhaltungsmaßregeln folgern für den Kampf ums Daſein. Zunächſt muß jeder Menſch ſich als allgemeine Bildung jene Urtheilsfähigkeit verſchaffen, welche eine Menge verwandter, ähnlicher, oder gleicher Thatſachen in ein Geſammturtheil zuſammenfaßt, um von der Höhe dieſes Standpunktes aus den ganzen Horizont ſeiner Erfahrungen und Zwecke zu überſchauen. Solche Grundanſchauungen über Weſen, Werth und Zweck des Daſeienden faßt die Wiſſenſchaft in Syſteme, welche wie Leuchtthürme uns nach dem Hafen der inneren Gewißheit und des Gewiſſens leiten ſollen. Die ſtete Veränderung in der Welt zwingt das Denken zum Fortſchritt, weil ſtets Neues muß beobachtet und mit Daſeiendem verglichen, Beſtehendes zweckmäßig umgeſtaltet und den Verhältniſſen angepaßt werden. Der Fortſchritt iſt alſo nur ein Selbſterhaltungstrieb.

Es wirkt die Welt mit ihren Erſcheinungen und unſern Erfahrungen aber auch auf unſer Gemüth, und dies treibt uns, thatkräftig in die Verhältniſſe einzugreifen, um ſie unſern Gemüthsbedürfniſſen gemäß zu geſtalten. In dieſem Gemüthsdrange liegt die bewegende Macht der Weltgeſchichte, in welcher ſich Ideen in Handlungen, Kriege, Revolutionen, Staatsverfaſſungen u. ſ. w. umſetzen, um in dieſen zur ſinnlichen Erſcheinung, zum handgreiflichen Daſein zu kommen. Ein bedürfnißloſes, leiblich verkümmertes Volk beſitzt daher keinen geſchichtlichen Trieb, es fehlt ihm

an Ideen und an Spannkraft des Gemüths. Ein entartetes, abgelebtes Volk verliert jenen Trieb aus demselben Grunde, weil es für große Ideen, die ein ganzes Volk mächtig ergreifen und aufregen sollen, kein Interesse mehr hat und sich daher dem Sinnengenuß hingiebt.

Welt und Gemüth wirken wie entgegengesetzte Pole auf einander ein, regen einander zur Thätigkeit und zum Anderswerden an und erzeugen den gewaltigen Kreislauf der Ideen, wie ihn die Weltgeschichte verzeichnet. Gemüthstiefe Völker erzeugen daher eine reiche, schöpferische Geschichte, deren Werth nicht im blendenden Glanze von Eroberungen, Kriegen und andern Gewaltthaten besteht, sondern in der Ausbildung der Wissenschaft, in der Herstellung gesetzlicher Ordnung und sittlicher Zustände, in der Lebenskraft eines überzeugungsstarken Glaubens und einer ideenreichen Kunst. Denn der Mensch will sich die Welt nicht nur durch das Begreifen zum Verständniß bringen, sondern der äußeren Welt eine innere geistgeborene entgegenstellen, die er aus eignen Ideen und Gemüthsthaten erzeugt, um sich sein inneres Weben und Streben äußerlich sichtbar zu machen. Es liegt im Triebe des Gemüths der Drang zur Kunst, welche im Kreislauf der Ideen die Ableitung der Erkenntnißthätigkeit in das schöpferische Gestalten und Verkörpern bedeutet. Wie in der Wissenschaft die sinnliche Welt in Ideen sich umsetzt und uns nur als Ideen zum Bewußtsein kommt, so wird in der Kunst die Idee wieder sinnliche Erscheinung, greifbarer Stoff als Stein, Farbe, Leinwand, Geige, Pauke u. s. w. Wir finden also in der Geschichte der Menschheit den Kreislauf der Bewegung und Umsetzung in verschiedene Kräfte wieder und erkennen das Urgesetz wieder, demzufolge Stoffliches sofort zu Geistigem wird, dieses aber nothwendig als weitere Bewegung stoffliche Form und Gestalt annimmt. Was beim einzelnen Menschen Nerven, Muskeln u. s. w. sind, dafür müssen in der Weltgeschichte Personen, Stände, Stämme, Völker und Zeitalter

gehalten werden. Das Gesetz bleibt dasselbe, es erscheint nur in großartigen Verhältnissen, weil hier auch geographische Beschaffenheit der Heimath, Gebirge, Meere, Flüsse, Wind und Wetter, Wasser und Producte einwirken, sollten sie bei dem erhabenen Schauspiel auch nur als Coulissen und Decoration zur Versinnlichung und Wirksamkeit der Scenen dienen, obschon sie im Stillen mitspielende Mächte sind.

In einem cultivirten Volke kreisen eine Menge von Rechtsanschauungen, von Begriffen und Ideen aller Art, welche auf das Gemüth einen anregenden Druck ausüben und es zur That antreiben. Daher schafft sich das Volk Rechtsordnungen, Wissenschaften, Religion und Cultus, Künste, Stände und Staatsform, um diese innere Spannung nach außen abzuleiten. Den Inhalt dieser geistigen Schöpfungen bilden natürlich jene vorhandenen Begriffe, Urtheile, Meinungen, deren Abbild man daher in Kunst, Wissenschaft, Staat und Religion wiederfindet, und in deren Gesammtinhalt, dem Volksbewußtsein und Nationalgefühl, das Volk zur Person wird, zum Bewußtsein dieser seiner Persönlichkeit kommt, wie dies bereits öfter angedeutet wurde. Das rein innerliche Erkennen organisirt sich zur Wissenschaft, die Vorstellungen über den unbekannten Urgrund der Dinge werden Inhalt der Religion und des Cultus, und die vom Gemüth angeregten Ideale versinnlichen sich in der Kunst. Derselbe Inhalt erscheint also in dreifacher Form, die wieder im Staat und im Culturleben ihre Einheit findet. Es wiederholen sich im Großen die Thätigkeiten des Denkens, des Gemüths und des Wollens oder Strebens, denn alle menschliche Thätigkeit bleibt eine geistige, und wenn sie auch eine rein mechanische zu sein scheint, in welcher aber doch ein Denken, Wollen, Ueberlegen, Wissen, Neigung und andre seelische Zustände zur Erscheinung kommen.

Die gewöhnliche Weltgeschichte erzählt nur von Dynastien, äußeren Handlungen und Thaten, die wahre Weltgeschichte liegt aber in der Entwickelung und Ausbreitung vielartiger Ideen, sie

ſollte Culturgeſchichte ſein. Grade dem Zwange und Drucke materieller Verhältniſſe und Bedürfniſſe gegenüber bedarf der Menſch von Natur der Ideen, in denen ſeine wahre Kraft liegt. Grimm ſagt mit Recht, dem Volke gebührt die Leitung und Herrſchaft über andre Völker, welches die meiſten Ideen beſitzt. Kein Materialiſt leugnet dies, verweiſt vielmehr triumphirend auf dieſe Thatſachen, nur die Idealiſten können ſich nicht überzeugen, weil ſie Stoff und Kraft, Materie und Geiſt für Gegenſätze halten.

Wenn die Wiſſenſchaft aus dem Erlebten und Erfahrenen Geſetze folgert als das Weſen der Erſcheinungen, ſo iſt ſie eben an dieſen gegebenen Stoff gewieſen. Hat dieſer geringen Umfang, ſo wird der Horizont des Geſammturtheils ein enger, das Geſetz ein einſeitig aufgefaßtes. Die Kunſt dagegen ſchafft frei aus den Gemüthserregungen des Geiſtes, aus inneren Anſchauungen und Gemüthserkenntniſſen heraus ihre Werke. Zwar beeinfluſſen ihre Entwickelung äußere Verhältniſſe: Material, Umgebung, Himmel, Klima und dgl., aber dieſe bewirken nur untergeordnete Beſonderheiten, weshalb der isländiſche Däne Thorwaldſen ganz im Geiſte der Griechen dichtete — freilich in Rom. Die Künſte ſchaffen die vollkommenſten Gebilde des Menſchengeiſtes, ſie verklären das Leben, veredeln die Nationen und verherrlichen die Thatkraft und Fülle des Menſchengeiſtes. Daher unterſtützen ſie ſich gegenſeitig und werden von Staat und Religion benutzt, um die Ideen derſelben dem Volk verſtändlich zu machen, ſie in deſſen Gemüth zu verpflanzen. Die Hellenen kämpften gegen die Perſer inſtinctiv für ihre Statuen, Tempel und Cultur, Fichte befeuerte in ſeinen Reden das deutſche Volk durch den Hinweis auf die Ueberlegenheit der deutſchen Cultur, und für dieſe idealen Güter zogen Jugend und Männer hinaus auf das Schlachtfeld, zwangen ſelbſt den unentſchloſſenen König, den Krieg zu erklären, vor welchem dieſer „Held“ Bangen hatte, weil er Krone und Thron auf das Spiel ſetzen mußte, die er nicht opfern wollte.

21. Das Kunstschöne.

Kunstsinn und Kunstschönes lassen sich physiologisch erklären ihrem Entstehen und Wesen nach. Es hat die Physik (Optik und Akustik) nachgewiesen, daß die Gesetze des Harmonischen der Töne, Farben und Gestalten in einem feinen Nervengefühl beruhen. Denn die Töne und Farben z. B., die wir in ihrer Zusammenstellung als ästhetische Wirkungen empfinden, stehen zu einander in einem bestimmten Zahlenverhältniß der Schall- und Aetherschwingungen, die wir als Octaven, Terzen, Roth und Blau u. s. w. empfinden, und dasselbe gilt von dem Verhältniß der Theile einer Statue, einer Säule, eines Hauses, wenn wir von Proportion, Symmetrie u. s. w. sprechen. Sobald unsre Gehirnorgane diese Ebenmäßigkeit empfinden, wirkt sie als Naturgesetz und dieses behagliche Gefühl, in Kunsterzeugnissen instinctiv Naturgesetze wiederzufinden, versetzt uns in ästhetische Stimmung. Finden wir ähnliche Gruppirungen in der Natur, so regt sie unser ästhetisches Gefühl an, dem also stets mathematische Formeln zu Grunde liegen. Aesthetisches Gefühl wird daher zum Gefühl mathematischer Gesetze, die wir in Tönen, Farben und Gestalten versinnlicht wahrnehmen. Wir empfinden instinctiv Befriedigung, wenn harmonische Erscheinungen auf unsre Sinne wirken, weil die Natur die größte Harmonie ist, wir fühlen uns instinctiv in Uebereinstimmung mit der Natur, und darin besteht im Wesen das ästhetische Wohlgefallen, welches uns angeboren ist. Ideen werden durch die Kunst versinnlicht; für uns wirkt sinnliche Wahrnehmung am nachhaltigsten; wir gewinnen in sinnlicher Wahrnehmung hohe Ideen, fühlen uns gehoben, ohne zu wissen weshalb und wie, aber instinctiv empfinden wir, daß uns Ideen erfüllen, wenn wir Kunstwerke betrachten, da sie ja in ungewöhnlicher Form vor uns treten. Wenn der Bauer am Sonntag den Hof rein fegt, mit Sand bestreut, einen Blumenstrauß im Garten sammelt, neue Kleider anlegt, so empfindet er die Weihe des Tages, es überkommt

ihn eine Feſtſtimmung, ein gehobenes Denken und Sein, er fühlt ſich, ſeinen Hof u. ſ. w. in Uebereinſtimmung mit dem Feſttage, „dem Tage des Herrn", und ſiehe, er empfindet poetiſch. Dieſe poetiſche Stimmung wird verſtärkt, indem er im Dorfe überall Feſtſchmuck ſieht; die Kirchenglocken, die Orgel, der Geſang der Gemeinde, die poetiſch gefärbte Predigt — Alles hebt und trägt ihn, er fühlt ſich erbaut in Folge dieſer äſthetiſchen oder poetiſchen Stimmung.

Wenn das Gemeingefühl uns von inneren Zuſtänden berichtet, wenn ſich im Gewiſſen unſre Vorſtellungen als ſittliches Gemeingefühl geltend machen, um unſer Handeln und Denken in Uebereinſtimmung zu erhalten, ſo ſammelt ſich im äſthetiſchen Gefühl die Maſſe unſrer Sinneswahrnehmungen als Gemeingefühl der harmoniſchen Ordnung und Uebereinſtimmung der Erſcheinungen mit den Geſetzen der Harmonie und Symmetrie, in denen Gemüthszuſtände ſich abſpiegeln.

Das Schöne wirkt auf das Gemüth und ſtammt aus dem Gemüth. Das äſthetiſche Gefühl ſetzt alſo gut entwickelte Sinnesorgane voraus und eine poetiſche Stimmung. Künſtler und Kunſtfreund müſſen ſo organiſirt ſein, daß ſie von dem, was ſie ſinnlich wahrnehmen, in eine äſthetiſche Stimmung verſetzt werden, d. h. in eine behagliche Stimmung, welche in irgend einer Scene, in einem Farben- und Tonſpiel das Walten einer Idee inſtinctiv empfindet. Wenn Kinder mit einer Katze ſpielen, ſo wirkt dies zunächſt auf die Sehnerven des Zuſchauers und ſpiegelt ſich im Gehirn die Scene ab. Es ſendet aber auch der ſympathiſche Nerv, welcher die Empfindung der Stimmungen vermittelt, verſchiedene Fäden nach dem Urſprung der Augen- und Gehörnerven ab, ſo daß er alſo kann erregt werden. Sind der Nervenfäden viel, durch welche der ſympathiſche Nerv mit den Sinnesnerven und dem Gehirn in Verbindung ſteht, oder gehen die Leitungen der Sinnesnerven leicht auf den ſympathiſchen Nerven über, ſo verſetzen

uns Sinneswahrnehmungen in Gemüthsſtimmungen: wir empfinden Zorn, Mitleiden, Haß, Ekel. u. ſ. w., und dieſe Stimmungen kommen uns als Vorſtellungen zum Bewußtſein oder treiben uns zur Reaction der Bewegungsmuskeln und werden zu Handlungen. Was der Menſch im Gemüthsdrange thut, ſagt oder dichtet, bleibt das Ergebniß einer Nervenerregung, die beim Handeln auf Bewegungsmuskeln, beim Tonkünſtler auf die Gehörmuskeln übergeht und als Melodie, Symphonie u. ſ. w. Geſtalt gewinnt.

Aeſthetiſche Gefühle entſtehen alſo aus einer beſonderen Leitung der Nervenerregung, welche von Sinnesnerven auf den ſympathiſchen übergeht oder umgekehrt. Der Künſtler befindet ſich in poetiſcher Stimmung, welche zunächſt von den Nerven der Verdauungs- und Blutbereitungsorgane ausgeht und die Sinnesnerven für Reize auf beſondre Art empfänglich macht. In heitrer Stimmung ſieht die Welt dem Künſtler heiter aus, in trüber Stimmung dagegen anders, oder die Stimmung überwältigt ſo ſehr, daß die Wahrnehmungen das Ebenmäßige verlieren und eine äſthetiſche Auffaſſung unter dem Druck phyſiſcher Erregung unmöglich wird. Dieſe Erregungen werden aber nicht zu Vorſtellungen, ſondern gehen auf die empfindenden Sinnesnerven über, reizen dieſelben, ſo daß nun wie im Traume und bei Illuſionen Töne, Geſtalten und Worte hervortreten als Erzeugniſſe der vorwaltenden Stimmung.

Betrachten wir die einzelnen Künſte einzeln in äſthetiſcher Beziehung. Einem zornigen, traurigen, luſtigen Menſchen kommen Worte und Ausdrücke auf die Zunge, in ſeinem Gehirn entſtehen Vorſtellungsverbindungen, deren er in ruhigem Zuſtande nicht fähig iſt. Je mehr die Erregung ſich ſteigert, um ſo kühner werden dieſe inſtinctiven Erzeugniſſe, bis im Uebermaße der Erregung die Beſonnenheit verloren geht und die Erregung zu mechaniſcher Muskelzuckung wird. Dies iſt bereits Poeſie, denn der Künſtler ſtellt ja eben nur Gemüthszuſtände dar, und zwar unbewußt. Er producirt inſtinctiv das, was Andre erleben und thun. Vermöge der

Phantasie, dieser Art von Besonnenheit in der Erregung, findet er die angemessenen Formen und Gestalten für die Gemüthserregungen, und wenn Andre finden, daß in der vorgelegten Form die gegebene Stimmung abklingt und lebendig wirkt, so empfinden sie ästhetisch.

Der Dichter liebt Reim, Versmaß und Bilder, denn es berührt angenehm, wenn in den Reimen verwandte Vorstellungen sich darstellen. Man empfindet, daß der Reim nicht zufällig ist, sondern Vorstellungen und Dinge in sich Verwandtes haben und daher einander anregen. Der Rhythmus spiegelt die Gemüthserregung wieder, die Bilder versinnlichen die Stimmung und so empfindet man überall Harmonie, Form und Inhalt entsprechen einander, das Kunstproduct besitzt die Eigenschaften eines Naturerzeugnisses, wir finden es wahr und diese befriedigende Erkenntniß ist das ästhetische Gefühl. Dasselbe gilt von Tönen und Farben, insofern sie den Augen und Ohren angenehme Eindrücke zuführen. Aber das Kunstschöne setzt Bildung voraus, weil es ein Erzeugniß des Menschengeistes ist und im Einzelnen das Allgemeine als dessen Inhalt soll empfunden werden. Da nun jedes Klima seine eigenthümliche Beleuchtung, Färbung hat, jedes Land seine besondre Oberflächengestalt mit ihren Bäumen, Bergen, Flüssen und Seen, und da endlich auch die Bauart der Wohnungen dem Klima und Boden angepaßt wird, so gewöhnt sich das Auge an gewisse Formen und Farben, so daß nun auch der Sinn für dieselben ein nationaler, ein Rassencharakter wird. Im Steppenbewohner kann sich der Sinn für Formen und Bildhauerwerke nicht ausbilden, die Weite der Steppe stimmt sein Gemüth dagegen lyrisch und die Begegnisse seines Wander- und Räuberlebens geben hinreichenden Stoff zu Erzählungen. Grelle Beleuchtung, wie sie in tropischen und subtropischen Ländern herrscht, bildet den Geschmack für grelle, bunte Farben und Kleider aus, wogegen der Nordländer dunkle, ernste Farben wählt.

Es muß daher der Schönheitssinn, wenn man ihn so nennen darf, nach Gewohnheit und Oertlichkeiten sich eigenthümlich ausbilden, in jenen Ländern verkümmern, in andern dagegen sich zu hoher Vollendung entwickeln. Kleine Kinder und ungebildete Menschen lieben grelle Farben, Maler und Modistinnen zeichnen sich durch passende Zusammenstellung der Farben aus, und bereits sucht unsre kunstfertige Industrie das Gesetz der Farbenmischung und Farbenzusammenstellung mit Hilfe der Chemie und Physiologie zu erforschen. Den ächten Künstler erkennt man an der Wahl des Rhythmus und der Farben.

Was nun das Kunstschöne anlangt, welchem man das Naturschöne gegenüberstellt, so ist es eben nur das Aesthetische. Das Naturschöne entsteht auf dieselbe Weise wie das Kunstschöne, d. h. wir empfinden es in uns, wenn wir in der Stimmung, dazu organisirt sind und durch Bildung einen guten Geschmack uns angeeignet haben. Empfunden wird das Schöne von jedem Menschen, aber nur Wenige werden sich der Gründe bewußt, welche aus den Vorstellungsorganen herübergenommen werden, um am Kunstwerke die Merkmale eines Kunstwerkes aufzusuchen und als Begriffe dem Bewußtsein zuzuführen. Gefühle sind unsagbar; die Kritiker untersuchen daher nur das Technische und das Verhältniß des Grundgedankens zur Ausführung und Darstellungsform.

Künstler haben für das Culturleben hohe Wichtigkeit, weil sie, im Sinne und Geiste ihrer Zeitgenossen, die Ideen und Ideale ihrer Zeit darzustellen und dem Volke zum Bewußtsein zu bringen verstehen. Völker und Fürsten ehren sich daher, wenn sie Künstler ehren und unterstützen. Kunstwerke behalten für alle Zeit ihren Werth, indem sie das Ideale zur Anschauung bringen und spät lebenden Geschlechtern die Culturzustände vergangener Zeiten vergegenwärtigen. Darin liegt der hohe Werth literaturgeschichtlicher Studien. Gegenüber den drängenden Bedürfnissen des Alltagslebens hebt der Künstler die ideale Bestimmung des Menschen

hervor, begeistert, gewinnt für das Unvergängliche und ergänzt das religiöse, politische und sociale Leben, indem er ewigen Inhalt versinnlicht und dem Verständniß des gesammten Volkes zugänglich macht. Kunstausstellungen, Concerte, Theater u. s. w. werden dadurch gewaltige Organe für die Verbreitung einer allgemeinen edlen Volksbildung. Aber grade in dieser idealen Lebensauffassung liegt die siegreiche Kraft eines Volkes. Die Athener siegten, voll dieses Geistes, über die Perser, die Deutschen, begeistert von Fichte's Reden, Arndt's und Körner's Liedern, über Napoleon, und die Deutschen sind das kosmopolitische, culturverbreitende Volk, weil in ihnen das ideale Streben sich frisch und kräftig erhalten hat. Mit ihren Liedern, ihrer Wissenschaft und ihrem Kunstsinn beherrschen sie die Welt, ohne sie zu unterjochen oder andern Völkern Gewalt anzuthun. Gebildete Völker wetteifern mit ihnen, ungebildete dagegen scheuen sie, fürchten sich vor ihnen, und möchten sie vernichten, wenn sie könnten.

Wo in einem Volke der Sinn für Kunst fehlt, da kann man sicher auf niedre Bildung, sinnliche Roheit und Völlerei schließen. Erwachender Kunstsinn dagegen spricht sich in einem guten Geschmack aus, in jenem instinctiven Takte, der das Aesthetische in Form, Farbe, Sitte und Lebensweise bewahrt. Frauen, deren Kleinhirn größer ist als das der Männer, haben daher meist guten Geschmack und sind für Kunst empfänglich, und darin beruht die Anmuth ihrer Erscheinung und des Familienlebens, wie dies Schiller so schön ausgesprochen hat.

22. Kunstsinn und Kunstlehre.

Man meint, Kunstsinn und Kunsttalent müssen angeborne Begabung sein; indessen ist Kunst ein natürliches Bedürfniß des Menschengeistes. Daher suchen sich die rohesten Indianer zu

ſchmücken, wollen ihren Leib alſo verſchönern und fühlen das Bedürfniß, zum Nothwendigen auch das Schöne und Angenehme zu fügen. Auch der ärmſte Arbeiter und Bettler ſtrebt nach einem Schmuck, ſei es auch nur, daß er ein Blatt oder eine Blume an den Hut oder ins Knopfloch ſteckt. Weil alſo Kunſt ein ebenſo unentbehrliches Bedürfniß des Menſchenherzens iſt, wie Wiſſenſchaft und Religion, ſo beſitzt Jedermann Kunſtſinn, doch ſind die Grade deſſelben verſchieden, und nur bei wenigen Menſchen wird er entwickelt. Die Menſchen würden nie eine Kunſt erfunden haben, wenn nicht ein inneres Bedürfniß ſie dazu triebe.

Wo die Natur wenig Anregung bietet, formen- und farbenarm iſt, wie in der Wüſte, in der Steppe, im hohen Norden, in den heißen Tropenländern, da empfangen die Sinne wenig Gelegenheit zur Entwickelung, wenig Vorbilder zur Nachahmung. Aber ſchon jene Urmenſchen der Rennthierperiode, deren Gebeine man in Südfrankreich und Würtemberg entdeckt hat, ſchmückten ihre Rennthierwerkzeuge mit Bildern. Es liegt alſo in der Menſchennatur, ſich ſeine Umgebung und Sinneseindrücke beliebig zu vergegenwärtigen, weshalb er bald zu zeichnen und zu malen anfängt. Auch war die erſte Sprache gewiß eine ſchallnachahmende oder ſymboliſche Lautſprache, wie man es bei Kindern noch beobachtet.

Wo die Sorge ums nackte Leben, Klima u. ſ. w. den Menſchen an einſeitige anſtrengende Lebensweiſe binden, alſo auch den Horizont ſeines Denkens und Strebens einengen, da bleibt auch der Kunſtſinn ſtehen beim Schmuck des Körpers, der Kleider und Waffen. Wird das Leben behaglicher, die Beſchäftigung vielſeitiger, ſo verlangt auch der Kunſttrieb ſeine Befriedigung und richtet ſich zunächſt auf Herſtellung angenehmer Wohnungen, auf deren weitere Ausſchmückung mit Bildwerken und Inſchriften, wie wir dies bei den älteſten Bauwerken beobachten. Die Kunſtgeſchichte weiſt nach, wie Richtung und Entwickelung ſolcher Kunſtbeſtrebungen in

engſtem Zuſammenhange mit der Cultur, Machtſtellung, Denkweiſe, Regierung u. ſ. w. ſtehen, gewiſſermaßen deren Spiegelbild werden, alſo mit dem Wachsthum der Sinnes- und Denkorgane ebenmäßig wachſen, weil ihre Kunſt nur ein Ausfluß der vereinigten Thätigkeiten von beiden iſt, alſo ſich ebenſo organiſch (naturgemäß) entwickelt, wie der Körper und die Geiſtesorgane im Laufe der Jahrhunderte unter veränderten äußeren Einflüſſen.

Jeder Menſch beſitzt Phantaſie, am meiſten die Kinder, weil ſie ihre ſinnlichen Wahrnehmungen nicht durch Vorſtellungen leiten und verſtehen können. Kinder ſind leichtgläubig, halten Mährchen für wahre Geſchichten und ſehen oder hören Alles, was ſie ſich vorſtellen. Sie denken eben noch ſinnlich, weil dieſes Denken das urſprüngliche iſt, alle ihre embryoniſchen Ideen empfinden ſie als Sinneserſcheinungen. Die Urmenſchen haben es grade ſo gemacht, ſie erdachten ſich die tiefſinnige poetiſche Mythologie, geiſtreiche Symbolik, Helden- und Götterſagen und jene großartigen Epen, die wir heute noch anſtaunen. Als ſie verſtändig (abſtract) denken lernten, dichteten ſie Dramen oder wandten ſich der Wiſſenſchaft zu.

Jede Phantaſie muß aber, weil ſie ſinnliches Denken iſt, einen Stoff haben, an welchem ſie ſich ausbildet. Höhlen mit ihren wunderbaren Geſtalten gaben Anlaß zu Höhlenbauten, Grotten und Katakomben, die Palme wurde Vorbild der Säule u. ſ. w. In den weiten Ebenen Meſopotamiens und Egyptens bedurfte man weithin ſichtbarer Gegenſtände, die als Richtungspunkte für Reiſende dienten und von denen man die Fläche weithin überſehen konnte der Sicherheit wegen. Man baute Thürme und Pyramiden. Der tief nachſinnende Grieche fand das Normalmaß des rechten Winkels, der grübelnde Germane erhob ſeine Spitzbogenkirche zum myſtiſchen Symbol des Chriſtenthums. Es ſpielen alſo Cultur- und klimatiſche Einflüſſe in die Kunſtentwickelung hinein. Eine römiſche Marmorſtatue im regen-, ſchnee- und froſtreichen

Norden würde den Elementen bald erliegen und verwittern, daher regte die Natur nicht zur Bildhauerei an, sondern die Cultur, weil Kirchen, Paläste und Rathhäuser Statuenschmuck verlangten.

Da wir also überall Grund und Zusammenhang in der kunstgeschichtlichen Entwickelung finden, so müssen wir sie für einen Beweis für die organische Entwickelung der Phantasie halten, wozu Talente und Genies die Anregungen gaben, wie bei jeder geistigen Thätigkeit. Die Phantasie erfindet für Stimmungen und Ideen die angemessene sinnliche Darstellungsform, darin besteht ihr Wesen. Die Erfindungskraft kann eine verschiedene sein, und die Richtung dieser Thätigkeit hängt vom Bedürfniß und Material ab; aber ihrem Wesen nach besteht sie auch bei den rohesten Völkern.

Weil die Nerven, durch deren Zusammenwirken ästhetische Empfindungen entstehen, in jedem Gehirn vorhanden sind, so besitzt jeder Mensch Kunstsinn; indessen bringt die Beschaffenheit und Zahl der betreffenden Nerven Gradunterschiede hervor. Sendet der Gehörnerv viel Nervenfäden zum Mittelhirn, welches Sitz des Gemüths sein soll, so zeigt sich musikalisches Talent, d. h. die betreffende Person nimmt gewisse Empfindungen leicht in Tönen wahr. Bekanntlich sind die Nerven der Ausbildung im Wahrnehmen fähig, mithin kann ein gut geleiteter Unterricht die Feinheit der Nervenempfindlichkeit steigern. Durch Uebung werden die Nerven bis zur Sicherheit und Schnelligkeit eines mechanischen Reflexes gebracht, wie es jeder angehende Klavierspieler an sich erfährt. Sind die Uebungen einseitige, so werden sie zur Gewohnheit, d. h. der Musiker, der nur Stücke gewisser Art übt, gewöhnt sich an dieselben, sie sagen endlich seinem Gehör zu, und so entwickelt sich in ihm ein gewisser Geschmack, eine Vorliebe, eine Richtung des Stils, weshalb denn zu verschiedenen Zeiten verschiedene Musik- und Vortragsarten beliebt sind.

Was man Talent nennt, findet seinen materiellen Grund in

dem Bau des Organismus. Mithin darf man ſich das Talent nicht als perſönliches Verdienſt anrechnen. Außerdem iſt jedes Talent einſeitig, weil es nur in bekannten, üblichen Weiſen ſich bewegt, in denen es in Folge der Organiſation und der Uebung Großes leiſtet. Talent beruht in mechaniſcher Sicherheit eingelernter Fertigkeiten, wozu die Nervenfaſern eines Organs befähigen. Iſt jedoch der Organismus derart gebaut, daß die Nerven- und Ganglienerregungen tiefer in die Gehirnrinde eindringen, neue Gangliengruppen ergreifen, ſo entſtehen ganz neue Combinationen. Wiederholen ſich dieſe Erregungsleitungen, ſo greifen ſie tiefer ein, und es entſtehen neue Gedanken, die aus vorhandenen ſich ergeben, aber doch noch nicht verſucht wurden. Solche Productionen kennzeichnen das Genie. Es fußt dieſes alſo im Zeitgeſchmack, macht ſeine Lehrjahre durch, aber die Erregungen der Vorſtellungen gehen nach und nach auf ganz andre Gebiete über, gewöhnen ſich an ſolche Uebergänge und produciren ganz neue Vorſtellungen. Je vielſeitiger das Gehirn entwickelt iſt, um ſo vielſeitiger kann dieſe Leitung ſein, indem ein Gedanke organiſch neue Ganglienbahnen geht, und dann ſtaunen wir das Univerſalgenie an. Genies machen im Drange ihres Organismus viel Studien, wenn auch nach eigenthümlicher Methode, faſſen leicht und denken viel nach, wodurch eben ihre Gedankenbildung nach der eigenthümlichen Neigung hin ſich entwickelt, bis ſie ſich erſchöpft.

Im Genie ſammelt ſich das lebendige Wiſſen ſeiner Zeit als lebendige Kraft, es erfaßt das Weſentliche, welches in ihm zur treibenden Kraft wird. Es fühlt ſich unbefriedigt von dem Wiſſen und organiſch entwickelt es daſſelbe weiter, indem es die nothwendigen Folgerungen bisheriger Errungenſchaften ausführt. Dieſes Thun iſt zunächſt perſönlicher Trieb, ein Drang des Organismus, weshalb ſich das Genie trotz aller Hinderniſſe Bahn bricht, unter denen das Talent zu Grunde geht. Aber weil es Ungewohntes hervorbringt, ſo findet es meiſtens Anfeindung und Geringſchätzung.

Aeltere Perſonen können und wollen ihre bisherige Denkweiſe nicht aufgeben, wogegen jüngere, da in ihnen friſcherer Lebenstrieb waltet, grade für das Neue empfänglich ſind. Genies finden erſt nach Generationen Anerkennung, wenn ihre Denk- und Darſtellungsweiſe ſich verbreitet hat und durch Gewohnheit zur Denkweiſe der Mehrzahl geworden iſt, indem man die neue Nervenleitung von Jugend an ſich angeeignet hat. Wir können uns nur mühſam und dunkel in die Empfindung zurückverſetzen, mit welcher der Grieche ſeine Götterſtatue betrachtete, weil unſre Vorſtellungsoperationen mit andern Vorſtellungen und Begriffen arbeiten. Der Kunſtkenner betrachtet ein Gemälde mit ganz andern Augen als der Laie, weil ſein Sehorgan für eine Menge von Kunſtmerkmalen empfänglich iſt, wie der Weinkenner ſeine Geſchmacksnerven ſo verfeinert, daß er die Weinſorten herausſchmeckt. In Folge des dem Menſchen angeborenen Nachahmungstriebes, der auf Muskelreflexen beruht, verbreiten ſich neue Gedanken, neuer Geſchmack, neue Urtheile, wodurch der Menſchengeiſt ebenſo organiſch wächſt, wie der Baum, wenn er neue Zweige, Blätter und Früchte treibt. Wie jeder einzelne Menſch, hat auch jedes Volk die Grenze ſeiner Entwickelungsfähigkeit. Wo Völker ſich miſchen, junge wenig cultivirte mit hochcultivirten, da entſteht nach und nach ein andrer Menſchenſchlag und tritt wieder eine Entwickelung nach vorwärts ein, wie dies die Culturgeſchichte nachweiſt.

Unterſuchen wir nun die Frage, was man unter dem Aeſthetiſchen oder Kunſtſchönen zu verſtehen hat, ſo ergiebt ſich die Antwort aus dem Weſen der Gefühle. Daß Aeſthetik auf dem Gefühl beruht, beſtreitet man nicht. Man kann es zunächſt als Gemeingefühl auffaſſen. Wie der ſympathiſche Nerv uns benachrichtigt über Verdauung und Blutbildung und dadurch das Gefühl des Behagens oder Mißbehagens weckt und uns in eine beſtimmte Stimmung verſetzt, ſo beſitzt auch das Gehirn ein Organ für die geiſtige Stimmung, für jene Gefühle, welche aus dem Zuſtand

unſres geiſtigen Befindens ſtammen. Dieſes Organ befindet ſich im Mittelhirn, da wo Vorſtellungs-, Sinnes- und Bewegungsorgane ſich berühren. Wir finden an Vorſtellungen, Formen, Farben und Tönen Gefallen, weil ſie dem menſchlichen Weſen zuſagen, uns die eigenen Stimmungen vergegenwärtigen und überhaupt unſre geiſtigen Organe ſo beſchäftigen, daß in uns Behagen und Wohlgefallen erweckt wird.

23. Das Weſen der Poeſie als pſychologiſcher Schöpfung.

Jene Ideen, die aus ſtarken Gefühlen erwuchſen oder zu Gemüthserregungen wurden, beſonders die durch Auge und Ohr angeregten, verſetzen uns in jene Stimmung, die wir die poetiſche nennen, in welcher wir das Maß der Verhältniſſe, die Harmonie der Farben, den ſeeliſchen Ausdruck der Geberden, den Gemüthsinhalt der Worte empfinden. Jeder Menſch hat ſeine poetiſchen Augenblicke, wenn jene Stimmung in ihm erweckt wird, ſei es durch den Anblick der Natur oder durch Kunſtwerke. Es giebt aber auch Menſchen, deren Organe (Auge, Ohr, Sprachlautwerkzeuge) ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſolche poetiſche Stimmungen darzuſtellen vermögen. Im Gefühl der Freude hört der Muſiker Melodien und Rhythmen, in denen ſich jenes Gefühl ausdrückt, der Maler ſieht im Geiſte Geſtalten und Geberden, der Dichter erfindet Rhythmen, Reime, bild- und empfindungsreiche Worte, um jene Gefühle darzuſtellen, daß ſie von Andern können nachempfunden werden.

Der Dichter empfindet Alles und Jedes mit poetiſchem Gemüth, weil dies ja ſeine perſönliche Denk- und Empfindungsweiſe beherrſcht, aber er beſitzt nicht immer den Trieb, ſeine Gefühle und Anſchauungen in Gedichten darzuſtellen. Es muß die gewöhnliche Stimmung ſich bis zur Begeiſterung ſteigern, d. h. ſein ganzes Ge-

müth erfüllen, welches nun seinen Inhalt gegenständlich macht in Gedichten, um der Ueberfüllung der Gemüthsbewegung Abfluß zu verschaffen.

Der Dichter schafft in dunklem Drange; ist dieser aber erschöpft, so kommt als Nachzittern die Reflexion, um zu untersuchen, ob auch das gesagt ist, was er sagen wollte, ob die Gesetze der Sprache, des Versbaues, des Geschmacks u. s. w. beobachtet sind. Nicht jedem Menschen ist es möglich, sich selbst zu beobachten und zu beurtheilen; ebenso vermögen nur durchgebildete Künstler ihre Schöpfungen unparteiisch zu beurtheilen, Fehler zu verbessern und sich dadurch künstlerisch auszubilden. Erst nach solcher Selbstprüfung gelangt der Künstler zu der Erkenntniß, daß er sein Werk nicht mehr zu verbessern vermag.

Zuerst empfindet der Dichter den Rhythmus seiner Gemüthserregung, welchen er instinctiv im Versmaß und Reim wiedergiebt, an deren Wahl man sofort den rechten Dichter erkennt. Das innere Klingen, Weben und Wallen der Gemüthserregung krystallisirt sich im Rhythmus, weil es Gleichmaß der Zeitverhältnisse als Abbild des Gemüthszustandes enthält und diesen dadurch versinnlicht. Wie viel Versmaße man aufstellt, das ist Sache der nüchternen Theorie, die oft pedantisch und unbrauchbar ausfällt. Es giebt nur ernste und heitre Stimmungen, die, ins Musikalische übersetzt, langsames oder schnelles Tempo verlangen und sich je nach dem Inhalte vielfach gestalten zu eigenthümlichen Versmaßen. Gewisse Versmaße zwingen daher den Ton auf, in welchem das Gedicht muß gehalten sein. Außerdem wirkt die Nationalität und ihre Gehörseigenthümlichkeit ein, weshalb antike Versmaße uns fremd klingen und nur ein gelehrtes Interesse haben. Das Volk empfindet den fremden Rhythmus durchaus nicht, verlangt dagegen den Reim als geistreiche Hindeutung, daß gleichklingende Silben auch Vorstellungsähnlichkeit enthalten, wodurch überraschende

Vorstellungsverbindungen entstehen, die eben das ästhetische Behagen an dem Spielen und Klingen der Reime erwecken.

Noch mehr muß der Dichter instinctiv empfinden, in welcher Form er seine Gemüthserregung darstellen muß. Entweder spricht er nur seine Gemüthserregung aus, und dann wird er lyrischer Dichter. Ward diese Gemüthserregung veranlaßt durch sinnige Betrachtung der Dinge, so entstehen gedankenreiche Reflexionsgedichte (Sinnspruch, Aufschrift, Lehrgedicht). Stimmt ihn die Betrachtung wehmüthig, weil ihn die Unvollkommenheit alles Irdischen mit Trauer erfüllt, so dichtet er in elegischer Stimmung; reizt ihn die Unvollkommenheit zum Gegenstreben, weil jene von der Thorheit der Menschen veranlaßt wurde, so wird er Satiriker. Alle diese Dichtungsarten sind also nur Stimmungszustände, nicht besondre Dichtungsarten, da ja auch Epos und Drama solche Stimmungen darstellen können.

Ueberträgt der Dichter diese verschiedenen Stimmungen auf Personen, welche durch eine gemeinsame Begebenheit in dieselbe versetzt werden und zwar jede je nach ihrem persönlichen Charakter, ihrer Sinnesart und Denkweise, so entsteht die dramatische Form. Jede Person spricht Gefühle aus, wie sie sich in einer gegebenen Lage für die Stellung der betreffenden Person ergeben. Das Drama wird zur objectiven Lyrik, die an bestimmte Thatsachen, Verhältnisse und Personen gebunden ist. Aber im Drama geht die Gemüthserregung zur Handlung über, schon deshalb, weil Personen mit ihren Stimmungen und Zwecken einander entgegen treten oder zur Seite stehen und ihren Willen verwirklichen wollen. Handelt es sich um große Dinge, um tiefeingreifende Ideen, urkräftige Gemüthszustände, so wird der Kampf der Gegensätze zwischen Person und Welt, Wille und Verhältnissen ein gewaltiger, der mit dem Untergange des Schwächeren, Uebereilten, Uebermüthigen endet. Dann schließt die Handlung tragisch; die sittliche Weltordnung als ewiges Gesetz siegt über Leidenschaft und per-

sönliches Wollen. Werden kleine, engherzige Zwecke mit großen Mitteln verfolgt, so tritt der Widerspruch zwischen Zweck und Mittel zu Tage; die Sache wird komisch und endet mit der Aufdeckung der Verkehrtheit.

Endlich kann ein Dichter ergriffen werden von einer Thatsache, in welcher sich ein Gemüthszustand, eine Welt von Gemüthshandlungen abspiegelt, und dann wird das Gedicht ein episches, welches durch die Art der Darstellung jene Gemüthszustände im Leser und Hörer erweckt. Außer diesen drei Grundformen ist keine andre möglich, wenn sich auch viele Unterarten bilden können. Je nach den Auffassungsarten der Stimmung unterscheidet man naive, sentimentale, erhabene u. s. w. Dichtungen, aber dies sind schwankende, vorübergehende Stimmungen des Dichters oder Zeitgeschmacks, die sich aus dem persönlichen Verhalten des Gemüths zur Welt ergeben.

Wie Empfinden, Denken, Streben sich als Richtungen der Geistesthätigkeit entwickeln und stets in einander enthalten sind, so bleibt auch die Poesie auf einen solchen Kreislauf verwiesen. Sie begann überall mit historischen Liedern, in denen sie Thatsachen erzählt, welche eine Gemüthsstimmung hervorriefen. Wird diese Veranlassung nur angedeutet oder vorausgesetzt, so löst sich die Stimmung los und wird zur Lyrik. Verbinden sich Thatsache und Stimmung der betheiligten Person, so entsteht die dramatische Form.

24. Ideal und Wirklichkeit.

Wenn man nothwendig den Ursprung unsres geistigen Wesens auf materielle Ursachen zurückführen muß, so kann man doch auch die Thatsache nicht leugnen, daß der Mensch den angeborenen Trieb besitzt, auf solcher Grundlage sich eine eigne geistige Welt zu er-

ſchaffen, indem er aus eigner Kraft organiſch ſeine geiſtigen Leiſtungen fortbildet. Wie er ſich Kleider und Wohnung ſchafft, um ſich gegen Wind und Wetter zu ſchützen, ſo entwickelt er ſeine Vorſtellungen nach und nach zu Wiſſenſchaften und Kunſtidealen. Worin hat dies ſeinen Grund? Zunächſt in der allgemeinen Organiſation des Menſchen, der ſeine wahre Heimath in Begriffen und Ideen findet, weil er in Worten denkt.

Es liegt im Menſchen das Gefühl ſeiner Unvollkommenheit, die tägliche Erfahrung lehrt ihn die Hinfälligkeit aller Größe und die Vergänglichkeit alles Schönen. Daher durchzieht ein tiefelegiſcher Ton die großen Nationalepen und haben Tragödien ſo viel Anziehendes für uns. Von der andern Seite erleben wir Großes und Staunenerregendes und fühlen den Drang, das aus uns heraus zu ſchaffen und uns zu vergegenwärtigen, was ſich innerlich in uns regt, treibt und bewegt. Daher drängt es den Menſchen zu forſchen, denken und künſtleriſch zu ſchaffen.

Die großen ewigen Fragen des Menſchenherzens und der Menſchheit: Was iſt der Menſch? Giebt es eine allwaltende Gottheit, ein erbarmungsloſes Schickſal oder einen freien menſchlichen Willen? Siegen Wahrheit, Recht und Rechtſchaffenheit, oder rohe Macht, Liſt und Schurkerei? Welches ſind die Ziele des forſchenden und ſtrebenden Menſchen? Warum welkt die Jugendfriſche und verſiegt die Jugendkraft? und andre Menſchheitsfragen beſchäftigen die Denker ſeit Jahrtauſenden, die ihre Antworten in Religionslehren, Philoſophien, Dramen und Epen ausſprachen, deren unergründliche Tiefe uns noch heute in Erſtaunen ſetzt. Es ſind wenige, aber ſchwer wiegende Fragen, über welche die genialſten Denker und Dichter forſchten, um in dem unſteten Meere der Erſcheinungen und den wilden Brandungen der Begebenheiten einen Hafen zu finden, in welchen der zweifelnde, verzagte Menſch flüchten könne. Man wollte den Urgrund der Dinge und die ſittliche Weltordnung, die urewigen Geſetze des Menſchen- und Völkerle-

bens erkunden und ſchuf Mythen voll tiefen Ernſtes und hochpoetiſcher Weltanſchauung, um der Hinfälligkeit des Menſchenlebens Ideale voll unverwüſtlicher Dauer und Herrlichkeit gegenüber zu ſtellen, in deren Anſchauen die Völker Troſt und Beruhigung finden ſollten. Die Menſchheit iſt alt und kühl-verſtändig geworden, aber jene Ideale blühen in unvergänglicher Jugendfriſche und jedes Zeitalter bildet ſie in ſeiner Weiſe nach. Dichter nennen dieſe Gebilde zwar ſelbſt nur Träume, und doch ſind ſie dem fühlenden Herzen ewige Wirklichkeit und Wahrheit.

Wie auf Erden Alles wandelbar und einſeitig iſt, ſo auch die Ideale, in denen jedes Volk je nach ſeiner Bildungsſtufe und Erlebniſſen das Höchſte anſchaut, welches es erſinnen und erdenken kann. Seehunde in Fülle, Jagdwild in Menge, zahlreiche Heerden — das ſind die Paradieſe der Eskimos, Indianer, Kirgiſen u. ſ. w. — Kinderphantaſien, Mährchen und Träume von Chriſtbaum und Weihnachtsmann! Erhaltungstrieb als die erſte Gemüthsregung kennt nichts Vollkommeneres als ſorgloſes Dahinleben, Vorrath an Lebensmitteln und Endloſigkeit eines behaglichen Alltagslebens. Unſre Bauern feiern ſolche uralte Wünſche noch in ihren Kirchweihen, Schlachtefeſten, Schmauſereien, Ernte- und Winzerfeſten. Es ſind dieſe ja die einfachſten Gefühlsthaten des Behagens und der Dankbarkeit, den Lebensunterhalt geſichert zu haben; der Form nach rohſinnlich, der Empfindung nach idealiſtiſch.

Hat ein Volk aber eine behagliche Exiſtenz durch Ackerbau; beobachtet es den Wechſel von Regen und Sonnenſchein, Winter und Sommer, Entſtehen und Vergehen, die Vielartigkeit der Landſchaftsgebilde, Pflanzen und Thiere, den Segen der Quellen und der Wärme, ſo beginnt es nachzuſinnen, wie dies Alles zugeht, wer dieſe Ordnung aufrecht erhält, den Segen verbreitet, und es ſieht in Naturerſcheinungen göttliches Walten, ſchafft ſich Götter, erfindet ſich eine Naturphiloſophie in Form von Mythen und giebt dieſen Gebilden der ſinnenden Phantaſie endlich leibhaftige Geſtalt

in Statuen und Bildern, in denen ſich der Menſch ſelbſt darſtellt. Weil ihm aber die Götter höhere Weſen ſind, ſo dient die Menſchengeſtalt nur als Symbol, in dem er die Ideale ſeines Denkens auszudrücken ſucht. Den Hindu machte die Vielgeſtaltigkeit der Tropennatur, den Egypter und Babylonier der Segen eines befruchtenden Fluſſes, den Hellenen die geologiſchen Erſcheinungen ſeiner Gebirgsheimath nachdenkend; ſie wollten die Räthſel des Lebens und Daſeins ergründen und erdachten jene ſeltſamen Mythen, die uns bereits unverſtändlich geworden ſind. Jahreszeiten, Ackerbau, der Kampf des Menſchen gegen Wetter, Naturmächte, Flüſſe, Felſen, die Gründung eines Familien- und Gemeindeweſens, welche ſo wohlthätig wirkten und doch von ſelbſt eintraten — das waren die Grundgedanken der Mythendichtungen, welche immer reicher und bunter ſich entwickelten, bis ſie den ſpäter lebenden Geſchlechtern ſich in Wiſſenſchaft und Staatsgeſetze auflöſten. Aber der Kunſttrieb bemächtigte ſich dieſer Stoffe, verlieh ihnen in Statuen und Tempeln ſichtbare Geſtalt, vergegenwärtigte ſie ſich in Liedern und Dramen, bis endlich dieſe ſinnlichen Urgedanken ſich veredelten zu Idealen der Menſchheit, der menſchlichen Beſtrebungen, der edleren Regungen des Menſchenherzens. Da war die Kunſt geſchaffen mit ihren Idealen zur Freude der Menſchen, zur Verherrlichung der ſchöpferiſchen Kraft des Menſchengeiſtes, welcher ſinnliche Wahrnehmungen und gedankenreiche Gemüthsanſchauungen in Kunſtgebilde umwandelte, um die großen Ideen der ſtofflichen Welt in ihrer geiſtigen Wirklichkeit zu erfaſſen und ſich zu vergegenwärtigen.

Die Orientalen verehrten das Ewige und Göttliche in ſymboliſchen Figuren, die Griechen in menſchlichen Geſtalten der Vollkommenheit, die Chriſten ſetzten Heilige, Madonnen und das Chriſtuskind an deren Stelle, um in Menſchengeſtalt das Göttliche ſich zu vergegenwärtigen. Nach Jahrhunderten ſtellten die Künſtler das Menſchliche als Porträt, als Schlachtſcene, als Kirmeß dar

und fanden ſogar Befriedigung in der Nachahmung der Natur, wie ſie als Wellenſchlag der Brandung, als Viehheerde, als Landſchaft, Blumenſtrauß u. ſ. w. erſchien. Die Weltlichkeit und die irdiſche Vergänglichkeit ward zum Ideal, zur Verſinnlichung des Vollkommenen und Unvergänglichen. Man baute nicht nur Kirchen, ſondern Paläſte, Rathhäuſer, Villen, Muſeen, Bibliotheken, endlich Bahnhöfe und Induſtriepaläſte als demokratiſche Kunſtideale. Auf dieſe Weiſe vergeiſtigte ſich das Zeitbedürfniß das Stoffliche als das zeitgemäße und volksthümliche Culturideal. Wie heiter, licht und anmuthig ſind unſre Concert-, Speiſe- und Verſammlungsſäle, Ballſäle, Ausſtellungshallen, Schulhäuſer, Krankenhäuſer, Univerſitäten u. ſ. w. gegen die finſtern, kalten, angeräucherten Kirchen! Wie anders wirkt eine Orcheſtermuſik, ein Marſch als das weinerliche Orgelſpiel mit ſeinen ſchleppenden Rhythmen und ſchnörkelhaften Vor- oder Nach- oder Zwiſchenſpielen! Dies iſt keine Muſik mehr, ſondern geiſtloſer muſikaliſcher Rococco, an welchem Niemand Gefallen findet, weil die Wirthshausmuſik eine geſchmackvollere iſt. Wer möchte nicht lieber Göthe's, Uhland's, Rückert's, Schiller's Gedichte als Herzenserfriſchung und Geiſteserquickung leſen ſtatt geſchmackloſer Kernlieder, verſtandloſer Geſangbuchlieder und derlei theologiſcher Ungereimtheiten! Die Ideale unſrer Cultur ſind eben ganz andre. Wir verlangen Gedankeninhalt, Wahrheit, Uebereinſtimmung des Ideals mit der Wirklichkeit, in Summa Natur und Natürlichkeit. Daher hat die Naturwiſſenſchaft und die Phyſiologie des Staates, die man unpaſſender Weiſe Nationalökonomie nennt, ſo große Gewalt über die Gemüther. Wir ſympathiſiren mit ihnen, fühlen uns geiſtig gehoben, gekräftigt und werden ſtets zum Denken angeregt, wogegen Staat und Kirche uns zum Glauben an zweifelhafte Autoritäten — Moſes, Paulus, Miniſterialreſcripte, Landräthe, Erzbiſchöfe u. ſ. w. zwingen.

Wohin wir auch unſre Blicke wenden, überall begegnen wir Ideen, überall ringt die Menſchheit unter Sorgen, Trübſalen und

blutigen Kämpfen nach der Verwirklichung ihrer Ideen, nach dem Unvergänglichen und Göttlichen, was der Menschengeist aus sich zu erschaffen vermag, aber es in der Bescheidenheit und im Bewußtsein seiner Einseitigkeit für eine göttliche Offenbarung ausgiebt.

Im Ideal schaut der Mensch sich selbst in seiner — endlichen — Vollkommenheit an, versinnlicht er sich das Höchste und Beste, was er sich denken kann. Männer großer Ideen verehrte man im Alterthum als Gesandte Gottes, als Propheten und gotterleuchtete Männer, in den Zeiten des Absolutismus und Soldatenkönigthums ward jeder Gesalbte ein Träger und Begnadigter der Gottheit, vor welchem man niederkniete und ihn als Vorsehung um Gnade anflehte, denn Recht durfte man nicht fordern. In unsrer kühler denkenden Zeit verehrt man Genies als Bevorzugte, studirt ihre Schriften und Werke, errichtet ihnen Bildsäulen, wenn sie ein Leben voll Entbehrungen und Drangsale überstanden haben, schmückt mit ihren Bildern und Büsten Museen, öffentliche Gebäude, Plätze, benennt nach ihnen Straßen u. s. w., weil sie die Ideale der Zeitbildung klar und faßlich auszusprechen wußten und dem Volke zum Bewußtsein brachten.

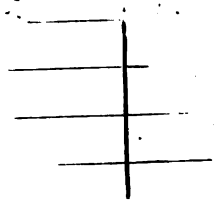
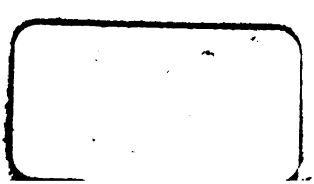
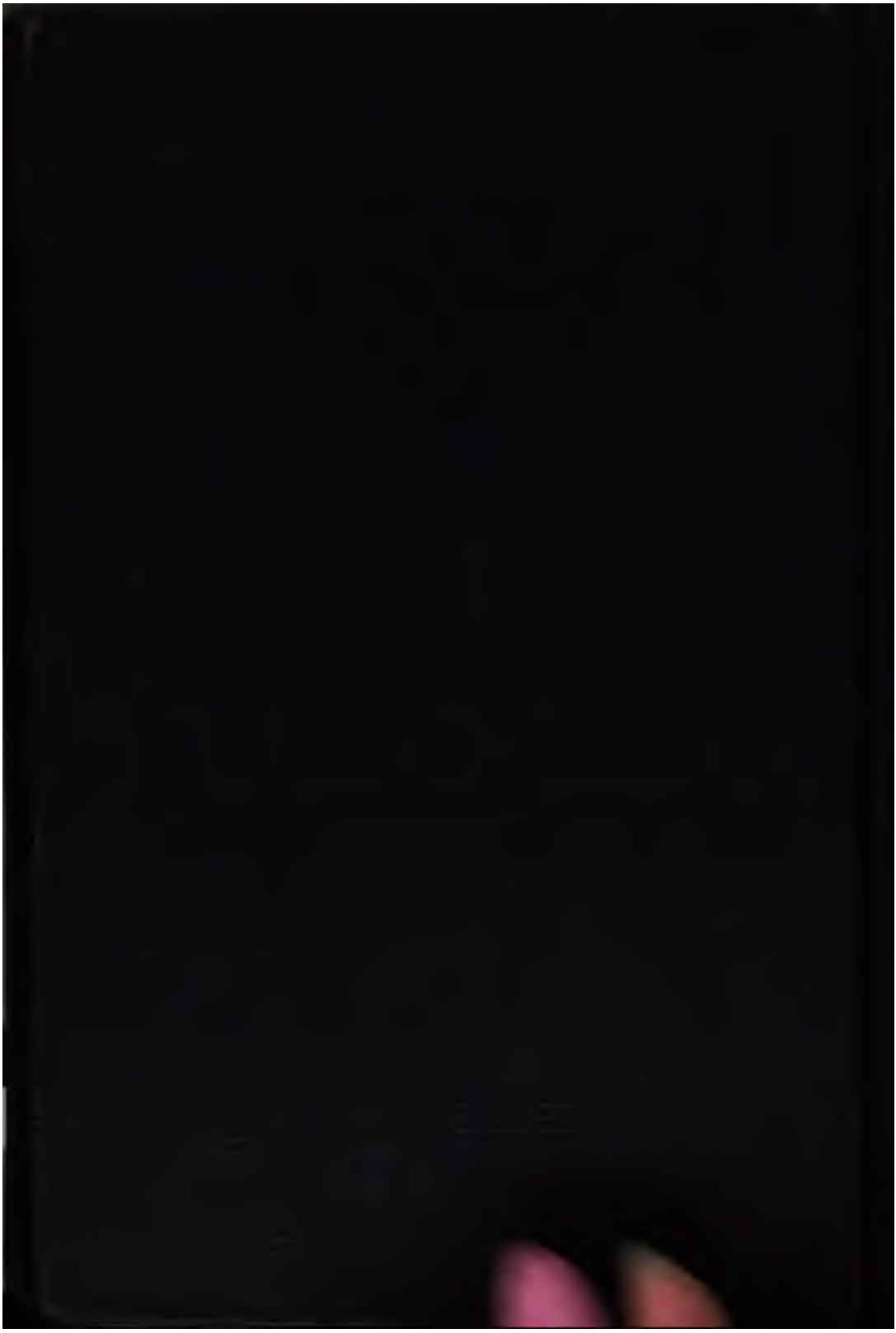
Ideale bleiben also, weil sie Erzeugnisse des Culturlebens sind, veränderliche Gebilde. Jedes Volk, jede Zeit hat ihr Ideal. Warum? Weil es in der Natur des Menschengeistes liegt, daß die höchsten Gedanken auch in der Welt und in den menschlichen Zuständen Wirklichkeit gewinnen sollen. Ideale, welche jenseits der Wolken liegen, befriedigen uns nicht, weil wir Wahrheit erstreben, und Wahrheit ist Uebereinstimmung der Ideen mit der Wirklichkeit, nicht mit der gemeinen der Tageserfahrung, sondern mit der des Erkennens, des Glaubens, der Gesellschaftsordnung, des Staates, mit den höheren Gesetzen der Erscheinungen. Mit leeren Träumereien, mit einer Ausgleichung im Jenseits und dgl. ist uns nicht geholfen, wir wollen vielmehr die Ideen des Rechts und der Wahrheit auf Erden verwirklichen, ihnen Gestalt und

Daſein geben. Dies iſt der Drang und das Ziel der Weltgeſchichte, der Zweck der vielſeitigen Geſchäftigkeit der Völker.

Aus dem rohen Stoff der geſchichtlichen Thatſachen erwächſt das Ideale als unausbleibliche Folge, denn der Menſch, der um ſich her nur Umwandelung, Veränderlichkeit und Wandelbarkeit ſieht, ſucht in ſeinem Gemüthsdrange das Bleibende, das ſchöpferiſche Geſetz, das unwandelbar Ewige. Er wendet daher ſein Dichten und Trachten auf die Erforſchung der Wirklichkeit, um in dieſer Hülle die Wahrheit zu erkennen, dieſelbe nun zum Eigenthum ſeines Wiſſens zu machen und der Ewigkeit theilhaftig zu werden. In der Wahrheit der Erkenntniß feiert der Menſch ſeine Unſterblichkeit, ſein ewiges Geiſtesleben. Mithin führt ihn die ernſte Beſchäftigung mit wandelbaren Stoffen unaufhaltſam in das Geiſterreich urewiger Gedanken, vollbringt ſich der große Kreislauf, der von der Sinnlichkeit ausgeht, zu Ideen ſich umgeſtaltet und den Ideen in der Menſchenwelt Wirklichkeit, Daſein, greifbare Geſtalt giebt. Wir kehren alſo zu dem Anfang zurück. Denn indem jede Zeitgenoſſenſchaft die Ideen der Vorzeit entwickelt, erzeugt ſie Neues, macht ſich aber nur den Gedankeninhalt des räthſelhaften, vieldeutigen Alten klar und verſtändlich. Der Greis erinnert ſich gern ſeiner kindlichen Vorſtellungen, in denen embryoniſch ſchon ſein ganzes Weſen vorgebildet liegt, und ebenſo verweilen hochgebildete Culturvölker gern bei den Mythen, Sagen und Poeſien der Urahnen. Hat ein Volk ſeinen Idealen Wirklichkeit gegeben, ſo erkennt es nach und nach die Einſeitigkeit derſelben, vermag aber dieſelbe nicht mehr zu ergänzen, wenn ihm die jugendliche Schöpferkraft verloren ging, es welkt geiſtig dahin, ſeine Ideen verkalken und werden unbeweglich, inhaltsloſes Ceremoniell und Aberglauben, bis junge Völker die Arbeit fortſetzen, neue Ideale aufſtellen und ſie im Leben zu verwirklichen ſuchen. Aſien mühte ſich ab am prieſterlichen Königthum, Griechenland an der Demokratie, Rom am Rechtsſtaat, das Mittelalter an der Hierarchie und dem feudalen Königthum,

die Gegenwart am conſtitutionellen Staatsleben, Amerika am freien Menſchenrecht. Im Alterthum war der Prieſter- und Kriegsadel im Staate berechtigt, in Griechenland und Rom der Staatsbürger, im Mittelalter Ritter und Geiſtlicher, in der Neuzeit der ſteuerzahlende Bürger, in Amerika der Menſch als Menſch. Wir Europäer verſchwenden Kräfte, Geld und Zeit, um die Ruinen des Feudalweſens wegzuſchaffen, die noch in unſern Köpfen als Denkweiſe aufgehäuft liegen, können Staat und Kirche nicht in Uebereinſtimmung bringen, da hiſtoriſche Rechte dies erſchweren, unterſcheiden ängſtlich zwiſchen Adel und Bürger und ſtellen beſondre Rechte für ſie auf, bewaffnen die Jugend gegen die Staatsbürger, verachten den Arbeiter, Handwerker und Bauern und ſchleppen uns mit tauſend Vorurtheilen herum, daß uns der Athem ausgeht. In den Vereinigten Staaten kennt man ſolche Hemmniſſe nicht, kommt alſo auf geebnetem Wege ſchneller vorwärts und vermag es das Ideal zu verwirklichen, weil man keine Polizei, keinen Oberkirchenrath um Erlaubniß anzubetteln braucht. Da aber die Menſchheit auf dem Boden der Wirklichkeit ſtehen will, ſo kommen wir in Europa nicht recht zur Ruhe, bleiben bei den Vorarbeiten aufgehalten. Nur die Naturwiſſenſchaft zwingt uns, die Wirklichkeit ſorgfältig zu unterſuchen, um die Wahrheit zu finden, daher kann unſre Cultur ſich nur verjüngen durch die Naturwiſſenſchaft und durch Anwendung der Naturgeſetze auf menſchliche Verhältniſſe, damit wir zur Wahrheit als der täuſchungsloſen Wirklichkeit gelangen. Soll dies geſchehen, ſo muß man zuerſt wiſſen, was iſt der Menſchengeiſt, worin beſteht ſeine Thätigkeit und Entwickelung. Alle Philoſophie, Theologie, Rechts- und Sprachlehre muß ſich auf die Wirklichkeit der Phyſiologie begründen, dann werden zahlloſe Vorurtheile ſchwinden und die Cultur einen gewaltigen Schritt weiter kommen!

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.



OCT 2 8 1988